Geschichte
der
sittlich-religiösen und socialen
Entwicklung Deutschlands.

Digitized by Google

Rum -11

UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Digitized by Google

OCT 9 1963

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

sittlich-religiösen und socialen

Entwicklung Deutschlands

in den letzten 35 Jahren.

Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern.

Herausgegeben

von

Lic. L. Weber,
Pfarrer in M.-Gladbach.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1895.

Digitized by Google

Digitized by Google

DD
67
.W4

1362739

Der

Deutschen akademischen Jugend,

der

Hoffnung der Zukunft

gewidmet.

Digitized by Google

Vorwort.

Die gewöhnlichen Kulturgeschichten berühren die tiefsten sittlich-religiösen Motive unseres Volkslebens wenig oder gar nicht. Auch reichen sie in die neueste Zeit kaum hinein. Nun ist es aber von entscheidender Bedeutung für die Gewinnung eines rechten Standorts in den Fragen und Kämpfen der Gegenwart, die Entwicklung der letzten Jahrzehnte nach ihren tiefsten Impulsen zu kennen. Dies wollen die folgenden Aufsätze ernsten Lesern erreichen helfen. Was ihre Verfasser bei aller Abweichung im einzelnen miteinander verbindet, ist die gemeinsame christliche Grundanschauung und auf socialem Gebiet ein Reformstreben, das sich im ganzen und großen mit den Anschauungen und Bestrebungen des evangelisch-socialen Kongresses sowie der christlich-socialen Partei deckt. Im Mittelpunkt steht uns aber der brennende Wunsch, unser Volk durch das Spiegelbild, das wir ihm vorhalten, zu Gott und Jesu Christo zurückzuführen. Wie hat doch in den siebziger Jahren im Leben unsers deutschen Volkes Zeichen wider Zeichen gestanden! Erst Jahre des Krieges und des Sieges — von Gott kam das deutsche Reich in erneuter Herrlichkeit! Danach Jahre des Mammons und der Genußsucht — unser war der Undank, der Abfall, die Schuld! Das Jahr 1878 trug ganz besonders das Zeichen des Tieres aus dem Abgrunde — welche Bußpredigt erging an uns Deutsche, als unter uns das geliebte Haupt unseres greisen Kaisers nicht mehr sicher war! Gott hat ihn damals errettet, damit wir nicht ganz zu schanden würden. Aber der Abfall und die Zersetzung gingen fort, die Ungerechtigkeit nahm weiter überhand und die Liebe erkaltete in Vielen. Die äußeren Fortschritte der Kultur und Civilisation, auch manche äußeren Fortschritte in der Organisation der

Digitized by Google

Kirche und in der christlichen wie der humanen Liebesthätigkeit dürfen uns doch nicht täuschen über das innere Verderben. Es geht unserer Zeit wie es manchem Lebemann geht, der äußerlich gesund und rotwangig aussieht, aber innerlich vollendet sich an ihm je länger je schrecklicher die Sünde. Nur Einer kann uns retten, Christus. Und Er ruft dem deutschen Volke zu: Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten! Ihm zu Ehren ist dieses Buch geschrieben. Möge Er es nach seiner Gnade für unser teures Volk segnen!

Weber.

Digitized by Google

Inhalt.

A. Die treibenden und gestaltenden Ursachen.

Seite

I. Der Einfluß der Kirche. Von Lic. Weber 1
II. Der Einfluß der politischen Entwicklung auf die sittlich-religiösen Zustände. Von Dr. H. von Petersdorff 17
III. Der Einfluß der Naturwissenschaft auf die sittlich-religiöse Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Von Dr. phil. E. Dennert 31
IV. Annäherungen der modernen Wissenschaft und Bildung an das Evangelium. Vorträge von P. Hafner und P. Lic. Weber . . 47
V. Der Einfluß der Kunst auf die sittlich-religiöse Entwicklung Deutschlands. Von Dr. Karl Friedr Jordan 67
VI. Der Einfluß der Gelehrten-, der Volks- und Fortbildungsschule, sowie der Bestrebungen zur Verbreitung von Volksbildung. Von P. Röhr 99
VII. Der Einfluß des Handels und der Industrie. Von Dr. Karl Friedr. Jordan. 121
VIII. Der Einfluß der socialen Lehren und Parteibildungen. Von P. Jul. Werner 131
IX. Der Einfluß der Presse. Von Dr. H. von Petersdorff . . . 147
X. Der Einfluß der materiellen Notstände. Von Lic. Weber . . 171
XI. Die Schuld des Alkoholmißbrauchs an den socialen Notständen. Von P. A. Stuhlmann 179
XII. Die neueste Socialdemokratie. Von P. A. Stuhlmann . . 191

B. Die Zustände.

I. Die Entwicklung des häuslichen Lebens in Deutschland. Von P. Albrecht Romann 207
II. Die Sonntagsfeier als Gradmesser des kirchlichen Lebens. Von Lic. Weber 237
III. Die Welt der Vornehmen. Von P. Christian Rogge . . . 243
IV. Die Welt des Mittelstandes. Von P. H. Meinhof . . . 275
V. Die Künstlerwelt. Von Dr. Karl Friedr. Jordan . . . 301
VIa. Die Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. Von P. Wittenberg 315
VIb. Die ländliche Arbeiterwelt im Osten Deutschlands und ihre Stellung zu den andern Ständen. Von P. em. Wagner . . . 335
VIc. Ein Dorfleben, wie es ist und wie es sein soll. Von P. em. Wagner 343
VId. Die Landarbeiter im übrigen Deutschland. Von Lic. Weber . 355
VII. Die Industriearbeiter. Von Lic. Weber 359
VIII. Das Proletariat. Von Lieber „S. v. S." 367
IX. Überblick über die Zustände in betreff der Trunksucht in Deutschland. Von P. Dr. Rindfleisch 395
X. Aus der Welt der Unzucht und des Verbrechens. Von Lic. Weber 409
XI. Zur Bethätigung der Humanität in den letzten 35 Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der Krankenpflege. Von Dr. Wilh. Brinkmann, Geheimen Sanitätsrat 431
XII. Die Thätigkeit der christlichen Liebe:
a. Zur Vorgeschichte der inneren Mission. Von P. Kruse . . 475
b. Der gegenwärtige Bestand der inneren Mission. Von Lic. Weber 477

Digitized by Google

A. Die treibenden und gestaltenden Ursachen.

I. Der Einfluß der Kirche.

Von Lic. **Weber**-M.-Gladbach.

Eines Volkes Seele ist sein Glaube, seine sittlich-religiöse Grundanschauung und das aus dieser Grundanschauung entspringende Verhalten. Die Botin aber des wahren, seligmachenden, das Licht und Salz unserer ganzen Kultur bildenden Glaubens ist die Kirche Christi, speziell die Kirche der Reformation, die Kirche des reinen, lauteren Evangeliums. Luthers Geist und deutscher Geist gehören zusammen. Das deutsche Volk ist, was es an Gutem geworden ist, durch die Predigt des Evangeliums, durch die deutsche Bibel und das deutsche Kirchenlied, durch die Jugendunterweisung im Sinn und in der Kraft des Evangeliums geworden.

Halten wir zunächst eine allgemeine Umschau über den Stand der deutschen evangelischen Landeskirchen, ehe wir auf die einzelnen Seiten der Einwirkung der Kirche auf das Volksleben eingehen.

Die preußische evangelische Landeskirche[1]) ist auf dem europäischen Kontinent die größte protestantische Kirchengemeinschaft und steht den evangelischen Kirchen von England und Nordamerika als eine ebenbürtige Schwester gegenüber. In zahllosen Werken innerer und äußerer Mission ist sie erblüht, in der außerdeutschen Diaspora als eine treue Pflanzerin und Pflegerin wohlbekannt. Und wenn sie auf dem Boden der Union steht, so ist doch diese Union nicht zum Schutz und Vorwand für den Unglauben, sondern in Kraft des durch die Freiheitskriege neu angefachten Glaubens *dazu* gegeben, damit getrennte Glieder an demselben Altar feiern könnten. Und durch die neu gegebene Kirchenverfassung sind sowohl der Bekenntnisstand wie die Union in keiner Weise berührt worden. Der größte Teil der Kinder des preußischen Volks wird — auch in den kirchlich verwahrlosten großen Städten — noch auf Jesum getauft, und die meisten Ehen holen sich noch den Segen Gottes vom christlichen Traualtar. Im Kirchenbau ist seit den 80er Jahren eine große Rührigkeit, und immer neue Pfarrstellen werden Jahr für Jahr begründet. So waren es im Jahre 1892 84.

[1]) Ich habe im folgenden vieles aus *Kögels* Schriften entnommen, den ich für einen der schärfsten Beobachter unserer Zeit halte.

Die Zahl der Kommunikanten betrug im Jahre 1892 5766577. In Ostpreußen sind es 44,15 %, in Westpreußen 45,07, in Pommern 44,86, in Schlesien 48,10, in Posen (Diaspora) sogar 63,49, dagegen in Sachsen 40,36, in Brandenburg 39,99, in Westfalen 39,06 und im Rheinland (Einfluß des reformierten Elements) nur 30,61. Die Zahl der Kranken- und Privatkommunionen ist fast durchgängig in der Zunahme begriffen. Der Ertrag der regelmäßigen Kirchen- und Hauskollekten war 1134854 M., der Betrag der Schenkungen und Vermächtnisse für kirchliche Zwecke 2231330 M. Als neues Predigerseminar ist in der preußischen Landeskirche neben dem zu Wittenberg (1817) und dem Domkandidatenstift zu Berlin (1854) das zu Soest (1892) erstanden. Die Aufwendungen aus Staatsmitteln für kirchliche Zwecke betragen: für den Ev. Oberkirchenrat 162167 M., für die Konsistorien 1215774,24 M., für ev. Geistlichen und Kirchen 1609483,80 M.

Wenden wir unsern Blick auf die sächsische Landeskirche, so kann man hier, wie auch in der sächsischen Staatsverwaltung, die vorzügliche Ordnung und das Vorgehn nach festen Grundsätzen loben. Sachsen hat seine pietistische Erweckung vornehmlich in Dresden und im Muldethale gehabt. Der Rationalismus erhielt sich ziemlich lange. Dann aber brach das Luthertum durch. Die Namen eines Luthardt, Kohlschütter, Meier und Löber sind mit Ehren zu nennen. 96,3 % aller in Sachsen geborenen Kinder werden getauft (gegen 94,40 % in den alten preußischen Provinzen). Die Zahl der Trauungen im Verhältnis zu den bürgerlichen Eheschließungen betrug 1892 97,2 % (gegen 91,93 in Alt-Preußen). Die Zahl der Kommunikanten betrug 46,85 %, darunter in der Diöcese Bautzen 100, in Leipzig nur 23,6 %. 8 neue Parochien sind im Jahre 1892 entstanden, darunter 4 in Leipzig, 2 in Zwickau, 19 neue ständige geistliche Stellen und 8 Hilfsgeistlichenstellen begründet, 6 neue Kirchen geweiht, 23 erneuert. Die Kirchenkollekten (deren nur 8 eingesammelt wurden!) ergaben 127468 M., der Gesamtbetrag kirchlicher Stiftungen und Vermächtnisse war 397543 M.

Gehen wir von Sachsen nach dem ihm nahe verwandten Hannover, so ist auch hier vorzügliche Ordnung und ein fürsorgliches Kirchenregiment. 59,5 % Kommunikanten hatte die Landeskirche aufzuweisen, darunter Lüneburg-Celle 94 %, Aurich (das reformiert-ostfriesische) nur 15,1 %. Von 1887—1892 sind 17 neue Kirchen gebaut, darunter aber nur eine in einem neugegründeten Kirchspiel. In derselben Zeit sind 12 neue Pfarrstellen errichtet. In den letzten 6 Jahren hatte die Landeskirche an Vermächtnissen und Schenkungen 1373115 M. Der Einfluß eines Ludwig Harms, Petri, Münkel, Niemann sei in seiner segensreich fortwirkenden Kraft noch kurz notiert.

In Bayern ist es der fromme reformierte Professor und Prediger Krafft gewesen, dessen gewaltige Einflüsse dem Erstarken des Luthertums nach der Zeit des Rationalismus zu gute kamen: nicht wenige der späteren Konfessionellen haben dies bekannt. Es traten Harleß, Höfling, Thomasius und Hofmann auf, ein Viergestirn von leuchtender Kraft; die „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ entstand; Löhe, Wucherer u. a. prägten unter den Geistlichen den streng lutherischen, aber

zugleich eifrig-thätigen Zug aus. Das gegenwärtige bayrische Oberkonsistorium zeichnet sich ebenso durch Festigkeit wie durch Milde aus. 99,54 % aller Kinder werden in Bayern getauft, 98,92 % aller Ehen werden kirchlich eingesegnet, darunter 53,8 % der Mischehen, die Zahl der Kommunikanten beträgt 68,3 % (im Dekanat Nürnberg allerdings nur 22 %). 2 neue Pfarrstellen und 5 Pfarrverweserstellen wurden 1892 errichtet, 12 Kirchen und 18 Betsäle erbaut. An Stiftungen, Schenkungen und Kollekten kam die Totalsumme von 1180078 M. ein, über 90 Pfg. auf den Kopf der Bevölkerung, eine Ziffer, die keine andere Landeskirche sonst erreicht.

Mild-lutherisch, in seinen besten Kreisen pietistisch und kirchlich zugleich ist das Württemberger Land. Ein Beck, Kapff, Gerok, Burk, Weitbrecht, Kübel zeigen das echte Gepräge dieses Landes. Die sehr zahlreichen Konventikel haben der Frömmigkeit im Lande mit ihren „Stunden", der Bibelerklärung und Privaterbauung sowie der brüderlichen Zuchtübung reichlich gedient und den ein Kirchentum so tief erschütternden „Resultaten" der Kritik, wie sie die Tübinger Schule zeitigte, ein heilsames Gegengewicht geboten. In Württemberg blieben 1892 nur 56 Kinder ungetauft, davon 36 in Stuttgart, so daß 99,61 % aller Kinder getauft wurden. Nur 198 Paare verweigerten im ganzen die Trauung, darunter wiederum allein aus Stuttgart 141. Die Erträge der kirchlichen Kollekten betrugen 517000 M.

Einen wesentlich anderen Typus zeigt die Kirche Badens. Schenkel gegen Ullmann — so heißt zu Anfang unserer Periode die Kampfeslosung, und noch immer tobt der Kampf unentschieden, wenngleich mehr und mehr einem Siege der positiven Richtung zuneigend, weiter. Leider hatte R. Rothe sich zu einem Genossen Schenkels gemacht, dieser Mann von abstrakter Gedankenschärfe und zugleich von tiefsinniger Phantasie, mit dem kindlichen Hinaufgreifen und Aufschauen in das Übernatürliche, und zugleich mit dem Gedanken eines endlichen Versinkens der Kirche in den Staat, er, der ein Evangelium zu haben meinte, welches die Welt wieder gewinnen könne, indem es an alle ihre „berechtigten" Bestrebungen sich hingebe. R. Rothe hat sich getäuscht, die Bestrebungen des Protestantenvereins sind im Sande zerronnen. Als der Liberalismus in Baden die unbestrittene Herrschaft hatte, hat er seine ganze Intoleranz gezeigt, indem er ein Gesuch der Heidelberger positiven Minorität um Mitgebrauch einer städtischen Kirche für ihren Prediger Frommel, sowie die Bitte, bei eingetretener Vakanz 1880 diesen ihren Prediger zu wählen, damit ihre Richtung doch auch vertreten sei, einfach ablehnte. Diese Intoleranz bei den Männern der „Toleranz" hat Baumgarten auf einem deutschen Protestantentage gebührend gerügt. Die äußeren Verhältnisse der Landeskirche sind jetzt als im ganzen gute zu bezeichnen. Auch die liberale Richtung arbeitet auf dem Gebiete der socialen Frage und dem der inneren Mission treulich mit. 98 % aller Kinder wurden in Baden getauft, 97,2 % aller Ehen kirchlich eingesegnet, darunter bei Mischehen 55,83 %, die Zahl der Kommunikanten betrug 55,3 % und an Armengeldern, Kirchen- und Hauskollekten entfielen insgesamt auf den Kopf der Bevölkerung 70 Pfg.

Wir kommen zum Großherzogtum Heſſen, aus dem ein Baur, Schloſſer u. a. entſtammt ſind. Es ſind in der heſſiſchen Kirche ſehr verſchiedene Beſtandteile vereinigt, wie z. B. der Typus Oberheſſens und der Typus Rheinheſſens ſtark voneinander abweichen. Im ganzen Großherzogtum kam 1892 nur eine Taufverweigerung vor, und von 3 212 Kindern aus Miſchehen wurden 1 688 evangeliſch getauft, alſo 52,21 %. Getraut wurden 98,1 %, bei Miſchehen 51,2 %. Die Zahl der Kommunikanten betrug in Oberheſſen (Bezirk Gießen) 129,23 %, im Bezirk Mainz (Rheinheſſen) 73,74 % und in dem an Baden grenzenden Bezirk Starkenburg mit Darmſtadt nur 54,91 %. Von den Städten hatte Offenbach mit ſeiner Socialdemokratie nur 12,51 %, Mainz (Diaſpora) die höchſte Ziffer mit 25,93 %. Der Ertrag der Armengelder, Kirchenkollekten, freiwilligen Leiſtungen und Schenkungen betrug 249 294 M.

Wir kommen zu Kurheſſen, wo nach der preußiſchen Annexion und insbeſondere nach der Errichtung des Geſamtkonſiſtoriums zu Kaſſel (1873) eine heftige Gärung geherrſcht hat, die aber jetzt — Gott ſei Dank — friedlichen und geordneten Verhältniſſen unter der trefflichen Leitung eben dieſes Konſiſtoriums gewichen iſt. In der heſſiſchen Kirche haben ein Zöckler und Grau, die für viele zum Segen geworden ſind, ihre erſten Schritte gemacht.

Schleswig-Holſtein hat im ganzen und großen den Konfeſſionalismus ſich bewahrt, doch hat es auch vielen kirchlichen Liberalismus, zum Teil von ſehr extremer Art, und andrerſeits Vertreter eines überſpannten, freikirchlichen Bekenntnisſtandpunkts in ſeiner Mitte. Getauft wurden in Schleswig-Holſtein 93,96 % der Geborenen, 94,23 % der Ehepaare getraut. Die Zahl der Kommunikanten betrug aber nur 28 %, alſo weniger als am Rhein, obwohl es ein lutheriſches Land iſt. Der Ertrag der Kirchenkollekten war im Jahre 1893 nur 40,864 M. (obgleich es eine reiche Provinz iſt), erreichte alſo nicht den Ertrag von Poſen und betrug noch nicht den zehnten Teil von dem, was die Rheinprovinz im gleichen Jahr an Kollekten aufgebracht hat (426 606); freilich war die Zahl der Kirchen- und Hauskollekten auch eine geringere.

Wir gehen über die kleineren Kirchengebiete kürzer hinweg. Mecklenburg, dem ein Kliefoth den Stempel eines ſtarren Orthodoxismus und einer gewiſſen Unbeweglichkeit aufgedrückt hat, ſteht nur in einem geringen Kontakt mit den übrigen deutſchen Landeskirchen. Der Kirchenbeſuch ſoll dort teilweiſe recht ſchlecht ſein, und ernſt lutheriſch-geſinnte Laien klagen auch wohl über die geringe Berührung des Pfarramts mit der Gemeinde. Doch giebt es auch dort lebendige Chriſten und thätige Arbeiter der inneren Miſſion.

Sehr traurig ſind die kirchlichen Verhältniſſe in Oldenburg, Hamburg, Bremen. In Hamburg wurden nur 73 % der Geborenen getauft, es blieben alſo 27 % aller Kinder ungetauft! Ferner betrug die Trauziffer nur 84 %, alſo ſind 16 % aller Ehen ungetraut geblieben. Der ganze Betrag an kirchlichen Vermächtniſſen in Oldenburg betrug 9 850 M.

Da ſieht es äußerlich in den mitteldeutſchen, anhaltiniſchen und thüringiſchen Ländern doch beſſer aus. In Anhalt wurden von der Geſamtzahl der Geborenen 99,45 % getauft, in Schwarzburg-Rudolſtadt

99,34 %, in Sachsen-Meiningen 99,01 %. Getraut wurden in Anhalt 98,6 %, in Sachsen-Meiningen 99,55 %, in Schwarzburg-Rudolstadt 100 %. Die Zahl der Kommunikanten betrug 30,87 % — 38,76 % und 31,67 %.

Kommen wir nun noch ausführlich auf eine Schattenseite, welche allen protestantischen Landeskirchen mehr oder weniger anhaftet. Das Unglück der evangelischen Kirche ist vor allem die Unkirchlichkeit der großen Masse ihrer Gebildeten und infolge dessen der Mangel an Laienkräften. Das Wort, das ausdrücklich dazu erfunden ist, um die Pastoren für ihre Vereinsamung, womöglich für ihre Anmaßung zu strafen, trifft aber die Lauheit und Teilnahmlosigkeit der Laien mit — es ist das Wort „Pastorenkirche." Ob Prediger oder Nichtprediger, die Christen sind als Priester alle berufen. Sie sollten alle arbeitend in die große Ernte des Reiches Gottes eintreten. Warum steht man müßig? Hätte niemand die Gebildeten der deutschen Nation gedingt? O ja, der Herr Christus, auf den sie getauft sind, hat sie gedingt. Aber sie wollen ihm nicht dienen; sie haben keine Lust, auf einem der vielen Felder mit ihrer Kraft und Gabe sich heimisch zu machen. Sie geben für die Zwecke des Reiches Gottes meist nicht einmal das schnöde Geld. Die große Masse der Reichen überläßt es den Witwen, die Witwenscherflein zu geben, und wendet auf sich selber die Deutung an, man gebe schon ein Witwenscherflein, wenn man möglichst wenig gebe. Das ist ein Witwenscherflein im Sinne der Schrift, wo genug gegeben wird, weil man alles giebt. Freilich: wollen wir dem Herrn nicht helfen, der Herr kann sich ohne uns behelfen; wollen wir nicht kommen, der Herr kann ohne uns aus- und durchkommen. Wir haben nicht ihn, er hat uns erwählet. Aus untreuer Hand kann er das Pfund in bessere Hände legen. Und würden wir denn so viel Unsegen in wirtschaftlichen Dingen haben, wenn wir ihm treuer dienten?

Damit es aber besser werde, brauchen wir im Predigtamt Männer, die das Wort Gottes predigen, das ganze Wort ohne Zusatz und Weglassung, die, was ihnen der heilige Geist ins Herz gesagt, laut verkündigen und was sie lehren, auch selber leben, Männer ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, nicht Herren des Glaubens, sondern Gehülfen der Freude, nicht Machthaber und Würdenträger, sondern demütige Vorbilder der Herde, nicht wetterwendische Diener des Zeitgeistes, sondern treue Werkzeuge des heiligen Geistes, nicht Schönredner, sondern Herolde wider Sünde, Welt und Teufel, Männer zugleich, die mit der Festigkeit auf dem einen Grunde des Glaubens die Verwandlungsfähigkeit der Liebe verbinden, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, den Weisen ein Weiser, den Kindern ein Kind zu werden. Aber nicht bloß im Predigtamt hat die Kirche treue, begabte und aufopfernde Männer nötig, sie hat auch Federn nötig, die der verwirrenden und zerstörenden Presse des Unglaubens eine heilende und erbauende in mancherlei Gestalt entgegensetzen; sie hat Professoren nötig, welche die Erkenntnis des Glaubens in wissenschaftlichem Zusammenhange zu lehren und die christliche Weltanschauung gegenüber der modernen siegreich zu verteidigen wissen; sie hat die Gaben der Sprachen nötig, sei es für den Dolmetscherdienst am Alten

und Neuen Testament, sei es zur Missionierung ferner und fremder Heidenvölker; sie hat die Männer der inneren Mission nötig, welche derselben immer neue Bahnen und Herbergen erschließen.

Doch gehen wir nun auf die einzelnen Seiten der Einwirkung der Kirche auf das Volksleben ein! Unter einem fünffachen Gesichtspunkt wollen wir die Kirche betrachten: als einen Pflanzort reiner Lehre, als eine Pflegestätte reinen Lebens, als ein Siechenhaus und eine Zufluchtsstätte für alles, was arm und krank und gebrechlich ist, als eine rechtlich verfaßte Gemeinschaft und als Gewissen des Volks in seinen öffentlichen Angelegenheiten. Es entspricht dies den Gesichtspunkten: Lehre, Zucht, dienende Liebe, Verfassung, Mitarbeit an den politischen und socialen Fragen.

Wir schauen zuerst auf die Lehre der Kirche. Die Kirche kann Gemeinschaft der Gläubigen, Herd eines Glaubens und eines Geistes nur sein, wenn sie auf den einen Grund sich gründet, auf Jesu Wort, wie es im Evangelium enthalten, in den apostolischen Schriften weiter ausgeführt und in den Bekenntnissen der altchristlichen wie der Reformationszeit von Dolmetschern erfahrungsmäßig ausgelegt und bezeugt ist. Ohne eine solche alle und jeden verpflichtende und richtende Autorität, ohne ein solches zusammenfassendes und zusammenhaltendes Wort der Lehre würde nur entweder der wandelbare Mehrheitsbeschluß einer Versammlung oder die zufällige Stellung des Kirchenregiments oder die beliebige Laune jedes einzelnen Predigers übrig bleiben. Das gäbe dann aber nur ein Durcheinander der Meinungen, eine Zersplitterung der Kräfte, ein wechselseitiges Sichaufgeben oder ein wechselseitiges Vergewaltigen, kurz eine Zerstörung der Kirche. Der Protestantenverein und die ihm verwandten Richtungen haben ja nun aus der Kirche einen solchen Tummelplatz religiöser Meinungen machen wollen, und der falsche, von reformjüdischem Geist durchdrungene Liberalismus hat gemeint, daß gegen Gewährung der Kirchensteuer ein Ausverkauf der Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Christentums stattfinden müsse. Aber alle diese Anläufe sind an dem noch in der Kirche mächtigen Glauben gescheitert. Von der neuen Ära, die im Oktober 1858 mit der bekannten Ansprache des Prinzregenten an sein neuerwähltes Ministerium begann, hoffte der religiöse Liberalismus einen bedeutenden Aufschwung. Hieß es doch in jener Ansprache, daß der segensreichen Entfaltung der evangelischen Union eine mit dem Wesen der evangelischen Kirche unverträgliche Orthodoxie in den Weg getreten sei und fast ihren Zerfall herbeigeführt habe. Dem gegenüber sei es des Prinzregenten fester Wille und Entschluß, die Union aufrecht zu erhalten und weiter zu fördern. Um aber diese Aufgabe lösen zu können, müßten die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und teilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei und Scheinheiligkeit aber, die sofort im Gefolge jener Orthodoxie sich einstelle, sei, wo nur möglich, zu entlarven. Stahl schied aus dem Oberkirchenrate, das Ministerium Bethmann-Hollweg nahm einen Anlauf zum kirchlichen Liberalismus, besetzte einige theologische und geistliche Ämter in liberalem Sinn; aber schon 1862 kam Mühler, und auch König Wilhelm neigte mehr und mehr positiv-biblischen, kirchlich-orthodoxen Anschauungen zu. Diese brachten ihn 15 Jahre später auch in

Gegensatz zu dem Kulturkampf-Minister Dr. Falk, dem mannigfache Verdienste um das Äußere der Kirche nicht abzustreiten sind. Aber die kirchlich Freisinnigen hingen sich zu sehr an ihn, und er ließ sich wohl auch aus politischen Rücksichten zu sehr nach links drängen. Der König strich darum die von Falk auf die Vorschlagsliste der durch königliches Vertrauen in die außerordentliche Generalsynode zu berufenden Männer gesetzten Namen der Protestantenvereinler. Er hielt den Präsidenten des Brandenburgischen Konsistoriums, Hegel, gegenüber dem Präsidenten des Oberkirchenrats, Dr. Herrmann, so daß dieser abging. Aus dem Sydow-Fall und den Apostolikums-Bekämpfungen auf einer Berliner Synode entwickelte sich die Gruppe der positiven Union, welche zwei ihrer hervorragendsten Vertreter, Dr. Kögel und Dr. Baur, bald darauf in den Oberkirchenrat als Verstärkung des positiven Elements berufen sah. Als nun die Vorschläge Falks bei Berufung der Deputierten für die Provinzialsynoden und die Generalsynode 1878/79 abermals den Beifall des Monarchen nicht fanden, nahm Falk im Juli 1879 seine Entlassung. In den letzten 15 Jahren hat dann die preußische evangelische Landeskirche — dank dem entschiedenen Zusammengehn der Positiv-Unierten und der Konfessionellen — auf dem Grunde ihres Bekenntnisses sich in Frieden erbauen dürfen. Wohl eifert ein gottentfremdeter Zeitgeist noch immer gegen das Festhalten dieses angeblich überwundenen Bekenntnis-Standpunktes und gegen die Normativität des Bekenntnisses in der Kirche. Aber die Kirche soll ein Pflanzort reiner Lehre sein, die auch heute noch auffindbar, erkennbar und festzuhalten ist. Einer schwankenden und wankenden Zeit thut man keinen schlechteren Gefallen, als wenn man Unsicherheit auch da zeigt, wo Festigkeit und innere Gewißheit mit Recht zu verlangen und zu erwarten sind. Halten wir darum das Apostolikum hoch, dieses älteste Bekenntnis, das die Summe apostolischer Verkündigung und daran immer wieder beglaubigt ist, dieses Band der gesamten abendländischen Kirche, einfach in der Form und leicht behaltbar, groß an Geheimnissen und nicht zu erschöpfen, dessen Wortlaut ein Reformator wie Luther sich täglich mit immer neuer, dankbarer Ehrfurcht vorsprach, aus dessen Reihen Satz für Satz der selige Nitzsch jedesmal das Herrlichste und Beste vernommen zu haben erklärte, dies Bekenntnis, das die Ratschlüsse und Wunder Gottes zu unserer Seligkeit mit ihren Höhen und Tiefen enthält in den drei Artikeln von der Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Aber nicht bloß Festhalten der reinen Lehre gilt es, sondern auch Verteidigung, Apologie. Anfangs der 60er Jahre machte das „Leben Jesu“ von Renan, dies ungläubige, seichte Machwerk, in Deutschland ungeheures Aufsehen. Damals sagte einer der größten deutschen Geschichtsforscher: „Eine Zeile des Evangelisten Johannes wirft jenes ganze Staubgebild in den Staub.“ In diesem Sinne muß die Apologie des Glaubens geführt werden: von dem festen Standort der heiligen Schrift aus mit ihrer inneren Wahrheit und Herrlichkeit. Die Schrift bekennt Jesum als ihren Kern und Stern, und Jesus ist und bleibt derjenige, auf welchen die Menschenseele angelegt und angewiesen ist. Sie braucht einen Heiland, und nur Jesus ist dies. Wenn der Dichter von allen Sterblichen singen und sagen muß:

„Da ist kein Mensch so hoch gefürstet,
So frei geboren ist kein Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann." —

Jesus ist ein freier und freimachender Herr. Er kann sagen: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?" Wer in Jesu Wort bleibt und sich von ihm erleuchten und befreien läßt, der wird darum — nicht auf dem Wege der Spekulation, sondern auf dem der inneren Erfahrung — die Wahrheit erkennen. Aber der Mensch muß die Wahrheit eben auch erkennen *wollen* und mit solchem Verlangen zu Jesu kommen. Es gilt Wille um Wille. Der menschliche Wille muß dem göttlichen sehnend und verlangend entgegenkommen, dann wird der göttliche Wille und Heilsrat sich rückhaltlos erschließen. „So jemand *will* des Willen thun, der mich gesandt hat", spricht Jesus, „der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede."

So hat denn die Apologie des Glaubens Jesu Herrlichkeit zu schildern und die Schrift als das Zeugnis von Jesu in ihrer Durchsichtigkeit und Vollgenugsamkeit, ihrer Kraft und inneren Beglaubigung darzulegen. Aber sie hat zum andern auch die inneren Widersprüche des Unglaubens und seine praktischen Konsequenzen nachzuweisen. Worauf gründet der Materialismus denn die von ihm beliebte Hypothese, den Menschen zum Tier und damit in den Staub herabzudrücken, ihm den Gedanken an Gottes Ebenbild als einen Größenwahn auszureden und auszutreiben, ihm eine Familiengeschichte anzudichten, welche die Tierwelt als seine eigentliche Heimat hinstellt, und schließlich als den letzten Ursprung alles Seins Kraft und Stoff, Notwendigkeit und Ungefähr, eine — man weiß nicht: woher? gekommene — Urzelle zu setzen. Begründet er dies alles durch Thatsachen? Nein, es sind die luftigsten Vermutungen, Hirngespinste der Menschen, Sprünge ins völlig Ungewisse. Die Naturgeschichte, in die der Materialismus sowohl die Welt- wie die Heilsgeschichte auflöst, hat drei Blätter: hinter einem Titel, auf dem die Angabe der Verfasserschaft fehlt, steht auf der ersten leserlichen Seite das Tier, auf der zweiten der Mensch, auf der dritten Grab und Moder. „Alles ist eitel." Wozu dann aber das Leben?

Wir kommen zu den praktischen Konsequenzen des Materialismus. Wie Sohm u. a. es treffend ausgeführt haben, ist der Kampf ums Dasein mit seiner ganzen Roheit und Grausamkeit die logische Konsequenz des Materialismus. Wenn in den Thatsachen der Brutalitätsstatistik die Roheit, die Entmenschung, die Vertierung zum Durchbruch und zur Erscheinung kommt, so ist dieses nur eine natürliche Folge jener Sinnesart, für welche es nur ein Diesseits giebt — mit einer Ewigkeit, einem Gericht, einer Verantwortlichkeit sei es nichts. Und ebenso ist dies da der Fall, wo mit den Mitteln des Geldes und der List der Klügere und Kapitalkräftigere den Dümmeren und wirtschaftlich Schwächeren ausbeutet. Der Kampf ums Dasein vollzieht sich ja nach dem Gesetz der Selbstsucht und der Stärke. Dann aber hört das Menschenleben auf lebenswert zu sein. Ja, die Bildung ohne Gott führt ins Verderben. Ein Mann, der in Berlin

vor Jahren des fünffachen Mordes (an seinem Weib und seinen 4 Kindern) angeklagt und überwiesen war, wußte Stellen aus Dichtern zu citieren und nannte sich mit Stolz „freireligiös". Dieser 5fache Mörder hatte Darwins Schriften — die Entwicklung der Natur war ihm also das erste und letzte Wort, der „Kampf ums Dasein" alles. Er hatte unter seinen Büchern auch eines über „Revolution" — denn, so hat er instinktiv wohl gedacht: wenn erst die Gewalt der Massen der Obrigkeit das Schwert aus der Hand windet, dann darf man auch sein Eheweib töten und seine Kinder erdrosseln. Aus dem Unglauben gegen Gott, die höchste Autorität, den tragenden und zusammenhaltenden Quell- und Mittelpunkt der Welt, stammt Unbotmäßigkeit, Zank, Betrug, Diebstahl, Lüge, Meineid, Selbstmord, Trunksucht, Sonntagsentheiligung und wie die Volkssünden alle heißen. Bildung ohne Glauben ist ein Leib ohne Herz; die Dressur, der Schliff des Äußeren bei innerer Abgefeimtheit ist schlimmer als Unwissenheit. „Bildung ohne Religion" — sagt Wellington — „macht raffinierte Teufel."

So predige denn die Kirche laut und kräftig, was Niebuhr, der große Historiker, im Sinn und Geiste der Schrift gesagt hat: ohne Divinität, ohne das Göttliche sinkt die Humanität zur Bestialität herab. An den Früchten erkennt man den Baum. Als im vorigen Jahrhundert Frankreich das Wort von der gottentfremdeten und gottfeindlichen Humanität in immer neuen Verzierungen auf seine Fahne schrieb, begann es mit der Absetzung Gottes und schloß mit der Ermordung seines Königs. Die Guillotine, das war seine Brüderlichkeit. Dann aber kam Napoleon und zwang es unter sein tyrannisches Joch. Wer Gott nicht dienen will, muß den Menschen dienen.

So halte die Kirche das Banner des Glaubens hoch und streue auf den unreinen Acker der Welt reine Lehre als Kraft und Samen eines reinen Lebens. Es ist leider unbestreitbar, daß die Kirche und ihre Versäumnisse an der Häufigkeit und Stärke der Zweifel einer gewissen Mitschuld anzuklagen sind. Nach der Wahrheit als einmütigem Bekenntnis aus vieler Zeugen Mund hat den Zweifler verlangt, und er sieht in der Kirche ein Sprachgewirr aller möglichen Meinungen und Richtungen. Er verlangte in der Gemeinde Christi als Grundgesetz die Liebe zu sehen und als Band der Brüder den Frieden — statt dessen fand er nur zu oft Lauheit, Kälte und Streit. Mehr Missionseifer, mehr werbende Liebe, mehr nachgehende Seelsorge hätte ihn vielleicht gerührt und hingerissen — sie sind nicht an ihn herangekommen durch Mitschuld der Kirche.

Als Pflegestätte reinen Lebens betrachten wir die Kirche zum andern. Die christliche Lehre ist durch und durch Heiligungslehre. Die Artikel von der Schöpfung und der Erlösung finden ihr Ziel und ihren Ausgang in dem Artikel von der Heiligung. Als seinerzeit Pearsall Smith durchs deutsche Land zog (1875), schien es allerdings manchen wie eine Entdeckung überrascht zu haben, daß die Schuld seiner Ohnmacht und seines Unbefriedigtseins trotz aller äußeren Gläubigkeit einfach im Mangel an Heiligung zu suchen sei. Aber auf jeder evangelischen Kanzel wird doch die Heiligung gepredigt und wird der Schoßsünde und ihrem heimlichen Bann der Krieg angesagt. Wie sollten wir in der Sünde beharren, in

der Sünde leben wollen, durch deren Schuld, zu deren Tilgung unser Herr und Heiland gestorben ist? Christen sind zu einem neuen Leben ebenso verpflichtet wie befähigt und bevollmächtigt. Aber die Überschrift des dritten Artikels „von der Heiligung" meint ja nicht bloß die Heiligung des einzelnen, sondern die Gesamtthätigkeit, wodurch der heilige Geist wie die einzelnen, so die ganze Gemeinde aus der argen Welt beruft und aussondert und ihnen die Erlösung des Gottessohnes zueignet.

Und so wollen wir denn von der Kirche als einer Pflegestätte reinen Lebens im Sinne des dritten Artikels reden. Die Kirche fängt damit bei den Kleinen an. Sie sieht ja in den Kindern ein nicht bloß den Eltern, sondern auch ihr anvertrautes Gut, eine hohe Aufgabe für die Ewigkeit. In der Taufe sind die Kindlein in die Arme Christi gelegt, mit seinem Namen bezeichnet. So sollen sie denn in der Zucht und Vermahnung des Herrn auferzogen werden. Die Kirche hilft dazu mit durch ihre Bewahranstalten und Erziehungsvereine, durch ihre Kindergottesdienste und Sonntagsschulen. Sie nimmt die Kinder in Jesu Namen auf, denn durch den Neuen Bund ist's ihnen ja versiegelt, daß auch sie berufen sind zur vollen Gemeinschaft des Heils und des ewigen Lebens. Aber die Kirche *zieht* die Kinder nun auch, denn ohne Zucht, ohne Beugung des Eigenwillens, ohne Gewöhnung an das Gute und eine — wenn es nicht anders ist — schmerzliche, durch Strafe vermittelte Abgewöhnung vom Bösen kann kein Kind zur Ehre des Herrn groß werden.

Im Konfirmationsunterricht sucht die Kirche alsdann die Heiligungskräfte des Evangeliums an die Kinder heranzubringen und sie zum bewußten Glauben zu erziehen. Die Jugend der Kinder und die nur zu oft ungünstigen häuslichen Verhältnisse, auch der Mangel eines Zusammenwirkens und Ineinanderarbeitens von Kirche und Schule hindern freilich sehr häufig den Segen des Konfirmandenunterrichtes.

Nach der Konfirmation sucht die Kirche die heranwachsende Jugend in Jünglings- und Jungfrauenvereinen, christlichen Vereinen junger Männer, Vereinen junger evangelischer Kaufleute, Lehrlings- und Fabrikarbeiterinnen-Vereinen zu hüten und zu bewahren. Aber die Maschen des Netzes sind leider noch viel zu weit.

In Familienabenden und christlichen Volksvereinen aller Art kämpft die Kirche angesichts der Erwachsenen für Heiligung des Lebens ihrer Glieder.

Sie kämpft auch gegen die öffentlichen Volkssünden: Trunksucht, Unzucht, Arbeitsscheu.

Aber eins fehlt der evangelischen Kirche leider nur zu sehr: Kirchenzucht, Gemeindezucht. „Höret er die nicht, so sage es der Gemeinde. Höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner" (Matth. 18, 15—18). Das ist doch ein ausdrücklicher Befehl unseres Herrn und Heilandes. Aber wie schwache Ansätze zu seiner Durchführung finden sich in den Volkskirchen, die mehr und mehr zu Missionskirchen unter zügellosen, in reinster Weltlichkeit dahinlebenden Massen werden.

Die Kirche soll aber drittens auch eine *Zufluchtsstätte* für alles sein, was arm und krank und gebrechlich ist. Die Kirche soll sich in der Nachfolge ihres Herrn und Meisters zu den Niedrigen herunterhalten, in die

Hütten der Verlassenen eintreten, die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, die Nöte des Lebens ihrer ärmeren Glieder, sie mögen heißen wie sie wollen, auf ihr Herz nehmen; und sie soll vor allem die Verwüstungen der Sünde mit ihrem Todesjammer aufsuchen. Die Welt denkt bei den Folgen der Sünde meist nur an die damit verknüpfte bürgerliche Schande. Und die Schande ist ja allerdings ein bürgerlicher Tod, weil eine Verbannung aus der Achtung der Guten. Oder sie denkt an das leibliche Sterben und Verderben, was mancher Sünde auf dem Fuße folgt, wie auf Zwietracht Mord und Totschlag, auf Wollust Schwindsucht und Siechtum, auf Geiz und selbstgemachten Gram inneres Ausdörren und Vertrocknen, auf Jähzorn und Trunksucht Hinschwinden und Auflösung des Lebens folgt. Die Kirche aber soll den Finger auf den eigentlichen Tod, den Tod der Seelen legen. Aus dem Verlassen des Lebensquells, der Gemeinschaft mit Gott folgt geistiger Verfall, friedelose Zerrüttung, Unordnung in Lüsten und Begierden, kurz ein Zug in die Tiefe des Abgrundes. Das soll die Kirche den Leuten sagen, sie soll die Sünde so schwarz malen, wie ihr zukommt. Aber sie soll andrerseits als Botin der ewigen Liebe keinen Sünder aufgeben, sondern jedem Verlorenen nachgehen mit suchender, rettender Liebe. Das ist die reichgesegnete Thätigkeit der inneren Mission, speziell nach der Seite der Rettung der Verlorenen, der Bewahrung der Gefährdeten und der Pflege der Gebrechlichen und Kranken, wie diese Thätigkeit auch in den letzten Jahrzehnten herrliche Früchte gezeitigt hat. Immer mehr sind jener Herbergen für Obdachlose geworden, wo die reisenden Handwerksburschen inmitten der Unruhe und Verführung ihrer Wege eine Heimat finden. Und zu ihnen sind die Arbeiterkolonien eines Bodelschwingh mit der entsprechenden Einrichtung für Frauen seitens eines Isermeyer in Hildesheim gekommen. Die Diakonissen-Mutterhäuser haben einen ungeheuren Aufschwung genommen; immer mehr Töchter unseres Volkes haben sich zur Krankenpflege, zur unbezahlten und unbezahlbaren, erwecken und erwärmen lassen. Auch im Morgenlande sind die Kolonien gewachsen, welche christliches Wesen und deutsche Kultur durch die Thätigkeit der dienenden Liebe pflanzen und ausbreiten. Unter den Beduinen des toten Meeres genießt das Diakonissenamt solche Ehre, daß die Krankenpflegerinnen von Jerusalem sich getrost in jede Wildnis wagen und auf den Schutz der Söhne der Wüste rechnen können. Und welche Feuerpulse helfender Liebe schlugen bei uns in der Heimat in den Kriegen 1866 und 1870! Viele Hände regten sich damals im Volk, aber wie erwies sich gerade für den Anschluß und die Leitung der freiwilligen Hülfe das organisierte Werk der Barmherzigkeit in Diakonen und Diakonissen als unentbehrlich! Ohne sie hätte man keinen Krieg führen können. Und die Kirche geht den Gefangenen nach. In den Kerkermauern, wo finstere Stirnen, verlorene Existenzen, von Brandmalen gepeinigte Herzen und Gewissen sich finden, redet sie mit heiligem Ernst den verirrten Söhnen und Töchtern zu. Und wenn die Geschichte der entlassenen Sträflinge nur zu oft eine Geschichte gewaltthätiger oder verzweifelnder Rückfälle ist, weil jeder gewöhnliche, nicht von der Liebe Christi regierte und durchdrungene Mensch ihnen Mißtrauen, aber nicht Hilfe zeigt: die Kirche sorgt in ihren Vereinen für ihre Unter-

bringung und sorgt während ihrer Gefangenschaft für die Unterstützung der mitgeächteten, zwiefach verlassenen Familienglieder.

Ich will weiter an die großartige Ausdehnung der Stadtmission, dieses unvergängliche Verdienst Stöckers, an die Seemanns- und Auswanderer-Mission, an die Bestrebungen zur Verbreitung christlicher Volksbildung, an die Sittlichkeitsbestrebungen, an die Blöden- und Irren- und Epileptischenpflege erinnern. Auf allen diesen Gebieten sind ungeheure Fortschritte gemacht. Ja, die Kirche ist auch heute noch ein Siechenhaus und eine Zufluchtsstätte für alles, was arm und krank und gebrechlich ist.

Aber die Kirche ist viertens auch eine rechtlich verfaßte Gemeinschaft. Seit 1875/1876 hat die preußische Kirche eine Verfassung, die sie endlich einigermaßen zu einer Aktion fähig macht. Aber diese Generalsynodalordnung hat doch noch sehr viele Mängel. Der Hauptmangel ist, daß die Beschlüsse der Generalsynode in vielen Fällen nur schätzenswertes Material bleiben. Immerhin aber ist Gott zu danken, daß wir, ob auch langsam, vorwärts kommen.

Die anderen Landeskirchen Deutschlands haben fast ausnahmslos ebenfalls synodale Ordnungen. In Hannover fand die preußische Besitzergreifung schon die Kirchenverfassung und die Kirchenvorstandsordnung vor. In Baden ward nach Ullmann's Abschied eine Kirchenverfassung in konstitutionell-liberalistischem Geiste angenommen. Für Hessen erfolgte die Einführung der verheißenen Presbyterial- und Synodalordnung 1884. Auch Bayern und Sachsen haben General-, bezw. Landessynoden. Die württembergische Landeskirche erhielt schon 1851 für die Gemeinden Pfarrgemeinderäte, 1854 Diöcesansynoden, 1867 eine Landessynode, die aber erst 1877 zum zweitenmal tagte.

Was bedeuten diese Verfassungen für das innere Leben der Kirche? Die Synodalverfassungen haben die Absicht, Arbeiter in größerer Anzahl und in der Freiheit, die im Berufe liegt, zu sammeln, damit nicht länger der ohnedies so oft übel angebrachte Vorwurf erklinge: „Pastorenkirche", und damit die Entschuldigung ein Ende nehme: „Es hat uns niemand gedinget." Und es ist nicht zu leugnen, daß durch die Synodalberatungen die äußere Not vieler Pastoren und die äußere und innere Not vieler Gemeinden wesentlich gelindert sind, daß der Arbeiter nach Zahl und Kraft mehr geworden sind.

Die Synodalverfassungen sind weiter ein Schritt vorwärts auf der Bahn der Entlassung der Kirche aus den Händen des Staats. Einen gesund organisierten Staat wird es niemals gereuen, eine Kirche, wie die unsere, mündig gesprochen und würdig ausgestattet zu haben. Kirche und Staat treten durch verschiedene Thüren und zu verschiedenen Zwecken in das Volksleben ein, doch aber ist's dasselbe Volk, an dem sie arbeiten; wie könnten sie einander befehden und wie könnte der Staat die Kirche zwingen und unterdrücken wollen! Der Staat hat die Kirche nötig, blutnötig. Ein Wort aus den Freiheitskriegen sagt: „Den Staat schützen auf die Länge nicht Heere, denn auch diese sind nur Instrumente, wohl aber Charaktere, stark durch den Haß des Argen und durch die Liebe zum Guten." Solche Charaktere kann nur die Kirche dem Staat erziehen; denn „die bürgerliche Freiheit kann tausend Wunder schaffen, das Evangelium aber zehntausend".

Die Bestrebungen für größere Freiheit und Selbständigkeit der Kirche knüpfen sich in Preußen vor allem an die Namen: Stöcker, Hammerstein, Kleist-Retzow. Und wir Rheinländer und Westfalen sind stolz darauf, daß wir auf der von dem Schreiber dieses angeregten Oktoberversammlung zu Barmen 1886 zuerst die Fahne zur Unterstützung jener unserer Vorkämpfer frei und hoch erhoben haben. Die kirchliche Selbständigkeitsbewegung hat augenblicklich nach Erfüllung einiger untergeordneten Desiderien einen Stillstand erlitten; aber sie wird unzweifelhaft zu ihrer Zeit mit erneuter Macht hervortreten, wie gegenwärtig die Frage der theologischen Fakultäten brennend im Mittelpunkte steht.

Die Kirche soll ja aber endlich auch das Gewissen des Volkes sein in seinen öffentlichen Angelegenheiten; sie ist zur Mitarbeit an den politischen und socialen Fragen berufen. Den Ernst des christlichen Gewissens soll die Kirche vertreten. Das Volk soll von ihr erfahren, was die Glocke geschlagen hat. Denn wenn der Ernst und die Zucht des in Gottes Wort gebundenen Gewissens nicht mehr gelten, so ist die Fäulnis da, und die Adler des Gerichtes nahen. So soll die Kirche denn der weltlichen Obrigkeit unerschrocken die Wahrheit sagen, daß sie Gottes Gebot zur Richtschnur ihres Handelns nehme und nicht im Buhlen um die Volksgunst oder aus parlamentarischen Rücksichten oder wegen Zeitungsgeschreis sich aus ihrer festen Haltung drängen lasse. Wehe der Obrigkeit, die ihres Amtes vergessend aus Nachlässigkeit oder Menschenfurcht das Böse wuchern läßt! Wehe der Obrigkeit, die statt des Schwertes nur eine Scheide trägt! Der Staat ist Zuchtmeister, Erzieher auf Christum. Darum soll er die göttlichen Gebote mit seinen Mitteln wahren und aufrecht erhalten. Aber die Vertreter der Obrigkeit sollen dann auch durch ihren sittlichen Wandel voranleuchten, und wenn sie es nicht thun, so soll die Kirche es ihnen vorhalten. Einfachheit, Nüchternheit und Mäßigkeit, volksfreundliche Haltung, peinliche Gewissenhaftigkeit thun den Richtern und Verwaltungsbeamten heute mehr denn je not. Aber hat die Kirche der Obrigkeit und ihren Vertretern wirklich immer unerschrocken die Wahrheit gesagt? Leider — nein, und darum ist sie beim Volk, bei den Massen der mittleren und kleineren Leute in den schlimmen Ruf gekommen, Schleppenträgerin der Großen zu sein. Gott nehme diese Schmach von ihr! Gott gebe uns freie und freudige Zeugen, die weder vor Ministern noch vor Landräten noch vor adligen Patronen noch vor dem Geldprotzentum mancher Geheimen Kommerzienräte irgend welche Angst haben! Die Furcht Gottes befreit von Menschenfurcht.

Aber die Kirche soll auch nach unten die Wahrheit sagen. Sie soll die Unterthanen ermahnen, daß sie um des Gewissens willen gehorchen und nicht bloß um der Strafe willen; sie soll jeglichen Diener des Königs und des Vaterlandes erinnern, daß er Gott seinen Eid halte. Die Autorität ist heutzutage bedroht. Da soll die Kirche darauf aufmerksam machen, daß, wie es schon in der äußeren Schöpfung, im Reich der Natur Über- und Unterordnungen giebt, große und kleine Lichter in wechselseitiger Anziehung, verschiedene Reiche (Pflanze, Tier, Mensch), von denen immer eines den andern dient, so auch im Reiche sittlicher Freiheit, innerhalb der Gemeinschaft der nach Gottes Bild geschaffenen Wesen es Mittelpunkte der Auto-

rität und Abhängigkeitspunkte im Umkreise giebt. Und so ist der Staat, der Wage und Schwert trägt, in seinen Grundgedanken, seinen Aufgaben das irdische Abbild eines ewigen Gottesreichs. Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet — das ist der Regierung Beglaubigung und Vollmacht.

Aber auch in die socialen Fragen hinein soll die Kirche ihre Stimme ertönen lassen. Je erbitterter der Kampf ums Dasein wird, je selbstsüchtiger die Menschen und je schutzloser die Schwachen werden, desto mehr soll die Kirche mit Donnerstimme es hineinrufen in unsere wirre Zeit, daß die Wohlhabenden und Gebildeten den Armen und Geringen nicht bloß ihr Recht lassen, sondern auch Billigkeit und Barmherzigkeit gegen sie üben, daß man den Leuten die Zeit lasse, ein Familienleben zu führen, und nicht durch übermäßige Arbeit sie erdrücke, daß man das selbständige Recht und die Koalitionsfreiheit des Arbeiterstandes zur Wahrnehmung seiner Interessen ehrlich anerkenne. Aber auch den Arbeitern muß gesagt werden, daß sie nicht unerfüllbaren Träumen nachjagen, einer Gütergemeinschaft und Genußgleichheit, die auf dieser Erde nimmer durchzuführen sind, daß sie nicht sich Luftschlösser vorschwindeln und ein Schlaraffenland ausmalen lassen, das doch niemals kommt, und daß sie nicht also über den Hirngespinsten das Erreichbare versäumen und das Beste, ihren Glauben, verlieren.

Die Kirche muß sich endlich auch der Familie, dieser socialen Urzelle, annehmen. Sie muß darauf halten, daß die Eheleute einer des anderen Last tragen und nicht einer dem anderen das Leben schwer machen, daß die Kinder das vierte (resp. fünfte) Gebot, dieses Mittelglied der beiden Gesetzestafeln, diesen Anfang aller Verheißungen achten, und daß die Eltern hinwieder das Erbe der Väter, die Kleinodien der Bibel und des Gebetes, ungeschmälert an Kind und Kindeskind weitergeben.

So soll die Kirche ihres Amtes walten in einer Zeit, wo Ehrfurcht- und Zuchtlosigkeit das vierte Gebot, Frivolität das sechste, Gewinn- und Genußsucht das siebente Gebot für nichts achten; in einer Zeit, wo man die ewigen Gegensätze: gut und böse zu streichen unternimmt, den lebendigen Gott absetzt, den Menschen für ein Tier erklärt und das Jenseits in den Staub des Diesseits begräbt. Vor diesem Zeitgeist soll die Kirche keine Verbeugungen machen, sondern ihm mit ganzem Ernst entgegentreten. Protest und Heilmittel zugleich soll sie in der Predigt vom Kreuze als dem heiligen Gericht Gottes über die Sünde der Welt darbieten. Lieber die wankelmütige Gunst der Menge aufs Spiel setzen, als sich dem Geist sittlicher Schlaffheit nicht widersetzen und die hohen Anschauungen verleugnen, die der Kirche in allen grundlegenden Verhältnissen für Volk und Vaterland, Haus und Familie eigen sind! Soviel von der evangelischen Kirche.

Wenden wir uns zur römisch-katholischen. Die römische Kirche ist mehr und mehr aus einem Tempel zu einer Festung geworden. Sie hat Jesum Christum, den Eckstein, und die Fundamente der Apostel, auf welche die Gotteskirche gegründet ist, nicht hinreichend für Bollwerk und Schutzwehr gehalten, sondern Menschensatzungen und Menschenfündlein hinzugenommen, hat die Reformation an Haupt und Gliedern als Revolution verdächtigt und dafür, wie Kögel treffend sagt, die Revolution des festgehaltenen Irrtums, des beharrlichen Mißbrauchs eingeführt.

Was die katholische Kirche speziell durch das Vatikanum geworden ist, hat am treffendsten Döllinger in seiner Erklärung vom 28. März 1871 zum Ausdruck gebracht, wo er sagte: „Es ist die ganze Gewaltfülle über die gesamte Kirche wie über jeden Einzelmenschen, wie sie die Päpste seit Gregor VII. in Anspruch genommen, wie sie in den zahlreichen Bullen seit der Bulle Unam sanctam ausgesprochen ist, welche fortan von jedem Katholiken geglaubt und im Leben anerkannt werden soll. Diese Gewalt ist schrankenlos, unberechenbar, sie kann überall eingreifen, wo, wie Innocenz III. sagt, Sünde ist, kann jeden strafen, duldet keine Berufung und ist souveräne Willkür, denn der Papst trägt nach dem Ausdruck Bonifacius' VIII. alle Rechte im Schrein seiner Brust. Da er nun unfehlbar geworden ist, so kann er im Moment mit dem einen Wörtchen „orbi" (d. h. daß er sich an die ganze Kirche, an den Erdkreis wende) jede Satzung, jede Lehre, jede Forderung zum untrüglichen und unwidersprechlichen Glaubenssatze machen. Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. . . . . Als Bürger muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die bevorrechtete Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser, verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien."

Der Staat nahm nach dem Vatikanum und der Begründung des Centrums den Kampf gegen römischen Übermut auf. Aber der „Kulturkampf" hat die katholische Kirche nicht geschwächt, sondern nur gestärkt. Wenn auch Fürst Bismarck ihn verständigerweise gleich von Anfang an nur als einen „Machtstreit" betrachtet hatte, so war doch von einer großen Zahl von Abgeordneten der Kampf in thörichter Überschätzung der eigenen Kräfte als ein solcher aufgefaßt worden, in dem kraft des Staatsgesetzes durch die deutsche Wissenschaft der Geist des katholischen Klerus zwangsweise umgebildet werden sollte. Daher das „Kulturexamen" der Priester, daher die Bekämpfung der kirchlichen Seminare und Konvikte. So etwas mußte scheitern. Aber auch wenn man wie Bismarck stand und nur den uralten Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum in der Sache sah (Rede vom 10. März 1873 im Herrenhause), so war es doch ein Rückzug, wenn man den kirchlichen Gerichtshof wieder aufhob, die Berufung gegen den Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt abschaffte, den Vorsitz im Kirchenvorstand dem Pfarrer zurückgab. Und ein Zugeständnis, das noch jetzt jeden Protestanten innerlich erbeben macht, weil es die Erinnerung an mittelalterliche Zeiten heraufbeschwört, war die Note vom 10. Oktober 1885, in der sich Fürst Bismarck bei dem Streit mit Spanien über die Karolineninseln erbot, das Schiedsgericht des Papstes entscheiden zu lassen, ein Erbieten, das die katholische Regierung nur mit der Bedingung annahm, daß der Papst nicht als Schiedsrichter, sondern nur als Vermittler sprechen sollte, d. h. mit Vorbehalt des Rechtes, einem päpstlichen Spruch, der ihr nicht gefiel, die Anerkennung zu versagen. Mag der Vorschlag des Papstes auch noch so verständig gewesen sein, wir Protestanten werden nie ohne tiefe Betrübnis an das höchst schmeichelhafte

Schreiben zurückdenken, mit welchem der Papst dem Fürsten Bismarck am 31. Dezember 1885 den Christusorden in Brillanten verlieh, den noch kein Protestant erhalten hatte, und an die nicht minder verbindliche Danksagung, welche ihm Fürst Bismarck am 13. Januar 1886 zurücksandte.

Das Machtstreben der Kirche Roms ist unzweifelhaft so, wie es die von Reinkens vorgeschlagene Resolution des ersten Altkatholiken-Kongresses (22.—24. September 1871) zu München formulierte: „Das Streben der Ultramontanen geht aus auf Vernichtung der Nationalitäten und Herstellung einer mechanischen Einheit der Menschheit. Der Papst kennt keine Nationen, sondern nur einzelne, die ein unbedingter Despotismus mechanisch beherrscht." Daß die katholische Socialpolitik trotz großer Verdienste auch manches Bedenkliche hat, dafür will ich z. B. eine Äußerung des Bischofs v. Ketteler aus seiner Schrift: „Das Christentum und die Arbeiterpartei" anführen, welche am 20. Januar 1873 im Abgeordnetenhaus angeführt wurde: „Da arbeiten einige Hundert Fabrikarbeiter, um einem reichen liberalen Fabrikanten, der sie vielleicht um ihren Glauben betrogen hat, alle Genüsse des irdischen Daseins zu verschaffen — und der an einem Tage zur Befriedigung seines inneren Glückseligkeitsdrangs sich mehr irdische Genüsse verschafft, als alle seine Arbeiter mit demselben Drange das ganze Jahr hindurch."

Noch ein kurzes Wort über die äußeren Resultate des Nebeneinanderlebens der Konfessionen und über den Segen des Kampfes zwischen evangelischer und römischer Kirche. Die evangelische Bevölkerung des deutschen Reiches hat sich von 1867—1890 von 621,4 auf 627,7 für das Tausend gehoben, während die Zahl der Katholiken trotz des Zuwachses von Elsaß-Lothringen von 363,1 auf 357,7 für das Tausend gesunken ist. Die durch die Freizügigkeit hervorgerufene Verwischung der konfessionellen Grenzen bewirkt es, daß in Norddeutschland die Zahl der Katholiken zunimmt, in Süddeutschland die Zahl der Protestanten. In den alten preußischen Provinzen traten 2562 Katholiken in einem Jahr zur evangelischen Kirche über.

Wohl ist der Kampf zwischen den Konfessionen bitter, aber doch hat er für beide seinen Segen. Wenn Rom uns Evangelischen zuruft: „Zersetzung hat eure Kirche ergriffen, die Volkskirche ist gefallen, die Landeskirche nicht mehr haltbar, was in eurem Kirchenschiff von Nägeln und Eisenspänen ist, das wird dem großen Magnetberg des Vatikan zufliegen" — so werden die schlafenden Protestanten durch solche Rede aufgerüttelt und besinnen sich darauf, daß mit der Kirche der Reformation auch das Beste in ihrem Leben dahinsinken würde. Der Evangelische Bund hat schon viele zu solcher Selbstbesinnung gebracht.

Aber die römische Kirche lernt in diesem Kampf — wenn sie es auch meistens nicht zugeben will — auch von der protestantischen Kirche. Was unsere deutschen Katholiken in Predigt und Kirchenlied vor den Katholiken anderer Länder voraus haben, verdanken sie dem Evangelium, wie es in deutscher Zunge durch Martin Luther gelehrt und gepriesen ist.

Mögen darum — damit schließe ich — beide Konfessionen, bei allem Festhalten ihrer Eigenart, das eine Ziel nicht aus dem Auge verlieren: unserm deutschen Volk zu dienen!

II. Der Einfluß der politischen Entwicklung auf die sittlich-religiösen Zustände.

Von **Dr. H. von Petersdorff**, Marburg.

Hegel hat den Satz aufgestellt, daß der Staat die Verwirklichung der sittlichen Idee sei. Wenn irgend etwas, so beweist dieser Ausspruch, daß zwischen Praxis und Theorie eine ungeheure Kluft besteht. Der große Philosoph hat in den ätherischen Höhen der Theorie die Wirklichkeit völlig aus den Augen verloren. Wir danken dafür, wenn dies unliebenswürdige, unharmonische, den Wechselfällen so ausgesetzte Wesen, welches man Staat genannt hat, den Inbegriff der Sittlichkeit darstellen soll. Fürs erste halten wir es doch mehr mit König Friedrich Wilhelm IV., der mit richtigem Gefühl von dem „Racker von Staat" sprach.

In Preußen hat es noch immer besser ausgesehen als in andern Staaten; und doch veranschaulicht die Entwicklung Preußens und Deutschlands in den letzten 35 Jahren so recht das Unzutreffende jenes Hegelschen Satzes. Sie hat aber auch gezeigt, daß der Staat erfolgreiche Hilfe leisten kann, um die sittliche Idee ins Leben treten zu lassen. Noch ist die Zeit nicht gekommen, eine *Geschichte* dieser Jahre zu schreiben; und doch können wir dies sagen.

Was verwirklicht den sittlich-religiösen Gedanken auf Erden? Wenn ein jeder nach dem Worte des Heilands das Himmelreich im eigenen Herzen trägt.

Damit ist die Antwort gegeben auf die Bestrebungen der verschiedensten Parteien. Die eine (sie ist vorzugsweise von den Kapitalisten vertreten und ihr Losungswort hat die „Kölnische Zeitung" erfunden: „nach Besitz und Bildung maßgebend") erblickt die sittliche Vollkommenheit in der Civilisation. Denn mit dieser verwechselt sie den Begriff der Bildung. Die Civilisation begnügt sich mit den *Resultaten* der Bildung. Die Civilisation ist, wie der Historiker J. G. Droysen gesagt hat, „in der Fülle des Reichtums arm, in der Opulenz des Genießens blasiert". Es ist klar, daß wir uns damit nicht die innere Zufriedenheit erwerben.

Derselbe Historiker Droysen hat den Begriff der echten Bildung wohl zutreffend festgelegt, indem er sagte: „Das in der Geschichte der Zeiten und Völker, der Menschheit erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach, als Kontinuität durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung." Hieran läßt sich eine andere Richtung genügen, die bei uns Deutschen stets stark vertreten war: die große Mehrzahl der Gelehrten. Über den geistigen Genuß geht ihnen nichts. Aber doch gewährt dieser nicht die rechte Herzensbefriedigung, am allerwenigsten wenn er ganz im Specialismus gesucht

wird, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß viele Geistesheroen den Seelenfrieden in sich getragen haben. Wir denken augenblicklich an Friedrich den Großen, Wilhelm von Humboldt, Ferdinand Gregorovius.

Wieder andere sagen: Die Vervollkommnung der Technik ist das Wahre. Dadurch beweist der Mensch seine Gottähnlichkeit. Wohl ist es richtig, daß die Fortschritte der Technik uns weiter bringen. Aber sie paralysieren nur Übelstände. Sie ermöglichen lediglich einer größeren Menge von Menschen das Dasein. Den Frieden bringen sie dem Menschen nicht.

Es kommt vor allem darauf an, die sittlich-religiösen Mächte des Volkslebens zu erwecken. Technik, Geist und materielle Mittel haben zusammenzuwirken, um die Daseinsbedingungen für ein sittlich-religiöses Leben zu erarbeiten.

Hieraus ergiebt sich von selbst die Grundverkehrtheit jener Weltanschauung, die ungefähr seit den letzten 30 Jahren mit dem Anspruch, alleinseligmachend zu sein, auftritt: der socialdemokratischen. Sie spekuliert auf die Unzufriedenheit. Sie lebt von der satanischen Schürung der Begehrlichkeit und der Verbitterung; und was sie in der Zukunft zu bieten hat, sind Traumbilder. Dieser Richtung gilt es Krieg bis zur Vernichtung zu erklären.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Entwicklung unserer politischen Zustände in den letzten Jahrzehnten, wie sie sich in unsern Augen spiegelt.

Vor 35 Jahren etwa trat der Prinz von Preußen die Regentschaft an. Vor 35 Jahren wurde auch der Nationalverein gegründet. Der Regent auf dem Thron Friedrichs des Großen vertrat das Urpreußentum; und der Nationalverein stellte sozusagen den Hauptsatz auf, daß Deutschland in Preußen aufgehen müsse. Von demokratischen und gemäßigtliberalen Parlamentariern gegründet, vertrat der Verein gleichsam die Theorie, während der spätere König Wilhelm I. eine durch und durch praktische Natur war.

Das Jahr 1848 hatte uns den Parlamentarismus beschert. König Wilhelm brachte dem Bürgertum, für welches das parlamentarische Wesen die Staffel geworden war, um Einfluß auf die Regierung, Teil an der Staatslenkung zu gewinnen, Wohlwollen und Verständnis entgegen. Aber Doktrinarismus und praktischer Sinn prallten alsbald heftig aneinander. Die traurigen Jahre des Konfliktes gemahnen uns daran. Wir sehen in jener Zeit neben dem reckenhaften Albrecht Roon die Heldengestalt Bismarcks umtost von den Wogen des Parteilebens, seinem König ein Schirm und ein Bahnbrecher, unerschütterlich ragen. Nie ist ein Mann mehr gehaßt worden als der Bismarck der Konfliktszeit. Wenige Zeiten hat es gegeben, wo die Gemüter so erregt waren. Es kam, wie Heinrich v. Treitschke bemerkt, so weit, daß die Witzblätter das treue, männliche Kriegerantlitz des Sohnes der Königin Luise unter dem Zerrbilde des Tigers darstellten. Das war die Verwirklichung der sittlich-religiösen Idee durch den konstitutionellen Staat. Und dabei handelte es sich um ein Gesetz, durch das die preußische Nation auf eigene Füße gestellt werden sollte, das

ſogar ſocial entlaſtend und ausgleichend wirken mußte, was die blinden parlamentariſchen Größen nicht erkannten!

Aber die Jahre gingen dahin. Als der Donner von Königgrätz verhallt war, da ſchien Deutſchland für alle Zeit davon geheilt, in der Parlamentsherrſchaft den Inbegriff des Vollkommenen zu erblicken. Als herrlicher Erfolg ſtand ein gefeſtigtes Königtum da. Bald ward man inne, daß eine ſittlich und religiös tiefgegründete feſtgeſchloſſene Perſönlichkeit über dem Ganzen ſtand, die mehr wie alles andere die Bürgſchaft für eine gedeihliche Entwicklung der Nation bot. Die Thronreden König Wilhelms ſchreiben im Lapidarſtil die Geſchichte dieſes ſeltenen Mannes. Wer ſie lieſt, der kann ſich nicht der Einſicht verſchließen, daß dieſer Fürſt wie kein anderer berufen war, die ſittlich-religiöſen Lebensmächte im Volke wachzurufen. Sein größtes Verdienſt iſt es, daß er die rechten Männer zu finden wußte, die ihm ratend zur Seite ſtehen ſollten, vor allem den Junker, deſſen Worte ſo mächtig die Herzen der Deutſchen zu bewegen vermochten.

Die Erfolge von 1864 und 1866 bewogen den leitenden Staatsmann zu einem Entgegenkommen, das ſich nicht nur aus der parlamentariſchen Stärke der liberalen Parteien, ſondern auch aus ſeinem großen Herzen erklärt. Einen größeren parlamentariſchen Triumph hat wohl noch nie ein Staatsmann erlebt, als Bismarck in jener Zeit, da wahrlich nicht die ſchlechteſten Köpfe im Lande, die bisher ſeine geſchworenen Feinde waren, wie der große Hiſtoriker H. von Sybel, der ſcharfe Denker Rudolf Gneiſt, der kluge Techniker v. Unruh, der geniale Lothar Bucher, dieſe beide Hauptwortführer im tollen Jahre, ferner der talentvolle, ritterliche Tweſten und noch ſo viele andere der beſten Köpfe in ſein Lager überſchwenkten, als die Bennigſen und Miquel ſich vor ihm beugten und die große nationalliberale Partei ſich bildete. Der Staatsmann glaubte 1866 die Zeit gekommen, wo er den einſt in Avignon gepflückten Olivenzweig ſeinen Gegnern darreichen konnte, um mit ihnen Frieden zu ſchließen. Die Nachſuchung der Indemnität war das Mittel, durch das er jede Spur von Verſtimmung zu tilgen hoffte, und er täuſchte ſich nicht darin. Jener parlamentariſche Triumph war die Folge dieſer Verſöhnlichkeit; allerdings hatten die diplomatiſchen und militäriſchen Großthaten die Bahn dazu freigelegt. Doch wenn der Staatsmann die Hoffnung hegte, daß der Liberalismus nun Realpolitik treiben würde, ſo war dies ſein Irrtum. Der alte Doktrinarismus erwachte ſpäter noch oft; und da waren es allein die Konſervativen, die das erforderliche Maß von politiſchem Verſtändnis beſaßen und dem Staatsmann geſchloſſene Heeresfolge gegen die parlamentariſchen Übergriffe des Liberalismus leiſteten. Wiederum war es die Militärfrage, die der Liberalismus noch wiederholt benutzte, um eine parlamentariſche Kraftprobe zu machen. Aber immer ſollte er kläglich dabei zerſchellen. Es iſt der Ruhm der konſervativen Partei, in dieſer Frage ſtets auf Seiten der Krone geſtanden zu haben.

In dem Kriege Alldeutſchlands gegen den galliſchen Störenfried kam es zu Tage, was die deutſchen Stämme an ſittlichen Kräften in ſich bargen. Herzergreifend iſt es, wenn man den Spuren davon nachgeht. Das Pflichtbewußtſein, der kategoriſche Imperativ, der ſchon 1813 Wunder-

dinge vollführt hatte, war es, der Alldeutschland den Sieg über den Nachbar eintrug. Der mathematischen Kraft dieser Idee, die ein Mann wie Moltke einem Archimedes vergleichbar regierte, konnte nichts widerstehen. Dies Pflichtbewußtsein war darum so stark, weil es von Religion durchdrungen war. Niemand anders als Bismarck hat uns darüber belehrt, als er sagte: „Dies Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln [auf Posten] totschießen läßt, haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserm Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Lieutenant mich nicht sieht." Ein ander Mal hat Bismarck von den preußischen Truppen gesagt: „Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein." Dieser religiöse Geist des gemeinen Mannes spiegelt sich wieder in den Kundgebungen des obersten Herrn. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" ist das königliche Motto für Sedan. Der Dichter des Volkes, Emanuel Geibel, aber fand in dem Aufblick zu Gott den würdigsten Ausdruck seiner unermeßlichen Freude bei der Kunde von der Entscheidung:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Als das Gottesgericht vorüber war, da sah die Welt auf ein glanzvolles Reich, wie es die Weltgeschichte kaum gesehen hatte. „Deutschland in seiner Zersplitterung weiß nicht, wie stark es ist" — hatte es in einer der früheren Thronreden geheißen. „Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen" konnte Bismarck mit Fug und Recht später sagen. Der neue Kaiser aber sprach rückschauend auf das Errungene beim Siegesheimzug: „Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist er an das Licht gebracht. Sorgen wir, daß es Licht bleibe."

Aber was mußten wir erleben? Dort den Milliardenrausch, begleitet von der schrankenlosen Entwicklung des politischen Individualismus. Hier den sogenannten „Kulturkampf", schritthaltend mit einem Umsichgreifen ödester Bureaukratie.

Alle Gelehrsamkeit Virchows wiegt nicht das Unheil auf, das er durch die Erfindung des Wortes Kulturkampf angerichtet hat.

Der Kampf des Staates gegen die römische Kirche, dem man diesen Namen gegeben hat, ist ein dreifacher gewesen. Das eine war der Kampf von Macht gegen Macht, von Idee gegen Idee, die Belebung der Zweischwertertheorie des Mittelalters. Er war uns von einem kampfsuchenden Kirchenfürsten aufgedrungen. Es wäre nicht mit rechten Dingen zu-

gegangen, wenn ein streitbarer Staatsmann wie Bismarck den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh nicht aufgenommen hätte; und von einem so glaubensfesten Herrscher, wie Wilhelm I. es war, ließ es sich nur erwarten, daß er Verwahrung gegen Übergriffe des römischen Stuhles einlegen würde. Es ist aber die Frage, ob dieser Kampf der Gewalten, in dem die Majestät des greisen Kaisers würdevoll neben dem stolzen Schildträger stand, nicht doch zum Vorteil des Reiches, zur Förderung seines Ansehens im Innern und nach außen gedient hätte, wenn nicht eine geist- und schwunglose Bureaukratie miteingegriffen hätte.

Das ist eine andere Seite dieses unseligen Kampfes. Sie ist unzertrennlich mit dem Namen Adalbert Falks verknüpft. Dieser Kultusminister hat mit bureaukratischen Chikanen und Fesselungen wahrhafte Verwüstungen in der Kirche, und zwar nicht nur in der katholischen, sondern durch die öde Nivellierungssucht dieses allem Leben abgewandten Bureaukratismus auch in der evangelischen, angerichtet. Jene liberale Bureaukratie, von der Bismarck (1853) gesagt hat: „sie habe dem Lande seit 1849 die Revolution aufgezwungen und er halte sie für den gefährlichsten Krankheitsstoff, der Preußen im Leibe stecke", feierte in dem Zwiespalt der evangelischen Vormacht mit Rom wahre Orgien. Das Unglück war, daß der große Staatsmann, der sonst wie kein anderer wußte, was dem deutschen Volke frommte, in wachsende Abhängigkeit von dieser auf die Indifferenz von gut und böse gegründeten Bureaukratie geraten mußte. Durch die sinnlosen Knebelungen, welche Falk und seine Helfershelfer in der katholischen und evangelischen Kirche vornahmen, ist der im großen Stile eingeleitete Kampf für Preußen verloren gegangen. Das Reich hat also durch die Führung desselben Schaden an seinem Ansehen erlitten. Darum war der Kampf zu beklagen. Durch ihn sind Millionen Herzen mit Mißtrauen und Erbitterung gegen Reich und Regierung erfüllt worden.

Aber das ist nicht die schwerste Wunde, die uns jener Streit beigebracht hat. Seine schlimmste Frucht war die Verwirrung der Geister und Gemüter, die er angerichtet hat. Der Fanfare blasende Liberalismus benutzte unter Vorantritt berühmter Professoren und geschmeidiger Juden mit Wollust die Gelegenheit, sein Mütchen am „Pfaffentum" zu kühlen. Und das herausfordernde Verhalten weiter Kreise des römisch-katholischen Priestertums reizte ihn begreiflicherweise nur zu sehr zur Fortsetzung des Kampfes. Die Wirkung war die, daß der Streit zwischen Staat und Kirche als Krieg des Unglaubens gegen das Evangelium betrachtet, gefeiert und ausgebeutet wurde. Damit waren die Geister der Hölle erweckt. Die sittlich-religiösen Ideale der Nation wurden von den Nachtretern der Führer im Kampfe, die zum Teil wirklich von Idealismus geleitet wurden, verhöhnt, in den Staub gezogen. Die Irreligiosität wurde künstlich gezüchtet; und Hand in Hand ging die Entsittlichung der Nation. Das war der „Kulturkampf" des Herrn Virchow. Dem gegenüber war das Wort des ehrwürdigen Herrschers: „Sorget, daß meinem Volke die Religion erhalten bleibe" eine bittere Ironie.

Schon etwas früher als der Kampf zwischen Staat und Kirche setzte ein anderer Faktor ein, der die sittlich-religiösen Zustände im Lande untergraben half. Das war die Milliardenpolitik der Delbrück und Camp-

hausen, Lasker und Bamberger. Dort die Männer des grünen Tisches, Delbrück zwar nicht ohne große Verdienste wegen seiner Wirksamkeit für den Zollverein, aber ein bedingungsloser Schüler Adam Smiths, Camphausen dagegen wohl ein grundgescheiter, aber dem Volksleben fremder Mann, hier der listige, aller deutschen Geschichte fremde Advokat und der ideenlose Banquier. Was wußten sie von Volksdiät? Ein Arzt, sagt Lagarde, der einem Körper plötzlich ein Drittel Blut mehr zuführen wollte, als dieser Körper für gewöhnlich enthält, würde als unfähig zur Ausübung seines Berufes angesehen werden. Dasselbe gilt von einer Regierung, die 5 Milliarden Franks mit einem Male auf den Markt der Nation wirft. Der Tanz ums goldene Kalb war die Folge dieser merkwürdigen Politik. Von dem wahnwitzigen Taumel wurden alle Stände erfaßt und zahlreiche Wappenschilder sind dabei besudelt worden. Die Bleichröder und Hansemann, die Straußberg und Geber, die Fränkel und Munck führten den wilden Reigen. „Man tanzte von früh bis spät, man tanzte mit Schreien und Jauchzen durch Monde und Jahre," bis der furchtbare Zusammenbruch erfolgte. Der Häuserschacher und der Bodenwucher war dabei ins Unermeßliche getrieben worden. Die Mieten waren enorm gestiegen; die Folge war eine entsetzliche Wohnungsnot. Eine ganz neue Klasse von armen Leuten, das heimliche Proletariat, das besseren Ständen, selbst den Offizierskreisen angehörte, aber durch die Preissteigerung zu unwürdiger Einschränkung seiner Lebensweise gezwungen wurde, war ins Leben gerufen worden. Und als der Krach eingetreten war, da blickte man auf zahllose ruinierte Existenzen, und zwar nicht nur den wüsten Spekulanten, sondern im Gegenteil weit mehr den kleineren Kapitalisten, dem kleinen Bürgerstande angehörig. Die Börsenmänner hatten großenteils ihren Raub in Sicherheit zu bringen gewußt. „Das Publikum" war der gerupfte Teil.

Wohl 90 Prozent der Gründer gehörten dem auserwählten Volke an. Die Juden waren die rechten Mammonspriester. Die heuchlerische Advokatenklugheit Eduard Laskers hat das Kunststück fertig gebracht, den Gründern den Pelz zu waschen, ohne sie naß zu machen, indem er sich ein paar recht unschuldige, mehr aus Versehen in diese Gesellschaft geratene Lämmer herausgriff und sie brandmarkte. Wenn die Bourgeoisie in Deutschland nach den Gründen fragt, weshalb die Massen ihr mit so wildem Hasse gegenüberstehen, dann soll sie sich sagen, daß der Cancan der Börse in diesen und späteren Gründerjahren einen wesentlichen Teil der Schuld daran trägt; und wenn die deutsche Nation untersucht, wer am meisten das Gift in ihre Adern geträufelt hat, dann wird sie finden, daß es die Hauptbewohner des todbringenden Giftbaumes Börse, die Juden gewesen sind. Sie haben den Milliardensegen uns zum Fluche gewandelt.

Wie hatten sich die Zeiten verändert! Der Liberalismus der Befreiungskämpfe und der späteren Jahrzehnte hatte neben den unvermeidlichen Mängeln doch große Vorzüge gehabt. Er war von sittlichem, religiösem, nationalem, humanistischem Idealismus durchglüht. Er hat seine historische Daseinsberechtigung durch Jahrzehnte erwiesen und Deutschland

ohne Frage viel Segen gebracht. Jetzt hatte er seine Mission erfüllt. Aber sein Ausgang war höchst unrühmlich. An die Stelle der Geisteskultur hatte er ein raffiniertes Genußleben und eine kopflose Geldgier gesetzt. Denkende Männer des Auslandes erkannten in dem Deutschland von jetzt das Deutschland von einst nicht wieder.

Der Liberalismus trat von der politischen Schaubühne nicht ab, ohne nicht noch vorher ein Füllhorn von vermeintlichen Segnungen auszuschütten, als da sind Judenemancipation, Wucherfreiheit, schrankenlose Konkurrenz, Freizügigkeit und dergleichen. Es ist falsch, diese ganze liberale Gesetzgebung in Grund und Boden zu verwerfen. Freilich die Judenemancipation und die Wucherfreiheit kann heute keine Dialektik mehr rechtfertigen. Vor 25 Jahren waren es allerdings nur wenige konservative Männer, die ihre Stimmen gegen die Wucherfreiheit erhoben: Herm. Wagener, Kleist-Retzow, Schorlemer-Alst u. s. w. Ihnen gegenüber führte wiederum Lasker die Mehrheit. Man lese die Ausführungen eines galizischen Juden, Leopold Caro, über die Geschichte der Wuchergesetze in dessen trefflicher Schrift: Der Wucher (eine socialpolitische Studie. Leipzig, Duncker und Humblot 1893) und man wird inne werden, was der Liberalismus damals gefrevelt hat. Rodbertus, ursprünglich selbst ein schroffer Liberaler, schrieb mit bitterm Hohne von der Aufhebung der Wuchergesetze: „Die Operation ist gelungen, der Kranke ist gestorben." Aber eine freiheitlichere Gewerbegesetzgebung war thatsächlich in mancher Hinsicht geboten. Hier war es wiederum die Bureaukratie, die alles verdarb. Die Bureaukratie in diesen praktischen Fragen frei schalten und walten zu lassen hieß den Bock zum Gärtner setzen. Wie der liberale Nationalökonom Schmoller sagt, fehlte „am Regierungstisch der Sinn für Rechtsschutz der individuellen Freiheit im Gegensatz zu bureaukratisch-polizeilicher Willkür, wie der große, weite Blick, der die Schäden der Großindustrie und die Bedeutung der socialen Frage erkannt hätte." Eine andere Segnung des Liberalismus: Die Gewährung der Freizügigkeit war deswegen zunächst am Platze, weil sich in der sich gewaltig entwickelnden Industrie der größte Mangel an Arbeitskräften fühlbar machte und den ihr zuströmenden kleinen Handwerkern, Gesellen und Tagelöhnern wirklich Aussicht blühte, ihre Lage zu bessern. Sobald aber das Bedürfnis gedeckt war, wurden die Arbeiter teilweise in ein zum Himmel schreiendes Sklavenlos gedrängt, und auch diese Segnung wurde zum Fluch.

Der große Staatsmann, der in jenen Jahren an der Spitze der Regierungsgeschäfte stand, hat an dieser Gesetzgebung wenig mehr als einen passiven Anteil genommen. Er war mehr mit der auswärtigen Politik, wozu der Kulturkampf zu rechnen ist, und mit Organisationsfragen beschäftigt und hatte viel gegen allerlei Friktionen zu kämpfen. Die „Politik der Nadelstiche" stand damals in der Blüte. Auch setzte er auf das reiche Wissen Delbrücks viel Vertrauen. Daher ließ er zunächst dem über die Mehrheit gebietenden Liberalismus freien Lauf, bis er selbst Zeit zum Studium der einschlägigen Fragen gewann und nun mit seinem genialen Scharfblicke erkannte, daß das Reich eine falsche Bahn wandelte. Mit jener Kühnheit und Thatkraft, wie sie nur dem Genie eigen ist, vollzog

er darauf augenblicklich eine der größten politischen Schwenkungen. Die Lasker und Bamberger schlugen sich an die Stirn, als sie den Umschwung gewahrten. Denn nun hatte die Todesstunde des doktrinären Liberalismus geschlagen.

Als Fürst Bismarck auf der Höhe seiner politischen Erfolge stand, da glaubte er, selbst wie wenige ein Mann des Gefühls und der Hochherzigkeit, die Nation mit einem Geschenke beglücken zu dürfen, wie es noch keinem Volke zu teil geworden war. Es war die Gewährung des allgemeinen gleichen geheimen aktiven und passiven Wahlrechts. Er hatte die Nation zu hoch eingeschätzt. Denn sie erwies sich dieses Gipfels der politischen Freiheit noch nicht würdig.

Der Kampf gegen Rom, der Gründerschwindel, die liberalen Gesetze auf der einen Seite und das allgemeine Stimmrecht auf der andern: nichts war geeigneter, um zusammenzuwirken zu einer Aufwühlung der Leidenschaften im Volke. Das Centrum und die Socialdemokratie, beides Organisationen irregeführter Massen, erhoben dank dem allgemeinen Stimmrecht ihr Haupt. Selbst dem radikalen Liberalismus gelang es mit Hilfe dieses Mittels, die Galgenfrist, die ihm von der Weltgeschichte gegeben war, noch eine Weile zu verlängern. Denn die Massen lassen sich gar zu leicht hinters Licht führen, und der Liberalismus in seiner jüngsten Gestalt erwies sich als ein Meister in der Verdrehung und Entstellung der Thatsachen. Lagarde hat einmal gesagt: „Wählen heißt die Namen aufsagen, welche durch die Dreistigkeit ihrer Mitglieder beauftragte Ausschüsse von katilinarischen oder ciceronischen Existenzen aufzusagen befohlen haben.“ Mit diesem in gewissem Sinne nur zu richtigen Worte ist die Hilflosigkeit der Massen treffend gegeißelt. Am meisten Gefahren trägt diese Hilflosigkeit bei der Reichstagswahl in sich. Die Diätenlosigkeit erwies sich nur als ein Hemmschuh für die ehrlichere konservative Bevölkerung, während die Liberalen und Socialdemokraten ihre mittellosen Vertreter selbst besoldeten und gesetzlich daran nicht zu hindern waren. Oft schien es, als wenn das Staatsschiff unter dem Toben der durch das allgemeine Stimmrecht geschaffenen Parteibildungen ins Schwanken geriete. Ängstliche Gemüter unter den Konservativen, neuerdings auch viele Nationalliberale — ganz gegen alle liberalen Principien —, die da glauben, daß ihnen das Messer an der Kehle sitzt, haben darum schon oft die Einführung dieser Verfassungsbestimmung beklagt und unpolitische Köpfe haben auch schon an deren Abschaffung gedacht. Nichts könnte falscher sein als ein solcher Schritt. Würde dies „Palladium politischer Freiheit“ den Massen entzogen, so würden die Umsturzgelüste nur in verstärktem Maße auftreten. Zudem aber darf man die feste Zuversicht hegen, daß das allgemeine Stimmrecht allmählich mehr und mehr eine erzieherische Wirkung auf die Nation ausüben wird.

Die Schüsse auf das Haupt des ehrwürdigen Heldenkaisers am 11. Mai und 2. Juni 1878 erhellten wie Blitze den Abgrund, an dem die Nation dank der liberalen Wirtschaft angelangt war. Die wilde Gärung in den Massen, die sich zu gleicher Zeit offenbarte, war nur der schaurige erläuternde Text zu den Attentaten unter den Linden.

Für den leitenden Staatsmann hatte es dieser Alarmsignale nicht mehr bedurft. Er war bereits entschlossen, eine Bahn einzuschlagen, die auf die sittliche Erneuerung des Volkes hinzielte.

Die politische Lage veränderte sich jetzt völlig. Vorbei war die Zeit der Verfassungskämpfe und des Manchestertums. Nunmehr begann die Periode der Schutzpolitik und der socialen Gesetzgebung.

Zunächst kam das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie. Ausnahmegesetze haben immer etwas Bedenkliches. Doch das Gesetz vom 21. Oktober 1878 war berechtigt. Es war ein Akt der Notwehr, um einer plötzlichen Entfesselung aller schlechten Leidenschaften des Volkes vorzubeugen. Most und Hasselmann wurden durch diesen Schritt der Gesetzgebung zu den politischen Toten geworfen. Man gewann Zeit zu positiven Schutzmaßregeln; und in der That hat die Stärke der Socialdemokratie unter der Herrschaft des Socialistengesetzes anfänglich abgenommen, sowohl quantitativ als qualitativ. Auf die Dauer ließ sich das Gesetz jedoch nicht halten, zumal wenn die positive Hülfe auf sich warten ließ. Denn mit der Zeit hatte das Gesetz die Wirkung, die socialen Krankheiten nach innen zu treiben, und das konnte nur die übelsten Folgen zeitigen. Das „Socialistengesetz" wurde dann auch glücklicherweise aufgehoben, und der Erfolg ist, daß sich die Socialdemokratie zu einer bürgerlichen Partei zu entwickeln scheint. Man verschließt sich, Gott sei Dank, ja heute nicht mehr der Erkenntnis, daß eine Erneuerung des Gesetzes gegen die Socialdemokratie vom Übel sein würde. Wir würden es für Wahnwitz halten. Verschärfung der Bestimmungen des Strafrechts gegen umstürzlerische Ausschreitungen mag in manchen Punkten angebracht sein, in sehr vielen wird es nur schaden, irgend ein wesentlicher Nutzen wird von solchen Strafverschärfungen kaum zu erwarten sein.

Gleichzeitig mit der Einbringung des „Socialistengesetzes" erfolgte die Einleitung der Bismarckschen Schutzpolitik. Damit wurde mit der freihändlerischen Richtung, die seit 1861 herrschend gewesen war, gebrochen. In diesen Maßnahmen zum „Schutze der nationalen Arbeit" enthüllte sich wieder die ganze Größe des Fürsten Bismarck. Die Eisenindustrie war der erste Zweig deutschen Schaffens, dem er helfend beisprang. Mit seinem Schreiben an den Freiherrn v. Thüngen-Roßbach vom 16. April 1879 beschritt er die Bahn der Getreidezollpolitik, welche seitdem den Mittelpunkt der Schutzzollbewegung gebildet hat. Damals hat sich Fürst Bismarck ebenso wie durch seine Großthaten in der auswärtigen Politik für alle Zeiten in den Herzen der ackerbautreibenden Bevölkerung unseres Landes eine Stätte bereitet, und mit Recht.

Es kam die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881. Damit beschritt Kaiser Wilhelm eine Bahn, die in der Geschichte unerhört war. Man ist einen Augenblick versucht, Hegel doch recht zu geben, daß sich in dem Staate die sittliche Idee verwirkliche. Denn hier traten die Regierungsgewalten vor das Volk hin, um den notleidenden Klassen ein menschenwürdiges und damit ein sittliches Dasein zu ermöglichen. Die ergreifenden Worte der kaiserlichen Botschaft mußten auf ein empfängliches

Volk wie eine Art Evangelium wirken. Und weite Klassen haben auch ähnliche Empfindungen gehabt. Hoch horchten die arbeitenden Klassen auf.

Am meisten begeisterten sich zu Anfang weite Kreise der akademischen Jugend dafür. In ihr war damals gerade eine Bewegung entstanden, die sich gegen den jüdischen Geist wandte, der alles überwucherte. Es war eine Reaktion des Idealismus gegen das Umsichgreifen des Materialismus. Deutsch wollte die Jugend sein und nichts als deutsch, in richtiger Erkenntnis der Tiefen des deutschen innig mit dem Christentum verwachsenen Gemüts, das in seiner Reinheit verfälscht wurde. Im geistigen Sinne war diese akademische Bewegung eine Bewegung zum Schutze der nationalen Arbeit. Durch die Inangriffnahme der Lösung der sozialen Frage erhielt die Jugend ein neues Feld angewiesen, auf dem sie thätig sein konnte.

Es war indes weniger der Staat als solcher, der diese Bahn der christlich-socialen Politik betrat. Wir müssen uns nicht verhehlen, daß es die persönliche, tiefsittliche Politik eines Wilhelm und eines Bismarck war, die sich hier entfaltete, jene persönliche von Liebe zum Volke eingegebene Politik, die wir bei so vielen Hohenzollern finden. Auch verhehlten sich Kaiser und Kanzler nicht, daß der Staat allein nicht imstande sei, die großen Aufgaben, von denen einige näher bezeichnet wurden, zu lösen. Sie riefen andere Organisationen und korporative Mächte zur Hilfe auf. Die Hauptorganisation, auf deren Unterstützung sie angewiesen waren, war die Kirche. Aber die evangelische schlief, schlief so fest, daß sie nichts erweckte. Nur einsame Pioniere wie Adolf Stöcker, der am 3. Januar 1878 die christlich-sociale Arbeiterpartei gegründet hatte, wie Bodelschwingh u. a. stellten ihre allerdings bewundernswerte Arbeitskraft in den Dienst dieser Aufgaben. Aus dem christlich-socialen Geist erklärt sich Stöckers heroischer Kampf gegen das Judentum, den begonnen zu haben ein Verdienst ist, das ihm das deutsche Volk nie vergessen wird. Unter den Gelehrten ergriff wenigstens die Mehrzahl der Nationalökonomen mit Jubel die Partei des Kanzlers. Hatten doch die Kathedersocialisten, an ihrer Spitze Adolf Wagner, schon vor Jahren den Ruf nach einer gesunden Socialpolitik erhoben. Ein großer Bruchteil des liberalen Bürgertums raffte sich in der Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884 endlich zur Mitarbeit auf. Erst allmählich hat sich die evangelische Kirche aus ihrem Siebenschlaf aufrütteln lassen. Die Bureaukratie im evangelischen Kirchenregiment sah sich durch die energischen Winke Wilhelms II. veranlaßt aus ihrer Unthätigkeit herauszutreten und die Geistlichkeit wenigstens aufzufordern, am Kampfe für eine gesunde Socialpolitik teilzunehmen. Wir sind geneigt, in diesem energischen Durchgreifen Kaiser Wilhelms II. eines seiner größten Verdienste zu erblicken. Seit jener Zeit sind Erscheinungen wie Stöcker, Lic. Weber, der früh verstorbene Walther Burckhardt nicht mehr so selten. Männer wie der Pfarrer Friedrich Naumann in Frankfurt a. M., Julius Werner in Beckendorf, Schall in Braunschweig u. a. sind die Eberline von Günzburg der neuen Zeit. Nicht das geringste Hemmnis auf dem Wege der socialistischen Gesetzgebung war wieder die Bureaukratie, jenes blutleere, bebrillte, formalistische Beamten-

tum, das nichts davon weiß, wonach das Volk hungert, wo ihm der Schuh drückt. Die Kunowskis und die Massows sind Ausnahmen und zugleich Propheten in der Wüste. Noch immer ist es wahr, was der damalige Ministerialdirektor Bosse vor etwa zehn Jahren sagte, daß sich unter den höheren Beamten kein Verständnis für die Socialpolitik fände; und wenn dann ein tüchtiger Arbeiter wie der Geh. Rat v. Woedtke sich daran macht, dann wird solche Arbeit unpraktisch, wie dies das Klebegesetz, Woedtkes Schöpfung beweist. Ein Probestück von der zuweilen bodenlosen Unfähigkeit der Bureaukratie, den Bedürfnissen des Volkes gerecht zu werden, sind neuerdings ihre Maßregeln gewesen, die zu den Vorgängen von Fuchsmühl geführt haben.

Die Fortsetzung der Botschaft vom 17. November 1881 waren die Erlasse vom 4. Februar 1890. Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß das große Wollen, das sich in diesen Erlassen ausspricht, zunächst in der praktischen Durchführbarkeit seinen überlegenen Gegner fand. Baldgenug brachten auch die Zickzackbewegungen des neuen Kurses die Regierung um das Vertrauen, das ihr anfänglich entgegengebracht wurde. Der Sturz des eisernen Kanzlers, anfänglich vielfach, wenn auch schmerzlich, als ein nötiges Opfer an die Zeit angesehen, erwies sich bald als ein nationales Unglück, wie es schlimmer nicht gedacht werden konnte. Fast schien es, als wenn der radikale Liberalismus, diese im Aussterben begriffene politische Erscheinung, der in den 99 Tagen gierig wie ein Ertrinkender, aber vergeblich, nach der Regierung getrachtet hatte, unter Caprivi noch einmal galvanisiert werden sollte.

Der Weg, den der Staatsmann Leo v. Caprivi gegangen ist, war ein Holzweg. Er ist nicht durch Meilensteine, die zu einem Ziele hinführen, sondern durch Eckſteine gekennzeichnet, die Caprivis Fehler und Niederlagen bedeuten. Über einen ist er endlich gestrauchelt. In der Handelspolitik wandelte er entgegengesetzte Bahnen als Fürst Bismarck. Alle Mahnrufe des Einsiedlers im Sachsenwalde schlug er in den Wind. Er war taub gegen die Angst- und Hülferufe des deutschen Bauerntums, die jedem Patrioten an das Herz griffen. Von der Kolonialpolitik und Deutschlands kolonisatorischem Berufe wollte er nichts wissen. Ein Staatsmann, der das Wesen des deutschen Volkes ergründet gehabt hätte, der hätte dem Individualismus desselben Rechnung getragen und sich der Herrfurthschen Landgemeindeordnung widersetzt. „Jedes Dorf gliedert sich nach Honoratioren, Bauern, Tagelöhnern; diese Ordnung wird streng innegehalten; wehe dem, der sie antasten wollte“ — schrieb vor Einführung jenes Gesetzes der Landgemeindeordnung ein tiefer Kenner deutschen Wesens, der Rembrandtdeutsche. Diese Worte wurden natürlich von den Bureaukraten des Ministeriums nicht beachtet. Aber sie hätten wenigstens den Mann, der sie einst als seine willenlosen Werkzeuge gebraucht hatte, hören sollen, der da sagte: „Quieta non movete“. Den Forderungen des Mittelstandes wurde die ödeste Verständnislosigkeit entgegengebracht, obwohl man sah, daß diese treuen Volksklassen dadurch der Socialdemokratie in die Arme getrieben wurden. Einem unverschämten, hinterlistigen Polentum begegnete man mit einer Schwäche, die den Patrioten geradezu mit Erbitterung

erfüllen mußte. Während hinter dem Sarge eines der größten Reichsfeinde der Kanzler Graf Caprivi in höchsteigener Person einherschritt, wurden wahrhaft wohldenkende Männer geradezu empörend behandelt. Das Kennzeichen der Social- und Schulpolitik war unstätes Schwanken. Wahrlich, die Erinnerungen an die Ära Caprivi-Helldorf-Koscielski sind traurig. Dem Himmel sei Dank, daß sie zu Grabe getragen ist.

Ein besonderes Kapitel, das noch tief in die Bismarcksche Zeit hineinreicht, ist die Postverwaltung. Der Staatssekretär von Stephan hat die denkbar größten organisatorischen Verdienste, und niemand wird sie ihm streitig machen. Wir sind aber der Ansicht, daß er seinen Ruhm stark beeinträchtigt durch die antisociale Methode, mit der er sein Ressort verwaltet. Wir halten den Leiter des Postwesens von der socialen Seite betrachtet — es ist schmerzlich, das sagen zu müssen — für einen der gefährlichsten unbewußten Förderer der Socialdemokratie. Er ist sich dessen natürlich nicht bewußt.

Die Frucht der Ära Caprivi war Mißtrauen oder Mißstimmung allüberall: bei den Arbeitern, den Handwerkern, den kleinen Beamten, in der ganzen Landbevölkerung, in den akademisch-gebildeten Kreisen. Am wohlsten fühlten sich noch die Juden.

Nun ist freilich nie die Regierung allein an allen Mißständen schuld. Die Parteien haben ihr vollgerüttelt Maß daran zu tragen, auch die Konservativen. Man hat diese Partei nicht ohne eine gewisse Berechtigung eine Partei der verpaßten Gelegenheiten genannt. Einer ihrer Hauptfehler war, daß sie die Judenfrage nicht eher in ihr Programm aufgenommen hat. Ein Ahlwardt, ein Böckel wären dann nicht möglich gewesen. Die antisemitische Bewegung, erst in Berlin und Breslau, dann auch in Hessen und Sachsen besonders auftretend, jetzt im ganzen Reiche vorhanden, ist als die entschiedenste Auflehnung gegen die Thätigkeit und die Wirkungen des ins Kraut geschossenen Liberalismus aufzufassen. Ihre Quellen sind national, social, teilweise auch christlich. Daher auch ihre innern Widersprüche. Die ganze Bewegung aber ist urgesund. Darum mußte die konservative Partei sich mit ihr ausgleichen. Der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg erweist sich schon allein dadurch als ein politischer Kopf, daß er den modus vivendi zwischen den Antisemiten und Konservativen aufrecht zu erhalten sucht. Der Verzicht auf die Selbständigkeit, den die Konservativen so oft geleistet haben, machte sie auch mitschuldig an manchen Fehlern, noch neuerdings bei Beginn der Caprivischen Handelspolitik. Die Liebedienerei, die sich bei manchen von ihnen nur zu oft und zu offenkundig zeigte, hat der Partei nach unten ungeheuer geschadet, ohne nach oben irgend etwas genutzt zu haben. Die Sache selbst gewinnt bei solcher Liebedienerei bekanntlich erst recht nichts.

Es steht beklagenswert um Deutschland. Immer lauter ertönt der Hülferuf der bedrängten Klassen: Wann wird die Judenmacht gebrochen? Wann säubert man den Augiasstall der Börse? Wann wird es ernst mit der Beseitigung der Schwindelkonkurrenz? Wann werden wir den Befähigungsnachweis haben? Wann wird die Wohnungsfrage gelöst werden, um den Armen ein menschenwürdiges Heim zu ermöglichen? Wann wird

der Ausbeutung der Arbeitskräfte in der Konfektion, in manchen Fabriken, in ſtaatlichen und privaten Unternehmungen ein Riegel vorgeſchoben? Immer dringender erklingt der Ruf der Bauern: Helft uns. Unabweislich wird es ſein, auf den Gedanken des Grafen Zedlitz-Trützſchler, des einzigen wirklichen Staatsmannes, der in der Ära Caprivi auftauchte, zurückzukommen und ein Schulgeſetz wie das ſeinige einzuführen, und wenn die alten „Kulturkämpfer" ſich auch noch ſo heiſer ſchreien.

Nicht Repreſſalien, ſondern poſitive Reformen, das iſt die Aufgabe der Staatsmänner.

Wenn ein Mann wie der kluge Parlamentarier Hans Viktor v. Unruh († 1886), der als Induſtrieller die arbeitende Bevölkerung Jahrzehnte ſtudiert hatte, am Ende eines langen und vielbewegten Lebens zu dem Urteil gelangt: „Die Bildung, namentlich die Humanität, iſt (gegen 1848!) nicht geſtiegen, im Gegenteil, die Roheit und Brutalität iſt entſetzlich gewachſen, die Arbeiterſchaft iſt von den Socialdemokraten und entſittlichenden Lehren durchwühlt, die Hinneigung zur Gewalt hat auffallend zugenommen", ſo iſt das ein gewichtiges Zeugnis aus dem Munde eines Wortführers des Liberalismus. Muß da die „nach Beſitz und Bildung maßgebende" Klaſſe ſich nicht eigentlich an die Bruſt faſſen und ſich ſagen mea culpa? Muß ſie da nicht den Stachel des kategoriſchen Imperativs in ſich fühlen und thun, was in ihren Kräften ſteht, um den unteren Klaſſen zur Zufriedenheit zu verhelfen? König Wilhelm I. ſchlief einſt, nach ſeinem eigenen Geſtändnis, keine Nacht, weil er und ſein Volk ſich nicht verſtanden. Aber unſere Bourgeoiſie möchte ſich nicht im Schlafe oder im Genuſſe ſtören laſſen und rührt keinen Finger. Sie ruft höchſtens nach der Polizei.

Wir wollen da nicht mitthun. Wir wollen uns nicht freiwillig der Sintflut überliefern. Wir wollen alles daranſetzen, daß die Zufriedenheit oder, um mit dem tiefen Denker Karl Jentſch zu reden: „die äußerlichen und die inneren Bedingungen des die Ahnung der Bürgſchaft eines höheren Daſeins in ſich tragenden Glücks durch den Kulturfortſchritt, durch die politiſchen und ſocialen Veränderungen nicht vernichtet werden, ſondern erhalten bleiben, womöglich einer größeren Zahl zugänglich gemacht werden." Friedrich der Große ſagte: „Das Beſte iſt: Gut leben, thätig ſein, Ruhe in der Seele haben." Schaffen wir möglichſt allen unſern Volksgenoſſen die Möglichkeit, ein erträgliches Leben zu führen, die Möglichkeit zu arbeiten — und die Hauptbedingungen zum innern Frieden ſind gegeben. Iſt dies unſer Ziel, dann komme, was da kommen mag; wir werden unſere Pflicht gethan haben.

Die ſittlichen Kräfte, auf die wir uns ſtützen können, ſind bei uns noch weit ſtärker vorhanden als anderswo. Wir finden ſie in dem in der Mehrheit noch immer ſittlich geſunden Bauerntum, in dem frommen Handwerkerſtande, in unſerm Heere mit ſeiner Königstreue, ſeinem Kameradſchaftsgeiſt und ſeinen glorreichen Erinnerungen, in unſerm Adel, ſoweit er ſich noch nicht mit der Bourgeoiſie und dem Judentum verquickt hat, in dem Idealismus weiter Schichten unſeres akademiſch-gebildeten Bürgertums. In ihnen verkörpern ſich die Mächte des Beharrens. Sie werden dem

Umſichgreifen des Geiſtes des Umſturzes und der gefliſſentlichen Unzufriedenheit und Nörgelei Trotz bieten und, wenn ſie richtig geführt werden, ruhmvoll ſiegen.

Dieſen Mächten des Beharrens glauben wir aus der Seele zu ſprechen, wenn wir dem deutſchen Volke ein altes niederdeutſches Sprichwort ins Gedächtnis rufen:

„Halt faß am Rich, do kölſchen Boor,
Mag et och falle föhß ov ſoor."

III. Der Einfluß der Naturwissenschaft auf die sittlich-religiöse Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren.

Von Dr. phil. E. Dennert, Godesberg.

In keiner Zeit hat so wie in der unseren die Wissenschaft in das öffentliche Leben eingegriffen. Was der Weise im stillen Gemach sinnend entworfen, das blieb früher im kleinen Kreise der Eingeweihten, heute wird es in kurzer Zeit Gemeingut der Öffentlichkeit, und das gilt wohl in erster Linie für die Naturwissenschaft: verschiedene Gründe haben dazu beigetragen, dieser in früheren Jahrhunderten so stiefmütterlich behandelten Wissenschaft heute eine ganz außerordentlich praktische Bedeutung zu verleihen. Wir stehen heute thatsächlich im Zeitalter der Naturwissenschaft.

Aber der Einfluß der Naturwissenschaft beschränkt sich nicht allein auf das praktische Leben der Gegenwart, sie hat ihre Kreise noch weiter gezogen und hat gestaltend und treibend auf die religiös-sittliche Entwicklung unserer Volksseele eingewirkt.

Von zwei Stellen aus setzte dieser Einfluß ein, die erste ist eben jene praktische Bethätigung der Naturwissenschaft, die Einwirkung auf unser religiös-sittliches Leben von hier aus ist eine mittelbare, die andere Stelle ist die religiös-sittliche Seite der Naturwissenschaft selbst, hier wirkt sie unmittelbar auf unsere Volksseele ein. Der mittelbare Einfluß geht von den sogenannten exakten Naturwissenschaften aus, der unmittelbare von den anderen.

Der großartige, ja man kann sagen, beispiellose Aufschwung der Naturwissenschaft unserer Zeit betrifft in erster Linie die Chemie und Physik, beide aber greifen wie nichts anderes in unser tägliches Leben ein.

Die Chemie hört nicht auf, neue Industriezweige aufzuschließen, eine Entdeckung folgt der andern, und tausend und abertausend Hände regen sich, um immer wieder neues zu erfinden; aber es hat alles seine zwei Seiten, was dem einen nützt, schädigt den anderen, während sich hier ein neuer Industriezweig eröffnet, wird dort unbarmherzig ein altes, lange betriebenes Gewerbe in die Ecke gedrückt, ja vernichtet; während hier der eine sinnt und sinnt, bis er einen neuen Stoff entdeckt, der die Leiden seiner Mitmenschen lindern oder gegen den unaufhaltsam arbeitenden Tod als Waffe benutzt werden soll, — brütet der andere mit seinen chemischen Kenntnissen ein Mittel aus, um Tausende seiner Mitmenschen mit einem Schlage zu vernichten. Und derselbe allgewaltige Sprengstoff, der hier benutzt wird, um ein Verkehrshindernis zu beseitigen, dient dort in der Hand des verbitterten, Gott und die Welt verachtenden Menschen dazu

Tod und Verderben zu säen. Und während auf der einen Seite die Chemie arbeitet, um den Menschen mit Speise und Trank zu versehen, ja, während man hier den fast wahnwitzig erscheinenden Gedanken, aus Steinen Brot zu machen, verwirklichen will, — forscht man auf der andern Seite nach Mitteln, die vorhandenen Nahrungsstoffe zu fälschen und durch schlechtere, wenn nicht gar schädliche Stoffe zu ersetzen. Wohin wir sehen, überall spinnt die Chemie ein Gewebe von Segen und Fluch.

Nicht anders ist es mit den Leistungen der Physik, obwohl ihre wohlthätigen Erfolge bei weitem überwiegen. Man braucht ja nur ein einziges Wort auszusprechen: Elektricität! — und die Überlegenheit der Gegenwart vor der Vergangenheit tritt in ihrer ganzen Machtfülle vor unsere Augen. Da denken wir in erster Linie an die Verkehrsmittel unserer Zeit. Wie mühselig mußten unsere Voreltern auf Reisen mit der alten, langweiligen Postkutsche einherschleichen, welche Gefahren drohten ihnen bei der langen Fahrt über den Ocean auf unsicherem Fahrzeug! Wie hat sich das geändert, wie hat der Mensch sich den Dampf dienstbar gemacht und wie beherrscht er schon heute durch physikalische Kräfte die Natur; aber nicht genug mit dem Dampf, noch nicht schnell genug verbindet er die verschiedenen Punkte der Erdoberfläche, mehr und mehr wird er von jener andern machtvollen Kraft, der Elektrizität, zurückgedrängt. Und wiederum — nicht genug, daß wir die Hindernisse auf dem festen Land überwinden und die Wasserwogen siegreich durchfurchen — jener langgehegte Wunsch des erdgeborenen Menschen, gleich dem Vogel die Luft, die er atmet, zu durchwandern, nähert sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, mehr und mehr der Erfüllung.

Und wir denken ferner jener Industriezweige, welche uns die Nacht und Dunkelheit zum Tage machen und unser wachendes Leben verlängern sollen. Halte die Öllampe der Vergangenheit neben die elektrische Lampe der Gegenwart, und es wird dir klar werden, was du den Erfolgen der Physik verdankst.

Und nun wirf noch einen Blick in das Maschinenleben unserer Zeit, siehe, wie da die Räder gehen, die Riesenhämmer geschwungen werden, die Essen rauchen und wie in atemlosem Hasten der Mensch mit Hülfe aller jener großartigen Maschinen arbeitet, welche der Naturforscher im stillen Gemach ersann, dann merkst du, unter welchem Zeichen wir leben, dann fühlst du den überwältigenden Einfluß dieser Wissenschaft auf das Leben der Gegenwart. Vielleicht ist es nicht ganz richtig, hier von Wissenschaft zu reden, was diesen gewaltigen Umschwung hervorrief, ist mehr die Technik, allein es ist doch unzweifelhaft, daß die letztere ihre Wurzeln in der physikalischen Wissenschaft selbst hat und mit deren Erkenntnissen steigt und fällt.

Die Nachteile der durch den Aufschwung der physikalischen Technik gewonnenen Civilisationshöhe sind weniger in die Augen fallend wie die der chemischen Technik. Und doch fehlen sie nicht. Wir gedenken jener zahllosen Unfälle bei dem rasenden Verkehr der Jetztzeit, bei denen oft Hunderte von Menschen in einem Augenblick zu Grunde gehen, die Zahl der Unglücksfälle ist thatsächlich heute viel größer geworden als früher, — die Unfallversicherung ist erst in unsern Tagen zu einer Notwendigkeit

geworden. Wir gedenken ferner noch, wie viele kleinere Gewerbe wiederum durch den Maſchinenbetrieb zu Grunde gegangen ſind, wie durch denſelben das ehrliche Handwerk zurückgedrängt und der Kleinbetrieb erſchwert wird.

Aber iſt es recht ſich bei ſolchen Schäden aufzuhalten, müſſen wir nicht vielleicht ſagen: das ſind Opfer, die dem Wohl des Ganzen gebracht werden müſſen, die Zeit geht raſtlos über ſie hin, wie dürfen wir die Wohlthat einer Einrichtung nach dem doch immerhin verſchwindend kleinen Schaden meſſen, den ſie im Gefolge haben kann, wie können wir die Glückſeligkeit der Menſchheit in die eine und als Gegengewicht den Untergang weniger Exiſtenzen in die andere Wagſchale legen?

Wohlthat, Glückſeligkeit! — ja, da liegt der Schwerpunkt der Frage.

Iſt die Menſchheit durch die beiſpielloſen Erfolge der Technik und Wiſſenſchaft glücklicher und beſſer geworden, haben ſie auf unſer religiös-ſittliches Leben einen veredelnden Einfluß ausgeübt? Was für einen Wert hat ein mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtatteter Salon, wenn ſich darin innerlich faule Menſchen bewegen? Hat irgend eine der großen Neuerungen ſchon irgend einem Menſchen Frieden und Ruhe verſchafft? —

Auf alle dieſe Fragen lautet vielleicht die Antwort von ſeiten eines modernen Zeitgenoſſen: „Lächerlich! ſolche philiſterhafte Fragen überhaupt aufzuwerfen! Was hat denn die Technik mit religiös-ſittlichen Dingen zu thun, wie ſollte ſie auf den Menſchen innerlich veredelnd wirken?"

Gut, dann frage ich weiter: Hat die moderne Technik nicht am Ende geradezu verſchlechternd auf unſer ſittlich-religiöſes Leben eingewirkt, hat ſie nicht vielleicht gar einen entſittlichenden Einfluß ausgeübt?

Durch unſere Verkehrsmittel iſt die Schranke von Raum und Zeit außerordentlich überbrückt: unſere Voreltern gebrauchten zu einer Reiſe von Berlin nach Kaſſel ſo viel Zeit, wie *wir* heute zu einer Reiſe von Berlin nach New-York, und eine Nachricht von dem einen dieſer Orte zum andern etwa ſieben Tage, heute keine Stunde. Welche außerordentliche Zeiterſparnis heutzutage! Iſt es nicht wahr, daß ein Menſch, der viel reiſen muß, heute länger lebt als früher, weil er weniger Zeit zum Reiſen verbraucht? Wie viel inhaltreicher könnte da auch das Leben ſein? Iſt es das wirklich?

O, die ſchnelle Beförderungsweiſe hat das Leben ſelbſt gewiſſermaßen angeſteckt. Welch ein Rennen und Haſten und Jagen iſt doch das Menſchenleben geworden! Ruhelos wie die Maſchinen unſerer Tage iſt unſer Daſein. Friedlos laufen die Menſchenmaſſen nebeneinander her, zu welchem Ziel?

Das Maſchinenwerk unſerer Zeit, die Technik hat auf allen Gebieten die Möglichkeit geboten, die Bedürfniſſe des täglichen Lebens auf das bequemſte und leichteſte zu befriedigen. Was vor Jahrzehnten nur den wenigſten Menſchen zugänglich war, das kann ſich heute vielfach ein jeder mit leichter Mühe und geringen Mitteln verſchaffen. Iſt das nicht ſchön, iſt es nicht wünſchenswert, daß *jeder* Bewohner der Gotteserde auch jeder Gabe Gottes teilhaftig werde? Ja, wir billigen dieſen kommuniſtiſchen Gedanken; aber iſt es denn damit gethan?

O ganz gewiß nicht!

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht ich nach Begierde."

Das iſt das Zeichen unſerer Zeit. Als ob der Menſch in ſeiner Begierde je ſtillſtehen würde! Wenn das eine Bedürfnis befriedigt iſt, dann iſt es bald etwas Altes, und *ein* Erfolg erweckt hundert neue Bedürfniſſe. Wenn etwas Gemeingut aller geworden iſt, dann giebt es Tauſende, die etwas Beſonderes haben wollen. Befriedigung einer Begierde, die ins Unendliche wächſt —, das iſt das Ziel, dem die Menſchheit unſerer Tage zujagt und dem durch die wachſende Technik immer wieder Vorſchub geleiſtet, neue Nahrung zugeführt wird.

Noch einmal: Macht die immer mehr vervollkommnete Technik die Menſchheit beſſer und glücklicher?

Ganz gewiß nicht! Unſere Zeit iſt unzufriedener als irgend eine, die der Vergangenheit angehört. Mit der wachſenden Befriedigung der Bedürfniſſe wächſt die Unzufriedenheit. So ganz beſonders ſchlecht ſteht es mit der Not der arbeitenden Klaſſen heute nicht, wenn man ſie mit früheren Zeiten vergleicht. In vielen Betrieben werden die Arbeiter ſehr gut bezahlt, und doch — inmitten der glänzenden Fortſchritte der Maſchinentechnik erwächſt das ſchleichende Gift der ſocialdemokratiſchen Unzufriedenheit. Wir wiſſen, daß die Unzufriedenheit der Maſſen vielfach berechtigt iſt, aber es iſt doch bezeichnend, daß ſie gerade heutzutage, in den Tagen des vielgelobten Fortſchritts der Naturwiſſenſchaften, ſo ganz unverhältnismäßig wächſt.

Aber wenn auch das Elend heute vielfach wenigſtens nicht *größer* geworden iſt als früher, ſo iſt es doch *fühlbarer* geworden, das liegt nicht zum mindeſten an der Macht, welche das Kapital gewonnen hat, und dieſe wiederum iſt zum großen Teil eine Folge der Technik, welche die Arbeiter zu einem willenloſen Rad in dem Getriebe der Großinduſtrie macht, und andererſeits Geld und viel Geld als treibenden Motor benötigt. Da die moderne Menſchheit alles möglichſt ſchnell und — ſetzen wir hinzu — möglichſt billig haben will, ſo wird in dem Kampf um den Markt ganz naturgemäß die Kleininduſtrie in die Ecke gedrückt, und das Recht des Stärkeren, jenes vom Darwinismus ſo mißverſtandene Princip, ſcheidet die Geſellſchaft der Produzenten mehr und mehr in die großen Maſchinenbeſitzer und die kleinen Maſchinenarbeiter. Und dies alles iſt ein Werk unſerer hochgeſtiegenen Technik und der exakten Naturwiſſenſchaften, denen wieder die Technik ihr Daſein verdankt.

Der Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf unſer wirtſchaftliches Leben möchte nach dem Geſagten wohl unzweifelhaft ſein. Wie aber das ſittlich-religiöſe Leben der Gegenwart mit dem wirtſchaftlichen aufs engſte zuſammenhängt, das weiß ein jeder. Und wie die Vervollkommnung der Technik auf den Charakter der Menſchheit einwirkt, das führten wir ſchon an. Faſſen wir es noch einmal zuſammen. Die Technik muß, wenn ſie in einem Volk zur einſeitigen Alleinherrſchaft gelangt — und wir ſind auf dem beſten Wege dazu —, demſelben ihren Stempel aufdrücken: ſie macht den Menſchen ſchnelllebig, ruhe- und friedlos, ſie weckt in ihm neue Bedürfniſſe und macht ihn unzufrieden und ungenügſam, und ſie trägt dazu

bei, den Gegensatz zwischen arm und reich, zwischen dem Elend und dem Wohlleben zu verschärfen.

Aber wir müssen noch etwas hinzufügen, und das entspringt aus der Frage, die mir nach vorstehenden Erörterungen der Durchschnittsmensch unseres technischen Zeitalters ganz gewiß aufwerfen wird: „Ja, da gehörst du wohl zu den schwarzen Reaktionären, welche gern von der sonnigen erleuchteten Gegenwart zurückkehren möchten in die dunkeln Schatten des Mittelalters? Du willst wohl alle die hohen Errungenschaften der Wissenschaften und der durch sie so beispiellos vervollkommneten Technik vernichten und die Menschheit wieder dem vorigen Stumpfsinn überliefern?"

Thor, der du so fragen kannst, habe ich nicht vorhin bewundernd der Erfolge der Technik gedacht, welche unser Volksleben in so vielfacher Hinsicht segensreich umgestaltet haben? Sollte ich nun auf einmal diesen großen Segen verfluchen und verwünschen? Das sei ferne! Aber daß eben die Technik und ihre Wissenschaft nicht jenen Segen rein und unverfälscht uns angedeihen läßt, das ist das Traurige und läßt uns die Frage aufwerfen: warum?

Unsere Zeit geht in der Technik auf, das ist der springende Punkt, und gerade deshalb hat die Technik auf unsere religiös-sittliche Entwicklung noch einen weiteren traurigen Einfluß: sie verflacht den Volkscharakter. Wer mitten in dem rastlosen Maschinenleben steht und nichts sieht, als das zwar zweckmäßige aber doch mechanische und tote Ineinandergreifen des tausendfachen Räderwerks, und in sich nichts anderes aufnimmt als diese friedlose, ewige Bewegung, der wird schließlich selbst zu einem solch mechanischen Räderwerk, das stumpf und blind in das ewige Einerlei des Maschinenlebens eingreift. Er verliert seinen frischen und fröhlichen Charakter als freier Mensch. Das Maschinenleben wird sein A und O, er dient ja nur den irdischen Bedürfnissen, er sieht nichts anderes um sich herum, er jagt selbst nur diesen Bedürfnissen nach. Der ideale Gehalt des Menschenlebens geht verloren, das, was anderen Menschen heilig ist, wird verachtet, und in dem Hasten nach irdischer Glückseligkeit — die, ach, dem nach ihr greifenden Menschen immer mehr in nebelhafte Fernen entschwindet — verliert das Auge den Sinn für jenes andere Glück, das Wissenschaft und Technik nimmer bieten können.

Sagen wir es also kurz und bündig unserm technischen Zeitalter: die Technik und ihre Wissenschaft macht dich nicht glücklich, im Gegenteil, sie nimmt dich so gefangen und schlägt dich so in Banden, daß du den Sinn für alles Höhere verlierst und am Boden hafteſt wie die Sorgen und Bedürfnisse, denen deine Maschinen dienen.

Allein in dem zuletzt Gesagten liegt schon zugleich das Mittel ausgedrückt, das hier Hilfe schafft. Der Segen der technischen Wissenschaften kann sich in den eben erörterten Fluch kehren, wenn sie einseitig das Zeitalter beherrschen, wie es heute schon vielfach der Fall ist. Es muß also Sorge getragen werden, daß dies nicht so ist. Je mehr die Technik ihr Haupt erhebt — und es gehört keine Prophetengabe dazu, um zu erkennen, daß dies mehr und mehr geschehen wird —, desto kräftiger muß auf der anderen Seite dafür gesorgt werden, daß die idealen Güter des Menschenlebens erhalten bleiben, daß der Sinn der Zeitgenossen auf ein höheres

Ziel gerichtet wird, als es die Befriedigung irdischer Bedürfnisse ist. Der Verflachung des äußeren und leider auch des inneren Menschen durch das Maschinengetriebe unserer Zeit muß entgegengearbeitet werden durch eine Vertiefung des Menschen in Gott. Es gilt eine Erneuerung unserer Volksseele in dem lebendigen Glauben, der die Welt überwindet, der also auch den Fluch in Segen verwandeln kann.

Wir wollen also durchaus keine Rückkehr zum maschinenlosen Zeitalter, das hinter uns liegt, wir denken gar nicht daran, der Menschheit die Segnungen zu rauben, welche die Naturwissenschaften ihr gespendet haben; aber wir wollen daneben wieder das wahres Glück, echten Frieden verheißende Panier des Kreuzes in den Herzen aufpflanzen. Wir lassen uns von der Erde tragen und atmen die Luft, die uns umgiebt, wir essen das Brot, das die Erde trägt, wir freuen uns des Schönen, das die Welt uns bietet — und können trotzdem ernste Christen sein, und ebenso können wir uns auch bei Genuß aller Gaben, die uns das Maschinenzeitalter spendet, doch noch den Ernst des Christenherzens bewahren.

* * *

War der bisher erörterte Einfluß der Naturwissenschaften auf die sittlich-religiöse Gestaltung unsers Lebens ein mittelbarer, weil er mehr auf die äußere Form des Lebens und von da aus erst auf den innern Gehalt einwirkt, so können wir doch noch von einer zweiten Beeinflussung dieses innern Lebens durch die Naturwissenschaft sprechen, und zwar ist dieselbe eine unmittelbare und daher auch viel tiefer gehende als jene erste. Sie geht aus von den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften.

Nachdem die Erforscher der lebenden Natur, der Pflanzen und Tiere, in den verflossenen Jahrhunderten vor allem Thatsachen gesammelt und die ihnen bekannt gewordenen Gestalten dieser Naturreiche in ein, vorerst künstliches, System gebracht hatten — machte man sich seit hundert Jahren etwa daran, an diese gesammelten Thatsachen mit mehr spekulativem Interesse heranzutreten. Dabei mußte eine Frage mehr und mehr in den Vordergrund treten, das ist diese: woher kommt die fast unendliche Mannigfaltigkeit dieser Naturformen, wie ist sie entstanden? Diese Frage fand in den ehrwürdigen Akten unsers Christenglaubens eine kurze und bündige Antwort durch die Worte der Genesis: „Und Gott sprach: es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut" und — „Gott sprach: die Erde bringe hervor lebendige Tiere" und „Gott machte die Tiere auf Erden, ein jedes nach seiner Art".

Allein der nachgrübelnde Naturforschergeist gab sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden, er wollte den Schleier weiter lüften und tiefer nach dem „Wie?" der Erschaffung forschen. Hierbei setzte man sich von vornherein in Gegensatz zu der heil. Schrift, man vergaß und vergißt auch heute noch immer wieder, daß die letztere nichts weiter aussagt, als daß es das schöpferische Wort Gottes war, welches die Gestalten der lebenden Natur ins Dasein rief. Weiterhin wurde daraus dann überhaupt ein antichristliches Princip geformt.

Die Frage nach der Entstehung der Pflanzen- und Tierwelt trat zunächst nur sehr schüchtern hervor, und sie wurde auch sofort von der Gegenpartei, die in einem ähnlichen Mißverständnis befangen war, nieder-

geschlagen. Das geschah in jenen denkwürdigen Sitzungen der Pariser Akademie am 22. Februar und 19. Juli 1830, in denen Cuvier über Geoffroy St. Hilaire siegte.

Seitdem aber hat jene Frage nie geschwiegen, und wenn sie auch in den fünfziger Jahren zurückgedrängt wurde gegenüber der Seelenfrage, die zwischen mehreren Naturforschern, vor allem Rudolf Wagner und Karl Vogt, einen heftigen Streit hervorrief, — so trat sie dann doch wieder um so stärker hervor, als Charles Darwin 1859 mit seinem Hauptwerk aufstand und in demselben auf jene Frage eine ausführliche Antwort gab. Seitdem sind 35 Jahre vergangen, und in diesem ein Menschenalter umfassenden Zeitraum ist der Darwinismus zu einer außerordentlichen Machtentfaltung gekommen und hat auch auf unser religiös-sittliches Leben einen großen Einfluß ausgeübt.

Die Naturforscher, welche auf der Höhe der Wissenschaft standen, haben sich von vornherein ablehnend gegen die neue Lehre verhalten, um so mehr aber bemächtigten sich ihrer jene niedrigeren Geister, denen es zunächst weniger um die Beantwortung jener an sich gewiß berechtigten Frage galt, als um die Vernichtung des christlichen Glaubens, mit dem die Sache ebenso vermengt wurde, wie seinerzeit die Kopernikanische Lehre.

Schon in den sechziger Jahren erschien daher eine Flut von Schriften, welche die neue Lehre für den Materialismus ausbeuteten, und dazu war sie thatsächlich auch geeignet. Aber auch von seiten der nüchternen Wissenschaft wurde sie mehr und mehr aufgegriffen, und in den siebziger Jahren herrschte in Jena allmächtig jener Mann, der dem Darwinismus durch seine Anwendung auf den Menschen die Krone und den Schlußstein aufsetzte. Häckel verstand es, eine Schule um sich zu sammeln, und seine Jünger schworen, begeistert von dem hinreißenden Wesen des Meisters, auf sein Wort. — Was ist daraus geworden? Die meisten dieser Jünger waren zu unbedeutend, um der Sache auch weiterhin zu dienen und die bedeutenderen, welche darunter waren, wandten sich bald von dem Strohfeuer der ersten Jugendbegeisterung ab, und die nüchterne, wahre Wissenschaft trieb sie auf Bahnen, welche dem Meister nicht gefielen: Häckel hat sich mit den meisten seiner hervorragenderen Schüler späterhin veruneinigt, ja bitter entzweit, weil sie dann nicht mehr jedem seiner Worte trauten und nicht mehr alle seine vagen Hypothesen unterschrieben.

Aber auch im übrigen machte sich mehr und mehr ein Rückgang in betreff des Darwinismus geltend, neue Propheten der Entwicklungslehre traten mit neuen Gedanken auf, die mehr oder weniger besser waren als die Darwinschen, und wenn es auch noch lange nicht so weit ist, daß sich dessen die maßgebenden Kreise bewußt wären, — thatsächlich ist der Darwinismus heutzutage überwunden, und seine Anhänger suchen ihn damit zu retten, daß sie ihn krampfhaft mit der Entwicklungslehre, der Descendenztheorie im allgemeinen verwechseln. — In der Gegenwart mehren sich die Stimmen, welche die Unzulänglichkeit der Lehre Darwins hervorheben.

Nun könnte sich ein unbefangener Beobachter ja damit beruhigen, daß er den Darwinismus als eine bald der Geschichte angehörende Epi-

sode unsers Zeitalters auf sich beruhen läßt. Allein das geht nun doch nicht an.

Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, so regt er zunächst die benachbarten Wasserteilchen zu einer Bewegung an, allein diese reißen wieder entferntere mit sich fort, und so weiter, und wenn in dem Centrum der Bewegung schon die ursprüngliche Ruhe wieder eingetreten ist, so kräuselt sich das Wasser noch in der Ferne und schlägt in Wellen an das Ufer.

So geht es auch mit jenen Gedanken, die ein bedeutender Mensch in seine Zeit hineinwirft, sie reißen zuerst die Nahestehenden mit sich fort, ergreifen mehr und mehr die Umgebung und werden oft erst den ferner Stehenden mitgeteilt, wenn die zunächst beteiligten Kreise sie längst aufgegeben haben.

Der Darwinismus und alles ihm Nahestehende in der Naturwissenschaft hat nicht nur ein wissenschaftliches Interesse, sondern vor allem ein religiös-sittliches. Das mag man von gewisser Seite noch so oft leugnen, diese Wahrheit bleibt deshalb doch bestehen, und gerade die letzte Zeit legt dafür unwiderleglich Zeugnis ab.

Die Frage nach der Entstehung der Lebewesen hängt zunächst ganz unbedingt mit der Frage nach dem Dasein Gottes zusammen, sie muß also auch ein religiöses Interesse haben, und wenn sie weiter auf den Menschen ausgedehnt wird und behauptet wird, der Mensch sei lediglich ein verfeinertes Tier und gar nichts weiter, so ist es ja ganz unzweifelhaft, daß sich zu jenem religiösen Interesse noch ein ethisches hinzugesellen muß.

In dieser doppelten Beziehung ist der Darwinismus in dem letzten Jahrzehnt vor allem — aber auch schon vorher — von jenen Männern ausgebeutet worden, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, aus dem Herzen unsers Volkes alle religiöse und sittliche Autorität herauszureißen, um es reif zu machen für Umsturz- und Vernichtungsgedanken; in erster Linie haben sich die socialdemokratischen Agitatoren des Darwinismus als eines Kampfmittels gegen das Christentum bemächtigt und predigen heute diesen vergänglichen Seifenschaum in Stadt und Land als ewige Wahrheit. Die Möglichkeit eines ganz unmittelbaren Einflusses der Naturwissenschaft auf das religiös-sittliche Leben unserer Zeit liegt also auf der Hand.

Welcher Art ist nun dieser Einfluß?

Der Schwerpunkt des religiösen Interesses an der vorliegenden Frage liegt nicht in dem „Wie?“ der Erschaffung der Lebewesen, sondern in dem „Ob?“. Soll die Entwicklungslehre den Gottesgedanken vernichten und nachweisen, daß die lebenden Wesen *nicht erschaffen, sondern von selbst mechanisch entstanden sind*, so hat das religiöse Bewußtsein allerdings das größte Interesse daran, diese Lehre als seinen bittersten Feind zu bekämpfen.

Wir können hier unmöglich die Darwinsche Lehre auch nur im Umriß kennzeichnen, wir müssen und können sie vielmehr als allgemein bekannt ansehen und heben nur principiell wichtige Hauptpunkte derselben hervor. Der erste ist der: alle Lebewesen befinden sich in einem erbitterten Kampf ums Dasein, der am heftigsten zwischen nahe verwandten Arten ist; der zweite Punkt ist der: nur die am vorteilhaftesten ausgestatteten (in Wahrheit die stärksten) Wesen siegen in diesem Kampf, die anderen müssen unter-

gehen; der dritte Punkt ist: diese beiden Faktoren, Kampf ums Dasein und Auslese des Passendsten sind die Motoren der Entwicklung; die lebenden Wesen haben sich durch sie ohne Dazwischenkunft einer höheren Macht entwickelt.

Der letzte Punkt ist für die Beurteilung der religiösen Seite, die beiden andern für die sittliche Seite des Darwinismus maßgebend.

Der konsequente Darwinismus macht Anspruch auf unbedingt mechanische Erklärung der Lebewesen; das stellt er gerade als sein Hauptverdienst hin. Häckel sagt: „Nun liegt aber der Schwerpunkt von Darwins Lehre — — darin, daß derselbe die einfachsten, mechanisch wirkenden Ursachen, rein physikalisch-chemische Naturvorgänge, als vollkommen ausreichend nachweist, um jene höchsten und schwierigsten aller Aufgaben zu lösen. Darwin setzt also an die Stelle einer bewußten Schöpferkraft, welche zweckmäßig und planvoll die organischen Körper der Tiere und Pflanzen aufbaut und zusammensetzt, eine Summe von sogenannten blinden, zweck- und planlos wirkenden Naturkräften." („Über die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts." 2. Aufl. S. 9 und 10.)

Wem das noch nicht genügt, der lese bei Dodel („Moses oder Darwin") nach oder bei dessen socialdemokratischen Parteigenossen, und es wird ihm klar werden, wie der Darwinismus gegen den einfachsten Gottesglauben ausgespielt wird (s. z. B. Wurm, „Die Naturerkenntnis im Lichte des Darwinismus" oder F. Heigl, „Spaziergänge eines Atheisten"). Und wenn schließlich der Darwinismus mit seinen Principien vor der allerersten Urzelle halt macht, aus der er alle anderen Lebewesen ableitet, und etwa deren Erschaffung noch zulassen will, dann wird im Lager der Materialisten und Monisten ein Zeter-Mordio erhoben, und der Chorführer Büchner schreit: die ganze Lehre hat ein Loch, wenn man nicht annimmt, daß die ersten Urzellen von selbst aus unorganischen Stoffen entstanden seien (Generatio aequivoca).

Es kommt also gar nicht darauf an, zu beweisen, daß der Darwinismus eine atheistische Lehre ist; denn thatsächlich ist er als solche ausgebeutet worden, und sein Einfluß nicht nur auf vereinzelte Menschen, sondern auf ganze Volksmassen macht sich schon sehr merklich in der Richtung geltend, daß er als Waffe gegen jeden Glauben an Gott geschwungen wird. Wie oft wird einem heutzutage von Gliedern der arbeitenden Klassen entgegengehalten: einen Gott kann es ja gar nicht geben, Darwin hat ja längst bewiesen, daß sich alles ohne Gott von selbst entwickelt hat!

Im Grunde genommen ist freilich auf diese Weise sehr einfach der christliche Glaube abgethan, wer ihm doch noch anhängt, ist entweder ein Dummkopf oder ein Heuchler.

Vielleicht wirkt die Naturwissenschaft auch noch in anderer Weise auf die religiöse Anschauung der Zeit ein. Die Naturwissenschaft hat ja etwas Materialistisches von vornherein an sich, insofern sie das erforscht, was der Mensch durch die sinnliche Anschauung in sich aufnimmt; nirgends tritt die erfahrungsgemäße Grundlage unserer Erkenntnis so hervor wie bei der Naturwissenschaft und der nahe verwandten Medizin, nirgends liegt dann aber die Gefahr so nahe, daß der betreffende Forscher dieses empirische Princip auf alle andere Erkenntnis übertragen möchte. Bei einem echten und aufrichtigen Forscher, der da weiß, daß es auch noch

etwas anderes und Höheres giebt als sein engbegrenztes Forschungsgebiet, ist das ja nicht zu befürchten. Allein je mehr die Naturwissenschaften und mit ihnen auch die Ahnung von der Methode derselben ins Volk eindringen, desto mehr wird auch — besonders bei jenen Leuten, die bei der Schnelllebigkeit unsrer Zeit alle geistige Nahrung nur halb verdauen — jenes Princip zum Ausdruck kommen, das der socialdemokratische Dr. Douai ausspricht: „Es ist nichts wahr als was jedem durch das Zeugnis seiner Sinne bewiesen werden kann," was mit andern Worten heißt: „nur das ist wahr, was ich sehe, höre, schmecke, rieche und fühle!" — Das kann man in der That heute schon oft genug hören, und zu was für einer außerordentlichen Gefahr dies für die religiöse Erkenntnis werden muß, liegt auf der Hand. Wer einmal mit einem derartig in den Empirismus der Neuzeit verrannten Menschen disputiert hat, der weiß, wie unmöglich es ist, mit ihm sich zu einigen und ihn überhaupt für religiöse Dinge zu interessieren, da diese ja selbstredend außerhalb seiner empirischen Erkenntnis liegen.

So können die Naturwissenschaften unbewußt oft dazu beitragen, den Menschen von den idealen Gütern des Lebens abzuziehen und ihn zu einer öden und hohlen Oberflächlichkeit zu erziehen, und auch hier kann man nur dadurch helfen, daß man den Sinn für diese idealen Güter weckt und dafür sorgt, daß der Mensch nicht einseitig von der Naturwissenschaft beeinflußt wird, wie es in unserm Zeitalter der Fall ist.

Der Einfluß der Naturwissenschaft, bezw. des aus ihr entsprungenen Darwinismus, auf unser sittliches Volksleben geht von zwei Punkten aus: einmal handelt es sich dabei um die Anschauung, welche diese Lehre von der Natur und dem Wesen des Menschen hat, und andrerseits sind auch die treibenden Kräfte der Entwicklung von Wichtigkeit.

Darwin hatte zuerst seine Lehre nur auf die Tiere angewandt und sie noch nicht auf den Menschen ausgedehnt, sehr bald aber geschah dies von anderer Seite, und zwar war es vor allem ein nicht gerade naturwissenschaftliches Interesse, das hierbei maßgebend war. Häckel hat zuerst die Anwendung des Darwinismus auf den Menschen ausgesprochen, und Darwin selbst hat in der Folgezeit diesem Gegenstand eines seiner Hauptwerke gewidmet. Damit wurde die ganze Frage aber auch von allgemeinerer Bedeutung, denn jetzt erst wurde man sich von mancher Seite der Folgerungen klar, welche die ganze Angelegenheit auf ethisch-religiösem Gebiet nach sich zog.

An sich ist die Frage nach der Entwicklung des Menschen aus tierischen Anfängen für den religiösen Glauben ebensowenig gefährlich wie es seinerzeit das Kopernikanische System und die Newtonschen Gesetze gewesen sind. Es ist für den ganzen Kampf um die Weltanschauung verhängnisvoll, daß diese Thatsache noch immer nicht hüben und drüben anerkannt wird. Wenn der Naturforscher den Menschen aus einer tierischen Grundlage entstehen läßt, die heilige Schrift dagegen aus einem „Erdenkloß", so ist das im Princip gewiß nicht verschieden, beides will sagen, daß die körperliche Seite des Menschen irdischer Abstammung ist. Der principielle Gegensatz kann erst da einsetzen, wenn die Schrift fortfährt, daß Gott dem Erdenkloß seinen Odem eingeblasen hat, d. h. dem Men-

schen etwas von seiner überirdischen Natur verliehen hat. Der Streit kann sich also nicht um den Entwicklungsgedanken als solchen drehen, sondern darum, ob die Entwicklung des Menschen eine rein mechanische gewesen ist, und ob sie vor sich ging, ohne daß zur irdischen Grundlage etwas grundsätzlich Neues hinzukam. Es ist klar, daß sich hieraus höchst wichtige Folgerungen für die menschliche Natur ergeben, welche ihrerseits wieder für das religiös-sittliche Leben von grundlegender Bedeutung sein müssen.

Nun leugnet die Entwicklungslehre Darwins jede Dazwischenkunft einer höheren Macht bei der Entstehung des Menschen und damit auch jeden principiellen Gegensatz zwischen Mensch und Tier — und daß sie angeblich beides unnötig macht, das ist ja gerade der große Vorteil des Darwinismus nach Ansicht seiner Jünger, mögen sie nun im monistisch-liberalen oder im materialistisch-socialdemokratischen Lager stehen.

Ebenso wie sich der Körper allmählich durch Auslese des Passendsten im Kampf ums Dasein aus tierischen Anfängen entwickelt haben soll, so soll sich auch der Geist mit allen seinen Fähigkeiten, also auch das religiös-sittliche Bewußtsein aus geringen, schon im Tier vorhandenen Anfängen entwickelt haben. Es ist versucht worden — und zwar von durchaus achtenswerter ernster Seite — auf dieser Grundlage eine Ethik aufzubauen, aber es kann uns hier auf eine Erörterung derselben nicht ankommen; denn einmal ist dieselbe noch im Werden begriffen und andererseits hat sie bisher noch nicht den geringsten Einfluß auf die sittlich-religiöse Entwicklung des Volkslebens ausgeübt, vielmehr ist eine andere materialistisch-darwinistische „Ethik" schon genugsam hervorgetreten. Es kann uns auch nicht auf eine Kritik dieser sogenannten Ethik ankommen, sondern unsere Aufgabe hier ist nur, die ethischen Folgerungen der Darwinschen Lehre zu erörtern und nachzusehen, wie sich dieselben in unserm Volksleben offenbaren.

Die Anschauung von der Entstehung des Geistes hängt natürlich mit der Auffassung des Geistes überhaupt zusammen. Wie steht es damit?

„Was wir kurzweg „menschliche Seele" nennen, ist ja nur die Summe unseres Empfindens, Wollens und Denkens, die Summe von physiologischen Funktionen" (Häckel, Der Monismus, S. 21). „Außerdem gelangen wir — — — zu der Überzeugung, daß das Bewußtsein — und somit auch die Vernunft — keine dem Menschen ausschließlich eigentümliche Gehirnfunktion ist" (ebenda, S. 23).

„Der Geist ist eine Funktion des Nervensystems" (Aveling, Die Darwinsche Theorie, S. 177).

„Der Geist ist kein Princip, sondern nur ein Resultat von Stoffverbindungen" (Büchner, Kraft und Stoff, S. 273).

„Der Mensch ist nach seinem körperlichen wie nach seinem geistigen Wesen ein rein chemisches Produkt der Materie" (ebenda, S. 286).

Derartige Aussprüche sagen genug, und ähnliche finden wir, wenn wir nach den Ansichten dieser Herrn über gut und böse, sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit forschen; es genüge eine Stelle aus Karl Vogt heranzuziehen: „Eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie

die Moral, die Strafrechtspflege und Gott weiß wer noch auflegen wollen, existiert nicht" (Bilder aus dem Tierleben, S. 445).

Und nun überlege man auch einmal, wie es mit den ethischen Folgerungen der darwinistischen Naturwissenschaften stehen *muß*.

Daß das Tier nur blinden Trieben folgt und keine sittliche Verantwortung kennt, das ist allen klar, soll nun der Mensch sich auch bezüglich seiner sittlichen Fähigkeiten aus dem Tier entwickelt haben, so existiert auch für ihn keine sittliche Verantwortung. Es ist gar nicht einzusehen, woher nun auf einmal das Sittengesetz kommt, das mit einer ehernen Notwendigkeit in ihm — auch in einem Büchner und in einem Karl Vogt — bestimmt: dies darfst du thun, dies nicht. Ein Gesetz kann sich nicht entwickeln, es muß fertig gegeben sein, so kann sich auch das Sittengesetz nicht entwickelt haben, entweder giebt es ein Sittengesetz, dann ist es von einem Schöpfer den Menschen gegeben, aber nicht allmählich entstanden, und dann fordert es im Menschen eine sittliche Verantwortung und einen freien Willen, nach dem Sittengesetz zu handeln — oder aber es giebt kein Sittengesetz, dann giebt es natürlich auch keine Ethik. Und diese Folgerung zieht, wie obige Stellen aus darwinistischen Schriftstellern zeigen, der praktische Darwinismus thatsächlich.

Unsere Zeit zieht sie auch. Wie könnte sie sonst jene Fanatiker des Anarchismus erzeugen, die mit allem brechen, was Sitte und Moral gebieten, wie könnte sie sonst jene Gesellen zeitigen, die kaltblütig und mit vollem Bewußtsein beschließen, Hunderte von Menschenleben zu vernichten. Ist unsere Zeit schlechter als die Greuelzeiten der Vergangenheit waren? Wir wollen nicht vergleichen, allein, es ist gewiß ein Zeichen einer verlodderten Volkssitte, wenn sich Hunderte von verwahrlosten Burschen finden, welche Ehre und Sitte des Weibes in den Kot treten und welche aus Sinnenlust und im Sinnentaumel morden.

Da greift denn auch wol einmal so ein Materialist im Frack und weißer Binde an den wohlfrisierten Kopf und fragt sich, wie es denn möglich sei, daß in seinen Gesinnungsgenossen im Kittel so die Bestie aus dem doch so köstlich weit entwickelten Menschen noch so abscheulich hervorblitzen kann. Aber er beruhigt sich schnell: *Atavismus, Rückschlag zu den Gewohnheiten der Voreltern!* Ist ja alles ganz natürlich, sind ja feststehende Gesetze der Natur, daß ein Wesen einmal wieder auf den Zustand zurücksinkt, den seine Vorfahren in längstvergangenen Zeiten einnahmen! Wer wollte ihnen daraus auch nur den geringsten Vorwurf machen, sie folgen einem Naturgesetz ebensogut wie du, wenn du Speise und Trank zu dir nimmst. Wie kann man solche armen Menschen, die wider Willen, oder sagen wir es kurz, im Wahnsinn handelten, zur Verantwortung ziehen!

Übertreibe ich? Ganz gewiß nicht, täglich kannst du es in anarchistischen, socialistischen und auch wohl anderen Blättern lesen, immer ist man sofort mit dem Mittel bei der Hand, ein Verbrechen durch Krankheit und erbliche Belastung zu erklären und zu entschuldigen.

Weshalb that man das früher nicht? Frage den Darwinismus!

Ein wichtiger Gradmesser für die sittliche Höhe eines Volkes ist stets die Auffassung, welche dasselbe von dem durch Religion und Moral ge-

heiligten Institut der Ehe hat. Wie steht es damit bei uns? — Gott sei Dank, wir sind noch nicht auf dem tiefen Niveau angelangt, das unser westlicher Nachbar leider einnimmt, aber sind wir nicht auf dem besten Wege dahin? Mit Wonne läßt sich der Deutsche die unsittlichen Dramen und Romane der Franzosen importieren, liest sie und hört sie. In unserer Mitte entsteht eine Schriftstellerclique, die im Grunde aus darwinistischem Boden erwachsen ist und im darwinistischen Sinne schreibt und wirkt.

Noch steckt gewiß ein guter Kern in unserm deutschen Volk, wir wollen's gern glauben, allein kann er lange standhalten, wenn so unablässig von materialistischer und socialdemokratischer Seite her an ihm gearbeitet wird? Bebels Hauptwerk „Die Frau" hat 20 Auflagen erlebt; wie viele Millionen werden dieses Buch verschlungen haben! — Nun enthält dasselbe ja allerdings eine mit viel Ernst verfaßte Kritik der sittlichen Zustände unserer Zeit, allein das Heilmittel, das Bebel vorschlägt, läuft schließlich auf die gröbste Unsittlichkeit hinaus, nämlich auf Abschaffung der Ehe und Einführung der freien Liebe. Ich habe an anderer Stelle („Der Darwinismus und sein Einfluß auf die heutige Volksbewegung", Berlin 1894, Zillessen) hervorgehoben, daß Bebels Recept darauf beruht, die Sittlichkeit aus dem Menschenherzen herauszureißen und aus der Welt zu schaffen; denn wenn das geschehen ist, wenn es keine Sittlichkeit, kein Sittengesetz mehr giebt, so giebt es auch keine Unsittlichkeit mehr. Daß es aber für den Menschen kein Sittengesetz giebt — nun, das beweist ja die Naturwissenschaft, bezw. der Darwinismus.

Also auch hier sieht der Pferdefuß des Darwinismus wieder hervor.

Ein anderer Liebling der Socialdemokraten, Max Nordau, zieht die Folgerungen noch viel ungenierter und erklärt die Art des Ehelebens bei den Tieren auch für den Menschen, das höchste Tier, als maßgebend. Die Gepflogenheiten seiner Urahnen sind für den Menschen die besten, weil naturgemäßesten, also kehre er zur freien Liebe zurück. So wird hier direkt aus der darwinistischen Anschauung auf das sittliche Leben des Menschen geschlossen. Der Ehebruch ist nach diesem Arzt und begeisterten Darwinianer eine Heldenthat. — Wer wundert sich noch, daß der Ehebruch zunimmt und die Lustmorde sich so erschreckend mehren? Wer hat sie auf dem Gewissen?

Aber auch die Principien der Entwicklung, wie sie Darwin aufgestellt hat, sind maßgebend für die Entwicklung des sittlichen Lebens unseres Volkes. Man kann von einer socialen Ethik sprechen und zu derselben das Verhalten und die Pflichten des Einzelnen zur Gesellschaft rechnen.

Was für Rechte und Pflichten hat das tierische Einzelwesen nach Darwin gegenüber seinen Mitgeschöpfen? Das ist leicht gesagt und sehr einfach; denn Rechte und Pflichten fallen hier zusammen. Erhaltung des eigenen Lebens ist Kern und Stern des tierischen Daseins, danach trachtet es mit allen Mitteln. In diesem Streben wird es durch die andern seiner Art gehindert, es beginnt ein Kampf, die andern strengen sich an, jeder trachtet nach dem Sieg, und der Stärkere siegt.

Der Mensch ist das höchste Tier, was für dieses gilt, gilt auch für jenen. Also ist Hauptzweck des Daseins des menschlichen Einzelwesens,

daß es sich zu erhalten sucht. Darin hindern es die andern Menschen; also beginnt ein Kampf. Derselbe ist aber hier viel erbitterter und raffinierter, er wird vorteilhafterweise am besten mit Lug und Trug und Gewalt betrieben, auf der einen Seite mit Messer, Gift und Blei und auf der andern mit dem mächtigsten, was die Civilisation uns gebracht hat, mit dem Geld. — Da seid ihr ausgestattet mit allen möglichen Mitteln, nun darauf los! sehe jeder, wo er bleibe!

Hei, wie da die Kräfte spielen! hier geht es über eine vernichtete Existenz und über blutende Herzen, dort über Blutlachen und Gräber hinweg, und der am vorteilhaftesten (d. h. mit recht viel Geld) Ausgestattete steigt und erreicht das Ziel: — Kampf ums Dasein -- Auslese des Passendsten — der reinste Darwinismus auf wirtschaftlichem Gebiet!

Und wie kommt dabei das sittliche Gefühl fort?

Abgestumpft wird es und schließlich vernichtet. Das einzig wahre und maßgebende Princip dieses wirtschaftlichen Darwinismus, in dem wir mitten drin stecken, ist der Egoismus, die Selbstliebe. Etwas anderes giebt es nicht in der Natur, also auch nicht im Gesellschaftsleben des Menschen, der ja lediglich ein Produkt der Natur ist. So denkt die Gesellschaft, so denkt der Einzelne. Nun baue einer eine Ethik auf, die auf Selbstliebe beruht! Ja, gewiß, die Büchner, Moleschott und Konsorten haben recht, die Naturwissenschaft hat es ja gelehrt, folglich ist es wahr:

Die Befriedigung des Ich ist das Wesen der Freude. (Max Stirner, „Der Einzige und sein Eigentum").

Selbstsucht, Genuß- und Herrschsucht ist das Princip der Sittlichkeit (Hobbes).

Dem Menschen ist alles erlaubt, was thunlich ist zur Befriedigung seiner natürlichen Triebe (Büchner).

Die Feindesliebe ist ein Unsinn, weil sie der Menschennatur widerstrebt (Büchner).

* * *

Was wir im Vorstehenden erörtert haben, enthält eine sehr schwerwiegende Anklage; wir wollten untersuchen, welchen Einfluß die Naturwissenschaften auf die religiös-sittliche Entwicklung des deutschen Volkslebens ausgeübt haben, und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß dieser Einfluß ein höchst verderblicher gewesen ist: wir sahen, daß die aus den exakten Naturwissenschaften entspringende Technik zum mindesten für das Volksleben die Gefahr in sich birgt, dasselbe zu verflachen und ihm die idealen Güter zu nehmen, die es erträglich, erstrebenswert und friedlich machen; — wir sahen ferner, daß die Naturwissenschaft der lebenden Wesen, soweit sie sich in den letzten Jahrzehnten auf spekulatives Gebiet begeben hat, eine Lehre erzeugt hat, welche mehr und mehr in das Volk übergeht und dort unmittelbar Religion und Moral erstickt und ertötet.

Was folgt daraus für alle, denen das sittlich-religiöse Wohl unseres Volkes am Herzen liegt? — Sollen wir etwa diese verderbliche Wissenschaft mit Stumpf und Stiel ausrotten? Wie sagt doch Christus: „Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und wirf sie von dir. Es ist dir

beſſer, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde."

Alſo — Tod der Naturwiſſenſchaft, Kampf auf Leben und Tod dieſer Ausgeburt der Hölle!

Nein, das ſei ferne! damit wird nichts erreicht. Was uns die Naturforſchung beſchert hat, iſt auch eine Gabe deſſen, der uns in dieſe Welt ſetzte, und was der Menſchengeiſt mit ſeiner Hülfe erreicht hat, das läßt ſich jetzt auch gar nicht ſo aus der Welt ſchaffen.

Vor allem aber iſt eines zu bedenken! Der Darwinismus, auf den es ja hier vor allem faſt ausſchließlich ankommt, iſt weder die noch eine Naturwiſſenſchaft, er iſt nichts anderes als eine Ausgeburt, ja, ſagen wir es kurz und gut, eine Mißgeburt der Naturwiſſenſchaft. Alſo würde die Parole nicht lauten: Tod der Naturwiſſenſchaft! — ſondern Tod dem Darwinismus! Und auch hier wollen wir aufrichtigerweiſe noch eine Einſchränkung eintreten laſſen.

Wir ſind ſelbſtredend weit davon entfernt, den Darwinismus für eine Ausgeburt der Hölle zu erklären, ja, wir geben ſogar zu, daß er auch wohlthätig gewirkt hat; nämlich, ſolange er nach dem Sprichwort handelte: Schuſter bleib bei deinem Leiſten! — Als eine durchaus noch nicht bewieſene naturwiſſenſchaftliche Hypotheſe gehört er lediglich in die Naturwiſſenſchaft, und ſiehe da, hier hat er auch ſegensreich gewirkt, indem er zu Forſchungen in der Richtung anregte, in welcher ſeine Fragen liegen, und thatſächlich iſt dadurch viel erreicht worden: als Forſchungsmaxime hat er vielfach befruchtend auf Botanik, Zoologie, Geologie und Paläontologie eingewirkt. Allerdings haben aber die Ergebniſſe dieſer Forſchungen die Wahrheit des Princips, von dem ſie oft ausgingen, nicht nur nicht erwieſen, ſondern ſie mehr und mehr zweifelhaft gemacht, ſo daß ganz gewiß in nicht zu ferner Zukunft die Darwinſche Lehre ſich lediglich als eine Epiſode in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften darſtellen wird. Aber eins iſt ſchon jetzt das feſtſtehende Ergebnis des Darwinſchen Zeitalters, und das ſoll dieſer ſonſt ſo ſchwachen Lehre nicht vergeſſen werden: ſie hat den Entwicklungsgedanken zur allgemeinen Anerkennung (wenigſtens unter den Naturforſchern) gebracht: die allmähliche Entwicklung der Lebeweſen wird heute von keinem Naturforſcher mehr geleugnet, und das mit Recht. Aber der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, dieſen Gedanken auf die richtige Formel zu bringen, vor allem unter Wahrung des Charakters der Geſamtſchöpfung als des Werkes einer ewigen Weisheit.

Allein der Schuſter iſt nicht bei ſeinem Leiſten geblieben. Die vorlauten materialiſtiſchen Schreier der letzten 35 Jahre haben die neue, ſich erſt ausgeſtaltende Lehre als reife Ware auf den Markt des Volkslebens gebracht, und auf ſie fällt daher die Schuld zurück, daß dieſe unreife Ware das Volksleben nun vergiftet.

Wie wird es denn aber in Zukunft mit dieſem Einfluß des Darwinismus auf das Volksleben ſtehen, ſind wir am Ende desſelben? Gewiß nicht; denn die wüſte Agitation geht weiter fort, ja ſie erhebt immer frecher ihr Haupt: ſchon in den ſiebziger Jahren forderte Häckel die Einführung der darwiniſtiſchen Lehre in den höheren Schulen, und in den letzten Jahren iſt durch Dodel-Port ſogar die unvernünftige Forderung in

die Welt gesetzt worden, den Häckelschen Darwinismus an Stelle der Religion in den Volksschulen zu lehren. Damit wäre natürlich der religiös-sittlichen Entwicklung unseres Volkes ein Ziel gesetzt.

Hier also muß der Kampf einsetzen, und zwar ein Kampf auf Leben und Tod; denn es handelt sich dabei um alles, was unser Volk veredeln kann. Wir haben schon gesagt, wie dem verflachenden Einfluß der technischen Naturwissenschaft entgegenzutreten ist, es handelt sich dabei weniger um einen Kampf; die Ausgeburt der Naturwissenschaft, der Darwinismus, aber muß direkt bekämpft werden, durch Wort und That; denn unser Volksleben hat von ihm auch nicht den geringsten Segen geerntet, wie von der Technik.

Während aber die Bestrebungen jener Freidenker zu bekämpfen sind, gilt es, das Leben unsers Volks in sittlich-religiöser Beziehung von anderer Seite aus zu vertiefen und zu veredeln, ihm immer wieder vorzuhalten, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt, und daß der Wert des Lebens nicht im Sinnengenuß besteht.

Im Kreis der Wissenschaft nimmt die Naturwissenschaft ihren bestimmten, vollgewichtigen Platz ein, und ebenso steht sie auch mitten unter den geistigen Kräften, welche unser Volksleben beeinflussen und auf dasselbe segensreich einwirken sollen, allein ebenso wie jede andere Wissenschaft für sich allein einen ganz einseitigen Einfluß ausüben muß, so auch die Naturwissenschaft, und es ist daher gar keine allein an die letztere, sondern eine ganz allgemein zu stellende Forderung, daß sich die verschiedenen Wissenschaften ergänzen und nicht gegenseitig bekämpfen sollen; denn thatsächlich hat ja auch jede Wissenschaft ihr besonderes Gebiet, in das überzutreten der andern verboten sein sollte; auf den vorhandenen Grenzgebieten aber muß jede der andern den ihr gebührenden Anteil wahren.

Dann wird von ihnen Segen ausgehen, auch in sittlich-religiöser Beziehung. Wollte doch das nächste Menschenalter unserm Volke diesen Segen gewähren!

IV. Annäherungen der modernen Wissenschaft und Bildung an das Evangelium.

Vorträge von Pfarrer **Hafner**-Elberfeld und Pfarrer **Lic. Weber**-M.-Gladbach.

1. Vortrag von Pfarrer Hafner-Elberfeld.

Hochansehnliche Versammlung!

Über die Annäherungen der modernen Wissenschaft und Bildung an das Evangelium — soll ich zu Ihnen reden.

Kann denn davon geredet werden? Von beiden Seiten her, von seiten der modernen Wissenschaft und Bildung, wie von seiten der Gläubigkeit ans Evangelium erhebt sich Widerspruch: Es giebt keine Annäherungen, es darf keine geben, es kann keine geben. Hier giebt es nur Gegensatz, Feindschaft, Kampf.

Von Anfang sei es also gewesen. Jesus Christus selbst habe es doch ausgesprochen: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret. In Athen hätten sich doch die Philosophenschulen der Stoiker und Epikuräer gezankt mit dem Apostel Paulus: Was will dieser Lotterbube sagen? Im 1. Brief an die Korinther sei geschrieben: Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zu schanden mache.

Wird es nicht immerdar so sein müssen?

Wir wollen uns doch daran erinnern lassen: Auch ein Paulus hat etwas von der Wissenschaft und der Bildung seiner Zeit in sich getragen. Von den Kirchenvätern standen viele mitten inne in der Bildung ihrer Zeit. Und die Wissenschaft und Bildung jener alten Zeit ist doch anders geartet gewesen, als die Wissenschaft und die Bildung unserer Zeit.

Wissenschaft und Bildung damals waren das Letzte, was eine Welt noch hervorgebracht, die im Ersterben und Untergehen war, nur noch irdisches Produkt. Das mußte dem neuen Leben in Jesu Christo hart und spröd gegenüberstehen. Es konnte keine Gemeinschaft sein zwischen der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit, zwischen Licht und Finsternis.

Wir müssen von der Wissenschaft und der Bildung unserer Tage doch anders denken. Die moderne Wissenschaft und Bildung muß es sich gefallen lassen, daß in ihr so manches Stück aus dem Evangelium vorhanden ist als Inhalt und als Form, davon sie vielleicht gar keine Ahnung hat. Und nicht minder muß es sich das christliche Leben und die christliche Wissenschaft gefallen lassen, daß so manches in sie aufgenommen

worden, was aus weltlicher Wissenschaft und weltlicher Bildung herausgenommen, auch wenn sie sich darüber nie Rechenschaft geben will. Die Fäden gehen herüber und hinüber, und niemand kann sich vom Einfluß der Luft und der Umgebung ganz frei halten, darinnen er leben muß. Wie's ein unbewußtes Christentum giebt, das einen freilich noch nicht selig machen kann, so giebt es auch ein unbewußtes Welttum, das einen noch nicht verdammen darf.

Immer wieder haben Wissenschaft und Evangelium einander gesucht, haben sich gegenseitig befehdet oder haben gegenseitig Waffenstillstand geschlossen. Der Traum ward je und je geträumt, man habe den Frieden gefunden. So war's zur Zeit der Wolff'schen und zur Zeit der Hegelschen Philosophie. Er war immer schön, dieser Traum, allein er ist immer auch nur kurz gewesen. Zu einem vollen Einklang wird es nie kommen in dieser Weltentwicklung. Wenn wir einmal alles wissen, dann können wir auch alles glauben.

Indes von Annäherung kann immerdar geredet werden. Davon kann auch heute geredet werden.

Wir wollen zunächst den Sinn des Themas feststellen.

Unter Wissenschaft verstehen wir eine Arbeit, nämlich die Arbeit des menschlichen Geistes, das Seiende zu erkennen nach Ursprung, Zusammenhang und Ziel. Die Mannigfaltigkeit des Seienden wird dann in eine Einheit gefaßt und als ein einheitliches Bild niedergelegt in unserem Geiste. Die Bildung ferner ist eine Form des Lebens, nämlich die Form des Lebens, die sich von der gewonnenen Erkenntnis aus gestaltet. Die Bildung einer gewissen Zeit ist die Praxis zur Theorie, die die Wissenschaft jener Zeit gewonnen hat.

Der modernen Wissenschaft und Bildung ist nun das Evangelium gegenübergestellt in unserem Thema. Wir dürfen dem Wort hier doppelte Bedeutung zuteilen, eine praktische und eine theoretische, entsprechend den vorhergenannten Wissenschaft und Bildung.

Wir verstehen unter Evangelium einmal praktisch eine Form und eine Bestimmtheit des Lebens, nämlich die Form und Bestimmtheit, die durch Christus zustande gekommen und durch den Anschluß der Persönlichkeit an ihn in der Welt vorhanden ist, die immer weiter wächst und weiter sich verbreitet. Dann verstehen wir darunter theoretisch die verstandesmäßige Erkenntnis dieses Lebens, die Darstellung seines Ursprungs, seines Zusammenhangs und seines Zieles. Diese Darstellung hat sich aufzubauen nicht nur auf den Grund unsres Glaubenslebens, sondern auf den ersten Urkunden und Zeugnissen alles Glaubenslebens, also auf dem Grund der hl. Schrift.

Hier geht die Praxis der Theorie voran, während beim weltlichen Wissen die Praxis der Theorie im großen und ganzen nachfolgt. Ich weiß nichts in Dingen des Evangeliums, ich habe es denn zuvor erlebt.

Nun ist klar, daß die weltliche Wissenschaft im allgemeinen die gleichen Gebiete in ihre Betrachtung hineinzieht, wie die Theorie des Evangeliums: alles Seiende, das stoffliche Sein wie das geistige Sein; das betrachtende Subjekt ist aber verschieden. In der weltlichen Theorie

ist's der nur weltlich bestimmte Mensch, der seine Betrachtungen anstellt. In der Theorie des Evangeliums ist es der durch den Zusammenhang mit Christo geistlich bestimmte Mensch. Die weltliche Wissenschaft wird den speziellen Dingen des Evangeliums weniger Teilnahme zuwenden. Manche Erfahrungen des Glaubenslebens werden für sie gar nicht vorhanden sein. Umgekehrt kann sich die Theorie des Evangeliums leicht verschließen gegen Thatsachen des Weltlebens und des Weltbewußtseins. Auf beiden Seiten ist Beschränktheit möglich.

Ebenso ist die Art der Betrachtung eine verschiedene. Dort in der weltlichen Betrachtung ist man geneigt, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufzusteigen — das ist der kosmocentrische Standpunkt. Hier in der Theorie des Evangeliums ist man geneigt, vom Unsichtbaren herabzusteigen zum Sichtbaren — das ist der theocentrische Standpunkt. In der weltlichen Betrachtung wird die übersinnliche Welt von dem Verstande erschlossen. In der geistlichen Betrachtung ist die übersinnliche Welt das unmittelbar Gewisse, das unmittelbar Erlebte und Erfahrene.

Was werden wir nun unter Berührungen zu verstehen haben?

Es ist ja eine erfreuliche Erscheinung, daß es unter den Männern der Wissenschaft stets aufrichtige Bekenner des Evangeliums gegeben hat und noch giebt. Gerade die Heroen und Bahnbrecher der modernen Wissenschaft: Newton, Bako, Kopernikus, Kepler, sind gläubige Christen gewesen. Professor Wigand in Marburg starb mit den Worten: „Sagt der Welt, daß in mir ein gläubiger Naturforscher gestorben ist". Allein so möchten wir die Annäherung zwischen Wissenschaft und Evangelium nicht fassen. Das ist nur ein Ergriffensein von Männern der Wissenschaft durch das Evangelium, nicht von der Wissenschaft selbst.

Dann ist es auch eine erfreuliche Erscheinung, daß in einzelnen Ergebnissen die wissenschaftliche Forschung ganz zusammentrifft mit dem, was dem Glauben des Evangeliums längst feststand. Die Naturwissenschaft unserer Tage beugt sich vor so manchen Einzelheiten des alten Schöpfungsberichts der Bibel. Der alte Stein, z. B. der Denkmäler in Ägypten und Assyrien, muß den Mund aufthun zum Zeugnis für die Wahrheit der heiligen Geschichte des Alten Bundes.

Es wird auf diesem Gebiete immer noch mehr geschehen.

Allein wir verstehen darunter doch nicht die eigentlichen Annäherungen der Wissenschaft und der Bildung an das Evangelium.

Wir möchten nachweisen, daß der gesamte Entwicklungsweg der modernen Wissenschaft und Bildung, auch wenn ihre Träger nichts wissen wollen vom Evangelium, auch wenn in den einzelnen Ergebnissen Verschiedenheit herrscht, nach dem Resultat des Ganzen doch immer näher herankommt an die Entwicklung des Evangeliums in Praxis und in Theorie. Mit anderen Worten: das Evangelium und die Wissenschaft sind zwei Linien, die von ganz entgegengesetzten Punkten ausgehen. Ihr Durchschnittspunkt liegt draußen in der ewigen Welt. Hienieden kommen sie sich oft näher und oft ferner. Aber sie suchen sich und wollen sich haben — zuweilen berühren sie sich, als ob sie ineinander fallen wollten schon in der zeitlichen Entwicklung. Im einzelnen Individuum können

sie jetzt schon zusammenfallen, wo nämlich die wissenschaftliche Arbeit gläubig ist, und der Glaube zugleich wissenschaftlich ist.

Wir leben nun in einer Zeit der Annäherungen.

Versuchen wir den Nachweis zunächst auf dem Gebiet der Wissenschaft. Worin bestehen die Annäherungen?

Die Wissenschaft ist doch im Lauf der letzten Jahre etwas demütiger geworden. Sie hat den Anspruch aufgegeben, daß sie alles aufhellen könne. Sie wird sich immer mehr ihrer Grenzen bewußt. Das Wissen ward vorgestellt als eine gerade Straße, die hinaus führt ins Unendliche. Man sieht es doch jetzt an wie eine Kugel inmitten einer unbekannten und unerforschten Welt. Sie dehnt sich immer mehr aus, diese Kugel; aber je mehr sie sich ausdehnt, desto mehr werden der Berührungspunkte mit dieser dunklen Welt. Die Wissenschaft, die echte Wissenschaft, weiß immer mehr, daß man entsetzlich wenig weiß. Das Wort von Du Bois-Reymond: Ignoramus et ignorabimus — Wir wissen's nicht und werden's nicht wissen — steht in allen Laboratorien und Hörsälen der Wissenschaft angeschrieben.

Die Wissenschaft hat Geheimnisse anerkennen müssen, und diese Geheimnisse mehren sich mit jedem Tage. Sie werden immer schärfer umschrieben diese Geheimnisse; aber sie werden auch immer dunkler. Es ist ein dunkler Abgrund, der einem allerwärts entgegensieht.

Was ist der Stoff? Was ist der Geist? Was ist das Leben? Was ist der Tod? Was ist das Ding, das ich sehe? Was bin ich selber? Lauter Geheimnisse, lauter ungelöste Fragen.

Die Wissenschaft kommt nicht aus ohne Glauben. Ein großer Glaubenssatz zieht durch alle ihre Systeme hindurch: Wir glauben, daß die Dinge so sind, wie unsere Sinne sie wahrnehmen. Das ist ein Glaubenssatz. Man kann in jedem Augenblick daran zweifeln. Man kann nie beweisen, daß er Wahrheit ist.

In dem allen liegt doch von vornherein eine Annäherung an das Evangelium. Die Wissenschaft steht heute dem Evangelium mit seinen Geheimnissen und mit seinem Glauben sympathischer gegenüber, als vordem.

Der Glaube bekennt im ersten Artikel des apostolischen Bekenntnisses einen lebendigen Gott und Schöpfer Himmels und der Erde, der alles geschaffen hat, der alles erhält, die sichtbare und die unsichtbare Welt. Dagegen erhebt sich von Anfang dieses Jahrhunderts an der Materialismus. Er ist ja nichts Neues. Sein Ursprung liegt im höchsten Altertum. Er ist die Erbsünde der arischen Völkerfamilie. Unser Jahrhundert hat ihn nur erneuert und mit naturwissenschaftlichen Gründen gestützt. Man sagt nun zwar: der Materialismus sei eigentlich gar keine Wissenschaft. Er sei das so wenig, wie die Taschenspielerei eine Kunst sei; indes hat er einen Einfluß erlangt, wie ihn nur eine Wissenschaft erlangen kann. Man sagt, er sei wissenschaftlich überwunden; allein er lebt im Volksbewußtsein und richtet dort seine Verheerungen an. Der Materialismus kennt nur den ewigen Stoff, keinen Geist, weder den endlichen noch den unendlichen; keine Persönlichkeit, kein Gutes und kein Böses, kein Schönes und kein Häßliches: planlos und ziellos gärt es in diesem

Stoffe, und das ist dann die Geschichte der Menschen, des einzelnen Menschen, wie die Geschichte aller Völker.

Wo ist hier eine Annäherung an den Glauben des Evangeliums?

Alles scheint nur Gegensatz zu sein.

Und doch Annäherung! Der Mensch kann es einfach nicht aushalten in diesem Chaos des anfangslosen und endlosen Stoffes. Die Seele schreit gen Himmel. Sie soll untergehn und möchte doch gerettet sein. Der Materialismus schafft lauter Totengebeine; aber die Gebeine mögen nicht tot bleiben. Sie fangen an nach Leben zu schreien. Der Mensch will mehr sein, als ein Glied nur dieser materiellen Welt, er will ein Glied sein einer Geisteswelt, einer ewigen Welt.

Schon die Philosophie des Pessimismus, die mit dem Materialismus zusammengeht, greift wieder hinein in eine geistige Welt.

Sie ist ja eine trostlose Gestalt, diese pessimistische Weisheit. Sie steht vor einem wie ein Mensch, der einen furchtbaren Rausch gehabt. Sie taucht in der Regel auf nach einer gehobenen, schwungvollen Zeit. Sie kommt wie der Katzenjammer nach durchschwärmten Nächten. Nach dem großen Krieg und nach der Erhebung und Einigung unseres Vaterlandes ist sie aufgetaucht. Blaß, kalt, hohläugig tritt sie vor einen hin: Gebt doch alle Hoffnung auf für euch und für die ganze Menschheit! Das Leben ist nur eine Qual. Alle Hoffnung ist Einbildung. Die einzige Hoffnung, die uns bleibt, ist Weltvernichtung. Weltvernichtung ist das Ziel des ganzen Weltprozesses. Das muß das Ziel alles Strebens sein — das Nirwana, das Nichts des Buddhismus. Wie viele kommen sich stolz vor in dieser traurigen Überzeugung! Wie viele im größten Reichtum! Wie viele in der bittersten Armut!

Wo ist die Annäherung an das Evangelium? Hat doch Eduard v. Hartmann, der die pessimistische Philosophie in der modernsten Gestalt auf den Markt gebracht hat, eine Schrift geschrieben über die Selbstzersetzung des Christentums!

Dennoch Annäherung! v. Hartmann ist's, der es ausspricht, daß in den Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens eine absolute Intelligenz und Weisheit ihr Walten habe. Er weiß nicht nur von äußeren Wahrnehmungen zu sagen, sondern auch von mystischer Eingebung, von einer Inspiration. Ein Unbewußtes hält die ganze Welt und den Menschen in seiner Hand. Und von diesem Unbewußten werden Dinge ausgesagt, die oft an das erinnern, was im Alten und Neuen Testament von Gottes Größe und Herrlichkeit gesagt wird.

Noch mehr Annäherungen zeigen sich zwischen Wissenschaft und Evangelium, wenn wir die neuere antimaterialistische und antipessimistische Philosophie anschauen. Wir können Herbart nennen. Vor allem denken wir an Moritz Carrière in München. Er hat ein Werkchen geschrieben mit dem Titel: „Christus und die Wissenschaft". Er bezeichnet es geradezu als eine Lebensaufgabe, das Evangelium mit der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen.

Durch einfache Betrachtung des Seienden kommt die Philosophie zur Anschauung eines in sich lebendigen und vernünftigen Unendlichen. Wir brauchen es nicht zu suchen und nicht zu beweisen. Wir sind ein Glied

daran. Der Mensch ist ein geistiges Wesen, mit Freiheit begabt. Er ist eine Monade. Er hat etwas Ewiges in sich, das unzerstörbar ist. Das Gesetz seines Lebens hat die Liebe zu sein. Die Persönlichkeit Gottes und des Menschen wird vor allem von der modernen idealistischen Philosophie betont und festgehalten.

Gewiß, es dringt keine Philosophie so weit vor, als die Seele vordringt, die im Evangelium steht. Wer die erste Bitte des Unservater beten kann, hat mehr in sich, als alle philosophische Spekulation ergründen kann. Man hat es erfahren und erlebt, was andere mit dem Verstand zu erschließen sich bemühen. Allein es sind Annäherungen, die wir ehren und die wir lieben wollen.

Die Frage über den Menschen ist vorhin schon berührt worden.

Um seine Stellung in der Schöpfung hat sich doch in den letzten Jahrzehnten viel Streit gedreht. Man braucht nur das Wort Darwinismus zu nennen.

Ob Darwins System, nach dem der Mensch schließlich aus dem Tierreich sich entwickelt hat, vor einer eingehenden Untersuchung als haltbare oder unhaltbare Hypothese erscheint, wollen wir nicht untersuchen. Wir glauben, daß es eine unhaltbare Hypothese ist. Wir reden auch davon nicht, ob es mit der Würde des Menschen und Gottes, wie diese aus der hl. Schrift heraustreten, vereinbar ist, daß die Ahnen des Menschen bei den Affen zu suchen sind. Die Frage ist für uns von vornherein entschieden. Aber die Stimmen sind bekanntlich geteilt. Der genannte Philosoph M. Carrière hält es für würdiger, wenn der Mensch aus dem Tierleib geworden, als wenn er von Erde genommen.

Wir möchten nur darauf hindeuten, daß auch im Darwin'schen System eine Annäherung ans Evangelium zu finden ist. Darwin sieht auch, ähnlich wie die hl. Schrift, die gesamte Schöpfung an als konzentrische Ringe, die sich aufeinander aufbauen. Die Schöpfung wird immer vollendeter, immer geistiger. Ist's denn da nicht erlaubt, über das Sichtbare hinaus noch einen Ring anzunehmen, ein Reich der Geister über dieser Welt? Kürzlich ist ein Büchlein erschienen von einem begeisterten Anhänger Darwins, Hertzsch, nach dem es nur auf Darwin'schem Boden möglich sei, die Existenz Gottes zu erweisen.

Man kann ja wohl sagen: unsere ganze Zeit ist in ihrer ganzen Betrachtungsweise etwas naturwissenschaftlich angethan. Die Naturwissenschaft hat zu großen Entdeckungen geführt und hat in den letzten Jahren große Fortschritte zu verzeichnen. Wir wollen auch nicht vergessen, daß die Arbeit der Naturwissenschaft viel leichter dem menschlichen Geiste fällt, als die Arbeit der Geisteswissenschaft. Denken, Nachdenken, Begriffe binden, das ist die schwerste Arbeit, härter als die Arbeit des Steinklopfers am Wege. Experimentieren und Beobachten ist leichter, als Spekulieren.

Wir mögen das beklagen, allein auch aus dieser Vorliebe fürs Naturgesetz ist eine Annäherung ans Evangelium entstanden.

Man hat angefangen zu erkennen, daß die Vorgänge in der Natur nach ähnlichen Gesetzen verlaufen, wie die Vorgänge in der Geisteswelt. Diese Erkenntnis war ja von Plato vorbereitet. Sie liegt auch den Gleichnissen des Herrn zu Grunde. Allein erst in unserem naturwissen-

schaftlich gerichteten Jahrhundert hat man den Gedanken durchgeführt. Der schottische Professor Drummond ist der erste, der der Sache eine besondere Untersuchung gewidmet. Sein Buch ist sehr bekannt geworden: „Das Naturgesetz in der Geisteswelt." In der natürlichen Welt und in der Geisteswelt ähnliche Gesetze — da ist auch die Geisteswelt, die Welt des Evangeliums, auf einmal aufgethan für exakte Forschung und Untersuchung.

Die Welt des Geistes, die der Materialismus abgerissen, ist wieder neu aufgebaut. Der erste Glaubensartikel tritt immer heller heraus: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde!

Der Glaube des Evangeliums redet in seinem zweiten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, und von der durch ihn geschehenen Versöhnung der Welt mit Gott.

Jesus Christus ist eine historische Person. Die durch ihn geschehene Versöhnung ist eine historische Thatsache. Historische Personen und historische Thatsachen kann man nicht auf dem Wege des Denkens konstruieren. Die muß man sich eben berichten lassen. Zu denen muß man eben Stellung nehmen.

Jesus Christus, der Sohn Gottes, und die durch ihn vollendete Versöhnung ist der eigentliche Mittelpunkt, das eigentliche Geheimnis des christlichen Glaubens.

An diesen Mittelpunkt des Evangeliums reichen die philosophischen Untersuchungen nicht heran. Hier ist viel weniger neutrales Gebiet, als bei den Fragen des ersten Glaubensartikels. Alle Aussagen der Philosophen über Christus sind doch gar flach und nichtssagend. Bei der Versöhnung und Erlösung kommt die weltliche Wissenschaft nicht hinaus über eine Selbstversöhnung und über eine Selbsterlösung. Sie teilt das Schicksal der sogenannten liberalen Theologie. Überall ist da Selbsterlösung. Auch bei Schleiermacher ist doch Christus wesentlich nichts anderes, als der erste Erlöste. Er ist keineswegs der, der die Erlösung vollbracht hat für alle Welt.

Es fehlt eben der Wissenschaft an der eigentlichen Sündenerkenntnis. Sünde ist ihr wesentlich Schwäche, die nicht so sehr selbstverschuldet ist; wesentlich Unvollkommenheit, die sich mit der Zeit zur Vollkommenheit umformen kann. Es fehlt der Wissenschaft an der Erkenntnis des furchtbaren Elends, das durch die Welt, das durch Leib und Seele der Menschen hindurchgeht. Die pantheistische Richtung der Geister heutzutage träumt von einer Verseligung aller zuletzt. So bleibt ihnen Christus ein verschlossen Geheimnis, und das Kreuz bleibt Thorheit und Ärgernis.

Man kann das Kreuz Jesu Christi in seiner beseligenden Macht niemand vordemonstrieren. Es will eben ergriffen und erfahren sein. Man muß zuvor aus Sündennot und Sündenelend gerufen haben: Herr Jesu, erbarme dich meiner!

Der Darwinismus muß ja zugeben, und etliche Darwinisten haben es auch ausgeführt, daß die Menschheit aus sich heraus auch einmal einen Idealmenschen hervorbringen könnte, also einen Christus, einen

Menschen der Wahrheit; wenn auch dieser Christus offenbar ein anderer ist, als der des Glaubens und der Geschichte, nicht Gottes Sohn, kein Versöhner und Erlöser.

Auch Moritz Carrière in seinem Buch: „Christus und die Wissenschaft" hat manches Schöne vorgebracht von dem neuen Princip der Liebe in Christo — wenn auch der Herr noch nicht eine gottmenschliche Person ist und noch kein Erlöser. Er erscheint als der religiöse Genius nur, wie Beethoven ein Genius der Kunst gewesen. Er erscheint als der Heerführer nur im Kampfe gegen das Böse. Das Leben und Sterben des Herrn ist wenigstens vorbildliche That geworden.

Es sei gestattet hier auch Eduard v. Hartmann noch einmal zu nennen, den Mann der pessimistischen Philosophie. Der Pessimismus erkennt ja das Elend der Welt in seiner ganzen Größe.

Wir finden in der That auch merkwürdige Gedanken bei E. v. Hartmann, die eine Sehnsucht nach Erlösung aussprechen und von einer Erlösung reden. „Der ganze Weltprozeß ist die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleisch Gekreuzigten." Es schimmert doch etwas durch von der christlichen Erlösungslehre, wenn auch pantheistisch verzerrt und pessimistisch verkehrt.

Aber noch mehr, als in dieser Verzerrung der Erlösung, scheint uns eine Annäherung der modernen Wissenschaft an das Evangelium darin zu bestehen, daß eben das Problem von Jesus Christus und von seiner Erlösung nicht aus dem Denken der Philosophen entschwinden kann.

Was dünket euch um Christo, wes Sohn ist er? Dieser Frage kann keine wissenschaftliche Untersuchung aus dem Wege gehen. Man beschäftigt sich doch nicht also mit der Person des Buddha, bei aller Vorliebe, die man für sie heutzutage hat, nicht mit der Person des Sokrates und des Plato, nicht mit der Person irgend eines großen Genius der Menschheit. Hier liegt ein Zugeständnis vor: der von oben her ist, der ist über alle. Wenn sie auch sein Zeugnis noch nicht annehmen, sie müssen sich doch um ihn kümmern, sie können ihn nicht los werden.

Zuletzt wird auch die weltliche Wissenschaft die Kniee beugen müssen vor dem Namen, der über alle Namen ist.

Der Glaube an das Evangelium redet im dritten Artikel des apostolischen Bekenntnisses von dem neuen Leben, das durch den hl. Geist angefangen wird in der Wiedergeburt, das durch ihn weiter wächst in der Heiligung, das sich durch ihn vollendet in Verklärung und in Seligkeit. Das Princip dabei ist, daß geistiges Leben und geistige Lebensvollendung nur entstehe aus überirdischer Lebensmitteilung.

Naturwissenschaft und Philosophie haben sich dagegen feindlich verhalten. Sie haben dem entgegengesetzt den Begriff der Entwickelung, der Evolution. Das Leben und die Lebensvollendung ist kein Geschenk, kein Wunderbares. Es entwickelt sich alles von selbst und aus sich selbst.

Diese Entwickelungstheorie hatte ihren Triumph, als die sogenannte Generatio aequivoca entdeckt wurde, die's als Gewißheit erscheinen ließ: Es bildet sich das Leben einfach nach chemischen Gesetzen auch aus Leblosem. Das Leben ist kein Geschenk und kein Wunder. Allein es hat sich gezeigt,

daß die Versuche fehlerhaft angestellt worden. Huxley in England und Virchow in Berlin haben als unbestreitbar den Satz aufgestellt, daß Leben nur aus Leben komme, daß also das erste Auftreten von Leben stets ein Wunder ist von oben her. Das Leben ist immer eine wunderbare Gabe von außen her. Damit hat die Ansicht von der Selbstentwickelung, von der Evolution, einen harten Stoß erlitten; aber auch eine Annäherung ist geschehen gegen die Wahrheit des Evangeliums hin. Man muß sich die alte Lehre von der Geistes- und Lebensmitteilung doch eher gefallen lassen. Man muß nun doch einsehen: das geistige Leben ist ein Neues, eine wunderbare Gabe. Mit der Wiedergeburt tritt ein neues Lebensprincip ein in den Menschen.

Ferner hat die Naturwissenschaft dargethan — Darwin selbst hat sich damit abgegeben —, daß es ein Gesetz der Entartung giebt, nicht so einfach ein Gesetz der Selbstentwickelung zum Bessern. Die Haustiere entarten ohne Pflege. Der Garten verwildert ohne die Hand des Gärtners. Mit dem Menschen ist es auch nicht anders.

Die Entwickelung aufwärts geschieht nicht von selbst. Sie erfolgt nur durch Mitteilung von außen her.

Da muß man sich doch freundlicher stellen zum Evangelium, das von einer fortgehenden Arbeit redet zur Heiligung und Verklärung.

Und nun das Ende der Entwickelung? Auch die Naturwissenschaft muß zugeben, daß die ganze Welt älter wird, wie jedes einzelne Individuum darinnen. Die Ewigkeit der Welt und ihres Menschengeschlechtes in der dermaligen Gestalt und Art wird doch kaum mehr behauptet. Auch das All wird abgenützt. Es wird einmal eine große Katastrophe eintreten.

Der Glaube des Evangeliums sagt: Diese große Endkatastrophe wird verbunden sein mit einem großen Endgericht.

Von einer moralischen Weltordnung redet auch die Philosophie. In der idealistischen Philosophie ist die moralische Weltordnung eine stets wieder erscheinende Größe geworden. Wir sehen sie vor Augen, diese moralische Weltordnung. Sie vollzieht sich äußerlich in großen welthistorischen Ereignissen. Sie vollzieht sich innerlich in unserem eigenen Gewissen. Es ist ein großes Weltgesetz: was der Mensch säet, das wird er ernten. Ist's nun ein weiter Schritt noch von dieser moralischen Weltordnung der Philosophie bis zu dem Glauben an eine letzte Offenbarung des Gerichtes, nach dem die Offenbarung der Seligkeit geschehen kann? Wir glauben nicht.

Alles in der Welt will zur Reife und zu Offenbarung kommen. Auch die ganze Welt muß einmal offenbar werden, auch das Dunkel jeder Menschenseele.

Die darwinistische Naturphilosophie muß es uns doch wenigstens gestatten, sie konsequent weiter zu denken und die Linie der aufsteigenden Entwickelung fortzusetzen bis hinein in ein ewiges Leben. Doch wenigstens gestatten! Sagt man doch auch, daß Darwin vom ewigen Leben überzeugt gewesen sei.

Jedenfalls ist's auf philosophischem und auf wissenschaftlichem Boden leichter, sich das ewige Leben vorzustellen, denn das Wesen des Todes,

den kein Mensch begreifen kann. Auch die Wissenschaft streckt sich nach dem Schluß des Glaubensbekenntnisses: Und ein ewiges Leben.

Wir sind mit dem Gang durch die Wissenschaft unserer Zeit zu Ende. Nur Hauptsachen konnten berührt werden. Allein wir sehen, das Evangelium ist doch der Magnet, der die spröden Eisenteilchen der Wissenschaft immer wieder an sich zieht; Jesus Christus — der Name ist schließlich doch die große Welt- und Geistessonne.

Noch einen kurzen Blick in den anderen Teil unseres Themas.

Wir reden von den Annäherungen der modernen Bildung an das Evangelium.

Unter Evangelium ist hier verstanden das Leben, wie es bestimmt ist durch den Zusammenhang mit Jesus Christus; mit anderen Worten: die christliche Bildung. Sie besteht darin, daß das ganze Wesen hineingearbeitet wird in das Bild Jesu Christi. Jesus Christus schaut aus dem Menschen heraus in seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Die moderne weltliche Bildung ist nicht so leicht zu definieren. Was nennt sich nicht alles Bildung! Welch ein Mißbrauch wird mit dem Wort getrieben, alles will gebildet sein. Es soll auch nicht lang definiert werden. Wir empfinden doch, was Bildung genannt werden kann. Das gesamte Leben, soweit es bestimmt ist durch die moderne Wissenschaft, das ist die moderne Bildung.

Es besteht im Princip ein großer Unterschied zwischen der Bildung der Welt und der Bildung des Evangeliums. Die Weltbildung hat keinen eigentlichen Mittelpunkt, aus dem sich das ganze Bildungsleben organisch entfaltet. Sie wächst nicht von innen nach außen. Sie nimmt nur von außen her an. Es ist das Zunehmen, wie der Stein zunimmt. Sitte, Konvention, zufälliger Aufenthalt, Beschäftigung — all' das setzt Bestandteile an die Bildung an.

Die Bildung des Evangeliums geschieht von innen heraus. Es ist ein organisches Wachsen, ein Wachsen, wie das Lebendige wächst von einem Punkte aus. Man kann die Vervollkommnung hier voraussehen. Es ist immer weitere Entfaltung eines principiell Gegebenen.

Annäherungen zwischen weltlicher Bildung und dem Evangelium sind da vorhanden, wo sich nachweisen läßt, daß in der Bildungsform der Welt doch Züge des christlichen Wesens sich vorfinden, seien sie nun durch bewußte Thätigkeit, seien sie unbewußt hinein gekommen.

Ein Lieblingsbegriff der modernen Bildung ist der Begriff der Humanität. Er bezeichnet die Gesamtheit der Weltbildung. Der Begriff ist weit und reichhaltig. Die Menschheit ist bestrebt, ihr Ideal zu erreichen. Dieses Ideal besteht in der Weltbeherrschung und Weltverbindung. Die Fortschritte sind riesenmäßig zu nennen, die in unserem Jahrhundert darin gemacht worden.

Es sieht aus, als ob die Humanität etwas wäre, das dem Evangelium diametral entgegengesetzt wäre. An Stelle der Humanität strebt das Evangelium eigentlich Divinität zu setzen. Dennoch — die Ziele sind sich doch wesentlich gleich. Das Humanitätsideal ist nicht wesentlich

unterschieden von dem, was wir vor Augen haben, wenn wir an ein Reich Jesu Christi glauben. Die Humanität hat's eben doch vom Evangelium entliehen, was sie hat. Das Humanitätsideal ist in Christo der Welt erschienen. Auch die Kräfte der Humanität liegen im Evangelium. Wir hätten nicht so viele Kräfte in der Humanität unserer Tage, wenn sie sich nicht anlehnte an die Bildung, die das Evangelium giebt. Noch nicht so häufig, als es sein sollte, doch hin und wieder bricht die Erkenntnis bei den Anhängern der Humanität durch: Ohne mich könnt ihr nichts thun.

Unser Zeitalter nennt sich das Zeitalter der Toleranz. Zur Bildung gehört auch tolerant sein. Voltaire schon hat gesagt, die Toleranz ist die Mitgift der Humanität. Voltaire hat die Toleranz aber begründet mit der Schwäche des menschlichen Geschlechtes, überhaupt die Wahrheit zu erkennen. Ähnlich hat auch Lessing gedacht. Denken wir nur an die Fabel mit den drei Ringen in Nathan dem Weisen. Währenddem wurde der positive Glaube freilich verfolgt und angefeindet. Die Toleranz hat gefehlt, indem man von ihr redete: die Toleranz ist nur dort zur Blüte gelangt in unserem Volke, wo sie sich angelehnt an das Evangelium.

Die Naturreligion des letzten Jahrhunderts, die römische Kirche in diesem Jahrhundert wissen von keiner Toleranz. Diese ist protestantisch, wesentlich evangelisch, oder sie ist überhaupt nicht.

Die eigentliche Toleranz besteht nur auf der Grundlage des Evangeliums. Das Evangelium leidet nicht, daß die Wahrheit jemandem aufgedrungen werde. Sie muß von der Persönlichkeit frei erfaßt werden. Im Gefühl der eigenen Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit, wie es eine wirklich gläubige Seele hat, liegt der Drang, milder gegen andere zu sein.

Die allgemeine Bildung eines Volkes spiegelt sich wieder in dem, was es liest, in dem, was es hört, und in dem, was es anschaut.

Wie steht es um den Geist der Litteratur? Ist die Zeit eines Zola mit seinem Cynismus vorüber? Ist die Zeit der französischen Ehebruchsdramen vorüber? Ist die Zeit der kleinen, leichten, oberflächlichen, schlüpfrigen und religionsfeindlichen Produkte vorüber?

Wir glauben nicht. Allein man ist der Dinge in weiten Kreisen doch müde geworden. Der Materialismus hat doch manches eingebüßt auch auf diesem Gebiete. Man erträgt wenigstens vielfach die Opposition und den Kampf gegen das Schandbare auf diesem Gebiet.

Dürfen wir nicht sagen, daß unsere eigentlichen klassischen Dichter Annäherungen bezeichnen an das Evangelium? Denken wir doch an Goethe! Ob er einen Menschen wirklich zur Kirche gebracht, das steht dahin; aber etwas Religiöses mag doch auch ausgehen von seinen Werken.

Wohl hat er sich einen „decidierten Nichtchristen" genannt, wohl hat er der Taufe von Schillers Sohn nicht beiwohnen wollen, weil ihn solche Ceremonien gar sehr verstimmen — allein, hat er nicht doch gegen Ende seines Lebens das Bekenntnis abgelegt: „Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen"? Der Faust hat doch schöne und tiefe Stellen, an denen auch ein Christ

etwas noch lernen kann, wenn freilich die Idee der Erlösung im Parzival des Wolfram von Eschenbach viel großartiger dargestellt erscheint, als im Faust. So mag denn die Welt heute ihren Goethe-Kultus treiben. Wer weiß, ob es nicht eine gute Frucht hat für das Evangelium.

Sind es nicht eine Anzahl der gelesensten Romane: Ebers, Eckstein, Dahn, Hausrath, die, wenn auch oft entstellt, das Evangelium berühren und in diesen Berührungen gerade ihr Anziehendes haben?

Wir wollen nicht so sehr klagen, daß es die weltlichen Bücher so stark treiben; wir wollen viel mehr darüber klagen, daß die christliche Litteratur mit wenigen Ausnahmen so schwach geblieben. Es kostet einen doch ziemliche Überwindungen, sich durch manch einen gerühmten christlichen Roman hindurchzulesen.

Gewiß, unsere bildende Kunst leidet an der Krankheit des Materialismus. Man hat noch nicht gelernt, daß die Kunst das Jenseits mit dem Diesseits zu durchdringen und zu vereinigen hat, das christliche Denken mit dem, was aus der hellenischen Kunst berechtigt ist. Die Kunst hat Weissagung zu sein. Doch haben wir bisher keinen zweiten Skandal à la Gräf's Märchen erleben müssen, und wer durch die Galerien geht, glaubt doch zuweilen etwas schauen zu können von dem Meister aller Meister, der alles neu macht.

Wagners beliebte Musik greift doch auch nach dem alten religiösen Gedanken trotz des Materialismus, der darinnen ist. Aber wenn die alten Oratorien eines Bach immer mehr alle Stände um sich versammeln, so möchte man doch glauben, daß auch der alte Glaube sich hineinsingt in die modernen Herzen.

Wir wissen: das Unkraut muß reif werden, nicht nur der Weizen. Aber gottlob, es giebt noch Weizen trotz des Unkrauts.

Wer hineinsieht in unsere Zeit mit ihrem furchtbaren Elend, mit ihrer Gottentfremdung, mit ihrem gespreizten und gefallenen Scheinwissen — dem mag das Herz bluten, und er mag gen Himmel seufzen. Allein man darf nicht pessimistisch werden. Das Evangelium hat doch sein großes und stilles Wirken in der Welt.

Ein Schlußwort noch! Geht nicht durch die Bildung unseres deutschen Volkes ein neu erwachter Zug zur Monarchie, zum angestammten Königshaus? Von den Universitäten klingt es und aus den Werkstätten: dem König Heil! Es ist etwas Wunderbares. Es ist die Kraft des Evangeliums. Und dieser König will ein König sein der Gedrückten und der Notleidenden. Er scheut sich nicht, das sociale Königtum zu proklamieren. Er hat in den Fußstapfen seiner siegreichen Ahnen einen neuen Geist hineingehaucht ins Volksleben und in die Volkswirtschaft, den Geist der erbarmenden Liebe.

Hier haben wir ein herrlich Stück Bildung der Gegenwart, das erfüllt ist vom Evangelium von dem, der die Liebe ist.

Das giebt Mut. Das giebt Hoffnung. Das giebt Freude. Die Zeiten kommen und gehen. Bestrebungen tauchen auf und verschwinden. Aber der Herr bleibt, und er ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden. Es muß doch einmal die ganze Welt des Herrn sein und seines Gesalbten!

2. Vortrag von Pfarrer Lic. Weber-M.-Gladbach.

Hochgeehrte Damen und Herren!

Nur einige schwache Nachträge zu den Worten meines verehrten Herrn Vorredners. Ich will zunächst von den Annäherungen der modernen Wissenschaft und Bildung an den ersten Glaubensartikel reden. Auf der deutschen Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck im Jahre 1870 hat von Mayer, der geniale Entdecker der sogenannten mechanischen Wärmetheorie, einen Vortrag gehalten, in dessen Anfang er einen Schöpfer und Erhalter der Welt bekannte, in dessen Mitte er die selbständige Existenz einer menschlichen Seele bestätigte und an dessen Schluß er die Wahrheit aufstellte, eine richtige Philosophie könne nichts anderes sein, als eine Vorschule des Christentums. Von den naturwissenschaftlichen Systemen dagegen behauptete er, sie seien ja nur eine an den Kreis der christlichen Wahrheit gezogene Tangente.

Ein solcher Naturforscher wird uns ohne weiteres zugeben, daß der Materialismus nur eine kecke Hypothese ist, unfähig, den ganzen Inhalt unseres Denkens, auch nur die Entstehung unseres Selbstbewußtseins, geschweige unsere sittlichen Ideen auf sinnliche Wahrnehmung, auf Thätigkeit und Wirkung der Materie zurückzuführen, und daß er mit der Freiheit des Willens und der Verantwortlichkeit alle sittlichen Faktoren des Lebens, ja die Möglichkeit alles geistig-sittlichen Fortschritts aufhebt.

Auch andere Naturforscher, die nicht so weit rechts stehen, wie von Mayer, geben doch zu, daß es Dinge giebt, die wirklich vorhanden sind, dem Menschen erfahrungsmäßig zugänglich, und die doch wie Wasser zerfließen, wenn die Hand der naturwissenschaftlichen Methode, die nur auf Sinnlich-Wahrnehmbares berechnet ist, sie ergreifen will. Der große Weltweise Kant hat dies zuerst aufgedeckt. Durch sorgfältigste kritische Untersuchung der Vernunft und ihrer Fähigkeiten ist er zu dem Schluß gekommen, der Verstand sei nur befähigt, mit den Sinnen gemachte Wahrnehmungen, sogenannte Erscheinungen, zu begreifen und in ursächlichem Zusammenhang untereinander zu denken. Gott, Tugend, Unsterblichkeit sind keine sinnenfälligen Dinge, deshalb der Naturwissenschaft ein verschlossenes Gebiet. Hieraus folgt, daß dieselbe über deren Existenz oder Nichtexistenz auch keine Hypothesen (Vermutungen) aufstellen darf; denn sie würde nie in den Stand gesetzt werden können, solche zu beweisen (mit zwingender Gewalt). Daß man auf den großen Königsberger Weisen zurückgehen müsse, um das ganze Luftschloß des Materialismus zu zerstören und unserem Geschlecht auf diesem Gebiet den Weg zu den idealen Gütern der Religion wieder zu zeigen, ist neuerdings von einem Hamburger Arzt trefflich ausgeführt: A. Classen, Über den Einfluß Kants auf die Theorie der Sinneswahrnehmung u. s. w. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1886. 5 Mark. Er sagt u. a.: „Es bleibt ein Gebiet in unserer Vernunft für den Glauben übrig, in welches der Verstand nach seinen eigenen Principien gar nicht berechtigt ist, einzugreifen. Der Glaube an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit steht deswegen nicht in Widerspruch mit den Principien des Verstandes, weil die Kräfte desselben nicht über das Gebiet sinnlicher Wahrnehmung hinausreichen, sinnliche Anschauung aber von jenen Ideen nicht stattfinden kann. . . . Es bleibt nichts anderes

übrig, einerlei, ob es dem Naturforscher widerwärtig ist, als die Annahme, daß der Mensch einen Geist hat, dessen Fähigkeiten ganz andere sind, als die der Materie." Ähnlich ist das Unternehmen von Dr. H. Kratz (Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Welterkenntnis auf realistischer Grundlage. Gütersloh, Bertelsmann, 1892. 3 Mark), welcher zu zeigen sucht, daß die Frage nach dem Urheber, dem Zweck u. s. w. der Welt, das Weltproblem von der exakten Wissenschaft nicht gelöst werden kann. Es bleibt bestehen als Problem, bis man in der christlichen Religion die ausreichende und zutreffende Beantwortung findet. In Bezug auf die negative Seite dieser Anschauung hat ja bekanntlich auch Du-Bois-Reymond in seinem Vortrag über die Welträtsel mit einem ignoramus et ignorabimus (wir wissen nicht und werden nicht wissen) Stellung genommen.

Aber nicht bloß der allmächtige Gott und Herr der Natur, sondern auch der allwaltende Gott der Geschichte kommt wieder mehr zur Anerkennung. Der alte Arndt hat gesungen:

Wem soll der erste Dank erschallen? Dem Gott, der groß und wunderbar
Nach langer Schande Nacht uns allen In Flammen aufgegangen war;
Der unsr'er Feinde Trotz zerblitzet, Der unsre Kraft so schön erneut,
Der ob den Sternen waltend sitzet Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Was haben 1870 alle ernsteren deutschen Gebildeten mit Kaiser Wilhelm I. bekannt? „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!" Ja, Gott war es, der den stolzen, verschlossenen Kaiser Napoleon III. bestimmte, seine ererbte Rache zuletzt an Deutschland ausüben und sich dieses als letzte Beute aufheben zu wollen. Gott war es, der dadurch unserem Vaterlande Zeit und Ruhe schaffte, sich in wehrhaften Stand setzen zu können. Gott war es, der Napoleon III. den Verstand nahm, daß er den Anlaß zu diesem Kriege — gezwungen von seiner Eugenie und den Jesuiten, die dahinter standen — in der rohesten Weise vom Zaun brach. Wenn Gott jemand verderben will, so raubt er ihm zuerst den Verstand. Gott war es, der den Geist der Einigkeit über die deutschen Fürsten und Stämme ausgoß. In seiner ganzen tausendjährigen Geschichte hat man Deutschland nie in solcher Einigkeit gesehen. Gott war es, der Kaiser Wilhelm und seine Leute mit dem Geist der Demut und des Glaubens ausrüstete. Sie hielten nicht Fleisch für ihren Arm, sie wichen nicht mit dem Herzen vom Herrn. Und Gott war es, der uns den Sieg gab, der den Feldherrn Weisheit und den Heeren Tapferkeit und Ausdauer verlieh, der seine Furcht und seinen Schrecken vor unseren Heeren hergehen ließ, der uns von einem Sieg zum anderen führte, der die stolze Babel an der Seine demütigte, der endlich einen gnädigen Frieden gab, einen Frieden, den Deutschland allein schließen durfte, bei dem nicht dieser und jener mitgemarktet, abgewogen und abgezogen hat. In diesen Geist von 1870 ist die neuere deutsche Geschichtsschreibung eingetaucht. Ich nenne nur den einen Namen: Treitschke, der den Unglauben und die schamlose Halbbildung mit heiligem Ernst bekämpft, der da ausgerufen hat: „Wer den frommen Glauben, das Eigenste und Beste des armen Mannes, antastet, der begeht ein Verbrechen gegen die Gesellschaft."

„Weltgeschichte," hat schon Wilhelm von Humboldt gesagt, „ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich."

Und so ist es denn erst das Christentum gewesen, welches der Geschichtswissenschaft ihr höchstes Ziel: eine Weltgeschichte, eine Geschichte der Menschheit, gesteckt hat. Der nationale Partikularismus, die Abgeschlossenheit und Selbstsucht, in welcher die alten Kulturvölker dahinlebten, hinderte die antike Geschichtsschreibung, dasselbe ins Auge zu fassen, und auch wo sie über den nationalen Bereich hinaus anderen Völkern ein Interesse zuwandte, konnte sie es nur zu einer Völkergeschichte bringen, nicht aber zu einer Geschichte der Menschheit. Denn zu einer solchen reicht die Erkenntnis, daß über der Geschichte der Völker das Verhängnis und die in der sittlichen Weltordnung begründete Vergeltung waltet, wie sie uns allerdings imponierend bei einem Herodot, einem Tacitus u. a. entgegentritt, noch nicht aus. Erst als die schon in der alttestamentlichen Prophetie aufleuchtende Erkenntnis, daß in aller Geschichte der lebendige, persönliche Gott einen Plan zur Ausführung bringt, in welchem jedes Volk seine Bestimmung hat, dessen Ausführung alle menschlichen Bestrebungen und Verirrungen dienen müssen, und dessen Ziel die Aufrichtung des Reiches Gottes auf der Erde ist, durch das Christentum zum Gemeingut der Kulturvölker geworden war, erst da konnte die Geschichtsschreibung das Ziel einer Geschichte der Menschheit ins Auge fassen. Und die Richtung auf dieses Ziel verfolgt auch heute noch besonders die deutsche Geschichtswissenschaft mit großer Beharrlichkeit; der Gedanke an dasselbe durchdringt und durchleuchtet alle wahrhaft bedeutenden Einzeldarstellungen, so daß das Nationale überall in seiner Beziehung auf das allgemein Menschliche aufgefaßt wird; und auf diesem Wege suchen diejenigen Geschichtsschreiber, welche — wie Leopold von Ranke — sich an die höchste Aufgabe ihrer Wissenschaft wagen, das Leben der Menschheit als ein Ganzes in seiner zusammenhängenden, fortschreitenden Entwickelung zu begreifen und an den weltgeschichtlichen Ereignissen und kulturgeschichtlichen Thatsachen selbst die planvolle Leitung aller Geschichte durch die göttliche Vorsehung zu erkennen. Es kann diese höchste Aufgabe der Geschichtswissenschaft nur vom Boden der theistisch-christlichen Weltanschauung aus verfolgt werden, dagegen z. B. nicht von dem der pantheistischen, weil Pantheismus die Begriffe des Zweckes, des Planes, des Zieles aufhebt und darum alle Geschichte nur zu einem wechselvollen, auf- und abwogenden, zweck- und ziellosen Spiele des Weltgeistes macht. Nur kurz will ich hier noch einschalten, daß ja die neueren assyrisch babylonischen und ägyptischen Ausgrabungen die merkwürdigsten Berührungen mit dem Alten Testament aufweisen.

Aber durch die Geschichte der Menschheit zieht ein dunkler, abgrundstiefer Strom, dessen Anerkennung die Voraussetzung der Annahme und überhaupt schon der rechten Würdigung der Heilsoffenbarung Gottes ist, das ist die Sünde. Und auch hier hat das neuere Geschlecht an der Hand der Moralstatistik mit ihren ergreifenden, ja erschrecklichen Zahlen entschieden etwas gelernt. Daß die Sünde der Leute Verderben ist, liegt heute in einer nach allen Richtungen hin verzweigten Statistik den Menschen vor Augen, sie können's nicht mehr leugnen. Namentlich das bahnbrechende Werk von Oettingen's hat hier Großes geleistet. Auch die Vererbung des sündigen Hanges ist aufs schlagendste, namentlich bei der Trunksucht, nachgewiesen. Und die Erkenntnis dringt ebenfalls bei allen

edleren Gebildeten mehr und mehr durch, daß das eigentliche Wesen der Sünde die Selbstsucht, wie das eigentliche Wesen des Guten die Liebe ist. Weil die Liebe fehlt, darum muß Auerbach in seinem sonst ganz pantheistischen und unwahren Romane: „Auf der Höhe" doch das eine zugeben: „Ruhe und Friede sind nirgends auf der Welt." Und Platen bekennt:

Wo ist das Herz, das keine Schmerzen spalten?
Und wer ans Weltenende flüchten würde,
Stets folgten ihm des Lebens Truggestalten.
Ein Trost nur bleibt mir, daß ich jeder Bürde
Vielleicht ein Gleichgewicht vermag zu halten
Durch meiner Seele ganze Kraft und Würde.

Also Platen glaubt selbst doch eigentlich nicht an seine Kraft, und wie wenig Trost ihm jene ungewisse Hoffnung giebt, lassen seine anderen Worte erkennen:

Es liegt an eines Menschen Schmerz, An eines Menschen Würde nichts;
Es kehrt an das, was Kranke quält, Sich ewig der Gesunde nichts.
Und wäre nicht das Leben kurz, Das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswerteres Auf diesem weiten Runde nichts.

Wenn man aber keinen anderen Trost weiß, als den Tod, so bekennt man damit, daß man keinen weiß. Und Schopenhauer, David Strauß und Ed. von Hartmann haben in der That keinen gewußt. Auch Berthold Auerbach, der Kulturverehrer, bekennt doch („Auf der Höhe", Irma's Tagebuch): „Wenn man die Rose veredelt, wachsen ihr auch andere Dornen, aber immer Dornen." Die Kultur verändert unsere Sitten, aber sie befreit uns nicht von unseren Sünden; sie bildet uns, aber sie bessert uns nicht; sie macht uns gewandt, aber nicht fromm. Auch mit der höchsten geistigen Bildung kann die Herrschaft der niedrigsten Leidenschaften verbunden sein. Auch heute noch bleibt darum der Seufzer vollberechtigt: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe?" Die Antwort giebt allein das Evangelium: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade noch mächtiger geworden." Wenn der Dichter von allen Sterblichen singen und sagen muß:

„Da ist kein Mensch so hoch gefürstet, So frei geboren ist kein Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet, Er sie mit Freiheit tränken kann" —

Jesus ist ein freier, ein freimachender Herr. Erlöser ist sein Name. Er ist der eine, der unter den Menschen gewandelt als wahrhaftiger Mensch und doch größer, als alle — von einem Zwiespalt mit seinem Gott und mit sich, wie ihn alle Menschen empfinden, hat er nichts gewußt. Gesetz und Propheten hat er erfüllt. Die Welt und ihren Fürsten hat er herausfordern dürfen: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?" Seine Hand ist ohne Flecken, sein Mund ist ohne Betrug, sein Harnisch ohne Lücken, und eben darum ist sein Ernst ohne Härte, seine Größe ohne Kälte, seine Milde ohne Weichlichkeit, sein Angesicht voller Gnade und Wahrheit. Leopold von Ranke ist ihm in seiner Weltgeschichte gerecht geworden: die geheimnisvolle Vermählung des Göttlichen und Menschlichen, der Gottheit und Menschheit hat er als ein Rätsel, das man stehen lassen müsse, anerkannt, und die Auferstehung Jesu, sowie die wunderbare Bekehrung Pauli als geschichtliche Thatsachen stehen lassen. Er sagt (III, S. 160): „Indem ich den Namen Jesus Christus nenne, muß ich, ob-

wohl ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis reden, das doch unbegreiflich, wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. Dem Geschichtsschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen." Daß aber in dem springendsten und entscheidendsten Punkt Ranke die Thatsächlichkeit des Inhaltes jenes religiösen Geheimnisses anerkennt, davon zeugt seine Äußerung (III, 169): „Wer hätte nicht meinen sollen, daß mit dem Meister, dessen Jünger bisher sich oft sehr schwach und zweifelhaft erwiesen hatten, auch die Lehre vertilgt sein werde? Allein der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Wirklichkeit sie so fest überzeugt waren, wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seelen zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen: aus Jüngern wurden sie selbst Lehrer der Welt, Apostel des Meisters, den sie, seinen eigenen Äußerungen folgend, als Gottheit verkündigten." Ranke sieht die Bedeutung des Christentums darin, daß die Menschheit, die bis dahin von polytheistischen Vorstellungen beherrscht war, und in der das Extrem dieser Vorstellungen, die Göttlichkeit des römischen Cäsar, jetzt das System zu vollenden schien, „in ihr ursprüngliches Dasein zurückgerufen wurde. Sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, sondern der Gottheit, welche über denselben allwaltend gedacht wurde, und diese Verbindung vor allem erscheint in dem christlichen Glauben. Dies höchste göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseits aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt, selbst menschlich, nicht allein mit seinem moralischen, sondern auch seinem intellektuellen Wesen innig vereinigt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet." (III, 170.) Von Christo nach seiner menschlichen Erscheinung sagt Ranke: „Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt. Jesus hatte seinen Tod mit voller Bestimmtheit kommen sehen, aber er wußte, daß damit seine Lehre bekräftigt und gerettet werde. Was wir das Nachtmahl nennen, war nicht ein bloßer Abschied: es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Sendung. Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem." (III, 169.) Von der Lehre Jesu hebt Ranke, wie gesagt, vor allem die politische oder besser unpolitische, Kirche und Staat voneinander scheidende Seite hervor. Er sagt (III, 160): „Von allen herrlichen Worten, die von Jesus vernommen worden sind, ist keines wichtiger, folgenreicher, als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Das Wort hatte nach beiden Seiten hin eine zugleich nahe und unermeßliche Tragweite. Denn an der von dem römischen Imperium (Kaisertum) in Anspruch genommenen Göttlichkeit konnte man dann nicht länger festhalten. Die religiösen Vorstellungen der römisch-griechischen Welt, wie sie noch obwalteten, die uralten und niemals aufzulösenden Beziehungen zu den

politischen Zuständen mußten aufgegeben werden. Ebenso stand der Gedanke in Widerstreit mit den Gebräuchen und Gesetzen der Juden." In welchem Sinne Ranke dies versteht, geht aus seiner Äußerung III, S. 164 hervor: „Von der jüdischen Überlieferung riß er sich keineswegs los; aber er gab ihr eine Auslegung, die ohne Zweifel ihrem ursprünglichen Geiste entsprach." „Johannes war bei den jüdischen Ceremonien stehen geblieben; die eigentlichen Johannesjünger beobachteten sie so streng, wie andere Juden; Jesus wandte sich von denselben ab. Denn wenn die Idee des Johannes nur dahin gegangen war, die Juden, welche von ihm die Taufe nahmen, zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu verpflichten, so erhob sich in Jesu der universal-historische Gedanke, nicht die Juden allein, sondern alle Völker zu einem Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Tugend zu erwecken und in diesem Bestreben zu vereinigen." (III, 163.) Das heißt ja, in biblischer Sprache ausgedrückt: Der Abrahamssegen, welcher bis dahin in nationaler Schranke gebunden, aber schon ursprünglich für alle Geschlechter der Erde bestimmt war, er sollte jetzt in Jesu, dem Erfüller der Propheten, dem Ende des Gesetzes, das nur ein Zuchtmeister, Sinnbild und Schattenriß auf ihn hin war, über alle Völker kommen. Jesus redete „von der väterlichen Liebe Gottes, welche alle Menschen umfaßt," predigte „eine allgemeine Kindschaft zu dem ewigen Vater, gleich weit entfernt von den beiden religiösen Begriffen, zwischen denen die Überlieferung und Verehrung sich teilte." „Jesus verkündigte ein Gottesreich, zu welchem nur die Sittlichreinen (besser: die dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit Nachtrachtenden), die wahren Kinder Gottes, sich vereinigen sollten." „Jesus faßte die Messiasidee in ihrer geistigen Bedeutung," in der sie ja auch — trotz der Bilderhülle bei den Propheten — immerdar gemeint gewesen war. „Der Messias war ihm der Verkündiger des an das Alte anknüpfenden, aber doch ein unbekanntes Neue eröffnenden Gottesreiches, das von allem Nationalen abstrahierte; er selbst der Messias. Darin, dies Reich zu verkündigen zugleich und zu stiften, sah er seinen göttlichen Beruf" (III, 164 und 165.) Wir machen hierzu nur die Anmerkung, daß der Vatername Gottes bei Jesu erstens sein eigenes Wesen als des eingeborenen Sohnes, durch den und in welchem allein auch wir Gottes Kinder werden können, und zweitens sein Werk, das Werk der Erlösung, zur Voraussetzung hat. Es hat des ganzen Erlösungswerkes des Sohnes Gottes bedurft, um uns zu Gottes Kindern zu machen. (Joh. 3, 16.) Ranke fährt dann fort: „Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär, tiefsinnig und erhaben überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte. Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, wie angedeutet, nicht im Gegensatz miteinander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt." (III, 165.) Den Tod Jesu erklärt Ranke so: „Das Unerträglichste war den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, daß der Gedanke, auf welchem ihre Volksgenossenschaft beruhte, überboten und dadurch (nach ihrer Meinung) zerstört wurde." (III, 168.) „Die hierarchische Gewalt, welche die eine, und die militärische, welche die andere (die römische) Religion bekannte, vereinigten sich dazu, den Verkündiger einer von beiden unabhängigen Religion umzubringen." „Die Ankläger Jesu wußten sehr wohl,

daß ein weltlicher Anspruch, wie er in dieser Bezeichnung („König der Juden") lag, von ihm niemals gehegt worden war. Sein Königtum war nur der Ausdruck der messianischen Idee, die bei ihm eine außerweltliche Bedeutung hatte. Ihr Unrecht bestand darin, daß sie, um sich selbst zu erhalten, dem göttlichen Meister eine Prätension zuschrieben, an die er in Wahrheit nicht dachte." (III, 168.) Ranke gesteht auch bei Pauli Bekehrung auf dem Wege nach Damaskus „wunderbare Erscheinungen", die den plötzlichen Umschwung seiner Seele „entweder hervorriefen oder bestätigten", zu (III, 174) und sagt zu seinen Briefen: „Pauli Verlassenschaft sind die tiefsinnigen, inhaltsreichen Episteln, die er in seinem stürmischen und arbeitsvollen Leben abzufassen die Zeit gefunden hat. Sie enthalten die dogmatischen Grundlagen des christlichen Glaubens und haben zur Ausbreitung desselben, der Bildung der Kirche, und wenn diese auf Irrwege geraten war, zur Herstellung eines reinen Gottesbegriffes in der Welt das meiste beigetragen." Soweit Ranke, der große, unerreichte Geschichtsschreiber. Und ob wir damit auch zu Geringerem herabsteigen — so ist es doch immerhin ebenfalls ein gutes Zeichen der Zeit, daß Erzählungen, welche das Leben Jesu in dichterische Form einkleiden, aber auf streng positivem Standpunkt stehen bleiben, wie die von Rutenberg und Pressel, eine große, wenn auch nicht eine so ungeheure Verbreitung finden, wie die nach der religiösen Seite nicht genug befriedigende Erzählung „Ben Hur" von Lewis Wallace, dem General und Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von der 1880—1887 185000 englische Exemplare verkauft worden sind! Hier wird der Begriff der Erlösung nicht tief und ernst genug gefaßt, aber Jesus doch immerhin als der anerkannt, der allen Menschen den Weg zum ewigen Leben, zum reinen, herrlichen Leben der Seele zeige, der diejenigen, die ihn lieben, in das Reich führt, das ihm und den Seinen bereitet ist, und dessen Tod notwendig war zur Bestätigung des Glaubens an die Auferstehung, ohne welche das Christentum der Grundlage entbehren würde. Jesu Wunder legitimieren ihn als Erlöser, aber wodurch die Erlösung geschieht, wird nicht klar.

Wie viel tiefer erfaßt ein Gerok in seinen „Palmblättern" und ein Spitta in seiner „Psalter und Harfe", welche beiden Bücher eigentlich in jedem deutsch-evangelischen Christenhause sich finden müßten, die Bedeutung Jesu und seines Heiles! Wie viel geschichtlich-wahrer hat ein Weitbrecht in seinem „Leben Jesu" den Gebildeten der deutschen Nation dies Heilandsleben geschildert! Und daß auch Juristen es nicht verschmähen, die Wirkung des von Jesu ausgehenden Lebens zu studieren und zu schildern, das hat der eminent hervorragende Professor Rudolf Sohm in Leipzig bewiesen, dessen „Kirchengeschichte im Grundriß" ich allen Gebildeten auf's dringendste zur Anschaffung empfehlen kann (Leipzig, G. Böhme, geb. 3 Mark 60 Pf.). In kräftigen, gut überschaubaren und fesselnden Zügen wird hier das Bild der Kirchengeschichte gezeichnet, und das letzte Wort lautet: „Eins ist sicher: nicht unsere Bildung wird uns retten, sondern allein das Evangelium!" Dem Juristen stimmen hier die Männer der Volkswirtschaft, die Bearbeiter der socialen Frage, zu einem guten Teile zu, ich nenne vor allen den Altmeister Roscher in Leipzig, der es stets in allen seinen Werken hat durchleuchten lassen, daß

keine wirtschaftliche Reform gelingen kann ohne sittliche Besserung des Volks, keine sittliche Besserung ohne reine und lebendige Religiosität, und daß alle bloß subjektive Religiosität für die Massen halt- und wirkungslos ist. Unter der Einwirkung solcher und ähnlicher Lehrer ist denn auch ein neuer Geist in die deutsche studierende Jugend gekommen.

Eine bemerkenswerte Bewegung in der Richtung auf das Christentum hin bilden gerade auch die Vereine deutscher Studenten, deren Verbands-Organ die „Akademischen Blätter" sind. Als sie vor vierzehn Jahren gegründet wurden, bezeichneten sie in ihren Satzungen als Zweck: Pflege des Nationalbewußtseins, Stärkung des christlich-nationalen Geistes. Die Männer, zu denen sie aufsehen, sind ein Arndt und Fichte, Bismarck und Treitschke, Moltke und Wulffen, Stöcker und Luthardt, Ad. Wagner und Rud. Sohm, Geibel und Freytag, Bergmann und Gerhardt. In einer Nummer ihres Verbandsorgans heißt es: „Wir dürfen nicht leisetreten und nicht den Mantel nach dem Winde hängen. Liebäugeln gewisse Teile der Alten mit dem Auslande, wir wollen nichts davon wissen. Kann die alte Generation sich nicht von partikularistischen Kleinlichkeiten lossagen, wir können es. Will jene den Kampf gegen den Materialismus nicht wagen, wir wollen es. Gehen die Alten zum großen Teile mit sauer-süßer Miene, nur weil der Kaiser es will, an die Socialreform, wir bringen ihr volles Verständnis entgegen. Die sich ducken und ihre eigene Meinung opfern, um zu gefallen, die lassen in der Stunde der Gefahr auch das Königtum im Stich. Wir haben darüber zu wachen, daß es nicht zur Unwahrheit werde, was einst Fichte der deutschen Studentenschaft zurief: ‚Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend'." Die Vorträge, die in diesen Vereinen gehalten werden, handeln etwa über „Lehren und Mahnungen der französischen Revolution", „Goethe als Deutscher", „Bismarck's Verdienste um das deutsche Volk", „Römisches und deutsches Recht," „Warum treiben wir Kolonialpolitik", „Über die konstitutionelle Monarchie", „Über das Deutschtum in Oesterreich", „Über die Todesstrafe", „Die Rechtsstellung der Frau bei den alten Germanen" u. a.

Eine ähnliche Erscheinung auf kaufmännischem Boden sind die christlichen Vereine junger Kaufleute, deren Erstehen auch hier in Köln und in Düsseldorf, Duisburg ich auf's dringendste wünschte. In Barmen, Elberfeld, M.-Gladbach, Aachen und Rheydt existieren schon solche.

Und damit bin ich am Ende. Gott gebe, daß alle Gebildeten sich ihrer Verpflichtungen gegen Gott und sein heiliges Evangelium je länger je mehr bewußt werden, daß sie alle Weisheit ihres Verstandes unterordnen der Weisheit von oben, die allein weise macht, daß sie dem ihr Herz ergeben, von welchem der Dichter singt:

Ja, alle Kraft der Heldensöhne Sinkt hin vor seines Geist's Gewalt,
Und aller Künste Pracht und Schöne Erbleicht vor seiner Kreuzgestalt;
Die Wissenschaft der stolzen Weisen Beschämt sein schlichtes Kinderwort,
Des Weltumseglers kühnen Reisen Zeigt er den letzten Ruheport.

Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! Amen.

V. Der Einfluß der Kunst auf die sittlich-religiöse Entwicklung Deutschlands.

Von **Dr. Karl Friedr. Jordan**-Berlin.

Es giebt Personen, welche der Anschauung sind, daß die Kunst keinen ins Gewicht fallenden Einfluß auf den geistigen Zustand eines Volkes ausübe. Sie weisen zur Begründung ihrer Meinung darauf hin, daß die Beschäftigung mit der Kunst, wenigstens mit der eigentlichen, die nicht auf Specialitätenbühnen ihre Heimstätte hat noch von der Drehorgel aus in die Ohren der Menschen dringt, gewissermaßen ein Luxus sei, den sich nur der Gebildete und mehr oder minder Bemittelte gestatten könne, und daß die breite Schicht der unteren Hunderttausende unberührt von derselben ihre Wege wandle.

Auch gläubige und fromme Christen denken so und möchten daher und weil ihnen so manches allzuweltliche Moment in der Kunst nicht genehm ist, nichts mit ihr zu thun haben. Sie verweisen auf Gottes Wort als auf dasjenige, was allein den Inhalt unseres geistigen Wesens bilden sollte, und trachten ausschließlich danach, ein Leben in diesem Wort und in der Person des Erlösers für sich und andere herbeizuführen, ohne etwaige unheilvolle Einflüsse der Kunst abzuwehren und segensreiche — abgesehen von der Kirchenmusik, der specifisch religiösen Dichtung und der in gleichem Sinne wirkenden Malerei — ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Ich kann dies Verhalten nicht für gerechtfertigt finden und muß jener Anschauung entschieden entgegentreten.

Wenn es auch richtig ist, daß die Kunst — im höheren Sinne des Worts — vorzugsweise und zunächst den sog. gebildeten Kreisen zu gute kommt und daß das Volk in seiner überwiegenden Mehrzahl höchstens von der Baukunst, der Malerei (z. B. in den öffentlichen Gemäldesammlungen) und allenfalls noch von der Musik berührt wird, ohne aber diesen Kunstzweigen wahrhaftes Verständnis entgegen zu bringen, so gilt das Gleiche doch auch von der Wissenschaft und von den Ereignissen, die sich in der Welt der religiösen Überzeugungen abspielen; und doch wird die geistige Stellungnahme, zu der wissenschaftliche Forschung und religiöses Nachdenken die Bearbeiter des Feldes der Gedanken führen, nach und nach Gemeingut aller. Wir sehen es klar vor Augen, daß dies geschehen ist: Die materialistische Weltansicht, zu der sich viele Gelehrte und sonst Gebildete durch die Fortschritte der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft, seit etwa 35 Jahren (seit dem Erscheinen von Darwins Werk über die Entstehung der Arten) gedrängt fühlten, ist in den Köpfen

und Herzen — man kann sagen: der europäischen Menschheit herrschend geworden.

Woher kommt das? — Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Wir leben innerhalb einer Gesamtheit; nicht die Einzelwesen existieren für sich. Wie daher dasjenige, was der Handarbeiter hervorbringt, auch dem Geistesarbeiter, auch dem wenig thätigen Besitzenden Nutzen bringt, und dem letzteren sogar den allermeisten, so teilt sich wiederum das, was oben herrschende Anschauung geworden ist, ja schon in dem Maße, wie es solche wird, nach unten hin in mächtigen Wellenschlägen mit. Es sickert durch in alle Kreise des Volkes und der Menschheit und bewegt sie.

So verhält es sich auch mit der Kunst. Wenn und soweit sie auch nicht unmittelbar an die Seele des Volkes rührt (was ja der Wissenschaft durch Vermittlung der Volksschule noch in gewissem Maße möglich ist), übt sie doch auf dem Umwege durch die Menschen ihren Einfluß aus auf alle. Wer von der Kunst selbst Eindrücke und Anregungen empfangen hat, die auf sein Inneres umgestaltend gewirkt haben, wird, ohne es zu wollen, auf die der Kunst Fernerstehenden eine im Erfolg ähnliche Wirkung übertragen.

Es ist somit gewiß, daß die Kunst ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Gestaltung des geistigen Lebens der Gesamtheit ist. Selbstverständlich ist es andererseits, daß die Kunst auch Eindrücke empfängt. So von der Wissenschaft; so von dem socialen Notschrei der darbenden Massen. Nichts bleibt für sich, nichts geht verloren in der Welt, auch in der Welt des Geistes nicht. Nur umgewandelt werden oft die Regungen und die Kräfte; und gerade die Kunst ist es, die nicht selten dazu dient, das auf andern Gebieten Errungene und sich geltend Machende einem Sprachrohr oder auch einer Posaune gleich in anderer und häufig wirksamerer Tonart der kunstsinnigen Welt und der Menschheit überhaupt zu übermitteln.

Es geht somit aus der angestellten Betrachtung hervor, daß es — mögen die Beweggründe auch edle sein — verkehrt ist, sich um das Leben und die Vorgänge auf dem Gebiete der Kunst nicht zu bekümmern, wenn man ein tiefes Herzensinteresse an dem geistigen Zustande der Völker hat. Insbesondere gilt dies auch hinsichtlich der Gestaltung, welche die sittliche und religiöse Entwicklung nimmt. Eine weitergehende Frage würde es sein, wie man sich der Kunst gegenüber zu stellen hat, um diese Entwicklung in edle, aufwärts führende Bahnen zu leiten. Wir lassen sie vorläufig unberührt und suchen dem Einflusse nachzugehen, den die Kunst seit einem Menschenalter etwa auf die genannte Entwicklung thatsächlich gehabt hat. —

Wie in mancher andern Hinsicht, so kam auch auf dem Gebiete der Kunst eine bedeutsame Anregung von Frankreich herüber zu uns. Der Ruf nach wahrheitsgetreuer Darstellung in der Poesie und das Schlagwort „Naturalismus" ertönten von dort. Zola wirkte bahnbrechend mit seinem „roman experimental". Sein bedeutendes Darstellertalent, das Neue, was er brachte, sowie die vielfach pikanten Schilderungen in seinen Romanen waren es, die ihm in erster Linie ein außerordentlich zahlreiches Lesepublikum verschafften. Um seine Theorien haben sich wohl die Wenigsten gekümmert, denen er gefiel. Sein Gedanke war es, zu belehren, statt zu unterhalten; er wollte die Wirklichkeit schildern und glaubte damit u. a. der Psychologie

dienen zu können, sowie zur Abhilfe sittlicher und socialer Schäden anzuregen. Auf den Märkten, in den Wirtshäusern; in den Gesellschaftsräumen der Reichen wie in den Schlupfwinkeln der Armen sammelte er seine „Dokumente", die er dann in geschickter, zum Teil fesselnder, öfters aber auch langweiliger Weise dem Gange einer Fabel einfügte.

Zola hat Schule gemacht; auch in Deutschland — wenigstens hinsichtlich seiner Hauptforderung: der getreuen Wiedergabe der Wirklichkeit, während der „psychologische Roman" nicht in dem Maße in Aufnahme kam wie in Frankreich. Der Boden war bei uns bereitet. Gegenüber dem historischen **Roman**, wie er besonders von Felix Dahn, Gustav Freytag und Georg Ebers gepflegt wurde, wählte das mittlere Talent eines Friedrich Spielhagen, um andere nicht zu nennen, seine Stoffe aus dem Leben der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit und suchte die herrschenden Verhältnisse zur Darstellung zu bringen. Von einem kräftigen Realismus, geschweige einem rücksichtslosen Naturalismus, der thatsächlich nichts weiter als unmittelbare Ausschnitte aus dem Leben der Zeit zu geben trachtet, war freilich noch nicht die Rede. Diese neue Richtung zeigte sich erst in einem Max Kretzer, der sociale Romane schrieb, in den Erotikern Hermann Bahr und Heinz Tovote, auch dem Novellisten Sudermann (von seinen Dramen haben wir nachher zu sprechen), und besonders in dem jüngsten litterarischen Deutschland, vertreten durch Johannes Schlaf und Arno Holz und eine große Reihe andere Personen, die aber bisher nicht so viel Staub aufgewirbelt haben wie die genannten Zwei mit ihrer Novellensammlung „Papa Hamlet" aus dem Ende der achtziger Jahre.

Was bei all diesen Naturalisten eigentümlich erscheint, ist der Umstand, daß sie nur die Nachtseiten des Lebens, nur das Elend der Verhältnisse, nur den Schmutz des Denkens und Thuns der Menschen zum Gegenstande der Darstellung machen. Die Lichtseiten lassen sie fast durchweg unbeachtet; und am allerwenigsten zieht sich der Hinweis auf ein Ideal, sei es des Geistes oder der äußeren Zustände, das ihnen vorschwebt, durch ihre Werke hindurch. Man denke auch ja nicht, daß diese Schriftsteller im allgemeinen die Absicht haben, der Zeit einen Spiegel vorzuhalten und sie auf dem Wege der Abschreckung zur Umkehr zu bewegen. Und selbst, wenn dem so wäre: das Verfahren wäre ein grundverkehrtes; denn um jemanden von einem falschen Wege abzubringen, ist es nötig, ihm den rechten Weg zu zeigen. Im Gegenteil: es ist gewiß, daß viele durch die bloße Wiedergabe des Schlechten sich an dieses gewöhnen, sich darin einleben und Antriebe erhalten, es selbst zu üben.

Neben der naturalistischen Schule hat sich in den letzten Jahrzehnten, etwa seit dem äußerlich vorteilhaften Ausgange des deutsch-französischen Krieges, eine andere Richtung auf dem Gebiete der **Prosa-Litteratur** aufgethan, die zwar auch innerhalb jener ihre Vertretung findet, aber unmittelbar nicht mit ihr zusammenhängt. Es ist das jene Art der Roman- oder Novellenschriftstellerei, die der Sinnlichkeit des Lesers zu dienen sucht und deren Hauptvertreter (ob bewußt oder unbewußt, soll hier nicht entschieden werden) Paul Heyse ist.

Wenn zuvor Hermann Bahr und Heinz Tovote als Erotiker der naturalistischen Schule genannt wurden, so ist bei ihnen das Charakteristische das Bestreben, auf dem Gebiete des sexuellen Lebens die Wirklichkeit wiederzugeben; die Richtung, von der *jetzt* die Rede ist, hat dieses Bestreben nicht; ihr ist das *Gebiet* die Hauptsache und nicht *der* Umstand, ob sie ihren Stoff naturgetreu zur Darstellung bringt. Ja, sie vermeidet geradezu eine naturalistische Darstellungsform, um nicht abzustoßen; sie schmückt aus und sucht, was sie bietet, gefällig zu gestalten. Dadurch aber wirkt *sie* bei weitem unheilvoller, als es der Naturalismus jemals imstande ist.

Blicken wir auf die gesamte Prosa-Litteratur, soweit sie uns hier angeht, d. h. künstlerischer Art ist, zurück, so müssen wir sagen, daß sie in ihren hervorragenderen und tonangebenden Erzeugnissen den Forderungen der Religion und Sittlichkeit gegenüber im *besten* Falle sich gleichgiltig verhält, *meist* aber jener den Boden abgräbt und diese schädigt. Auf keinen Fall erfuhren beide von seiten der Roman- und Novellenschriftstellerei eine Förderung. Das aber müßte geschehen, wenn die Kunst ideale Zwecke verfolgt, denn nur auf dem Gebiete einer christlich-religiösen und christlich-sittlichen Weltanschauung vermögen wir uns dem Ziele wahrhafter, echter Vollkommenheit mehr und mehr zu nähern. Wer anderer Ansicht ist, befindet sich auf dem Holzwege. Insbesondere sind diejenigen falsch beraten, welche meinen, daß die Kunst mit allgemeinen Lebenszielen, Lebensanschauungen und Lebenswahrheiten nichts zu thun habe. Ist sie doch nur eine der Formen oder Arten geistiger *Lebensäußerung*.

Eine eigenartige Stellung als Schriftsteller auf dem Gebiete der prosaischen Schönlitteratur nehmen zwei Männer ein, die volle Beachtung verdienen, wenn sie auch nicht als erste Talente zu erachten sind; es sind dies *Richard Voß*, der sich auch als Dramatiker einen Namen gemacht hat, und *Otto von Leixner*. Beide tragen idealistische Gesinnungen in ihrer Seele, die der erstere manchmal in phantastischer, der letztere in satirischer Weise zum Ausdruck bringt. Aber der Schwerpunkt der modernen Prosadichtung liegt seit einem Menschenalter zweifelsohne auf dem Gebiete des Realismus und Naturalismus und des der schlüpfrigen Sinnlichkeit dienenden Schaffens. Und da *seit* dieser Zeit das lesende Publikum mit irreligiösen und antireligiösen, mit nicht *sittlichen* oder *unsittlichen* Erzeugnissen der in Frage stehenden Litteratur bedient worden ist, zu denen auch die Werke einer Marlitt und Elisabeth Werner, zweier sehr mittelmäßiger, aber viel gelesener Schriftstellerinnen, gehören, so ist es klar, daß das Publikum, statt durch diese Litteratur auf dem Wege einer idealistischen Denkweise aufwärts geführt zu werden, seelisch verflacht und geschädigt wurde.

Nicht anders aber verhält es sich mit den übrigen Zweigen der Schönlitteratur, insbesondere mit der **dramatischen Dichtkunst.** Ja, hier ist die erwähnte Wirkung noch eine bedeutendere gewesen, da das Drama, zumal wenn es auf der Bühne dargestellt wird, viel unmittelbarer und tiefer in die Seele des Menschen greift als der Roman oder die Novelle; es wird im Drama nichts *erzählt*, sondern es springt uns aus demselben ein Stück Leben vor die Augen.

Das hiſtoriſche Drama, das einſt in unſerm Schiller einen ſo hervorragenden und gewaltigen Vertreter hatte, findet ſeit langem keinen vollen Anklang, erhält keine rechte Pflege mehr. Ernſt von Wildenbruch, der ſich ſo ziemlich als Einziger ſeiner annimmt, verfügt zwar über Schillerſches Pathos, aber es fehlen ihm das innere Feuer, die Tiefe und der Genius unſers Klaſſikers. Wie hohl und gemacht klingt es z. B., wenn er in ſeinen „Quitzows" den Dietrich von Quitzow im Tone eines Sehers die Donnerbüchſe anreden läßt! und wie gemacht erſcheinen ferner die folgenden Scenen: die Unterredung Dietrichs mit der Tochter des Polenkönigs; die Losſagung Konrads von ſeinem Bruder („Nicht mehr dein Bruder, ich entſetze dich des Bruder-Namens" u. ſ. f.); das Niederwerfen Dietrichs durch Konrad; die Ermordung des letzteren durch den alten Dietrich Schwalbe, den Bannerträger Dietrichs von Quitzow; insbeſondere aber das zuvor erfolgende Küſſen und Zerreißen des Quitzowſchen Banners durch Schwalbe — ein völlig theatraliſcher Vorgang!

Man kann überhaupt mit Recht zweifelhaft darüber ſein, ob für unſere gegenwärtige Zeit des Übergangs hiſtoriſche Stoffe für die dramatiſche Dichtkunſt geeignet und nicht aus dem uns unmittelbar umflutenden Leben gegriffene vorzuziehen ſeien. Wildenbruch ſelbſt hat dieſem Gefühle Rechnung getragen, indem er ſeine „Haubenlerche" ſchuf, mit der er ſogar unter die Realiſten gegangen iſt. Er hat noch eine weitere Entwicklung durchgemacht: mit dem „Heiligen Lachen" brachte er die moderne Märchendichtung auf die Bühne.

Das könnte gut ſein; könnte einen Fortſchritt im edlen Sinne bedeuten. Aber gerade, wenn man das „Heilige Lachen" mit den hiſtoriſchen Dramen Wildenbruchs vergleicht, erkennt man, welche Ziele ſich der Idealismus unſerer Tage einzig noch zu ſetzen verſteht. In den hiſtoriſchen Dramen feiert der Dichter vorzugsweiſe die Vaterlandsliebe, oder entflammt die Treue und Verehrung gegen das angeſtammte Herrſcherhaus; aber giebt es kein anderes, noch höheres Ideal? — die Liebe gegen den König aller Könige? den Glauben — als Verſtandes-, Gemüts- und Thatglauben — an Chriſtus, den Gottesſohn, unſern Heiland und Erlöſer? — Im „Heiligen Lachen" ſoll Front gemacht werden, ja ein Vernichtungskampf geführt werden gegen das Böſe, das in der Welt umgeht. Aber geſchieht dies durch ein — wenn auch immer heiliges — Lachen? Wäre nicht heiliger Zorn, heilige Glut der Begeiſterung für Chriſti Worte und Perſönlichkeit am Platze? — Iſt es auch recht, den Herrn der Welt als „großen Apotheker" auf die Bühne zu bringen?!

Nein; ich habe es gefunden: wenige Ausnahmen abgerechnet, begeiſtert ſich die zur Führerſchaft unſeres Volkes berufene geborene Geiſtes-Ariſtokratie allenfalls noch für Vaterlandsliebe, für Freiheit und Gerechtigkeit; aber nicht mehr für den, der unſer höchſtes Vorbild iſt und dem wir eifrige, ſehnende und ſuchende Nachfolger zu ſein uns bemühen ſollten.

Zu den erwähnten Ausnahmen nun rechne ich in erſter Linie Richard Wagner, der nicht nur ein weit über das Mittelmaß hinausragendes Talent, ſondern ein wahrhaftes Genie allen tieferen Geiſtern zum Troſte und zur Erquickung und zur Belebung innerſter Seelenkräfte erſchienen iſt. Auch bei ihm vielfach Sagendichtung; aber eine Sagen-

dichtung, die uns anheimelt, veredelt und erhebt. Zwei seiner Musikdramen nenne ich nur, weil sie in religiös-sittlicher Beziehung die bedeutsamsten und wahrhaft hervorragend sind: den „Tannhäuser" und den „Parsifal". Dort das im frommen Glauben zum Himmel geschickte Gebet der Elisabeth, durch das dem sündigen Tannhäuser Erlösung wird; hier die unbefleckte Einfalt (die „reine Thorheit") des Parsifal, die durch das sein Lebensverhalten bestimmende tiefe Mitleid dem kranken Amfortas Heilung bringt.

Sehen wir von Richard Wagner ab, so haben es — auf dem Gebiete der dramatischen Kunst ebenso wie auf dem der erzählenden Prosadichtung — einerseits die schlüpfrig-sinnliche und andrerseits die realistisch-naturalistische Schriftstellerei zur Herrschaft gebracht. Die Zeiten des Familiendramas und der biederen Posse sind dahingegangen, und Sinnenkitzel und trost- und hoffnungslose Wirklichkeitsmalerei machen sich allerorten auf der Bühne breit.

In der Posse herrscht die Zote. Zweideutige oder besser gesagt: handgreiflich eindeutige Redensarten und Wortspiele hat man an die Stelle des Witzes gesetzt; und wenn man sich früher über unanstößige komische Situationen freuen konnte, blickt einem jetzt allzuoft die nackte Gemeinheit von der Bühne entgegen. So wurde in einem „Der Teufel in Berlin" betitelten Stücke des Alexanderplatz-Theaters, eines Berliner Vorstadt-Theaters zweifelhafter Sorte, ein in einer Badewanne sitzendes nacktes Weib auf die Bühne gerollt, während in einer anderen Scene desselben Stückes verschiedene Personen, auch weibliche, hinter einer spanischen Wand sich entkleideten u. dergl. m. Eine charakteristische Erscheinung in der modernen Posse ist es ferner, ebenso wie in der neueren Operette, die mit jener viel gemein hat, daß gegen die Mitte des Stückes oder auch öfter ein Chor von jüngeren Frauenzimmern in auffallenden Kostümen auftritt, die vielfach gar keine Bekleidungsstücke mehr sind. Außer oft wunderlichen und selbst geschmacklosen Phantasie-Kostümen sind besonders Pagen- und Schwimmanzüge beliebt. All dieses ist darauf berechnet, die Sinnlichkeit des Zuschauers zu erregen; und wenn jemand entgegnen wollte, daß das bessere Publikum doch die Theater, in denen solche Stücke gegeben werden, nicht aufsuche, so muß dem 1. entgegnet werden, daß das nicht stimmt, und 2. daß es doch ebenso schlimm oder vielleicht noch schlimmer ist, wenn dem schlichten Manne, der uns **mindestens** ebenso sehr ans Herz gewachsen sein sollte wie der Gebildete und Besitzende, eine derartige Kost und derartige Genüsse geboten werden.

Und nun das Familiendrama einer Charlotte Birch-Pfeiffer und anderer. Es war ja oft theatralisch aufgebaut und zurechtgestutzt, oft simpel und rührselig; aber was haben wir jetzt? Etwa etwas Besseres? Nein, sondern zehnmal Schlechteres; denn an seine Stelle ist das Ehebruchsdrama getreten. Zumal wenn dieses im Lustspiel-Gewande einhergeht, ist es gefährlich und verderblich. Nicht immer ist es der Ehebruch, mit dem in frivoler Weise Scherz getrieben wird; auch andere sexuelle Ausschreitungen und Pikanterien werden dem Zuschauer vorgesetzt. Von dieser Art und eins der schlimmsten Machwerke vielleicht ist Victorien Sardous „Marquise". In diesem Stücke wird ein elendes und gemeines

Heiratsgeschäft vollzogen, und durch zwei volle Akte bewegt sich ein Kampf zwischen den beiden neu geschaffenen Eheleuten: einem abgelebten, rückenmarkleidend gewordenen Marquis und einer reichen Sängerin — ein Kampf, der sich darum dreht, daß der alte Bock in der Hochzeitsnacht seine Gattenrechte ausüben will, während sie, das Weib, ihn sich fernzuhalten sucht. Ein Cynismus, eine Niedrigkeit und Roheit der Gesinnung kommt dabei zum Vorschein, wie sie elender nicht gedacht werden kann, während die Form — der gesellschaftliche Anstrich und die Ausdrucksweise der handelnden Personen — nahezu musterhaft ist. Aber gerade das ist das Erbärmliche und das Verderbliche. Überzuckertes Gift wird dem Zuschauer dargereicht, ein schmackhaft gemachter Ekeltrank in vergoldetem Pokal.

Auf diese Weise schleicht sich die gemeine Gesinnung, die das Stück aushaucht, in die Seele des Hörenden ein und nimmt sie, wenn sie schwach oder schon angefressen ist, gefangen und bringt die Pest oder langsames Siechtum in sie.

Ja, wenn derartige Stücke wie die „Marquise" vereinzelte Erscheinungen wären. Doch nein! ich nenne andere, die vor einigen Jahren aufgeführt wurden (diejenigen der letzten Zeit kenne ich nicht; ich hatte nicht Lust, mich durch dieselben fortgesetzt beleidigen zu lassen): „Der selige Toupinel" von Alexandre Bisson, „Dr. Jojo" von Albert Carré, „Miß Helyett" von Maxime Boucheron, „Der Mann mit hundert Köpfen" von Henry Moulin und Edmond Delavigne, „Falsche Heilige" von A. W. Pinero, bearbeitet von Oskar Blumenthal u. s. f. Wollte man hier einwerfen, daß die Aufzählung dieser Stücke zeige, daß die schlüpfrig sinnlichen Dramen nicht deutsches Fabrikat sind und uns also im Zusammenhange der vorliegenden Erörterung nichts angehen, so erwidere ich, daß die genannten Dramen doch ins Deutsche übertragen, für das deutsche Publikum bearbeitet und auf deutschen Bühnen aufgeführt worden sind, also auch einen — leider verderblichen — künstlerischen Einfluß auf die religiös-sittliche Entwicklung in unserm Vaterlande ausgeübt haben.

Dieser Einfluß hat es, in Gemeinschaft mit ähnlichen Einflüssen, die von anderer Seite ausgegangen sind, dahin gebracht, daß fast alle Zuschauer von Stücken der genannten Art gar kein Bewußtsein mehr davon haben oder aber es nicht erkennen wollen, daß ihnen die fein bekleidete und parfümierte Gemeinheit auf der Bühne entgegentritt. Sie wagen es, die „Marquise" z. B. ein reizendes Stück zu nennen — Leute, die den sogenannten besseren (den wohlhabenden und äußerlich gebildeten) Gesellschaftskreisen angehören; und eine Dame, die an einer höheren „Töchter"-Schule unterrichtet und deren Vater ein geachteter Gelehrter war, äußerte mir gegenüber gelegentlich die Absicht, sich das Oskar Blumenthalsche Machwerk „Großstadtluft" zum zweiten Male anzusehen, da sie sich das erstemal „köstlich amüsiert" habe.

Das ist das Schlimme: Wenn Schmutz und Gemeinheit, Niedrigkeit und Verworfenheit durch ein gefälliges Äußeres ihrer abstoßenden Eigenart einigermaßen entkleidet und durch — frevelnden — Witz unterhaltend gemacht sind, läßt man sie sich gefallen und hat sogar Verlangen danach. Wenn aber das Elend der Welt in seiner wahren

Gestalt dem Publikum gezeigt wird, wenn eine starke Faust den Nacken der Schauenden festhält, auf daß sie das Angesicht nicht wegwenden, auf daß sie alle schrecklichen Folgen vor ihren Augen sich abspielen sehen, zu denen uns unsere schlechten, der tierischen Natur in uns angehörenden Neigungen führen, dann entsetzen sie sich und schreien Zeter und wollen's nicht sehen, das Elend; aber — sie lassen es, wie es ist, statt den Kampf dagegen zu beginnen. — Hieran erkennt man so recht den Geist der Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit, der unsere Zeit beherrscht.[1])

Durchaus anders als die gekennzeichneten Unsittlichkeits-Dramen treten die Erzeugnisse des Realismus und Naturalismus auf. Sie wollen nicht unterhalten, nicht kitzeln; aber freilich auch nicht belehren, nicht aufrütteln, nicht fördern. Nur ganz vereinzelt zeigen sie eine Tendenz der Art, streben sie eine Lösung der dramatischen Handlung an. Dies gilt z. B. von Leo Tolstois „Macht der Finsternis".

In diesem Stücke beteiligt sich Nikita, ein junger Knecht und nachmals Bauer, an einer Reihe von Verbrechen, vor allem einem Ehebruch und einem Kindesmord. Seine Hauptschuld, die alle bösen Thaten im Gefolge hat, ist seine Sinnlichkeit. Einer Zentnerlast gleich, hängt sie an seinem Halse und zieht ihn hernieder in Abgrund und Sumpf; zwei Weiber, vor allem die alte Matrona, versetzen sie in Bewegung und festigen fortdauernd die Bande, durch die er mit der Last verknüpft ist, so daß er nicht los kann und in blöder, trostloser Verzweiflung schließlich nur einen Ausweg sieht: den Tod. Doch ehe er diesem sich zuwendet, vollzieht sich eine Wandlung in ihm. Infolge eines Wortes des alten, betrunkenen Knechtes Mitritsch verläßt ihn die Menschenfurcht; die Gewissensbisse, die ihn quälen, treiben ihn zur Reue, und von dieser voll erfaßt, bekennt er alle seine Schuld und übergiebt sich dem Gericht. In Christi Namen aber bittet er alle, an denen er sich versündigt hat, um Verzeihung, eine Bitte, mit der ihn sein frommgläubiger Vater an den verweist, der allein alles Böse vergeben kann aus dem unendlichen Schatz seines Erbarmens und seiner Gnade: an den allmächtigen Gott.

Durch diesen Schluß erhält das Drama nicht nur eine Lösung überhaupt, durch die im Herzen des Zuschauers das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt wird, sondern die gebotene Lösung ist auch die einzig rechte und wahre. Denn die von der Hauptfigur des Dramas begangenen Sünden werden bereut und durch Bußfertigkeit gesühnt. Es wird so darauf hingewiesen, daß es nur eine Art der Errettung aus der Not des Herzens giebt: durch Erkenntnis unserer Sünde, Reue und Buße — auf dem Wege, den die Religion uns vorschreibt und der uns der Gnade Gottes entgegenführt. Ein Stück, das so ausklingt, das zum Schlusse unsere Blicke und Herzen nach dem Himmel lenkt, wirkt sittlich im allgemeinen und höheren Sinne des Worts; und es könnte daher Tolstois „Macht der Finsternis" in diesem Sinne als eine Musterleistung bezeichnet werden, wenn nicht doch noch eine Ausstellung zu machen wäre, nämlich die, daß das religiöse Moment erst im letzten Augenblick geltend

[1]) Vergl. K. F. Jordan, Die moderne Bühne und die Sittlichkeit. Berlin 1891, Rehtwisch & Langewort. (Jetzt im Verlage der allgem. Sittlichkeits-Konferenz.) S. 26 und 27.

gemacht und nicht breit und voll genug betont wird, während demgegenüber Verkommenheit, Laster und Verbrechen in einem Maße gehäuft sind, daß der herabstimmende, niederschmetternde und innerlich verödende Eindruck, den sie hervorrufen, der überwiegende ist. Der Dichter wirft, wie ich mich in meiner vorhin schon erwähnten Schrift „Die moderne Bühne und die Sittlichkeit“[1]) ausgedrückt habe, in den abscheulichen Sumpf, den er vor uns aufdeckt, zwar eine mächtige Planke hinein, auf die sich derjenige, der am verzweifeltsten in dem Sumpfe ringt und schon zu versinken droht, rettet; aber doch eben eine Planke nur, statt daß er mitten in dem Sumpfe Land auftauchen lassen sollte, das sich weithin ausbreitete und volle, allseitige Errettung und Sicherung böte.

Sehen wir nun von solchen lichtvollen Ausnahme-Erscheinungen, wie das genannte Drama eine darstellt, ab und lassen wir einige eigenartige neuere Regungen auf dem Gebiete des Realismus und Naturalismus, die wir später erörtern wollen, vorläufig gleichfalls unberührt, so können wir im übrigen nicht viel Erbauliches von der bezeichneten Kunstrichtung anführen. Ein Ibsen, ein Sudermann, ein Gerhart Hauptmann sowie das Schriftstellerpaar Arno Holz und Johannes Schlaf — sie haben samt und sonders unsere dramatische Dichtkunst hinsichtlich ihres innerlichen Gehaltes nicht gefördert. Sie sind keine Totila-Naturen, die die Seelen ihrer Stammesgenossen sonnig erwärmen, schwungvoll ergreifen und siegend dem Reiche des Idealen entgegenführen; sie vermögen oder vermochten bisher nicht herniederzusteigen in die Herzen und jede Faser in denselben erzittern. und ertönen zu lassen in Schmerz und Lust, in Sehnsucht und Hoffnung, in stiller gläubiger Beschaulichkeit und mutigem Thatendrang.

Zumal einen Mann wie Ibsen halte ich geradezu für ein Unglück für unsere dramatische Kunst. Er ist pessimistisch, grau, verbittert; unklar mystisch schauend neben aller realistischen Mache und viel realistischem Können; Neues, Unerhörtes wollend, doch vielfach unfertig, das Wahre nicht sehend; er ist ein Apotheker,[2]) ein sonderbarer Mensch.

Man nehme Dramen wie die „Gespenster“, „Die Wildente“, „Rosmersholm“, „Nora“, „Ein Volksfeind“, „Die Frau vom Meere“, „Baumeister Solneß“ — nirgends ist bezüglich der eigentlichen darin aufgeworfenen Probleme der volle Weg zum Heil gewiesen; nur in nebensächlichen Beziehungen, nur vorübergehend blitzen hin und wieder freundliche Lichtfunken auf, ohne daß sie es natürlich vermöchten, das Dunkel, in das der Dichter seine Leser oder Zuschauer führt, endgiltig aufzuhellen. Mehrfach sind auch krankhaft überspannte oder geradezu krankhafte Geistesregungen und -Richtungen derartig in den Vordergrund gedrängt, daß man fast von einer Verherrlichung derselben zu reden versucht ist. Dies gilt von der „Frau vom Meere“, von dem Drama „Nora“, vom „Baumeister Solneß“. Und Ähnliches läßt sich von Gerhart Hauptmanns „Einsamen Menschen“ sagen. Einige Andeutungen mögen zur Erhärtung des Gesagten genügen:

Nora, das muntere, sorglose Frauchen eines ernsten und ehrlichen,

---

[1]) S. 21 u. 23.

[2]) Ibsens ursprünglicher Beruf war der eines Apothekers.

wenn auch in manchen Vorurteilen befangenen Mannes, träumt von dem „Wunderbaren", das in ihrer Ehe sich ereignen sollte, und fängt plötzlich, als es sich eines Tages herausstellt, daß sie und ihr Gatte in gewissen Anschauungen erheblich voneinander abweichen, an, Gedanken zu haben; und obgleich sie es selbst empfindet, daß sie in allen Dingen des inneren Lebens unerfahren und unfertig ist („Ich weiß ja gar nicht, was Religion ist"), verläßt sie den Gatten, um über alles — Dinge und Menschen, Religion und Recht — erst nachzudenken, alle „Fragen" zu „untersuchen" und sich darüber klar zu werden, um dann vielleicht noch einmal zu ihrem Gatten und ihren Kindern zurückzukehren, wenn ein Zusammenleben zwischen ihr und dem Gatten eine wirkliche Ehe werden könnte.

Im „Baumeister Solneß" schwärmt und faselt (fast könnte man's Irrereden nennen) die Hilde Wangel, ein junges, emanzipiertes, naivkokettes und in ihrem ganzen Auftreten unverfrorenes Frauenzimmer, von dem „Unmöglichen", das man vollbringen könne und das der Baumeister vollführen solle; sie dringt ferner in ihn — und faßt das nicht als unmöglich auf —, daß er einer Idee, die er ihr oder vielleicht sie sich selbst einst suggeriert hat, zur Wirklichkeit verhelfe, nämlich der, ihr ein Königreich zu schenken und ein Schloß zu bauen, das Schloß aber soll ein — Luftschloß sein; „Luftschlösser" soll er künftig bauen statt Kirchen und „Heimstätten für Menschen". Es mag hierdurch symbolisch ausgedrückt sein sollen, daß der geistig Fortgeschrittene vom religiösen Standpunkt durch den socialen zum rein geistigen, phantastisch-idealen emporzustreben habe. Aber was ist das für eine Forderung? Ist der von Ibsen nur mystisch-dunkel angedeutete ideale Standpunkt nicht etwas völlig Unbestimmtes und Ungreifbares? Bietet er irgend ein Ziel, dem man sich nähern, wenn auch nicht es erreichen kann? — Ein über das andere Mal ruft ferner Hilde aus: „Das war" (oder „ist") „entsetzlich spannend" oder auch: „wundervoll spannend"; eine sonderbare Sucht nach solchen „spannenden" Vorstellungen und Ereignissen lebt in ihr; und dann wieder findet sie es „so furchtbar schön, so dazuliegen und zu träumen".

Und der Baumeister? — Er nennt sich selbst verrückt, und sein Geist ist in der That krankhaft affiziert. Wir wollen absehen von seiner eigentümlichen Angst vor der „Jugend", die er andererseits doch wieder herbeisehnt; auch davon, daß er auf die zuvor erwähnten Überspanntheiten der Hilde eingeht; wie aber soll man es beurteilen, wenn er das Gefühl einer Schuld in sich trägt, einer „bodenlosen Schuld" gegenüber seiner Frau, das er folgendermaßen begründet: Er bewohnte mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern ein Haus, in welchem ohne sein mittelbares oder unmittelbares Verschulden ein Brand ausbrach; der Schrecken, den dieses Ereignis der Frau bereitete, machte sie krank, und da sie ihre Kinder selbst nährte, starben diese. Der Baumeister aber hatte heimlich gewünscht, daß das Haus abbrennen möchte, weil er so dazu kommen konnte, „Heimstätten für Menschen" zu bauen und groß zu werden. Er hatte daher versäumt, eine Ritze im Schornstein zu verstopfen. Aber durch diese Ritze kam der Brand nicht aus. Trotzdem das Schuldgefühl, und zwar weshalb? — „Weil es Menschen giebt," so sagt er, „denen die Gnade verliehen wurde

und die Macht und die Fähigkeit, etwas zu wünschen . . . so beharrlich . . ., daß sie es zuletzt bekommen müssen" und zwar durch das Wirken der „Helfer und Diener". „Die Helfer und Diener rufen, daß sie sich dem Willen des Menschen unterwerfen, das ists, was die Leute „Glück haben" nennen." Und außer diesen Helfern und Dienern giebt es auch noch „erstaunlich viele Teufelchen" in der Welt, „gutmütige und bösartige, blondhaarige und schwarzhaarige"; und im Innern vieler Menschen giebt es auch einen „Unhold"; der ruft die „Mächte" herbei, und dann „muß" man nachgeben — man mag wollen oder nicht. —

Auch in der „Frau vom Meere" finden wir einen krankhaften Zug, und zwar an der Titelheldin, insofern sie sich von dem fascinierenden Einfluß einer Suggestion, die „der Fremde" auf sie ausgeübt hat, Jahre hindurch nicht losmachen kann — sie, die für das „Unbekannte geschaffen" war und nach ihm Verlangen trägt.

In diesem Stücke begegnet uns ferner eine der vielfachen Verschrobenheiten Ibsens. Man sollte meinen, daß dasjenige, was über das Zusammenleben zweier Menschen wahrhaft und im letzten, tiefsten Grunde zu entscheiden hat, ihre innere Zusammengehörigkeit, ihre Neigung, ihre Liebe ist; und daß, wie auch eine Ehe geschlossen worden sei, ob aus freier Wahl der beiden Beteiligten oder infolge äußerer Bestimmung, ihr Bestand gesichert sein müßte, wenn jenes Band der Liebe existiert; Ibsen indessen belehrt uns, daß eine Ehe, wenn auch in den Herzen der Gatten Liebe waltet, weder berechtigt ist noch wirklich aufrecht erhalten werden könne, sofern sie infolge eines gewissen äußeren Zwanges geschlossen worden sei. Demgemäß will die „Frau vom Meere", als der unheimliche Fremde sie von der Seite ihres Gatten wegzuholen kommt, zunächst jenem folgen, und zwar so lange, als der Gatte auf Grund der bestehenden Ehe und der Liebe zu ihr sich weigert, sie freizugeben; aber in dem Augenblick, wo er ihr gestattet, nach ihrer Neigung, aber auch unter eigener Verantwortung zu wählen, bleibt sie, da ihre Wahl auf den Gatten fällt, den sie liebt.

Diese Ausgestaltung der Handlung des Stückes ist Mache. Aber weiter: sie entspricht auch nicht dem tiefer gegründeten Ideal, das ich zuvor betonte. Denn Ibsen tritt nicht in positiver Weise dafür ein, daß bei der Schließung einer Ehe das Herz zu entscheiden, bei der Frage, ob eine Ehe eine wahre sei, nach nichts anderem als der Herzensneigung zu fragen ist; sondern er grübelt nach, ob bei der Eheschließung nicht ein Moment im Spiele war, das, wenn es allein den Anschlag giebt, zu verwerfen wäre, und verwirft nun die Ehe, ohne sich darum zu bekümmern, wie es mit dem wesentlichen Momente bestellt ist.

Mit der letzten Ausführung haben wir bereits die Frage gestreift, ob durch Ibsens Dramen unsere sittlichen Anschauungen — im weiteren Sinne des Wortes — gefördert oder geschädigt, bezw. auf einen niedrigeren Stand herabgedrückt werden. Gehen wir in dieser Hinsicht auf sie ein!

Nora verläßt in dem Stücke gleichen Namens ihren Mann und ihre Kinder, indem sie gegenüber den Gatten- und Mutterpflichten auf die Pflichten gegen sich selbst hinweist. Auch Hilde Wangel im „Baumeister Solneß" will nichts von Pflichten wissen, die man sich — anderen

gegenüber — auferlegt; sie könne, ruft sie aus, das häßliche, garstige Wort („Pflicht") nicht ausstehen. So ahnt sie denn natürlich nicht, daß es ihre Pflicht wäre, gegen den Mann einer andern eine angemessene Zurückhaltung zu beobachten; sie versteigt sich im Gegenteil dazu, ihn „*ihren*" Baumeister zu nennen. Ähnlich verhält sich übrigens in Gerhart *Hauptmanns* „Einsamen Menschen" eine — akademisch gebildete — Emanzipierte gegenüber dem jungen Ehepaare Vockerat.

In all diesen Beispielen vermissen wir den Geist einer edlen Entsagung, einer Unterwerfung unter höhere Gebote — Gebote des Allmächtigen, die nicht etwa tote, starre, um ihrer selbst willen bestehende Buchstabengesetze sind, sondern sich auf das Glück und den Frieden *andrer lebendiger Menschenseelen* beziehen. Ibsen vertritt den Standpunkt der individuellen Freiheit und läßt seine Menschen kühne Forderungen für das eigene Glück erheben — Christus predigt Menschenliebe, Wohlthun und auch Dulden.

In den zuletzt genannten Dramen, zumal in Hauptmanns „Einsamen Menschen", spukt der Gedanke einer „geistigen Ehe", die mit der natürlichen[1]) Ehe verknüpft oder auch gesondert *neben* ihr bestehen könne. Richtig ist es ja nun freilich, daß in einer wahren Ehe die *Charaktere* harmonieren und die Herzen zu einander passen müssen. Aber es genügt, wenn die Frau mit dem Manne *mitfühlen*, wenn auch nicht in allen Stücken *mitdenken* kann. Ein *Unding* ist auf alle Fälle das gleichzeitige Bestehen einer natürlichen und einer geistigen Ehe *nebeneinander*, so daß also etwa derselbe Mann *zwei* Frauen hat: eine natürliche und eine „geistige". Die letztere würde bald in die Rechte der ersteren eintreten.

Ich komme noch einmal auf die Hilde Wangel im „Baumeister Solneß" zurück. Es kennzeichnet sie eine fast dämonische Rücksichtslosigkeit, wie sie in den Worten sich ausspricht: „Und warum kein Raubvogel? Warum sollte ich nicht auch auf Raub ausgehen? Die Beute an mich reißen, zu der ich Lust habe? Wenn ich sie nur packen kann mit meinen Krallen. Und die Oberhand behalten." Und als der Baumeister das hört, da imponiert ihm diese Anschauung so, daß er zur Hilde sagt: „Sie sind wie ein anbrechender Tag. Wenn ich Sie ansehe — dann ist's mir, als blickte ich gegen Sonnenaufgang." Und bald danach: „*Sie* sind die Jugend, Hilde."

Was heißt das anders, als den *Egoismus*, wenn auch auf geistigem (nicht materiellem) Gebiete, verherrlichen!

Können Stücke, in denen dies geschieht, sittlich auf unsere Zeit, auf die Seele unseres Volkes wirken? Ich sage nichts gegen die *Freiheit* des Geistes; aber etwas anderes ist die geistige Selbstsucht, die nichts neben sich dulden will, wie sie der Baumeister auch darin an den Tag

[1]) Die Kritiker bitte ich, an obigem Worte keine Ausstellungen zu machen; dasselbe nicht zu dem Zwecke herauszugreifen, um meine Ausführungen zu bekämpfen. Mag das Wort schlecht gewählt sein und keinen eigentlichen Gegensatz zu der Bezeichnung „geistige Ehe" bilden, so weiß doch wohl jeder, was damit gemeint ist. Bezeichnungen wie „körperliche" oder „gesellschaftliche Ehe" würden den mir vorschwebenden Begriff nicht erschöpfen. Es kommt zu der geschlechtlichen Beziehung die *Zuneigung* zu der anderen *ganzen Person* hinzu — die *Liebe*, die ja auch z. B. Johannes Vockerat zu seiner jungen Frau empfindet.

legt, daß er den Zeichner Ragnar Brovik mit seinem Talente nicht neben sich aufkommen lassen will.

Besonders scharf hat Ibsen den Gegensatz zwischen den alten, in angeblichen Vorurteilen befangenen und den neuen, freien Anschauungen in „Rosmersholm" gezeichnet. Jene „Vorurteile" sind religiöser Sinn, Zucht, Sitte, Ehrbarkeit; die „neuen Menschen" aber treten ein für „Freiheit, Freudigkeit, Leidenschaft" (Worte Rosmers im 2. Aufzug im Gespräch mit Rebekka West) und vertrauen auf die „eigene Kraft, außer der es keine andere giebt" (Rosmer im 1. Aufzuge in dem Gespräch mit Kroll).

Für neue Anschauungen, wenngleich nicht ganz in dem Sinne wie Ibsen in „Rosmersholm", tritt auch Hermann Sudermann in seinem Drama „Die Ehre" ein. Was ist Ehre? Das ist das Problem, das Sudermann aufwirft. Und die Antwort? — Es giebt keine Ehre. Sie ist ein leerer Begriff, ein Luxusgefühl. — Ich gebe hierin Sudermann vollkommen recht, sofern das Wort „Ehre" in dem herkömmlichen äußerlichen Sinne aufgefaßt wird. Anzuerkennen freilich würde eine Ehre sein, die darin bestände, daß man dem Willen Gottes gemäß zu denken und zu handeln trachtete. Doch weicht von solcher Auffassung die übliche entschieden ab.

Was setzt nun Sudermann an die Stelle des hohlen, aufs Äußerliche gerichteten Ehrbegriffs, den er verwirft? — „Die Pflicht", so läßt er seinen Grafen Trast, die anscheinend vollkommenste Person des Stückes, eine Art Idealfigur im Sudermannschen Sinne, sagen; er ist ein Mann, der über alles hinaus ist, ein gewiegter Welt- und Menschenkenner; eine nicht unedle Natur zwar, aber doch ohne rechte Wärme des Herzens, ohne diejenige wahre Menschlichkeit, die nicht mit dem faden Worte „humanistisch" noch auch „human" sich kennzeichnen läßt und die allein aus dem Geiste Christi geboren werden kann. Nur maßvoll sein und klug, ist nicht das Höchste. Mit jenem einen Worte des Grafen Trast: „die Pflicht", ist die Frage, was an die Stelle der Ehre zu setzen ist, nicht befriedigend beantwortet. Es ist ein vereinzeltes Wort, auftauchend mitten im Verlaufe des Stückes, das sonst nichts weiter damit zu thun hat. Eine Lösung des Problems wird auch sonst nicht gegeben. Was dazu nötig ist, daß einem Mädchen wie der Alma Heinecke seine „Ehre" nicht geraubt oder die geraubte „Ehre" wieder hergestellt werde — zutreffender ausgedrückt: daß die Sünde der Schändung nicht begangen oder eine Erhebung aus derselben herbeigeführt werde —, davon hat ein Sudermann, hat ein moderner Mensch keine Ahnung. Denn es ist nichts anderes als das Lebendigwerden eines neuen Geistes, eines Geistes, der nicht auf den bloßen Genuß und die Dinge, die vor Augen sind, gerichtet ist, sondern auf die Liebe und ein inneres Leben, das seinen steten Ausgang und sein Ziel in einer übersinnlichen Welt erblickt.

In dem zweiten Drama Sudermanns, das nächst der „Ehre" weithin Aufsehen erregte: in „Sodoms Ende" unternimmt es der Dichter, eine Lösung anzubahnen. Aber sie ist keine wahre Lösung; sie müßte mißlingen oder unbefriedigt lassen, wenn ihre Durchführung versucht würde. Fühlt dies der Dichter, da er durch den infolge eines Blutsturzes erfolgenden

Tod der Hauptperson des Stückes allem ein Ende macht? — Ein junger, talentvoller Maler wird von der Frau eines Börsenmannes verführt und unterhält nun „zarte", d. h. gemeine Beziehungen zu ihr. Da lernt er in ihrem Hause ein junges, unbeflecktes Mädchen kennen, das — gleich ihm, dessen Schaffenskraft gelähmt ist — nach Befreiung aus der verkommenen Umgebung verlangt. Er beschließt, mit ihr ein neues Dasein zu beginnen. Die gegenseitige Liebe zwischen ihm und dem jungen Mädchen soll beide retten. Aber was ist das rettende Boot, welches der Weg, der sie aus dem Sumpfe, aus der Irre führt? — Vergebens sucht man in dem Drama nach einer Antwort auf diese Frage. Können aber zwei „verirrte Seelen", wie der Maler selbst sich und das junge Mädchen nennt, so ohne weiteres, nur durch ihr Zusammenhalten aufs Land gelangen und den rechten Pfad finden? Werden zwei Ertrinkende, die das Schwimmen nicht verstehen, und denen keiner hilft, dadurch sich retten können, daß sie sich umschlungen halten? Oder werden zwei Blinde einen unbekannten Weg besser zu gehen wissen als einer? — Nein, aus dem Sodom heraus giebt es nur durch einen Wandel der Gesinnung eine Errettung; davon aber steht im Stücke nichts. —

Eine besondere Art realistischer Dramen sucht die neueren, z. T. auf Forschung gegründeten Anschauungen der Wissenschaft künstlerisch zu verwerten. Der Gedanke der Vererbung wird zur Herbeiführung von Konflikten benutzt. So in Ibsens Drama „Gespenster" und in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang". In jenem wird uns die Vererbung der Folgen eines geschlechtlich ausschweifenden Lebens, in diesem die Erblichkeit des Alkoholismus vor Augen geführt. Gerhart Hauptmann giebt zugleich dem Gedanken einer vernünftigen Zuchtwahl unter den Menschen Ausdruck. Aber ist es nicht ein Irrtum zu glauben, daß wir mit Hilfe solcher doch immer vorzugsweise äußerlich bleibenden Mittel das Menschengeschlecht von Grund aus aufbessern können? Nichts wird eine wirkliche Heilung herbeiführen ohne eine innere Erneuerung der Menschen, eine Erneuerung ihres Geistes.

Abgesehen von diesem Gedanken weht aus den genannten Stücken ein grenzenloser Pessimismus, eine trostlose Öde neben solcher Fülle des Widerwärtigen im Dasein uns entgegen, daß wir uns nur niedergedrückt, nur zur Verzweiflung hingetrieben fühlen können. Darf das die Wirkung eines Dramas, eines Kunstwerks sein? Kann durch solche Kunst die religiös-sittliche Entwicklung unsers Volkes gefördert und gehoben werden?

In seiner unverfälschtesten Gestalt tritt uns der Naturalismus in zwei noch nicht genannten Dramen Gerhart Hauptmanns und einem Stücke des Schriftstellerpaares Arno Holz und Johannes Schlaf entgegen. Jene sind „Kollege Crampton" und „Die Weber", dieses „Die Familie Selicke". Diese drei Werke sind fast nichts als wirklichkeitsgetreue Ausschnitte aus dem Leben — in seiner vollen Misere. Von dramatischer Handlung ist kaum die Rede.

In „Kollege Crampton" wird uns ein genialer Maler, Akademie-Professor, vorgeführt, der sich dem Trunke ergeben hat und der infolgedessen seine Stellung verliert und künstlerisch wie moralisch versinkt. Durch Vermittlung eines in seine Tochter verliebten Akademieschülers wird ihm wieder

ein Atelier eingerichtet, und er verspricht, dadurch erfreut, wieder zu arbeiten und zu *streben*. Aber das erste, was er in dem neuen Atelier thut, ist, daß er unter das Kanapee blickt, wo ehemals der Ort für seine — Schnapsflasche war. Hierdurch und weil der Aufschwung nicht wahrhaft innerlich erfolgt, nicht von innen *ausgeht*, wird die Wahrscheinlichkeit dafür erweckt, daß die Besserung, die jetzt *winkt*, nicht von langer Dauer sein wird. — Hervorzuheben ist, daß in dem Drama die Charakterzeichnung und die psychologische Darstellung (eine *Entwicklung* ist kaum vorhanden) vorzüglich sind.

Die „Weber" sind ein *sociales* Schauspiel. Die Scenen, welche sich vor dem — geistigen oder leiblichen — Auge des Lesers oder Zuschauers aufthun, sind außerordentlich packend, und es geht eine gewaltig erschütternde und innerlich revolutionierende Wirkung von ihnen aus. Ich halte sie für die bisher bedeutendste Leistung Gerhart Hauptmanns. Aber eines vermisse ich: eine geistige, eine besonders (im weiteren Sinne des Wortes) sittliche Führung, die die Persönlichkeit des Dichters auf sein Publikum ausübt. Er zieht dasselbe vielmehr in ein Stück wild bewegten, drängenden, wirren Lebens hinein, in dem die unedlen Leidenschaften neben edlen Regungen ihren Gang nehmen, in dem Wahres und Falsches durcheinander wogt, und läßt es daselbst dem Chaos des Aufruhrs entgegengetrieben werden, ohne anzudeuten, wo und wie und ob überhaupt aus diesem ein Ausweg führt zu freundlicheren Gefilden. Denn daß der *Aufruhr* die *Lösung* der vielfach verschlungenen Konflikte des socialen Lebens sei, meint sicherlich der Dichter selber nicht.

Arno Holz und Johannes Schlaf geben in ihrem Wirklichkeitsbilde „Die Familie Selicke" gleichfalls keine ausreichende Lösung, keine, bei der man sich irgendwie beruhigen, geschweige denn, mit der man sich einverstanden erklären könnte. Unleugbar ergreifend ist es geschildert, wie die Familie eines Buchhalters dadurch, daß dieser sich dem Trunke ergeben hat, von der Mutter bis zum jüngsten Kinde in elende Verhältnisse, Unruhe, innere Zerrissenheit und Angst versetzt wird, wenngleich auch die Kränklichkeit und das launische Wesen der Frau, sowie der Umstand, daß es dem Ehepaar an dem rechten gegenseitigen Verständnis fehlt, zu der Trübheit und Trostlosigkeit des Familienlebens mit beitragen. Tiefstes Mitleid ist es, was den Leser bewegt, wenn seine Seele sich den beiden kleineren Kindern, dem zwölfjährigen Walter und dem armen kranken Linchen, zugewandt hält; schmerzliches Bedauern, wenn er den Blick auf den der väterlichen Führung und des guten Vorbildes entbehrenden achtzehnjährigen fahrigen Albert und auf die treue und liebevoll sorgende und sich hinopfernde zweiundzwanzigjährige Toni lenkt.

Unverkennbar ist es an der Gestaltung, die diese Personen durch die Dichter erfahren haben, daß letztere *Gemüt* besitzen. Auch der Zug nach dem Edlen tritt hervor in der Charakterzeichnung der Toni. Sie hatte sich entschlossen, der Werbung des Predigtamtskandidaten Wendt, der bei der Familie wohnt, zu entsprechen: ihre Familie zu verlassen und dem Geliebten in die neu erhaltene Pfarrstelle als seine Gattin zu folgen. Da aber stirbt das kranke Schwesterchen, dem Vater *und* Mutter sehr zugethan waren und das daher ein freundliches Licht im Leben der beiden und

infolgedessen der ganzen Familie darstellte. Nun erkennt Toni, daß sie nicht von den Ihren gehen darf; die Mutter und der zwölfjährige Bruder würden nun noch mehr zu leiden haben. Mehr als je ist jetzt vielmehr jener eine Stütze und ein Schutz, diesem Ordnung und Pflege nötig. Daher bleibt Toni und entsagt somit einer glücklichen Ehe und der Errettung aus einem häßlichen Familienleben; von der in erster Linie aus dem Mitleid quellenden Liebe und von kindlichen und geschwisterlichen Rücksichten getrieben, opfert sie sich. Aber was bleibt ihr nun als Trost? wovon hofft sie aufrecht erhalten zu werden? — „Bei der Arbeit vergißt man sein Leid, hat man nicht Zeit, daran zu denken" — so spricht sie. Ist das ein wahrer Trost? Liegt ein solcher nicht allein in dem Hinblick auf Gott und der inneren Anlehnung an ihn? in dem Versenken in den leidenden und helfenden Heiland Jesus Christus? — Solcher Trost würde auch dann bleiben, wenn die Gedanken sich voll und klar auf das gebrachte Opfer, die geleistete Entsagung richteten.

Wir schauen zurück. Wir wollen versuchen, tief in das Innere der Kunst zu schauen, die wir besprochen. Kennzeichnet sie wirklich in letzter Hinsicht nur der Umstand, daß die gewählten dramatischen Stoffe getreu nach dem Leben gebildet sind? Oder geht ein tieferer Zug durch sie hindurch, ein Zug, der eine besondere Weltanschauung derer verrät, die zeugend oder empfangend dieser Kunst ergeben sind, und durch den sie erst wahrhaft ihre Eigenart erhält? — Ist denn die Heranziehung des wirklichen Lebens für das künstlerische Schaffen an sich zu verwerfen? — Gewiß nicht. Aber der Realismus beschränkt sich darauf, aus dem Milieu oder dem trüben Grund der Verhältnisse zu schöpfen und uns gewöhnliche oder verkehrtgerichtete Menschen vorzuführen; die Mängel und Schwächen alles Seins und Denkens bis zu völliger Nacktheit aufzudecken, ohne uns auf das Bessere und Höhere hinzuweisen, das der Geist in glühender Sehnsucht und in kühnem Aufschwung uns als Leitbild hinzustellen vermag; er unterläßt es, dem Publikum das erstrebenswerte Ideal nicht bloß vor Augen, sondern zu Gemüte zu führen. Und wo ja so etwas wie ein Sehnen und Streben nach höheren, noch unerreichten Daseinszielen bemerkbar wird, da sind diese auf den Freiheitsdrang des Individuums und den Egoismus gegründet, nicht aber auf das Einzige, was uns not thut, auf das Herrlichste und Süßeste, das Gewaltigste und Zarteste, das Ernsteste und Beglückendste, was es für Menschenseelen und die Menschheit giebt: auf die Liebe zum Nächsten, die Hand in Hand geht mit der Liebe zu Gott und ihre ewig leuchtende Verkörperung gefunden hat in Christus, unserm Meister und Erlöser.

Aber es hieße ja, wollte man das verlangen, der Kunst einen Zweck unterlegen, den sie an sich doch gewiß nicht hat! — Allerdings, sie hat ihrem besonderen Wesen nach keinerlei Zweck. Aber wir geben ihn ihr. Wir müssen ihn ihr geben, wie allem, was wir treiben, wenn wir sie wertvoll machen wollen, wenn wir wünschen, daß sie nicht als Lampe uns scheine, sondern als freundliche, glänzende Sonne über uns leuchte.

Freilich, die Menschen, die ein Bedauern empfinden, wenn einmal ihr Skat- oder Kegelabend ausfällt, wenn sie nicht Schach oder Schafskopf spielen können, wenn die Zahl der Kränzchen oder Sportsfeste oder Jagden,

die sie mitmachen möchten, zu gering ist — sie werden es nicht begreifen, daß unser ganzes Leben — und **darum** auch die Kunst — erst dann einen Wert hat und Befriedigung uns gewährt, wenn wir dem höchsten Ziel, das der Gottmensch Christus uns gesetzt, entgegenringen. Für sie schreibe ich nicht; sie sind die Philister, die Fischmenschen, die Jammerseelen, die allen wahren Fortschritt hindern. Aber wessen Geist sich in Stunden der Weihe oder der Begeisterung über sich selbst hinauszuheben vermag, er wird mich verstehen; und das genügt.

Das ist der Fehler unsrer Modernen, daß sie zu weltlich und zu irdisch denken. Unsere Zeit und unsere Kunst aber braucht Aufschwung in das Reich der Sehnsucht und der Träume, des geistigen Verlangens und Übersinnlichen, sofern es Sinn und Wesen hat; und das ist der Fall, wenn Christus, der die Wahrheit ist, seinen Mittelpunkt bildet.

Ehe die dramatische Kunst das nicht erkennt und danach thut, vermag sie keine Förderung der Menschheit herbeizuführen; und doch sollte dies von ihr schon deshalb geschehen, weil sie gewissermaßen eine Sonntagsbeschäftigung ist, der Sonntag aber der Erholung und der Erbauung zu dienen bestimmt ist. Religiös und sittlich hat sie, weil sie jener Forderung in den letzten Jahrzehnten nicht entsprochen hat, darum auch nicht gewirkt; im Gegenteil: sie hat der Religiosität und der Sittlichkeit nicht wenig Abbruch gethan. Hoffen wir, daß es anders werde! Ihre modernen Vertreter scheinen ja anzufangen, ihren Mangel zu fühlen, indem sie sich jetzt auf die Bearbeitung von Märchen und die Erzeugung von Traumdichtungen, wie Gerhart Hauptmanns „Hannele", verlegen. Das ist eine Besserung; aber ob sie eine gründliche und dauernde sein wird, läßt sich noch nicht sagen, weil noch nicht erkennbar ist, ob das rechte Heilmittel ergriffen und gründlich angewendet werden wird.

Manch sinniges Märchen in Prosaform hat auch Carlot Reuling geschrieben. Aber es ist mir so, als ob diese Märchen nichts weiter wären, als ein Zufluchtsort, den der moderne Geist schafft, um sich aus dem Naturalismus, dessen er satt geworden, dahinein flüchten zu können.

Das Prosa-Märchen, das nächst Reuling auch in Otto von Leixner einen Vertreter gefunden hat, führt uns zur **Epik** hinüber.

Auf diesem Gebiete gelingt es dem Naturalismus weniger, sich breit zu machen. Ein mittelmäßiger Autor wie Franz Held (eigentlich Herzfeld) ist mit seinem inhaltlich wie sprachlich konfusen „Pfaffen Don Juan" kaum nennenswert; Heinrich Harts „Lied der Menschheit" aber kann seines vielfach pathetischen Schwulstes wegen wie auch seiner ganzen Idee und Anlage nach nicht als naturalistische Dichtung bezeichnet werden. Es haben als Epen immer noch Viktor von Scheffels „Trompeter von Säckingen", der seiner Entstehung nach der Zeit vor 1860 angehört, sowie Julius Wolffs und allenfalls auch Robert Hamerlings Dichtungen eine vorherrschende Geltung.

Anders steht es mit der **Lyrik** (einschließlich der lyrischen Didaktik). Ein Emanuel Geibel und ein Karl Gerok ragen mit den edlen und gehaltvollen Erzeugnissen ihres Geistes in die Zeit, die wir zu beleuchten haben, nur herein; das Gleiche gilt von einem Freiligrath und anderen. Hermann Lingg und Friedrich Bodenstedt liegen

uns zeitlich näher; aber ihre Werke sind, so großen Anklang und so weite Verbreitung sie auch gefunden haben, nicht von tieferer Bedeutung. Einen besonderen Einfluß auf das geistige Leben der Gegenwart haben sie beide nicht geübt; auf keinen Fall haben sie zur Hebung des geistigen Niveaus beigetragen. Bodenstedt vielmehr mit seiner seichten Reimklingelei und seinen Liedern vom Wein, von der Liebe und vom Kirchenhaß hat mitgeholfen, daß dies Niveau weiter verzerrt wurde und sank.

Neue Namen sind in den Vordergrund getreten: Martin Greif, Detlev von Liliencron, Adalbert von Hanstein, Arno Holz. Sie alle nennen sich modern oder werden so genannt, und eine große Schar anderer reiht sich ihnen an, die weniger hervorgetreten sind. Das meiste Aufsehen, zum Teil seines Könnens, mehr aber noch des krassen Zurschautragens seines Naturalismus wegen, machte der Letztgenannte (Arno Holz), als er im Jahre 1886 sein „Buch der Zeit. Lieder eines Modernen" herausgab, das 1892 in zweiter, vermehrter Auflage erschien.

Eine kraftvolle Eigennatur offenbart sich in seinen Gedichten. Haß gegen alles hohle und falsche Wesen, tiefes Mitgefühl mit der Not der Armen und den Drang nach socialer Besserung und geistiger Freiheit atmen sie. Die Form ist gewandt und oft schwungvoll, wenn auch vielfach absichtlich nachlässig behandelt und mit schmutzigen Wendungen durchsetzt. Aber — leider: die Kraft dieser Seele findet ihre Nahrung nicht in dem ewigen Quell, der Wasser des Lebens spendet (ich rede keine Phrasen), nein: nicht nur der Thron und der Altar, sondern die Christen-Gottheit selbst sind ihr ein Gegenstand des Angriffs und des Spotts. Ich verfalle bei der Beurteilung dieses Dichters nicht in den Fehler, ihn rundweg als den Vertreter einer unsittlichen oder gar bewußt-teuflischen Richtung zu bezeichnen und als solchen zu verwerfen; ich glaube im Gegenteil, daß er es mit seinem Streben ernst und ehrlich meint (wenn er oder ein Anhänger von ihm etwa diese Worte liest, sage er nicht: „Ach wie nett"!), daß sein Herz blutet und zerrissen ist, daß er der Menschheit und seiner eigenen Seele Heil und Frieden will — trotz manches cynischen Zuges in ihm —: aber, sein Sehnen hat nur zum Teil das rechte Ziel erschaut; nur im Irdischen hat er, und auch da noch lange nicht immer, einen scharfen und richtigen Blick — in Bezug auf das tiefere Sein wandelt er in der Irre. Ich will auch nicht toben über ihn; nur bedauern muß ich es, daß er nicht auf den rechten Grund sich stellt, die rechte Hand ergreift, die uns dem Ideale zuführt, und die rechten Waffen schwingt. Auf alle Fälle aber muß es gesagt werden, daß seine Dichtungen in religiöser und auch sittlicher Hinsicht der Seele unseres Volkes vielfach Schaden bringen. Einige Proben mögen das beweisen.

Sehr bezeichnend für die ganze Geistesrichtung des Buches ist das einem der Gedichte vorgesetzte, von Alfred Meißner verfaßte Motto, das als Leitwort für des Dichters gesamtes Schaffen angesehen werden kann:

„O Erd', voll Licht und Finsternissen,
Der Geister schönstes Mutterland!
Vom Jenseits mag ich nichts mehr wissen,
Seit ich das Diesseits erst erkannt.

Dein bin ich, dein, die du mit Rosen
Um jedes deiner Kinder wachst,
Seitdem ich weiß, daß du zu Rosen
Selbst das Gebein der Toten machst!“ (S. 222.)

„Ich bin ein Mensch,“ sagt der Dichter an anderer Stelle[1]) selbst, „ich bin ein Stück Natur,“ und es sind ihm die Werke Darwins die „heilige Schrift“.[2]) Von einer geoffenbarten Religion, von übersinnlicher Weltanschauung überhaupt will er daher nichts wissen. „Der größte Schwindel dieser Weltgeschichte, der größte Humbug ist das Christentum“,[3]) die Kirche ist „ein Schlangennest“,[4]) der Dichter stimmt ihr gegenüber in den Ruf des Hasses ein: „Ecrasez l'infâme!“[5]) Aus dieser Gesinnung erklärt es sich, daß dem Verfasser vor allen Wörtern die folgenden verhaßt sind:

„Weihrauchfässer und Kruzifixe
Tinte, Schwefel und Stiefelwichse . . . .“[6])

Man achte hier auf den leichtfertig wegwerfenden, fast möcht ich sagen: frivolen Ton!

Des Dichters Phantasie beleidigt schon „ein Marmorchristus mit verrenkten Knochen“, doch „oft hat ihm ins Herz gesprochen ein Jupiter Otricoli“.[7])

Mehrfach läßt sich Arno Holz zu gotteslästerlichen Aussprüchen hinreißen. So in dem Gedichte „*Γνῶθι σαυτόν*“ (Erkenne dich selbst), wo er von dem „gealterten Judengott“ sagt, „der alte Mann wäre kindisch geworden“ und ließe sich „von seinen sogenannten Engeln . . . . lügengeschwollene Phrasen drehn“[8]); oder in dem Gedichte „Schließlich“ (einem der „Berliner Schnitzel“), wo er es sogar wagt, den frevelnden Ausspruch zu thun: „Denn schließlich ist der liebe Gott doch nur ein dummer Antiteufel.“[9])

Vom Gebet will der Verfasser selbstverständlich nichts wissen; „ein braver Fluch“ ist ihm „auch ein Gebet“.[10]) Indessen, gelegentlich betet er auch, aber folgendermaßen:

„O Herr, aus tiefer Not
Schrei ich zu dir hinauf:
Gieb mir mein täglich Brot
Und etwas Butter drauf!
Ein Stückchen Leberwurst
Wär' schließlich auch nicht ohne . . . .“[11])

Ich breche hier ab, denn abermals schleudert der Verfasser der Gottheit schmutzige Beleidigungen ins Angesicht.

---

[1]) In dem Gedichte „An die Konventionellen“, S. 386.
[2]) S. 86, in dem Gedicht „Noch Eins“.
[3]) S. XV, in der „Widmungsepistel“.
[4]) Ebenda.
[5]) S. XVI, in demselben Gedicht.
[6]) S. 57, in dem Gedichte „Anathema sit!“
[7]) In den „Tagebuchblättern“ (Nr. 30, S. 281).
[8]) S. 324.
[9]) S. 436.
[10]) S. 87, in dem Gedicht „Noch Eins“.
[11]) S. 91, in dem Gedicht „Religionsphilosophie“.

Und Hand in Hand mit diesem Haß gegen Gott und der Lästerung seiner im Glanze der ewigen Hoheit und Reinheit dastehenden Person geht eine grenzenlose Selbstüberhebung des Dichters. Sagt er doch in den „Tagebuchblättern“[1]: „Ich aber bin so gut wie jener der Gottheit eingeborner Sohn.“ An anderer Stelle dagegen[2] nennt er den Früh=ling den „einzig wahren Heiland“.

In den Freuden und der Weisheit der Welt sucht er Trost und Befriedigung und — findet sie nicht. Was kann auch eine Philosophie dem Menschen helfen, die da meint, „der beste Freund der kranken Menschheit“ sei „der alte Weltprofessor Doktor Zweifel“[3] und „die Wahrheit sei: daß wir sie nie begreifen“!?[4] Und wie leer muß jede suchende Menschenseele bleiben, wenn sie mit dem Worte abgespeist wird: „Und bete zu dir selber, armer Junge!“[5]

Im Vorstehenden haben wir den religiösen Standpunkt des Dichters gekennzeichnet — wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann; jetzt wollen wir uns fragen, inwiefern er als Förderer der Sittlichkeit angesehen werden kann.

Gegen den Egoismus allerdings kämpft er, gegen mancherlei Ver=rottung der Klassen= und Standesanschauungen zieht er zu Felde, und nach dieser Richtung hat er sogar Lobenswertes und Schönes geschaffen. Ich weise z. B. auf die Gedichte „Meine Nachbarschaft“[6] und „Ein andres“[7] (nämlich ein anderes Bild) hin, die als ergreifende, wenn auch knapp gehaltene soziale Gemälde bezeichnet werden müssen.

Aber nun halte man derartigen Gedichten andere entgegen, in denen beispielsweise der Aufenthalt in einer Weiberkneipe („Apage, blonder Satan, laß mich los“)[8] oder der Besuch bei einer öffentlichen Dirne („Paysage intime“)[9] rücksichtslos, ja teilweise cynisch geschildert wird.

Dem letzteren Ähnliches findet sich übrigens auch in den fast völlig „modern“ gehaltenen, ziemlich gehaltlosen[10] „40 Liedern von einem Deutschen“[11]. Hier wird der Hauptvorgang in einer Hochzeitsnacht[12] recht unverblümt in poetischer Form vorgetragen.

Dieser „Deutsche“ ist aber im Gegensatz zu Arno Holz in seiner Ausdrucksweise noch gewählt; wogegen der letztere sich in Wen=dungen wie: „dann seid ihr verratzt“,[13] „der aufgewärmte Sauerkohl“,[14]

---

[1]) Nr. 31, S. 284.
[2]) S. 33, in dem Gedichte „Frühling“.
[3]) S. XIV, in der „Widmungsepistel“.
[4]) S. XXI, ebenda.
[5]) Ebenda.
[6]) Das erste der „armen Lieder“, S. 97.
[7]) S. 21.
[8]) In den „Tagebuchblättern“, S. 257.
[9]) S. 363.
[10]) Trotz Max Bewers Begeisterung für dieselben in seinen kunterbunten „Gedanken“.
[11]) Es ist der „Rembrandt“=Deutsche, der sich in seinem Buche „Rembrandt als Erzieher“, von guten Einzelheiten abgesehen, im ganzen als zielloser Schwätzer bewiesen hat.
[12]) In dem Gedichte „Hochzeitsnacht“.
[13]) S. 389.
[14]) S. 7.

„o wühlt nur um mit euern Poten den alten Philologenjux“,[1]) „die Dichteritis“,[2]) „Dichter, die sich in den Poder Hämorrhoiden eingesessen“,[3]) u. a. m. gefällt.

Sind das die Fortschritte, die uns die „Moderne“ bringen will? Sind es solche abgeschmackten Stammeleien prosaischen Charakters wie folgende Anfänge zweier Gedichte aus den „Berliner Schnitzeln“: „Ganz recht! Zum Beispiel die Kultur! Das heißt, nun ja, ich meine nur“,[4]) oder: „In München schneit's und das Volk schreit nach Brot. Gaslichtverbreitung. Der Aetna raucht und Fürst Bismarck ist tot. Nein; diese Zeitung!“ mit dem Schluß: „Ein Schnabus läßt sich trinken und ein Rollmops essen“?[5]) — Wenn der Verfasser nicht auch dies für Poesie ausgegeben hätte, würde ich es für sinnlose Albernheit gehalten haben.

Nein! der moderne Geist, der sich in all diesen Proben wie in den meisten anderen Erzeugnissen der Arno Holz'schen Muse offenbart, behagt mir nicht; und zwar nicht aus zufälliger Geschmacksrichtung, sondern aus dem tiefen Grunde, weil dieser Geist uns in unserm innern Leben nicht aufwärts, sondern abwärts führen muß. Und wenn der Dichter freudig ausruft: „Unsre Welt ist nicht mehr klassisch, unsre Welt ist nicht romantisch, unsre Welt ist nur modern!“[6]) so kann ich in seinen Jubel nicht mit einstimmen. Auch muß es durchaus bestritten werden, daß in den Worten „Zola, Ibsen, Leo Tolstoi“ eine Welt liegt, die „noch nicht verfault“, sondern „kerngesund ist“.[7]) Vor allem die Welt, die Ibsen in seinen Dramen geschaffen hat, ist, wie oben ausgeführt, krank. Und daß Arno Holz das gewaltige deutsche, christliche und sittliche Genie eines Richard Wagner verhöhnt,[8]) richtet ihn selbst.

Gegenüber den „Modernen“ mit ihren Bestrebungen bin ich mit einer Sammlung von Gedichten[9]) als „Antimoderner“ aufgetreten. Weil es kein anderer that, fühlte ich mich dazu gedrängt. Dem Inhalte nach ist in dieser Sammlung vor allen Dingen die religiöse Dichtung vertreten, freilich hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinungsform nicht an die Poesien eines Karl Gerok und Julius Sturm anknüpfend; sondern eher an die uns ungewohnt gewordene Odendichtung eines Klopstock. Aber auch nur eher; der Schwung in den in Odenform verfaßten Gedichten meiner Sammlung ist ein anderer, neuerer — derart, daß ein Kritiker die Form sogar den freien Rythmen der Modernen an die Seite stellte und mir deswegen das Recht absprach, mich antimodern zu nennen. Er verstand es nicht, daß mit diesem Worte der Inhalt, der Geist getroffen werden sollte — mit der poetischen Form (Versmaß und Reim) hat es nichts zu thun. Im Aufbau der Sätze, in der Zuspitzung der Rede auf

---

[1]) S. 394.
[2]) S. 373.
[3]) S. 378.
[4]) S. 469.
[5]) S. 427.
[6]) S. 305, im „Präludium“.
[7]) S. 309, ebenda.
[8]) In dem Gedichtchen „Richard Wagner als Dichter“, S. 413.
[9]) „Morgenglühen! Oden und Lieder eines Antimodernen“ von K. F. Jordan. Berlin, Rehtwisch und Langewort.

einen Gedanken oder Begriff habe ich mich zum Teil an Richard Wagner angelehnt, dessen Eigenheiten als Dichter noch immer nicht recht gewürdigt sind.

Außer den religiösen Gedichten finden sich Stimmungslieder, Kampflieder und auch Liebeslieder in der Sammlung, alle von einem Geiste getragen, der den Schwerpunkt unseres Seins nicht im äußern, sondern im innern Leben erblickt, und der sich seine Ideale in der Höhe sucht, bei dem, der vollkommen ist. Die Kritik und das Publikum haben sich diesen Gedichten gegenüber im großen und ganzen bisher gleichgiltig oder abgeneigt erwiesen. Nur eine kleine Anzahl von Stimmen hat sich mit ihnen, z. T. mit großer Wärme, einverstanden erklärt. Man lese sie, und ich glaube, daß viele durch sie erquickt und begeistert sein werden.

Nicht in demselben Grade wie die Dichtkunst, aber doch unverkennbar beeinflussen die **bildenden Künste** — die Baukunst, die Bildhauerkunst und hauptsächlich die Malerei — das geistige Leben der Zeit; sie beeinflussen es, wie sie andererseits ein Spiegelbild desselben sind; es gilt auch hier: Aktion und Reaktion; es besteht ein gegenseitiges und innig ineinander greifendes Geben und Empfangen.

Seit dem Ende der siebziger Jahre machte sich auch auf dem Gebiete der Malerei und der Bildhauerkunst ein immer entschiedener werdender Realismus breit, während daneben — völlig im Einklang mit den Vorgängen im Reiche der Dichtkunst — das Bestreben hervortrat, der Sinnlichkeit zu dienen und sie anzustacheln. So entfalteten sich einerseits die Genremalerei wie der eigentliche Realismus — der nicht nur beliebige Vorgänge aus dem wirklichen Leben, sondern auch irgend welche noch so uninteressanten Ausschnitte aus der Fülle dessen darstellt, was das Auge in der Umgebung sieht — mehr und mehr; und andererseits wurde die kunstsinnige Welt mit Nacktheiten über Nacktheiten beschenkt, die unter allerlei sinnigen oder unsinnigen, aber gesuchten und sonderbaren Bezeichnungen auftraten, denen das Bild meist gar nicht entsprach oder doch nicht zu entsprechen brauchte. Da war bald ein „Frühling“,[1]) bald eine „Grille“; bald „Adam und Eva“, bald die „drei Grazien“; bald hieß ein Bild „Im Schutze der Weiden“, bald war es „Dichterweihe“ betitelt — in allen Fällen aber sah man nichts als meistens üppige, öfters auch unschöne Modelle in völliger Nacktheit und in den verschiedenartigsten Stellungen. Man fragt sich beim Anblick solcher Gemälde oder Skulpturen: Was soll nun das? Was hat man davon, derartiges zu betrachten? — Ist das die „göttliche Kunst“, die so den niederen Regungen der Menschenseele dient und ihnen selbst verfallen ist?

Man braucht gewiß nicht prüde zu sein. Verkehrt wäre es auch zu leugnen, daß, von Ausnahmen abgesehen, in jedem Menschen sinnliche Elemente stecken, die der Anblick von bildlichen Darstellungen der genannten Art angenehm berührt. Aber das sollte jedermann anerkennen: daß der Geist das Höhere, das Edlere und Feinere in uns ist; daß sein Flug nach oben mehr wert ist und inniger und dauernder beglückt als

[1]) Ich erinnere auch an die „Jahreszeiten“ des Wiener Malers Makart. In erster Linie freilich handelt es sich bei unsern Ausführungen um die Kunst im deutschen Vaterlande.

das Nachgehen der Luſt im Staube und Schlamme des Irdiſchen. Und es ſollte daher keinerlei öffentliche Anregung geboten werden, durch die die Reinheit des menſchlichen und menſchheitlichen Geiſtes Schaden leidet.

Die nackten Genien beiſpielsweiſe an dem Schaperſchen Goethe-Denkmal im Berliner Tiergarten laſſe ich mir gefallen, weil hier die ideale Auffaſſung einer niederen Wirkung entgegenſteht; dagegen muß ich mich ſchon dagegen erklären, daß eine der überlebensgroßen Weibsfiguren des Begas-Brunnens auf dem Schloßplatze zu Berlin dem Beſchauer den am wenigſten edlen Körperteil unbedeckt zukehrt.

Ich halte — ebenſo wie auf dem Gebiete der Dichtkunſt — auch auf dem der bildenden Kunſt diejenige der modernen Gattungen für die verwerflichſte, die, ohne von den Principien des eigentlichen Realismus auszugehen und ſelbſt ohne ſich um ſie zu kümmern, ſich ſinnlicher Denkart ergeben hat und die derſelben angehörenden und ihr dienenden Darſtellungen mit ſelbſtverſtändlicher Miene als daſeinsberechtigte und anzuerkennende Kunſtleiſtungen dem Publikum zu bieten wagt.

Aber auch die Schöpfungen des Realismus verdienen aus mehrfachen Gründen getadelt zu werden. — Wenn uns der Pinſel des Malers oder der Meißel des Bildhauers ungeſchminkt und rückſichtslos eine Scene aus dem ſocialen Leben vorführt oder etwa den Hunger halb typiſch, halb allegoriſch vor die Augen ſtellt, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden, inſoweit unſer Gemüt dadurch ergriffen und unſer Nachdenken angeregt wird. Aber das gerade iſt der Mangel der meiſten realiſtiſchen Darbietungen, daß ihnen die Idee fehlt oder daß ſie nicht Stimmung zu machen imſtande ſind. Es iſt eine rohe Kunſt, die — mag ſie auch techniſch noch ſo entwickelt ſein — nichts weiter verſteht, als einen Abklatſch eines Stückes der Wirklichkeit zu fertigen. Erſt wo ſich nicht nur die geſchickte Hand, das ſcharfblickende Auge und die vortreffliche Schulung des Künſtlers, ſondern auch die Schaffenskraft ſeines Geiſtes, ſeine Phantaſie und ſein Gemüt zu erkennen geben, erſt da iſt wahre Kunſt. Die 1894er Berliner Kunſtausſtellung, die in mancher Hinſicht einen Fortſchritt gegenüber den Ausſtellungen früherer Jahre erkennen ließ, brachte u. a. das Bild eines „Berliner Nachtdroſchkenkutſchers II. Klaſſe“ von Martin von Aſter. Er ſitzt an einem Tiſch eines Bierlokals, hat ſeinen Hut darauf gelegt und läßt ſich's an einer Weiße und einem Kümmel wohlbehagen. Es iſt alles richtig wiedergegeben; das gemütliche Lächeln im Geſicht iſt auch nicht übel; es liegt keine verderbliche Tendenz in dieſem Bilde. Alles ganz gut. Die Malweiſe mag ſogar zu loben ſein. Aber was ſoll uns dieſes Bild? Was bietet es uns? Was zieht der Geiſt für Nahrung daraus? — Nicht einmal das äſthetiſche Empfinden, der Sinn für Farbe und Form werden irgendwie erquickt oder belebt. Man malt doch nicht nur, um zu malen; und das Publikum will nicht nur mit Farben bedeckte Leinwand ſehen. Man will einen Genuß. Und den gewährt das genannte Bild nicht. Darum iſt es kein Kunſtwerk.

Die realiſtiſche Malerei hat, weil ihr die Ideen, weil ihr der Genius fehlt, auf das äußere Gebiet der Malweiſe ihren Eifer und Fleiß verlegt und hier ein Streben entwickelt, das, an ſich zwar anerkennenswert, doch zu mancherlei Verirrungen geführt hat.

Früher arbeiteten die Künstler in frischen und oft glänzenden Farben. Ich erinnere an Karl Beckers italienische Malereien, die allerdings oft gleichgiltig lassen und langweilig werden, und an Paul Thumanns leider allzu glatte und allzu saubere Bilder. Den Realisten paßt diese Malweise nicht. Sie ist nicht naturgetreu. Sie wollen die Luft malen, die infolge ihres Staub- und Feuchtigkeits-Gehaltes Einfluß auf die Farben der Gegenstände hat, indem sie dieselben trübt und bald mehr, bald weniger — besonders wenn die Gegenstände dem Auge ferner liegen — mit einem Nebelhauche überzieht. Aus dieser Erwägung ist die Freilicht-Malerei entstanden. Sie hat ihre Berechtigung, wenn — sie nicht übertrieben wird. Leider geschieht das aber in außerordentlichem Umfange und in der weitgehendsten Weise. Man sieht oft Gemälde auf den modernen Ausstellungen, die wie in Mehl oder Kreide getaucht oder mit Milch übergossen erscheinen, und das selbst, wenn nahe Gegenstände dargestellt sind, die doch auch in Wirklichkeit klar und farbenkräftig sind.

Eine andere tadelnswerte Manier vieler neueren Maler besteht darin, die Farben zu dick aufzutragen. Ich erinnere mich, gemalte Ziegeldächer gesehen zu haben, die den Eindruck hervorriefen, als wären wirkliche Ziegelstücke auf die Leinwand geklebt; z. B. auf L. Dettmanns Gemälde „Die Arbeit", wo man außerdem Feuerfunken erblickt, die wie kleine Farbenhügel aus der Ebene des Bildes hervortreten. — Doch es ist hier nicht der Ort, ausführlicher auf diese Dinge einzugehen. Nicht das äußere Wie, sondern der innere Gehalt der Malerei interessiert uns.

Was bieten uns nur die Realisten? — Ich habe schon erwähnt, daß, von der Landschafts- und Tiermalerei abgesehen, die ja in sittlich-religiöser Beziehung nicht von Bedeutung ist, das Genrefach besonders gepflegt wird und entwickelt ist. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist fast durchweg, seinem inneren Werte nach, seicht und nicht dazu angethan, den Geist zu vertiefen und im Sinne einer Veredlung desselben zu wirken. Heitere Scenen voll Lebenslust und Tändelei oder Darstellungen pikanter Abenteuer sind das Gewöhnliche; und mag derartiges vielfach auch harmlos sein, so erhebt es sich doch nicht über den herrschenden Weltsinn, sondern trägt ihm neue Nahrung zu. Gelegentlich nur nimmt das Genre socialen oder gar religiösen Anstrich an, aber auch dann bietet es meist nur mäßige Anregungen.

Da den Künstlern die Ideale fehlen, so haben sich viele, in der Kunst einen bloßen Broterwerb sehend, dem Porträtfach zugewandt. Porträts über Porträts, auf denen im allgemeinen mehr die Kostüme als die Gesichter zu fesseln vermögen, langweilen daher von Jahr zu Jahr mehr die Besucher der Ausstellungen.

Die historische Malerei wird wenig gepflegt; und wo sie uns entgegentritt, da ergreift sie uns nicht, weil ihr die Tiefe und Größe der Auffassung fehlt. Die Kriegsbilder eines Anton von Werner z. B. lassen, so viel Material sie auch bieten, kalt — abgesehen davon, daß Kriegsbilder überhaupt nicht geeignet sind, zur sittlich-religiösen Förderung der Menschenseele beizutragen.

Eine eigentümliche Erscheinung der modernsten Entwicklung der Malerei ist es, daß sie — ähnlich wie die dramatische und die in Prosaform erzählende Poesie sich den Märchen zugewandt hat — die Allegorie und Symbolistik zu pflegen beginnt. Das ist ein Zeichen, daß die Künstlerwelt inmitten der Plattheit, Leerheit und Trostlosigkeit des Realismus wieder anfängt, Sehnsucht zu empfinden. Aber leider kennt sie noch nicht ihrer Sehnsucht rechtes Ziel; und so verfällt sie zu einem Teile auf allerlei Sonderbarkeiten und macht ihrem inneren Drange in unverständlichen Schöpfungen Luft. Zum Beispiel:

Ein Gemälde der letzten Berliner Kunstausstellung von Hans Looschen, das sich „Im Garten Eden" betitelte, zeigt uns vor bunten Blumen und einem Baume mit dunkelgrünem Laub, fast die ganze Malfläche einnehmend, ein Mädchen mit dickwangigem, breitem Kindergesicht und lang nach vorn herabhängenden Haaren. Es ist fast völlig in ein langes und weites, hemdartiges weißes Gewand — wohl das Symbol der Unschuld — eingehüllt und blickt in steifer Haltung, die Arme symmetrisch zu beiden Seiten des Körpers herabhängen lassend, mit niedergeschlagenen Augen nach unten. Hinter ihm auf einem Zweige sitzt ein lichter Pfau. — Was soll's? Und was wirkt es? — Die Leute stehen einen Augenblick vor dem Bilde still, schütteln die Köpfe und gehen weiter. Gefesselt werden sie nicht.

Oder: Eugen Bracht malt einen „Eingang zum Schattenreich" — eine Felsenwand, in deren Mitte sich ein schwarz gähnender Schlund befindet. Nichts weiter ist erkennbar. Aber auf dem oberen Teile des Bildes zieht sich über das Ganze eine Guirlande hin, die an vier Punkten, ganz symmetrisch, von Tierschädeln getragen wird.

Eine merkwürdige Darbietung ist auch Norbert Pfretzschners „Ihr seid um hohen Preis erkauft": ein hohes Holz-Relief, das die in der Leidensgeschichte Christi eine Rolle spielenden Gegenstände zeigt, während darüber der nicht unbedeutende Kopf des gekreuzigten Heilands aus der Bildfläche hervorragt.

Die eigentlich religiöse Malerei hat lange Zeit ganz darniedergelegen. Wurden biblische Scenen überhaupt dargestellt, so waren sie, wie insbesondere die Person Christi fast durchweg ganz verweltlicht. Ich erinnere mich u. a. eines Bildes der Gräfin von Kalckreuth — wenn ich nicht irre, hieß es „Christus nimmt die Sünder an" — auf welchem der Heiland als untersetzte Persönlichkeit, mit ungeordnetem Kopf- und Barthaar und einem Ausdruck im Gesicht dargestellt war, wie man ihn dem Typus eines Socialdemokraten beizulegen pflegt.

Moderne Menschen sind es meist, die die Maler des Religiösen malen. So Max Klinger, der auch in Farbengebung und Zeichnung oft Wunderliches leistet, Franz Stuck, Julius Exter, Hans Thoma und Louis Feldmann, wenngleich besonders der letztere oft Meisterliches in den Nebenfiguren schafft; so auf seinem letzten Bilde „Jesus und die weinenden Frauen". Ich nenne noch Franz Müller-Münsters Gemälde „In seines Vaters Hause". Das soll der zwölfjährige Jesus sein? Man vergleiche mit diesem Bilde das den gleichen

Gegenstand behandelnde von J. M. H. Hofmann! Ich gebe zu, daß — auch nach meiner Auffassung — die Scene in Wirklichkeit anders ausgesehen hat, als Hofmann sie darstellt; aber Müller-Münsters Auffassung halte ich auch für verkehrt. Hofmann greift, wie mehrfach in seinen Bildern, die Idee heraus, fragt nicht viel nach biblischen Angaben und gestaltet die Idee frei nach seiner Eingebung. Das kann getadelt werden. Aber was er so schafft, ergreift und entzückt; das muß jeder Kunstsinnige und Empfindungsvolle zugeben. Man betrachte dieses Auge des zwölfjährigen Knaben! und dann — Müller-Münster.

Hofmann halte ich überhaupt für den vielleicht bedeutendsten religiösen Maler der Jetztzeit, wenngleich auch ich wünschen möchte, daß er in äußerlichen Dingen weniger klassisch und mehr realistisch wäre. Ich möchte noch besonders seinen „Christus und der reiche Jüngling" und seine „Ehebrecherin vor Christus" hervorheben. Ihm gegenüber tritt der sehr beliebte Bernhard Plockhorst, der viel zu glatt und zu wenig charaktervoll malt, erheblich zurück. Über Hofmann könnte man Gabriel Max zu stellen versucht sein. Aber er ist zu eigenartig; sein Einfluß auf den Geist des Volkes wird immer nur ein beschränkter und auch kein durchgreifender sein.

Auf der 1893er Ausstellung in Berlin trat Ludwig Fahrenkrog mit einer „Kreuzigung Christi" hervor, die neu in der Auffassung (insbesondere wegen des vornüberhängenden Körpers des Gekreuzigten), realistisch in der Darstellung, aber zugleich von entschiedener seelischer Wirkung war.

Ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerter Künstler ist Fritz von Uhde. Er gehört in erster Reihe zu denjenigen Malern und — wie ich glaube sagen zu dürfen — zu denjenigen Menschen, die das Religiöse und insbesondere die Person Christi vom Standpunkte des realen Lebens und moderner Denkweise zu erfassen suchen. Er stellt die Figur des Heilands mitten unter die Menschen unserer Zeit. Es ist dies ein Experiment und eine Art Agitation fürs Evangelium. Man kann einerseits, hauptsächlich aus historischen Gründen, dagegen sein; andererseits aber könnte man sich auch, da Christus für alle Zeiten erschienen ist, gelebt, gewirkt und gelehrt hat, damit einverstanden erklären — wenn Uhde uns nur den vollen Heiland und nicht eine, zwar nach der Bibel, aber doch von seinem menschlichen Geiste geschaffene Persönlichkeit vor Augen führte. Ich will hier nicht von Uhdes Freilicht-Manier, die manchmal anzuerkennen, manchmal aber auch übertrieben ist und störend wirkt, auch nicht von dem kräftigen Realismus seiner Darstellungsweise, der meist zu billigen ist, reden. Was ich hier zu tadeln habe, ist, daß ein Künstler, der seelisch bedeutsam und fesselnd zu malen versteht, in seinen Bildern nicht die Tiefe der christlichen Anschauung zum Ausdruck bringt, die allein den ganzen Menschen zu erheben, die ihn in eine dem Irdischen, dem durchschnittlichen Menschensinne nicht mehr unterworfene Welt des Geistes zu versetzen vermag. Dem Christus, wie ihn Uhde zu malen pflegt, fehlt der Ewigkeitshauch, die Jenseits-Atmosphäre, die eben unser Diesseits-Leben durchdringen muß, wenn wahrhaftes Christentum bei uns herrschend werden soll. Ich erinnere an zwei Bilder, in denen es

der Künſtler geradezu vermeidet, die Perſon des Heilands voll auf den Beſchauer wirken zu laſſen: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen“, wo wir Chriſtus von der Seite, und „Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind“, wo wir ihn ſogar zu Dreivierteln von hinten ſehen.

Ich breche hier ab, indem ich den Wunſch ausſpreche, daß vom Geiſte Chriſti des Erlöſers hingeriſſene Künſtler uns mit Gemälden beſchenken möchten, die uns ſelbſt zu ergreifen und bis in die tiefſten Abgründe unſerer Seele mit heiliger Glut und friedlicher Seligkeit zu erfüllen vermögen.

Nur wenige Worte noch widme ich der *Baukunſt*, um mich dann der Muſik zuzuwenden.

Von den 70er Jahren an und früher hat die erſtere viel geſündigt, ja: ſie hat ſich ihres *künſtleriſchen* Charakters faſt völlig entkleidet gehabt. Mietskaſernen entſtanden ſtatt ſchmuckvoller oder wenigſtens geſchmackvoller Wohnhäuſer; und wo man öffentliche Gebäude und womöglich Prachtbauten ſchuf, da waren ſie plump und oft ſogar unpraktiſch. Als man dann endlich wieder dem Streben huldigte, den äſthetiſchen Sinn und das Gemüt bei der Aufführung von Bauwerken mitſprechen zu laſſen, zeigte es ſich, daß man dazu nicht fähig war: den Künſtlern war wie der übrigen Welt der ideale Sinn und die ureigene Schöpferkraft verloren gegangen. Die Folge war, daß man ſich an ältere Stilarten anlehnte und ſie entſtellt zur Anwendung brachte oder bizarre Einfälle hatte: ich erinnere an die ſogenannte Schornſteinfeger-Akademie, den Palaſt des Fürſten Pleß in der Wilhelmſtraße in Berlin. — Die moderne Renaiſſance ſowie die Bevorzugung des Rokoko- und Barock-Stils vermochten uns auch nicht zu fördern; die Überladung und der Luxus, die die letzteren Stilarten verlangen, bezw. ihrem Weſen nach mit ſich bringen, harmonieren durchaus nicht mit chriſtlichem Sinn. — Inzwiſchen ſuchte man wirklich auch neue Formen zu ſchaffen; z. B. in dem Anhalter Bahnhof zu Berlin den *Hallenbau*, der in ſeiner Form der Beſtimmung des Gebäudes entſprechen ſoll. Der Bau iſt intereſſant, das gebe ich zu; *ſchön* aber iſt er nicht. Und auch das *Wallotſche* Reichstagsgebäude ſagt, wie es thatſächlich daſteht, *meinem* Geſchmack *nicht* zu.

Einen wirklichen Fortſchritt innerhalb der Baukunſt erblicke ich 1. in denjenigen Kirchenbauten, die ſich in ihrer Stilart an die Gotik anlehnen: der Chriſt will in ſeinem Gotteshauſe zum Himmel emporſtreben, mit ſeinem Gotte ſich verbinden; und 2. in den Häuſerbauten, die ſich den Nürnberger Bauſtil zum Vorbild nehmen. Da ſpiegelt ſich deutſches Gemüt, einfach und doch mannichfaltig, phantaſievoll und traut; da haben die Häuſer wieder freundliche Giebel und Dächer, entſprechend unſerm nordiſchen Klima, wie es in ſeinem Roman „Notre dame de Paris“ Viktor Hugo treffend erörtert.

So viel von der Baukunſt. Nun zur **Muſik!**

Eine wunderbare Kunſt! Ohne das logiſche Denken in uns anzuregen, kann ſie doch auf den ganzen Menſchen ſo gewaltig und ſo beſeligend wirken. Leo Tolſtoi *fürchtet* ſie geradezu wegen der in ihr liegenden

dämoniſchen Macht (in der „Kreutzerſonate"). Sie erweckt Stimmungen und erhöht dadurch die Empfänglichkeit des Menſchen für die ihm nahetretenden Eindrücke. Inſofern kann ſie gefährlich werden; aber auch äußerſt ſegensreich — je nachdem wie ſie angewendet wird und welchen Charakter man ihr giebt.

Eine Muſik, wie ſie uns beiſpielsweiſe in Mascagnis „Cavalleria rusticana" entgegentritt — von dieſer wilden und gleichſam ſtammelnden Leidenſchaftlichkeit, ſo unruhig, ſo vielfach abgeriſſen, von ſo dunkel wogender Gefühlserregung und ſo trüber Sinnlichkeit — iſt nicht dazu angethan, der Menſchenſeele, in die ſie eindringt, einen vollen edlen Inhalt zu geben und ſie mit neuen, im Idealen oder Himmliſchen wurzelnden Lebens-Antrieben ausreichend zu begaben. Man hat auch unſerm Richard Wagner (der in doppelter Hinſicht unſer iſt: inſofern er nämlich deutſch geborner und empfindender und inſofern er chriſtlicher Künſtler — und in beiderlei Hinſicht kein Jude — iſt), man hat, ſage ich, Wagner den Vorwurf gemacht, daß ſeine Muſik ſtark ſinnlich ſei. Es iſt das nicht richtig. Freilich ſind Wagners Tonſchöpfungen nicht von der Art der Salonmuſik, auch nicht in eine Linie zu ſtellen mit den formal ſchönen „klaſſiſchen" Werken eines Beethoven. Sie wühlen den Grund der Seele auf dem, der ſie hört; ſie dringen in alle Winkel, alle Falten ſeiner Seele ein und klingen da nach, machen ſich heimiſch da, gehen da um. Der ganze Menſch wird ergriffen, ſo ſtark und ſo tief, daß alle Regungen ſeines Herzens und ſelbſt ſein körperliches Sein in Mitleidenſchaft gezogen werden; und das beſonders, wenn Gefühle der Liebe zum Ausdruck gebracht werden, die doch auch in Wirklichkeit und in Wahrheit all unſere Empfindungen in Anſpruch nehmen. Aber ich kann dem gegenüber nicht von ſinnlicher Muſik reden; dieſe Bezeichnung wäre dann gerechtfertigt, wenn durch Töne und Zuſammenklänge in einſeitiger Weiſe die ſinnliche Seite unſerer Natur beeinflußt würde. Das aber iſt nicht der Fall.

Wagner hat doch im Gegenteil auch die allerzarteſte und edelſte und bisweilen geradezu transcendente Muſik geſchaffen. Ich denke an Stellen aus dem „Lohengrin" („Nie ſollſt du mich befragen" u. a.), an den Friedenschor im „Rienzi", an die Abendſcene zwiſchen Hans Sachs und Evchen in den „Meiſterſingern", an die Verkündigung des Todes Siegmunds durch Brünnhilde in der „Walküre" — alles nur Beiſpiele, wie ſie mir gerade einfallen. Und dann: wie tief religiös iſt nicht der Ausgang des „Tannhäuſer" und wie rein und erhaben chriſtlich die Idee im „Parſifal"! Wollte man Richard Wagner einen — ihn immerhin nur einſeitig kennzeichnenden — Beinamen geben: man könnte ihn als einen Meiſter religiöſer Tonkunſt und religiöſer Kunſt überhaupt bezeichnen. Aber ich weiſe dieſe Bezeichnung zurück, denn ſie erſchöpft ſein künſtleriſches Weſen nicht. Auf alle Fälle aber können wir uns ſeiner freuen, insbeſondere auch an dieſer Stelle, im Zuſammenhange der vorliegenden Erörterungen.

Auf dreierlei Eigentümlichkeiten der Wagnerſchen Kompoſition möchte ich beſonders hinweiſen, durch welche die tiefe Wirkung derſelben verſtändlich

wird. Einmal trifft er durch die enge Verbindung von Wort und Ton, dadurch daß er mit der musikalischen Tongebung dem wechselnden Auf- und Niederwogen des Sprechtones oder edler ausgedrückt: der Sprache folgt, die innerste Natur des in den Worten liegenden Sinnes. (Gerade in unserer deutschen Sprache erhalten ja die Sätze erst Sinn durch Betonung und Klang.) Insofern stelle ich Wagner weit über Mozart, so groß auf seine Art auch dieser ist. Zweitens freunden Wagners Ton-Zusammenklänge, seine Harmonien und Akkorde jeden tieferen Charakter, der für Musik empfänglich ist, deswegen an, weil sie ein Spiegelbild des Lebens und Geschehens im Reiche der Gefühle sind. Wie Wagner oft Disharmonien durch sein Tongefüge gehen läßt und wie er angesetzte Disharmonien harmonisch auflöst, wie er ferner die Motive vollständig oder halb oder andeutungsweise im Tongang erscheinen, auch in wechselndem Kampfe durcheinanderwogen läßt: so tauchen auf und verschwinden, so gehen einher und streiten die Empfindungen in der Menschenseele, sofern diese einem Meere oder See und nicht etwa einem stagnierenden Dorftümpel gleicht. Und drittens — ja, das ist nichts Äußerliches: der unfehlbare, schöpferische Genius ist es, der entscheidet, wie das alles auszuführen ist.

Richard Wagner ist deutsch. Und er ist romantisch. Beides deckt sich zum Teil. Er ist nicht klassisch; darum nicht glatt, nicht kalt vollendet — und dennoch groß, größer als alle Klassiker; weil er das Ringen des Menschenherzens, das Streben nach oben, den Kampf des Geistes wider die Welt und das Fleisch in Wort und Ton zur Darstellung bringt. Er ist nicht modern; er ist religiös, christlich — ich weise noch einmal auf den „Tannhäuser" und den „Parsifal" hin. (Vergl. auch das in den Erörterungen über Poesie darüber Gesagte.) Und da die Musik sich dem Sinne des durch die Sprache zum Ausdruck Gebrachten überall anschmiegt, kommen auch ihr all die genannten Bezeichnungen vollauf zu. Sittliche Wirkungen gehen auch von denjenigen Werken Wagners aus, die nicht speciell oder specifisch christlich oder religiös gehalten sind, so von den herzinnig-humoristisch, einfältig und doch ideal angelegten „Meistersingern". Freilich können wir von Richard Wagner keine hausbackene Philistermoral erwarten. Eine solche ist auch Christi Moral des Mitleids und der Vergebung, der alles überwindenden Liebe nicht. Richard Wagner war ein freier Charakter, der nicht an Vorurteilen und beschränkten Anschauungen haften konnte; ein Charakter aber, den es trieb, sich in eine Welt des Geistes, des Denkens und Empfindens zu versenken, die über diejenige kleinlicher Weltkinder sich grenzenlos erhebt.

Neben Wagner als Künstler und als Musiker im besonderen verblaßt fast jede andere Größe. Und doch beherrscht sein künstlerischer Geist nicht unsere Zeit. Was ihr vielmehr — auf dem Gebiete der Musik — den Stempel aufdrückt, ist die leichte und zum Teil schlüpfrige Unterhaltungsware, wie wir sie in der Operette, der Gesangsposse, der Walzer- und der seichten, wenn auch oft gekünstelten Salonmusik, wie sie zum Vortrage gesucht und — kaum glaube ich, daß es wirklich stimmt: beliebt ist.

Soll ich noch weitere Worte darüber verlieren? Von den Melodien reden, die, immer eine die andere ablösend, in Verbindung mit albernen Texten einem als Gassenhauer allerorten entgegentönen? Oder soll ich's noch besonders sagen, daß jedes Menschenherz tausendmal mehr Erquickung fände und Veredlung erführe, wenn in einer zum Zwecke der Abfütterung und geistloser, blöder „Konversation" veranstalteten Gesellschaft irgend eine schöne Volksweise oder ein innig empfundenes Lied zum Vortrag käme an Stelle einer langweiligen Komposition irgend eines Neueren, die einen sinnlosen, womöglich einen fremdländischen Namen trägt? — Alberne Künsteleien, herz- und geschmacklose Klimpereien, thörichte und trostlose Wiederholungen (nicht Ausspinnungen) eines einzigen armseligen Einfalls in den verschiedensten Façons — das ist im allgemeinen das, was man auf dem Gebiete der sogenannten „besseren", der durch das Wort „Salonmusik" mit Recht gebrandmarkten Musik (denn alles, was nach „Salon" riecht, ist öde und faul) zu hören bekommt. Es genügt, wenn hervorgehoben wird, daß die in der Gegenwart und seit Jahrzehnten herrschende Richtung innerhalb der Musik lediglich dazu angethan ist, die bereits vorhandene geistige Verflachung und seelische Versumpfung unseres Volkes und der Menschheit noch zu befördern.

Es wäre ungerecht, wenn wir es verschweigen wollten, daß es im Gebiete der in Rede stehenden Musikgattung, insbesondere innerhalb der Operetten-Komposition, auch einzelne Stücke oder Nummern giebt, die nicht nur gefällig, sondern auch von edlerem Gehalte sind. Musiker, denen wir solche verdanken, sind z. B. Johann Strauß und Millöcker, auch Zeller und Lecocq und, schon etwas weitergehenden Ansprüchen gerecht werdend, Suppé. Jacques Offenbach dagegen ist so recht der Komponist der schlüpfrigen Salonradaumusik.

Auf dem Gebiete des Liedes sind Kreutzer, Robert Franz und Abt mit Dank zu nennen, während z. B. ein Bohm einer tiefer gegründeten Seele nicht behagen kann. Als einen hervorragenden und den guten Geschmack wahrhaft fördernden Musiker sehe ich aber den Balladen-Komponisten Löwe an. Die Älteren: Mendelssohn, Schubert und Schumann sind an dieser Stelle nicht besonders zu nennen, trotzdem sich auch gegenwärtig noch diejenigen stets gern ihnen zuwenden, die in der Musik der Neueren im großen und ganzen keine Befriedigung finden.

Die Oper hat, nachdem Wagner mit der Schaffung des Musikdramas hervorgetreten ist, bis auf den heutigen Tag keine rechte Blüte mehr gehabt; ja man kann sagen: sie hat sich seitdem überlebt. Gounod und Verdi, letzterer besonders, seitdem er Wagner nachzufolgen versucht hat, auch Rubinstein und Bizet haben wohl — jeder in seiner Art — manches geschaffen, was nicht verworfen zu werden verdient; aber so recht aus der Tiefe musikalischen Empfindens haben sie und all die andern nicht geschöpft und haben es nicht vermocht — auch ein Weingärtner nicht — die Seelen des kunstsinnigen Teiles der Menschheit bis ins Innerste zu ergreifen und in ihrer religiös-sittlichen Entwicklung zu fördern.

Eine eigentliche religiöse Musik, wenigstens eine solche von wahrhafter Bedeutung, besitzen wir in neuerer Zeit, wie es angesichts des herrschenden Zeitgeistes erklärlich ist, nicht. Dem eben genannten Rubinstein verdanken wir zwar verschiedene Oratorien, von Brahms rühren manche Schöpfungen her, die ins religiöse Gebiet mehr oder weniger hineingehören (ich nenne u. a. auch das nach der Seite der Tonmalerei bedeutsame „Schicksalslied" aus Goethes „Iphigenie"), Albert Becker hat rein religiöse Kompositionen verfaßt — aber nirgends hat es sich gezeigt, daß von diesen und anderen Musikwerken ein nachhaltiger oder auch nur bemerkenswerter Einfluß auf das Publikum und die in ihm vorwaltende, dem Weltlichen zugewandte Geistesrichtung ausgegangen wäre. —

Ich komme zum Schluß. Und ich will kurz sein; denn alle wesentlichen Gedanken, die jetzt ausgesprochen zu werden verdienten, sind bereits innerhalb unserer wechselnden Ausführungen mehrfach zur Erörterung gelangt.

Es könnte vielleicht getadelt werden, daß ich der Besprechung der Tonkunst nur so wenig Raum gewidmet und dagegen mit der Poesie mich so eingehend beschäftigt habe. Aber wenn auch die Musik gewaltig zu wirken vermag, so bereitet sie doch, wie schon bemerkt, mehr vor, während die Dichtkunst, der das Wort und damit die klare Wiedergabe bestimmter Gedanken vergönnt ist, in viel weitergehender und nachhaltigerer Weise die Menschenseele und den Menschengeist zu beeinflussen vermag und insofern auch die bildenden Künste entschieden überragt.

Etwas anderes noch sei gesagt: Trotzdem ich eine Reihe von Künstlernamen erwähnt und eine, wie ich glaube, nicht unbedeutende Anzahl von Kunstwerken besprochen habe, mag doch dieser hier und jener da einen Namen oder ein Werk vermißt haben, das verdient hätte, gleichfalls in den Kreis der Betrachtung gezogen zu werden. Aber man bedenke, daß auf wenigen Bogen unser Gegenstand nicht erschöpfend behandelt werden konnte; und daß es ferner nicht darauf ankommen konnte, alle Erscheinungen des Gebiets, soweit sie für uns von Bedeutung sind, gewissenhaft zu registrieren (haben doch selbst Werke über Litteraturgeschichte oft bemängelnswerte Lücken), sondern darauf, die Kunstströmungen unserer Zeit und des letzten Menschenalters in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten und ihrem bestimmten Einfluß auf die religiös-sittliche Entwicklung in unserm Vaterlande zu beleuchten. Deswegen mußte einerseits oft Unbedeutendes herangezogen und konnte andererseits nicht alles Hervorragende erwähnt oder gar im einzelnen und eingehend besprochen werden.

Und was ist nun das Ergebnis unserer Betrachtung? welchen Einfluß im eben genannten Sinne — um die Frage noch einmal zu stellen und in Kürze zu beantworten — hat unsere Kunst? — Es ist ihr nicht möglich, in dem Gewande, das sie trägt, und mit dem Wesen, das sie in sich ausgebildet hat, sowie wegen der Anschauungen, in denen ihre Jünger leben, und wegen der Ziele, die sie sich vorgesetzt haben — es ist unserer Kunst, von rühmenswerten Ausnahmen im einzelnen abgesehen, nicht möglich, trotz aller technischen Vollendung die Blicke unseres Volkes zu

den Höhen menſchheitlicher Ideale hinzulenken, die Anſchauungen zu vertiefen, die Herzen zu reinigen und zu adeln und einem Leben vorzuarbeiten, das nicht im Materiellen, in dem, was vor Augen iſt, untergeht. Wie einſt der Vorwurf erhoben wurde, daß Kunſt und Wiſſenſchaft ausſchließlich Dienerinnen des Glaubens und der Kirche ſeien, ſo muß es jetzt getadelt werden, daß unſere Kunſt ſich, göttlichen Geiſtes bar, himmliſchen Hauches und Glanzes entkleidet, zu einer Magd des Weltſinns erniedrigt hat.

VI. Der Einfluß der Gelehrten-, der Volks- und Fortbildungsschule, sowie der Bestrebungen zur Verbreitung von Volksbildung.

Von Pfarrer Röhr-Deutsch-Lieskau.

Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes aber hängt ab von seiner Entwickelung im Innern. Folglich steht unsere politische Entwickelung im Innern in lebensvoller Wechselwirkung mit der Erziehung der Unmündigen unseres Volkes. Das haben die Vorgänge während der Amtszeit des zweiten Kanzlers im neuen deutschen Reiche augenfällig erwiesen, dessen moralische Kraft mit der Schulgesetzvorlage von 1892 gebrochen war.

War der Höhepunkt von Bismarcks Arbeit für sein Volk die Vollendung der äußeren politischen Einigung Deutschlands mit ihrem feierlichen Abschluß am 18. Januar 1871, so stand nicht minder seine noch darauf folgende Wirksamkeit als erster Kanzler des neuen deutschen Reiches unter diesem Zeichen mit dem Bemühen den mächtigen Reichsbau auch für die Zukunft durch die Kunst der äußeren Politik zu sichern. Ist es aber richtig, was schon den Römer Sallust die Geschichtsbetrachtung lehrte, daß Reiche nur mit den Mitteln erhalten werden, denen sie ihre Entstehung verdanken, so ist die äußere Macht unseres deutschen Volkes abhängig von der Macht des in ihm wohnenden Geistes. Die Sehnsucht nach Kaiser und Reich lebte schon lange in dem Herzen des Volkes. Seines Herzens Kraft aber wurzelt in seinem Glauben. Ist unser Vaterland doch das Land der Reformation.

Die abgeschlossen hinter uns liegende Geschichte des ersten, des alten deutschen Reiches, oder, wie sein erwählter Name lautete, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, zeigt klar die Wirkung der religiösen Idee in römisch-katholischem Gewande auf die politischen Geschicke unseres Volkes, sowohl nach ihrer scheinbar günstigen Seite in Weltherrschaft und Glanz, als auch nach ihrer schwachen Seite in Vernachlässigung des Persönlichen, Nationalen und Verfall im Innern unter scheinbar glänzender Außenseite. Zwei Folgerungen sind für das neue Reich hieraus zu ziehen möglich, und beide sind gezogen. Die eine lautet: Politik und Religion darf nicht vermischt werden, schärfer gefaßt: der Staat ist religionslos, in ein radikales Parteischlagwort gekleidet: Religion ist Privatsache — oder die andere: Dauer und Macht des Staates ist abhängig von dem Maße, in welchem er sich vermittelst seiner Glieder von der ewigen Kraft des Heiles in Christo durchdringen läßt, allgemeiner gesagt: der Staat

muß ein christlicher sein, wieder in ein Schlagwort gekleidet: die Kirche ist die festeste Stütze des Thrones. So meint es die römisch-katholische Kirche von sich.

Es leuchtet ein, daß die Wahl zwischen beiden Forderungen nicht allein durch den Verstand getroffen werden kann, ebensowenig durch die Vaterlandsliebe, sondern es ist auch hier wieder das Ausschlaggebende die persönliche Stellung zur Religion, das ist klar gesagt zu Christo. Indessen würde es ein Fehlschluß sein anzunehmen, daß schlechthin jeder ein ungläubiger Mensch sein müßte, der für die Ansicht steht: Religion und Politik dürfen nicht vermischt werden, oder der im religionslosen Staat sein Ideal sieht; ja sogar der Satz: Religion ist Privatsache, ist für viele, welche dieser Fahne folgen, eine Gewissensberuhigung, freilich sehr irrtümlicherweise. Ebensowenig bedingt die ultramontane Gefolgschaft einen persönlichen Glaubensstand, und der für einen christlichen Staat Eintretende kann dies auch nur so meinen, daß der Staat die im christlichen Sittengesetz gegebenen Grundsätze zum Schutz des Lebens und Eigentums aufrecht erhält. Klarheit ist eben schon oft auf den Gebieten des Wissens zu vermissen, vielmehr noch auf dem des Glaubens.

Noch schwieriger als die grundsätzliche Entscheidung wird die thatsächliche Anwendung. Ist es gewiß erfreulich die Erkenntnis Platz greifen zu sehen, daß im tiefsten Grunde die Entscheidung auch einer politischen Frage eine Entscheidung ist zwischen Atheismus und Christentum, wie sie vom Reichskanzler im Kampf um das Schulgesetz 1892 ausgesprochen wurde, so tritt doch einerseits der zielbewußte Atheismus ohne Verhüllung seines Zweckes nur mit politisch schwachen Kräften auf, und jedermanns Hand ist wider ihn, andererseits aber ist die Zahl der politischen Gruppen, welche auf Christentum im Sinne des Gegensatzes zum Atheismus Anspruch machen, so zahlreich und verschiedenartig, daß selbst das Reformjudentum in diesem Sinne als staatserhaltende Partei angesehen zu werden Anspruch machen würde. Dazu kommt, daß das Christentum als Religionspartei in zwei grundsätzlich verschiedenen Konfessionen, der evangelischen und katholischen, sich darstellt. Die Führer der letzteren zwingen infolge ihres Anspruchs auf geistliche und weltliche Oberherrschaft über alle Getauften und Staatswesen jene andern um ihrer Selbsterhaltung willen zu ihrer Bekämpfung. Es ergiebt sich daraus auf geistlichem Gebiet die Schwierigkeit nicht mit dem Menschlichen das Christliche in der katholischen Konfession zu bekämpfen, auf weltlichem nicht die eigenen minder schuldigen Volksgenossen anstatt der schuldigen Ausländer zu treffen.

Diese verwickelten Umstände in Verbindung mit dem infolge der verschiedensten Ursachen so verschieden klaren christlichen Glaubenserkenntnis, sind überreichlich genügend auch bei solchen, die mit Ernst ein Urteil in diesen Fragen sich zu bilden bemühen, eine Verwirrung der Vorstellungen zu erzeugen. Ist es da nicht erklärlich, daß in solcher Bedrängnis es als ein gutes Auskunftsmittel erscheint, der Redensart sich in die Arme zu werfen: Politik darf nicht vermischt werden mit Religion? Nicht weil es das Ergebnis irgend einer Erfahrung ist, sondern weil es ein viele Zweifel auf leichte Weise zu beseitigender Grundsatz zu sein scheint. Jeder aber, der diesen Ausweg ergreift mit ausgesprochener Absicht, oder, zwar unaus-

gesprochen, aber doch thatsächlich, der stärkt wenigstens mittelbar die Gewalten der Zersetzung und des Umsturzes. Ferner wirkt hier leider gar oft der Idealismus unseres Volkes verderblich, indem er sich in sentimentaler Schlappheit mißbräuchlich äußert. Für gar viele deutsche Männer ist ihr Christentum nur zum Hausgebrauch da, oder eigentlich nicht einmal dazu, sondern wie im Hause die Staatsräume, für kurze Zeit dem Gebrauch dienend, dann verschlossen. Bismarck, der Realpolitiker, durchschaute sehr wohl die realen Ziele eines scheinbar politischen Idealismus, der angeblich aus höchster Ehrfurcht den König in einen goldenen Käfig stecken wollte, sein Christentum aber war ihm vor allem Privatsache und darum konnte er die Imponderabilien, die unwägbaren Gewalten, auf dem mehr rein politischen Gebiet der äußeren Politik besser schätzen als die auf dem Gebiet der inneren Politik. Die oben angeführte besondere Schwierigkeit der konfessionellen Spaltung unseres Volkes wurde der Anlaß, dies augenfällig zu beweisen.

Die Geschichte bezeichnet es als den Kulturkampf. In seiner Eröffnung steht das preußische Schulaufsichtsgesetz (Febr. 1872), in welchem Recht und Pflicht der Schulaufsicht von der Kirche beider Konfessionen auf den Staat übertragen wurden, in seinem Ende erfolgt auf dem Katholikentag zu Amberg 1884 die Erklärung Windthorsts, daß nach vollständiger Beseitigung der Maigesetze das Zentrum nicht eher ruhen werde, bis auch die Schule wiederum der (katholischen) Kirche bedingungslos überliefert sei. Wäre es schon äußerlich betrachtet richtig, Jungdeutschland als keimartiges Vorbild des künftigen Volkes mit größter Aufmerksamkeit zu beobachten, so machen es diese Wahrnehmungen vollends zur Gewißheit, daß wir hier das Gebiet vor uns haben, in dessen Grenzen die Ereignisse vorbildlich sein werden. Der Kampf der Geister ist auf diesem Plan eröffnet, wie wird er enden? Werfen wir einen Blick zurück.

Die Hochschulen fallen außerhalb des Rahmens der Erziehung im engeren Sinne, denn ihre Schüler werden von ihren bisherigen Erziehern nur mit dem ausdrücklichen Urteil zur Hochschule entlassen, daß sie eine gewisse Charakterreife erreicht haben. Über ihre Erziehung, Betrachtungen anzustellen gehört einesteils in das Gebiet der Wissenschaft, andernteils in dasjenige von Haus und Familie.

Die Hochschulen, insbesondere die Universitäten empfangen ihre Jünger in überwiegender Zahl von den **Gymnasien.** Diesen gebührt unser erster Blick. Es ist bemerkenswert, daß unser nach der Gründung des neuen Reiches mehr und mehr erwachendes Nationalbewußtsein gerade mit Berufung auf sein deutsches Denken und Fühlen an eine Prüfung der Bildungsmittel der Gymnasien herangetreten ist. Ebenso ist es für ihre Bedeutung bezeichnend, daß auch die kirchlich gesinnten Kreise die Gymnasien immer wieder zum Gegenstand ihrer Erörterung gemacht haben. Das Gymnasium ist ja nach seiner Entstehung und Lebensgeschichte eng mit der Kirche verwachsen. Wie ursprünglich jede höhere Bildung eine klerikale war, jeder Lehrer ein Kleriker und ihr Bildungswert abhängig von den Zielen und Zwecken des Klerikalismus, so trat mit der Reformation, wie in der Kirche, so in der Erziehung der von klerikalen Sonderzwecken befreite sittlich-religiöse Gesichtspunkt als der allein maßgebende in das Leben

unſeres Volkes ein. War früher die lateiniſche Sprache auf den Schulen allein Handwerkszeug der Kleriker, ſo wurde ſie jetzt im Rahmen des Humanismus Bildungsmittel gegen den Barbarismus zur Schaffung einer religiös-ſittlichen Perſönlichkeit. Dieſe Erweiterung des Geſichtspunktes und dieſes Vorangehen in Verwendung des Hauptbildungsmittels unſerer Gelehrtenſchulen auf ſeiten der evangeliſchen Konfeſſion zeitigt noch heute ſeine Früchte in der anteilig größeren Vertretung der Evangeliſchen in den höher gebildeten Ständen unſeres Volkes. Im Sommer 1871 kamen auf je 10 000 Evangeliſche 31 Gymnaſiaſten und 22 Realſchüler, auf je 10 000 Katholiken 21 Gymnaſiaſten und 7 Realſchüler — und auf je 10 000 Juden 194 Gymnaſiaſten und 121 Realſchüler. Es ſind abſichtlich die Zahlen vor Beginn des Kulturkampfes gewählt. Denn, wenn ſich auch die katholiſche Kirche vornehmlich in Deutſchland im Wetteifer mit der evangeliſchen auch auf dieſem Gebiet in vielen Stücken reformierte, ſo konnte ſie doch nicht ohne Selbſtaufgabe ihre klerikalen Sonderzwecke aufrichtig auch nur in die zweite Linie rücken. Mochte immerhin der Gründer oder Erhalter einer Schule der Staat oder ein Gemeinweſen ſein, das Entſcheidende für ihr Gepräge auch dem Staat gegenüber blieb das, ob der Unterricht von evangeliſcher oder katholiſcher Seite geleitet wurde. Das Erſtarken des hierarchiſch-jeſuitiſchen Geiſtes in der katholiſchen Kirche unter Pius IX. machte ſich naturgemäß auch auf dem Gebiet der Schule bemerkbar und rief eine Gegenwirkung des Staates hervor. Es iſt intereſſant zu bemerken, daß dieſe Feindſeligkeit wenigſtens in Preußen erſt durch die Färbung mit einem Moment, welches in die äußere Politik hinübergriff, ihr lebhafteres Gepräge erhielt. Während das überwiegend katholiſche Bayern von einigen Schwankungen abgeſehen die ſtaatlichen Oberaufſichtsrechte über die katholiſche Kirche in Wirklichkeit nie aufgab, und die anderen deutſchen Staaten mit gemiſchter Bevölkerung wie Württemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt teils unangefochten von der römiſchen Kurie weit mehr an Hoheitsrechten über die katholiſche Kirche beſaßen als Preußen erſt 1873 wieder in Anſpruch nahm, teils ſchon viel früher in ihren Kulturkampf eintraten und dabei weniger Widerſtand und williges Entgegenkommen als ſpäter Preußen fanden, ſtand dort bis 1871 der in der katholiſchen Kirche zur Herrſchaft gekommene Jeſuitismus in ungeſtörter Blüte. Nicht daß etwa die katholiſche Pfarrgeiſtlichkeit zunächſt es geweſen wäre, die ſich zum Träger dieſer Beſtrebungen gemacht hätte, ſondern ſie wurde mit Hülfe der Biſchöfe von den Jeſuiten und den von ihnen beeinflußten Mönchsorden und Vereinigungen der verſchiedenſten Art ſelbſt gemaßregelt. Dieſe Ordens- und Bruderſchaftsleute waren es auch, die den Jugendunterricht in öffentlichen und privaten Schulen an ſich riſſen, in Volksſchulen, in Mädchenſchulen faſt ausſchließlich, und den höheren Schulen. In den meiſten Fällen ſtanden die Schulbrüder- und Schweſterſchaften unter ausländiſchen Oberen, denen ſie zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet waren. Unter den Kindern ſelbſt wurden Vereine gegründet. So für die Gymnaſiaſten insbeſondere die marianiſchen Kongregationen oder Erzbrüderſchaften der heiligen Familie Jeſus, Maria und Joſeph. Dies alles und ſelbſt das Vatikanum mit ſeiner Verkündigung der abſoluten päpſtlichen Machtfülle und Unfehlbarkeit am

18. Juli 1870 wurde von dem preußiſchen Staate ertragen als eine innere Angelegenheit der katholiſchen Kirche. Dieſe aber ſäumte nicht aus ihren inneren Angelegenheiten die logiſchen Folgerungen zu ziehen, und die waren ganz äußerliche, rein politiſche, ſogar hochpolitiſche. Sie verlangte von dem deutſchen Reich die Wiederherſtellung des Kirchenſtaates und drohte im Weigerungsfalle mit feindlichen Bündniſſen. Die erſte öffentliche Unternehmung ſeitens der katholiſchen Kirche war der Beſuch des Erzbiſchofs Ledochowski v. Poſen ſchon im November 1870 bei König Wilhelm in Verſailles. Die Verfolgung des weiteren Kampfes, der von Profeſſor Virchow ſeinen Namen Kulturkampf empfangen hat, gehört nur zum Teil hierher und wird an den betreffenden Stellen berückſichtigt werden. Ledochowskis Name ſteht wie im allgemeinen ſo auch für unſern vorliegenden Stoff zunächſt im Vordergrund. Dieſer von Geburt polniſch, von Erziehung römiſch wurde dadurch beſonders dem Staate gefährlich, daß ſeine von ihm gegen die Regierung aufſäſſig gemachten Gläubigen nicht wie die der andern Biſchöfe, die das Gleiche thaten, Deutſche ſondern Polen waren und von ihm durch Beförderung ihrer national-polniſchen Beſtrebungen zu um ſo willigeren Werkzeugen für die römiſche Kurie gemacht wurden. Das geſchah nicht ohne Übereinſtimmung mit Rom. War er doch während des Vatikaniſchen Konzils zum Primas von Polen ernannt, und damit den Polen für das fehlende weltliche Oberhaupt wenigſtens ein geiſtliches gegeben. Beſonders fruchtbar und beſorgniserregend waren dieſe Beſtrebungen auf dem Gebiet der Schule. Katholiſch und polniſch wurden zu gleichartigen Begriffen. Auch die deutſchen Katholiken wurden dort zu Polen erzogen, zu politiſchen Feinden Deutſchlands. Dem trat die Regierung durch das Schulaufſichtsgeſetz entgegen. Nicht ohne heiße Kämpfe wurde es am 8. Februar und 8. März 1872 in beiden Häuſern des preußiſchen Landtags zur Annahme gebracht. Es beſtimmte, entſchieden im Widerſpruch mit der Logik der Thatſachen, um des Begriffes der Parität willen, daß die Aufſicht über alle öffentlichen und privaten Unterrichts- und Erziehungsanſtalten dem Staate zuſtehe, und daß demgemäß alle mit dieſer Aufſicht betrauten Behörden und Beamten, auch wenn es Geiſtliche ſind — und zwar evangeliſche wie katholiſche —, im Auftrag des Staates handelten. Natürlich konnten dieſe Beamten auch nur vom Staate ernannt werden. Damit iſt ferner — wenigſtens in Preußen — die Staatsregierung (vergl. Centralblatt f. die geſ. Unterrichtsverwaltung in Preußen 1880 S. 517) nicht grundſätzlich an die Rückſicht auf konfeſſionelle Verhältniſſe gebunden, wenn ſolche auch thatſächlich inſoweit ſtattfindet „als es je nach den gegebenen Umſtänden ſtatthaft und thunlich iſt". In demſelben Jahre (1872) wurden auch die oben erwähnten marianiſchen Kongregationen von ſtaatswegen verboten. Für die polniſchen Landesteile wurde im März 1873 angeordnet, daß, wo in den höheren Lehranſtalten die übrigen Lehrgegenſtände in deutſcher Sprache vorgetragen würden, dieſelbe auch für den Religionsunterricht obligatoriſch ſein ſollte. Ledochowski wies zwar ſämtliche Religionslehrer ſeiner Diözeſe an nach wie vor allenthalben ſich der polniſchen Sprache dabei zu bedienen, aber die Regierung verhängte über alle Lehrer, welche dieſer Weiſung Folge geleiſtet hatten, die Enthebung vom Amt und übertrug den Religions-

unterricht weltlichen Lehrern. Der Erzbischof errichtete nun Privatschulen für den Religionsunterricht der Gymnasialschüler, und die Regierung verbot denselben, daran teil zu nehmen. Die nunmehr erfolgte prinzipielle Aufhebung der konfessionellen Schule mußte naturgemäß sich am meisten bei den höheren Schulen mit ihren am häufigsten konfessionell gemischten Schülern bemerkbar machen und ihre Umwandlung in Simultananstalten befördern, in welchen die den Unterricht — mit Ausnahme des Religionsunterrichts — erteilenden Lehrer nicht derselben Konfession mit den Schülern zu sein brauchen. Bei der Bedeutung des Gymnasiums als Schule der künftigen Diener der Kirche und geistigen Führer des Volkes war das für die christlichen Konfessionen ein großer Nachteil. Dabei erfreut zu sein hatte nur das jüdische Element Anlaß. In Baden waren die konfessionellen Schulen schon 1868 aufgehoben. In Württemberg und Bayern gelten die höheren Schulen noch für christlich, in Sachsen für evangelisch.

Gesetzlich stand nun noch den evangelischen Generalsuperintendenten nach ihrer Instruktion vom 14. Mai 1829 genehmigt durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 7. Mai 1829 nach Abschnitt 6g zu „ihr Augenmerk vorzüglich zu richten auf die religiöse und kirchliche Tendenz der gelehrten Schulen." Erst 1887 durch Ministerialverfügung vom 21. Juni wurde den evangelischen Konsistorien, welchen nach § 143 Tit. II Teil 11 des Allgemeinen Landrechts die Rechte und Pflichten des Bischofs in der römisch-katholischen Kirche zukommen, eine Begutachtung über die an den höheren Schulen anzustellenden Religionslehrer übertragen. Freilich war vorher durch das „Gesetz Kopp" am 13. April 1886 den katholischen Bischöfen die Erziehung und Ausbildung ihrer Kleriker durch Wiederzulassung der Knaben- und Studentenkonvikte, sowie der bischöflichen Seminarien ein ganz anderer Einfluß freigegeben worden.

Wie im wöchentlichen Stundenplan von jetzt 30 Stunden der Gymnasien nur zwei Stunden für Religion bestimmt sind, so zeigt sich auch in den Bestimmungen über die Feststellung des Urteils für Bestehen oder Nichtbestehen der Reife-Prüfung, wie wenig Schulwert den Leistungen der Schüler in der Religion beigelegt wird, denn dieselbe gehört mit Geschichte und Physik zu den Fächern, in welchen gute Leistungen nicht eine Ergänzung für nicht genügende Leistungen in Mathematik oder in einer der alten Sprachen bilden.

So ist denn gerade der Einfluß des evangelischen Geistes, der unsere Gymnasien zu dem gemacht hat, was sie sind, in der Hauptsache auf den freien guten Willen der Lehrer angewiesen und abhängig von deren Persönlichkeit. Es hat darum gerade diese Frage fortgesetzt die Organe der preußischen evangelischen Landeskirche beschäftigt, ohne daß man, wie noch auf der letzten Generalsynode, wo in der Sitzung vom 13. November (1894) diese Sache behandelt wurde, zu einem neuen oder durchgreifenden Ergebnis gekommen wäre. Denn wie Prof. D. v. Nathusius ausführte, kann gerade nach den herrschenden Bestimmungen einem tüchtig durchgebildeten, aber innerlich nicht richtig stehenden Mann oft die Fakultas und Anstellung als Religionslehrer nicht verweigert werden. Wie P. D. v. Bodelschwingh erwähnte, hat vor 10 Jahren Schulrat Dr. Wiese den

Zustand für heillos erklärt, und das sei noch heute dessen Meinung. Die Konfirmanden aus den Gymnasien seien die unwissendsten und gleichgültigsten in der Religion.

Allerdings wurde in der Verhandlung darauf hingewiesen, daß von vielen Religionslehrern der Geist der Zeit und die christentumfeindliche Haltung des Elternhauses als ein Hemmnis ihrer Arbeit beklagt werde. Aber damit kommen wir gerade hier in einen Zirkel hinein. Im Gymnasialunterricht werden durch die wissenschaftliche Ausbildung viele Söhne über das Elternhaus hinausgehoben, sollte das nicht auch mit ihrer religiösen Ausbildung möglich sein? Und können wir die künftigen Führer des Volkes nicht über den jetzigen Zeitgeist, soweit er christentumfeindlich ist, erheben, so wird es eben immer heilloser.

Die schematische Gleichstellung der evangelischen Kirche mit der katholischen in der Zeit des Kulturkampfes hat denn auch nicht verfehlt, das Wort Kirche überhaupt als etwas Staatsgefährliches, zum mindesten nicht zu Staat und Volk Gehöriges in Mißachtung zu bringen. Dieses Schicksal der Mutter hat folgerichtig die Tochter, das Gymnasium, willig oder nicht, teilen müssen, denn wenn das Ansehen der idealen Macht des Christentums schwindet, sinkt in Verbindung damit auch die Macht des Idealismus überhaupt. Die Reformen der höheren Schulen im Jahre 1882 und 1892 gingen von der Überbürdungsfrage aus, worunter in erster Linie die Überlastung der Schüler mit häuslicher Arbeit, dann aber auch die Überlastung insbesondere der Gymnasien mit ungeeignetem Schülermaterial verstanden wurde. Die des Jahres 1892 wurde durch die Schulkonferenz vom 4. Dezember 1890 eingeleitet. Beklagt wurde von Allerhöchster Stelle die Inhaltlosigkeit des vaterländischen Gedankens seit Erreichung des Zieles von 1870/71, der politischen Einigung Deutschlands. Hingewiesen wurde auf die führende Stellung, welche früher gerade in der Pflege dieses Gedankens die hohen und höheren Schulen eingenommen. Hergeleitet wurde dieser Zustand aus einseitig philologischem Interesse an der Einprägung des Lernstoffes, dem Wissen, und Vernachlässigung der Charakterbildung, sowie der Erzielung einer Gewandtheit, das Gelernte auf die Gegenwart und das praktische Leben anzuwenden. Empfohlen zur Abhülfe wurde die Erhebung des Deutschen zur Grundlage der Gymnasialbildung, Zurückstellung der alten Sprachen, Voranstellung der Geschichte der Neuzeit. Die praktischen Folgen dieser Konferenz waren, um dies gleich vorweg zu nehmen, die schon 1882 angebahnte Einschiebung eines Zwischenexamens bei der Versetzung nach Obersekunda als Abschluß des rein grammatikalischen fremdsprachlichen Unterrichts und Abzugskanal aller nicht für das gelehrte Studium bestimmter Elemente der Schüler, Abschaffung des lateinischen Aufsatzes und Aufstellung des deutschen Aufsatzes zum Grundfaktor des Abiturientenexamens.

Zwei Grundwahrheiten sind in jenen Ansprachen auf der Schulkonferenz am 4. und 17. Dezember 1890 ausgesprochen. Nämlich 1) daß das entscheidende Kennzeichen vollendeter Bildung und relativer Charakterreife für das Gymnasium nicht die Kenntnisse in den alten Sprachen, sondern der deutsche Aufsatz sei, und 2) daß die Wurzeln unserer gegenwärtigen Zustände in dem Zeitalter der französischen Revolution

lägen. Aber es genügt auch hier wieder nicht nur das Wissen und Kennen, auch hierzu gehört 1) Klarheit über die Mittel, welche eine vollendete Bildung des Wissens und Charakters ergiebt, die sich im deutschen Aufsatz an den Tag legt und 2) wird eine für das Vaterland heilsame Anwendung der Kenntnis, daß die Wurzeln unserer Zeit in der französischen Revolutionszeit liegen, bedingt durch die gleichzeitige Erkenntnis, inwieweit diese Wurzeln weiterer Pflege oder baldigster Ausrodung wert sind. In Entwickelung und Verlauf des Zeitalters der französischen Revolution ist das Ineinanderwirken des religiösen, sittlichen, socialen und nationalen Elementes die vierfache Schnur, an welche sich die Ereignisse reihen. Wünscht man im politischen Interesse auf den höheren Schulen Stärkung des nationalen Gedankens, so genügt nicht an Stelle gewisser durch Wissen bildender Elemente, hier der alten Sprachen und Geschichte, gewisse andere ebenfalls nur durch Wissen bildende Elemente, die deutsche Sprache und neuere Geschichte zu setzen. Wissen allein ist nicht Bildung, sondern nur ein Teil derselben, der andere Teil ist das Christentum. Der Besitz desselben ermöglicht sogar erst den vollkommenen Besitz des Wissens. Beklagt man im politischen Interesse, daß Wissen nicht ausreicht zur Hervorbringung nationaler Lebenskraft, so darf man auch nicht erwarten, daß nationales Wissen die Sache bessere. Im Gegenteil Diebe, welche eine genaue Kenntnis des Hauses besitzen, sind die gefährlichsten. Es kommt auf die Willensrichtung an, wie das Wissen angewendet wird. Es ist seitens der Freunde des humanistischen Gymnasiums in der bisherigen Form darauf hingewiesen, wie seine Schüler mit dem aus dem Klassicismus geschöpften Idealismus ausgerüstet bisher für die Lehren der Socialdemokratie ein unfruchtbares Feld gewesen seien, während seine Feinde behaupten, der Klassicismus mache untüchtig für das Leben in der Gegenwart — sie weisen z. B. auf die Erscheinung hin, daß selbst in der zum Leben in der Gegenwart so einladenden Studentenzeit die Alt-Philologen die philiströsesten Studenten seien — er schaffe für die Kreise der klassisch Gebildeten eine Lebenssphäre, die der des größten Teiles des Volkes ganz fremd sei. Gewiß ist, daß das Bewußtsein, den Gebildeten der Nation anzugehören ein ebenso starker Damm ist vor dem Hineingeraten in die Socialdemokratie als das Bewußtsein dem Arbeiterstande anzugehören ein ebensolches Hindernis ist aus der Socialdemokratie herauszukommen. Gewiß ist auch, daß unpraktische Idealisten schwer durch des Lebens Wirklichkeit zu bessern sind, aber solche Leute finden sich ebenso auch unter den Ungebildeten, nur daß sie dort blinde Fanatiker genannt werden. Bewußtsein der socialen Pflichten und Eifer dieselben zu erfüllen hat nur eine sittlich-religiöse Persönlichkeit, hüben wie drüben. Hier liegt die gemeinsame und zugleich höchste Lebenssphäre eines ganzen Volkes.

Es müßte also gerade auf den Gymnasien der Unterrichtsgegenstand der Religion viel mehr gefördert werden. Tritt dieser prinzipiellen Forderung eine praktische Schwierigkeit entgegen? Etwa die, daß die alten Sprachen schon durch jene Neuerungen von 1882/92 auf das äußerste Maß zurückgedrängt seien, und ein weiteres Zurückdrängen derselben dem Gymnasium seinen humanistischen Charakter nehmen, andererseits wieder eine Vermehrung der Stundenzahl eintreten würde? Da nicht die Stunden-

zahl, sondern die häuslichen Aufgaben die größte Belastung bilden, so wäre letzteres nicht das Schlimmste. Aber für die humanistische Bildung waren den Reformatoren damals die einzigen zu Gebote stehenden Lehrmittel gegen den Barbarismus die alten Sprachen, während wir jetzt in der deutschen Sprache, die erst durch Luthers Bibelübersetzung zu einer Kultursprache gemacht ist, ein weiteres — das Wort nicht nur zeitlich sondern auch räumlich gebraucht — Lehrmittel gegen den Barbarismus haben. Ferner sind Lehrmethode und Hilfsmittel zur Aneignung dieser Lehrmittel seitdem so vervollkommt, daß eine leichtere Aneignung derselben ermöglicht ist. Wir würden über dem Mittel den Zweck, zu welchem das humanistische Gymnasium den Reformatoren dienen sollte, vergessen, wenn wir nicht zum andern in Erwägung zögen, daß zu jener Zeit ein etwa der Stundenzahl nach geringerer Religionsunterricht durch den religiösen Geist des Elternhauses, häufig durch Eingliederung der Schule in den kirchlichen Organismus und durch den ganzen Geist der Zeit eine ganz andere Bedeutung gegenüber den alten Sprachen erhielt als jetzt. Umsomehr muß jetzt das Gymnasium Nachdruck auf den Religionsunterricht legen, wenn es in Wahrheit bleiben will, was es war, die Pflanzstätte eines wohl geschulten sittlich-religiösen Geistes zum Heil und Wohl des gesamten Volkes.

Zuerst muß ja das Haus gebaut werden, ehe man darin haushalten kann. Haben aber Preußens Herrscher schon bei dem Bau Wert darauf gelegt, aus welchem Geiste er geschieht, und es abgelehnt einen Reichsbau von 1848 zu beziehen, wie viel mehr müssen sie darauf halten, daß der rechte Geist in dem 1870/71 errichteten Reichsbau nunmehr walte. Das walte Gott!

Aber es sind, wie schon bemerkt, seit jener Zeit, in der das humanistische Gymnasium allen genügte eine Pflanzschule der Gebildeten der Nation zu sein, die Verhältnisse andere, viel reicher gestaltete geworden. Nicht nur daß neben den alten Sprachen die deutsche Sprache ein weiteres Bildungsmittel geworden ist, wir haben seitdem auch gelernt, nicht allein von Grundsätzen ausgehend die realen Dinge des Lebens danach zu beurteilen, sondern im Gegenteil von der Betrachtung und Prüfung des Realen ausgehend nach idealen Grundgesetzen zu forschen. Weit entfernt, daß dies einen Widerspruch zum Geiste der Reformation und des Humanismus bedeute, ist diese Richtung vielmehr erst durch diesen Geist geweckt und genährt. Es ist deshalb eine Unkenntnis, einen natürlichen Gegensatz zwischen humanistischen und **Realschulen** anzunehmen und diesen Gegensatz durch **Realgymnasien** ausgleichen zu wollen. Wenn das Realgymnasium z. B. wie das zu Stuttgart 1872 dem praktischen Bedürfnis einer immer größer werdenden Zahl von Schülern folgend aus dem Gymnasium herauswächst, so mag es als Übergangseinrichtung seine Daseinsberechtigung haben, aber auch nur so lange. Denn daß es eine Idealanstalt sein sollte, welche eine alle Elemente der Neuzeit vereinigende Bildung darreichend so das Beste in der Ausbildung ihrer Schüler leisten müßte, würde nur der behaupten können, welcher in einem viel aber nichts gründlich Wissen sein Ideal sucht. Die nicht nur alle höher gebildeten Stände untereinander, sondern auch höher Gebildete und die mit einfacher

Volksschulbildung versehene Masse des Volkes verbindende Macht liegt nicht in den gleichen Unterrichtsgegenständen, auch nicht in dem Durchlaufen einheitlicher Schulanstalten mit kürzerer Lernzeit für die einfacher oder längere Lernzeit für die höher zu Bildenden, wie das in großen Zügen das Ideal der Einheitsschulbewegung ist, sondern diese Macht liegt in dem einen Grundbildungsstoff der christlichen Religion, welche einfach genug ist, von einem Volksschüler begriffen zu werden, aber auch tief genug, um von einem Universitätsprofessor nicht verstanden zu werden. Die Kirche und insbesondere die evangelische Kirche unserer Tage sollte darum ebensogut auf die Realschulen als auf die Gymnasien bezüglich des Religionsunterrichtes ihr sorgendes Auge richten, denn wenn auch durch diese ihre künftigen Diener hindurch gehen, durch jene geht die große Zahl derer ihrer Glieder, die neben den humanistisch Vorgebildeten dereinst ebenfalls zu den Gebildeten unseres Volkes gehören, und die als größere Gewerbetreibende, Ingenieure u. s. w. oft mit weniger Mühe auf die von ihnen Abhängigen oder mit ihnen in Verbindung Stehenden einen überzeugenderen heilsamen Einfluß üben können als der Diener der Kirche oder Beamte des Staates. Wenn unserer evangelischen Kirche die gerade in der neueren Zeit aufblühenden Realschulen fremder geworden sind, so kann man ihr nicht den Vorwurf machen, der von unkundiger Seite vielleicht am ehesten erhoben wird, daß sie nämlich von den Fortschritten unserer Zeit gerade auf dem Gebiet der sogenannten realen, exakten Wissenschaften überholt und in den Schatten gestellt sei und deshalb sich an Anstalten, deren Lehrmittel aus jenem Bereich genommen sind, im Gefühl ihrer Schwäche nicht heranwage. Der Kundige weiß, daß Männer der evangelischen Kirche und zwar solche, bei deren Namensnennung schon gewisse Leute ein Schauder überfällt, die Pietisten in Halle mit Aug. Herm. Francke an der Spitze zuerst in den Unterricht ihrer Anstalten neben Griechisch und Lateinisch auch Französisch Physik, Botanik, die Anfangsgründe der Astronomie und Anatomie sowie Mathematik einführten. Ein Naturalienkabinett, Pflanzensammlung und ein Globus waren da. Unerhörte Dinge und, was am Unerhörtesten war, das war der Lehrgegenstand des Deutschen. Der Stifter der ersten Anstalt von Bedeutung, die den Namen Realschule trug, der Berliner Realschule 1747, war der Schüler von A. H. Francke, nämlich Johann Julius Hecker. Ebenso deren zweiter Vorsteher Johann Elias Silberschlag. Verständlich wird diese Zurückhaltung der Kirche, wenn man erwägt, daß sie gerade in dieser neueren Zeit in die lebhafteste Sorge versetzt wurde, wie der ihr von alters her zustehende Einfluß auf die bisherigen Schulformen des Gymnasiums und der Volksschule, zu wahren und zu verteidigen sei und deshalb ihr Augenmerk von den aufblühenden Realschulen mehr abgelenkt wurde.

Das sich reicher und neu gestaltende Leben der Jetztzeit ringt auch noch auf einem anderen Gebiete der Schule nach neuen Formen: der Ausbildung des weiblichen Geschlechtes, sofern sie über das allgemeine Mindestmaß der Volksschulbildung hinausgeht, in den Schulen, die im allgemeinen als Töchterschulen oder **höhere Töchterschulen** bezeichnet werden. Schon der Name dieser Schulen weist auf den vom Beruf des männlichen verschiedenen Beruf des weiblichen Geschlechtes hin. Auch hier steht der

evangeliſche Geiſt mit ſeiner Pflege des irdiſchen Sonderberufs auf Grund der allgemeinen himmliſchen Berufung im Gegenſatz zum katholiſchen mit ſeiner ungeiſtlichen zeitlichen Uniformität, das chriſtliche Haus mit Hausfrau und Haustochter im Gegenſatz zum Kloſter und der Nonne. Nicht gleich ſteht der Unterricht durch die katholiſchen Schulordensſchweſtern, der vor der Zeit des Kulturkampfes ſich faſt allgemein über die weibliche Jugend katholiſcher Konfeſſion erſtreckte, und der evangeliſche private Unterricht in Inſtituten oder durch Gouvernanten, denn der Geiſt eines Ordens hat andere Zwecke und Ziele als eine Privatſchule. Wenn daher der Staat nunmehr für jeden einzelnen dieſer Fälle eine beſondere Erlaubnis zum Unterricht erteilt, ſo thut er damit für beide Konfeſſionen durchaus nicht dasſelbe. Doch tritt hier in Wichtigkeit dieſe Frage gegen eine andere umfaſſendere zunächſt zurück.

Die Ausbildung eines gebildeten Mannes bedingt die Kenntnis einer großen Summe poſitiven Wiſſens neben der Klarheit zielbewußten Wollens, wozu die ganze Knaben- und Jünglingszeit voll zu Gebote ſteht. Die Ausbildung der gebildeten Frau dagegen darf nur eine Ergänzung und Anordnung der Teile einer Wiſſensüberſicht und einer Willensrichtung ſein, welche ihrem Hauptinhalt nach ſchon im Hauſe und der Familie empfangen ſind und fortwährend neben der Schule und nach dem Schulalter empfangen werden. Es genügt daher eine teils mehr elementare, teils ſummariſche Behandlung des Lehrſtoffes und eine kürzere Lernzeit, damit jenes Leben im Hauſe und Lernen durch das Haus nicht gehemmt werde. Aber, wie wir oben bei den Gymnaſien bemerkten, das Haus leiſtet jetzt oft nicht mehr das, was es ſoll. Das muß ſich hier um ſo fühlbarer machen, da der Einfluß des Hauſes beſtimmend iſt. Die „höhere Tochter" mit Kneifer und die junge Frau mit perfekter Köchin ſind leider zu ſtehenden Geſtalten der Witzblätter geworden. Wohl vermißt man bei dem weiblichen Geſchlecht auch neben der Gediegenheit der Ausbildung die Anmut. Es iſt aber traurig, wenn auch erklärlich, daß der Zeitgeiſt, welcher dem hohlen Schein auf Koſten des wertvollen Gehaltes dient, gerade hier ſich an Stelle beider oben genannten Eigenſchaften ſetzt. Das Haſchen nach glänzendem Schein befördert durchgängig eine wenigſtens ſcheinbare Bildungsart, die vorauszuſetzen ſcheint, daß alle Schülerinnen als Töchter nicht nur wohlhabender, ſondern reicher Häuſer ohne materiellen Schaden, von dem ſittlichen zu ſchweigen, ſich den Luxus eines unthätigen Lebens geſtatten können, während die wirklichen Verhältniſſe gerade infolge ſolchen Scheines weſentlich anders liegen. Die Töchter können kaum in dem Falle, daß ſie unverſorgt d. h. unverheiratet bleiben, von den vorhandenen eigenen Mitteln ihr Daſein friſten. Und dieſer Fall des Unverſorgtbleibens iſt gerade in dieſen Kreiſen bei 35—40 von hundert wahrſcheinlich. Es gilt alſo hier vor allem dem Schulweſen, öffentlichen wie privaten, ganz beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, damit die Luſt an der Arbeit im Hauſe, körperlicher und ſittlicher, wieder geweckt werde. Augenblicklich ſind ja die Zeitungen erfüllt von der Reform des höheren Mädchenſchulweſens in Preußen, aber der Kampfruf lautet „hie ſeminariſtiſch gebildete, hie akademiſch gebildete Lehrer." Ja es gilt nicht nur die Arbeitsluſt im Hauſe lebendig zu machen, es gilt auch den Be-

griff des Hauses selbst lebendig machen. Mit dem Tod des Vaters, der Eltern, hört das Haus auf für unverheiratete Töchter eine Stätte der Arbeit zu sein. Die lediglich auf die eigene Pflege gerichtete Thätigkeit befriedigt niemand. Sind die Hausgenossen die Nächsten gewesen nicht nur nach Fleisch und Blut, sondern nach dem Geiste Christi, so wird die Frage, wer ist nun mein Nächster die Fülle von Antworten finden. Wir denken bei dieser Frage unwillkürlich an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und im Zusammenhang damit an den evangelischen Diakonissenberuf. Wohl ist seit der Gründung von Kaiserswerth durch Fliedner 1836 und Neuendettelsau durch Löhe 1854 die Zahl der Mutterhäuser in Deutschland auf das zwanzigfache gestiegen und die Zahl der Schwestern von Jahr zu Jahr gewachsen, aber die Bitten um ihre Hülfe können bei weitem nicht befriedigt werden. Gerade aus dem Kreise der höher gebildeten Töchter unseres Volkes sind nur die kleinere Zahl der Schwestern hervorgegangen, wie viele seufzen dagegen in kargem Leben Leibes und der Seele. Aber noch viel größer ist der Kreis des erweiterten Vaterhauses im Vaterlande. Statt eines nichtssagenden Lebens Arbeit als Gehülfinnen, wie das Bibelwort sagt, nicht Konkurrentinnen des Mannes in den häuslichen Gebieten der Pflege, des Lehrens der Kleinen und Mädchen, der Wirtschaft, des inneren Verkehrs, des Schmückens und nützlicher Kunstfertigkeiten. Das Familienleben des Hauses wird vom Geiste der Zeit bedroht, machen wir es kräftig durch häusliches Leben des ganzen Volkes in christlichem Geiste, welches durch das Mittelglied der Schule in Wechselwirkung mit dem Hause steht. Was danach von Mädchengymnasien und dem Fräulein Dr. zu halten sei, ergiebt sich von selbst.

Haben wir gesehen, daß die Religion, oder deutlicher gesagt Christi Geist, vor allem den Gebildeten und Führern des Volkes erhalten bleiben muß, so wird niemand uns beschuldigen können, wir wollten die Religion als Zaum der Menge mißbrauchen, wenn wir zur **Volksschule** übergehend auch hier den Hauptnachdruck auf dieselbe legen müssen. Sahen wir oben bei den Gymnasien, daß in denselben erst durch die Reformation das Lateinische zu einem bewußten Bildungsmittel dieser Schule wurde, wie man jetzt deren zweite Frucht, die deutsche Sprache als Bildungsmittel für das Gymnasium zu ernten beginnt, so ist ebenfalls durch die Reformation anknüpfend an die vereinzelten städtischen allerelementarsten mittelalterlichen Schreib- und Winkelschulen unsere deutsche Volksschule für Stadt und Land erwachsen, nicht in demagogischer Feindseligkeit und Konkurrenz mit den Gelehrtenschulen wie jene, sondern um der ungelehrten Masse des Volkes ihre Ehre und Würde eines von Gott geordneten Standes zu geben in einer ihr angemessenen Bildung. Auch hier wirkt die deutsche Bibel der Form wie dem Inhalt nach als Bildungsmittel. Sie bringt naturgemäß als formelles Bildungsmittel für die Volksschule viel zeitiger ihre Frucht als für das Gymnasium, weil für die Volksschule schon die Anfänge der durch sie zu einer Sprache der Gebildeten erhobenen deutschen Sprache genügen. Wie bald das zum Bewußtsein kam, dafür ist eine Stelle aus der Vorrede des Johannes Kolroß „teutsch Lesermeyster zu Basel" in seinem Enchiridion d. i. Handbüchlein teutscher Orthographie vom Jahre 1529 beweisend, welche K. v. Raumer in der Abhandlung über deutschen Unterricht in seiner Geschichte der Pädagogik

III. 2. S. 29 mitteilt. Dort sagt Kolroß: „Die weyl es Gott dem allmächtigen in dieser letzten zeyt also gefallen, die heylig schrifft seines göttlichen worts dem einfaltigen Layen zur heyl und Trost, auch in verständiger väterlicher sprach, durch den Druck an das liecht kommen lassen, werden nit wenig gereitzt, yre kind, so zur den ursprünglichen sprachen heyliger Biblischen Schrifft, hebreisch und Kriechisch, oder auch Lateinisch, nit ganz tauglich, in die Teutsche schuol und leer zu schicken." Wo diese durch die Reformation geschaffene im Grund ihres Wesens religiöse Triebfeder zum Unterricht des gesamten Volkes bei Hoch und Niedrig, Regierenden und Regierten fehlt, da ist die Volksbildung mehr oder weniger mangelhaft, wie die statistischen Nachweisungen über die des Lesens und Schreibens unkundigen Personen sowohl innerhalb Deutschlands zeigen, als auch der Vergleich Deutschlands mit den anderen Nachbarländern ergiebt. Es wird nicht angängig sein den Grund geringerer Schulbildung in Deutschland z. B. auf das Vorhandensein nicht germanischer Bevölkerung, wie sich solche in den östlichen preußischen Provinzen Preußen, Posen und Oberschlesien findet, allein zu schieben, denn von den westlichen Provinzen sind wieder die konfessionell gemischten Provinzen Rheinland und Westfalen mit den höchsten Anteilen in dieser Richtung hervortretend, und in Bayern hebt sich die Pfalz und Franken vorteilhaft gegen die altbayrischen Bezirke ab. Daß außerhalb Deutschlands nicht der Osten etwa die barbarische Gegend allein ist, dafür sorgt unser westlicher Nachbar, das angeblich an der Spitze der Civilisation marschierende Frankreich, von dem westlicheren Spanien ganz zu schweigen.

Für die Geschichte der neusten Zeit ist auch hier Preußens Geschichte maßgebend. In unserm uns näher angehenden Zeitabschnitt haben zunächst noch die drei preußischen Regulative vom 1. 2. und 3. Oktober 1854 Geltung über Einrichtung des evangelischen Seminar-, Präparanden- und Elementarschul-Unterrichts unter dem Kultusministerium v. Raumer im amtlichen Auftrag zusammengestellt von Geh. Rat Stiehl. Sie waren, was ihre Bedeutung kennzeichnet, von dem Kampf zwischen Freunden und Feinden heiß umstritten. Es ist hier zum Verständnis dringend notwendig in einfachsten Umrissen ein Bild der ihnen voraufgehenden Zeit sich zu vergegenwärtigen, weil jene Regulative selbst sich als Kinder der berechtigten neuen Bewegung des Volkslebens, von dieser Leben empfangend und sie fördernd, bezeichnen. Die Gegenwirkung der deutschen Volksseele auf die Wirkungen der französischen Revolution, die Befreiungskriege, mit ihren neuen politischen und religiösen Errungenschaften, aber mehr noch mit ihren diesbezüglichen Hoffnungen, zeitigte zunächst in ihrer Begeisterung ein Gefühl blutsverwandter Zusammengehörigkeit auf politischem wie religiösem Gebiete. Auch die deutschen Angehörigen der römisch-katholischen Kirche entzogen sich in ihren bedeutendsten damaligen Vertretern diesem Gefühl nicht. Der politischen Abkühlung folgte schnell die auf religiösem Gebiete. In der katholischen Kirche wurde aus dem liberalen Pio IX. der Jesuitenpapst und ultramontane Gesinnung drang ein. In der evangelischen Kirche lebte der Rationalismus in verschiedener, vulgärer und philosophischer, Gestalt wieder auf. Dies alles sowie der Kampf um den Unionsgedanken, der zunächst nicht wie heute ein föderalistischer d. h. die Konfessionen ein-

schließender, sondern ein absoluter d. h. die Konfessionen auffaugender war, schuf die beiden bewußten Gegensätze der konfessionell-kirchlichen Richtung und der materialistischen. Der Gedanke begann sich immer mehr Boden zu erringen, und diese Bewegung dauert bis heute fort, daß man entweder auf dem durch Gottes Heilsordnung in Christo bestimmt vorgezeichneten Weg, dessen Verkündigerin die christliche Kirche ist, oder auf dem Wege, welchen die niedrigen Triebe des Menschen begehren, vorwärts sich zu bewegen habe. Über die Art, wie dies geschieht, herrscht freilich noch genug Unklarheit, hüben wie drüben.

Die Regulative nehmen dazu sehr klare Stellung, kein Wunder, daß sie großen Sturm erregten, nicht nur bei den ausgesprochenen Feinden, auch bei unklaren Freunden. Für die Ausbildung des Volksschullehrers verlangen sie, „daß sich das ganze Leben im Seminar unter die Zucht des Wortes und Geistes stellt, daß aus der Fülle der Gnadenmittel von Lehrern und Schülern fleißig und treu geschöpft, im Ganzen eine evangelisch-christliche Lebensgemeinschaft dargestellt wird." Den Unterrichtsstoff im Seminar betrachten sie „in seinen christlichen, nationalen und verständig-nützlichen Beziehungen", daß er also „neben Erweiterung der Bildung und Schärfung des Urteils auf Herz, Gemüt und Charakter bildend einwirkt." Der Katechismusunterricht am Seminar soll den künftigen Lehrer nicht nur die Behandlung dieses Unterrichtsstoffes in der Elementarschule lehren, sondern er hat vornehmlich auch die Aufgabe „durch ein klares und tiefes Verständnis des göttlichen Wortes auf der Grundlage des evangelischen Lehrbegriffes der eignen religiösen Erkenntnis der Zöglinge Richtung und Halt, und indem er sie durch jenes Verständnis sich selbst und ihr Verhältnis zur göttlichen Heilsordnung erkennen läßt, für ihr ganzes christliches Leben die richtige Grundlage zu schaffen." Über den Unterricht in der biblischen Geschichte sprechen sie sich folgendermaßen aus: „Als das Feld, auf welchem die Elementarschule ihre Aufgabe, das christliche Leben der ihr anvertrauten Jugend zu begründen und zu entwickeln, hauptsächlich zu lösen hat, ist nach der Natur des Elementar-Unterrichts und nach Maßgabe der dem Elementarlehrer in der Regel erreichbaren Bildung, die biblische Geschichte anzusehen. Unter der Voraussetzung, daß der Unterricht in der biblischen Geschichte seine Aufgabe weder in moralische Nutzanwendung, noch in Abstraktion dogmatischer Lehrbegriffe setze, vielmehr die Kinder zu einem sicheren Verständnis und zu einer innigen, gläubigen Aneignung der Thatsachen der göttlichen Erziehung des auserwählten Volkes und des ganzen Menschengeschlechtes zu führen, und sie aus ihnen die ewig gültigen Anschauungen von den höchsten göttlichen und menschlichen Dingen kennen zu lehren suche, ergiebt sich als notwendig u. s. w." In dem dritten Regulativ über die Grundzüge betreffend Einrichtung und Unterricht der evangelischen einklassigen Elementarschule heißt es unter dem Abschnitt Religion: „Von da an, wo der dreieinige Gott Himmel und Erde geschaffen, bis dahin, wo der heilige Geist die Jünger ausgerüstet, daß sie von dem Herrn zeugen konnten, ist die biblische Geschichte fortlaufend eine Darlegung der Entwicklung des menschlichen Herzens und der göttlichen Gnade, welche auch heute noch jedes menschliche Herz ebenso zur Erlösung vorbereiten, erlösen und heiligen muß. Darum

soll ein Christenkind die biblische Geschichte an und in sich erleben; und dazu soll ihm die Schule verhelfen. Was man erlebt hat, das weiß man und versteht man; darum soll das Kind die biblische Geschichte verständig erzählen können; und damit es das lerne, soll sie ihm der Lehrer vorerzählen. Das göttliche Wirken hat sich in einem bestimmten Worte offenbart, und darum soll die biblische Geschichte mit dem Bibelwort erzählt werden. Die Bibel aber enthält Milch und starke Speise; und darum sollen die biblischen Geschichten für Kinder in die Form und in den Rahmen gesetzt werden, wie sie gute Historienbücher enthalten. Nach dieser Fassung erzählt der Lehrer, in dieser Fassung lesen die Kinder die Historien nach, erzählen sie wieder und behalten sie als ein immer bereites Eigentum, was ihnen für die Zeit lebendig wird, für welche es ihnen eben zum Vorbild geschrieben ist. Hiermit ist Verfahren und Ziel für den biblischen Geschichtsunterricht angedeutet, damit die Kinder zu einem sichern Verständnis und zu einer gläubigen Aneignung der Thatsachen der göttlichen Erziehung geführt werden und aus ihnen die ewig giltigen Anschauungen von den höchsten göttlichen und menschlichen Dingen kennen lernen." Neben dem unterrichtlichen „soll die Religionsstunde überall durch den gemeinschaftlichen Gesang eines geistlichen Liedes oder Verses, durch das einleitende Gebet, welches am besten der Lehrer selbst spricht, durch Hersagen des Wochenspruches und Wochenverses, durch die ganze Haltung des Lehrers und der Schüler den erbaulichen Charakter an sich tragen." Auch in der „neuen Ära" (1858) wurden die den Liberalen verhaßten Regulative nicht nur nicht aufgehoben, sondern vom Minister v. Bethmann-Hollweg selbst in Schutz genommen. Erst nach Eröffnung des Kulturkampfes wurden dieselben durch Minister Falks Allgemeine Bestimmungen des Kgl. Preußischen Ministers der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten vom 15. Oktober 1872 betreffend das Volksschul- Präparanden- und Seminar-Wesen ersetzt.

Dieselben beschränken sich unter teilweiser Erweiterung der Unterrichtsstoffe, besonders der Realien auf eine formale Anweisung über das Maß und die Art der zu behandelnden und zu lernenden Unterrichtsstoffe. Es kam also auf die im Auftrag des Staates — vergl. Schulaufsichtsgesetz vom $\frac{\text{8. Februar}}{\text{8. März}}$ 1872 — die Aufsicht führenden Beamten und die Lehrer selbst an, in welchem Sinn und Geiste der vorgeschriebene Lehrstoff erledigt werden sollte. In beiden Konfessionen wurden die betreffenden Geistlichen von ihren Obern verpflichtet die Orts- oder Kreisschulaufsicht auf jeden Fall im Auftrag des Staates zu führen und ihr nicht freiwillig zu entsagen. Wie es in der Natur der Sache lag, hatte der Staat keine Veranlassung den evangelischen Geistlichen die Schulaufsicht zu entziehen. Den Mitgliedern der geistlichen Orden und Bruderschaften wurde bald nach Erlaß des Schulaufsichtsgesetzes im Juni 1872 das Recht an öffentlichen Volksschulen zu lehren entzogen. Im weiteren Verlauf des Kulturkampfes, nachdem die Auflösung sämtlicher Orden und Bruderschaften durch das Gesetz vom 31. Mai 1875 verfügt, wurde denjenigen Niederlassungen, die sich mit privatem Jugendunterricht beschäftigten, die Auflösungsfrist bis auf 4 Jahre verlängert, dann erst wurden auch sie aufgehoben. Am ersten traten natürlich auch auf dem Gebiet der

Volksschule die Kämpfe zwischen Staat und katholischer Kirche in den polnischen Landesteilen auf, wo auch die Entscheidung der Frage, ob der Religionsunterricht in polnischer oder in deutscher Sprache zu erteilen sei, mit in den Kampf gezogen wurde. Mit dem Nachgeben des Staates und der allmählichen Wegräumung der Maigesetze unter dem Minister v. Goßler wurde den katholischen Geistlichen zunächst der westlichen Provinzen wieder die Schulaufsicht übertragen, so daß schon bis Anfang des Jahres 1883 dort wieder 1575 katholische Geistliche die Schulaufsicht im Auftrag des Staates ausübten.

Von den übrigen deutschen Staaten war Baden mit der Aufhebung der konfessionellen Schulen schon 1868 vorangegangen, 1873 wurde den Orden und Bruderschaften überhaupt jede öffentliche Lehrwirksamkeit untersagt. Die übrigen deutschen Staaten folgten früher oder später dem Beispiel Preußens, manche in noch etwas radikalerer Form.

Bezüglich des Religionsunterrichtes bestand und besteht ja nun noch außerdem Artikel 24 der preußischen Verfassung vom Jahre 1850 zu Recht, wonach die betreffenden Religionsgemeinschaften den religiösen Unterricht in der Volksschule zu leiten haben. Aber wie das nun in Wirklichkeit auszuführen sei, darüber besteht nichts zu Recht. Weder die Verhandlungen über den Entwurf der Verfassungsurkunde noch die neueren Erörterungen des Landtages bei Gelegenheit der beiden Herbst 1890 und Frühjahr 1892 von den Ministern v. Goßler und von Zedlitz vorgelegten Entwürfe eines Volksschulgesetzes führten zu einem abschließenden Ergebnis.

Es ergiebt sich, daß unter den obwaltenden Verhältnissen mehr denn je die persönliche Stellung des Lehrers zum Christentum und zu seiner Kirche von Bedeutung ist. Es ist das schon grundsätzlich ein Mißstand. Nun sind es aber auch in Wirklichkeit nicht geringe Gewalten, welche ihn „den Pädagogen" seiner Kirche entfremden. Waren doch die „Allgemeinen Bestimmungen," nach welchen dem Religionsunterricht und zwar dem christlich-konfessionellen nach Stundenzahl und Lehrstoff der Vorrang vor den übrigen Lehrgegenständen wie bisher eingeräumt blieb, gegen die Erwartungen der Kirchenfeinde ausgefallen, die nach Aufhebung der verhaßten Regulative etwas ganz anderes erhofften. Zwar lautete der Kampfruf zunächst nicht „Emancipation der Schule von der Religion", sondern nur „von der Kirche." Aber was darunter zu verstehen sein sollte, zeigt uns die schon 1848 erschienene Schrift: Konfessioneller Religionsunterricht in den Schulen, oder nicht? von Adolf Diesterweg, einem der bedeutendsten den Regulativen feindlichen Pädagogen. Er beteuert seine Hochachtung vor wirklicher Religiosität, will aber statt der Konfessionsschule, wo die Kinder eines Bekenntnisses von dem Lehrer desselben Bekenntnisses in allen Unterrichtsgegenständen unterrichtet werden, die konfessionslose, paritätische Simultanschule, aber nicht etwa in dem Sinne nur, daß wie jetzt bei der Simultanschule geschieht, zwar die Unterrichtsgegenstände außer Religion von einem Lehrer anderer Konfession, der Unterricht in Religion aber jedenfalls von einem Lehrer der betreffenden Konfession erteilt wird, sondern gemeinsamen Religionsunterricht der Kinder der verschiedenen Konfessionen, damit der Konfessionshader aufhöre, die Deutschen innerlich ge-

eint und eine deutsche Nationalschule hergestellt werde. Die Kinder sollen nicht mit dogmatischem Gedächtnisballast beschwert werden. Das klingt wie etwas Neues. Der in der praktischen Arbeit Stehende aber merkt sofort alle Ungereimtheiten und Phrasen dieser Sätze. Es ist klar, daß die Anhänger solcher Ideen nach der Gründung des Reiches und bei den Vorzeichen des ausbrechenden Kulturkampfes ihre Ansichten als die besten Mittel zur Lösung aller Verwicklungen anzupreisen begannen. So sehen wir diese Richtung gerade um 1870/71 thätig auf dem Gebiete der Pädagogik. So erschien 1870 von K. Richter: die Emancipation der Schulen von der Kirche und die Reform des Religionsunterrichts in der Schule. Auch er will zwar den Religionsunterricht in der Schule beibehalten, weil sonst die Gesamtbildung der Schüler zu sehr beeinträchtigt werde, aber die Kindesseele nicht mit dogmatischen Formen, die fortbildungsbedürftig seien, fesseln, sondern über das Trennende aller konfessionellen Ansichten herausheben, ihr vor allem sittliche Gedanken zuführen u. s. w. 1871 gab Walter Hubbe Biblische Geschichten in 12 Bildern heraus, worin nach der Art Dav. Fr. Strauß, die sagenhaften Erzählungsstoffe der Bibel gesichtet und richtig gestaltet werden. 1870 schrieb Dr. W. Fricke: Ist der Religionsunterricht in der Schule eine pädagogische Notwendigkeit? Der Verfasser verweist das seiner Meinung nach wirklich Wissenswerte der sogenannten biblischen Geschichte in den Geschichtsunterricht. Glaubenssachen aber könnten erst nach angetretener Charakterbildung, nach dem 16.—20. Jahr, erörtert und der freien Wahl überlassen werden. Bei Heranbildung des Kindes könnten sie nur hinderlich sein, da sie durch den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen dasselbe verwirrten. Nur eine für Kinder geeignete, der ewigen Weltordnung und menschlichen Natur entsprechende Sittenlehre dürfe in der Schule gelehrt werden. Fricke hat nun wirklich einmal, unähnlich vielen andern Theoretikern, ein Religionslehrbuch auf seine Art geschrieben, aber er hat sich durch diese Art Sittenlehre mit ihren dürftigen Gemeinplätzen ein großes Armutszeugnis ausgestellt.

Trennung der Schule von der Kirche ist denn auch das Losungswort, welches von der Presse, den Vereinen und Tagungen unserer radikalen evangelischen Volksschullehrer verkündigt wird. Und diese Richtung hat innerhalb des Volksschullehrerstandes die Herrschaft an sich gerissen und macht Anspruch darauf, die Meinung der großen Mehrzahl zu vertreten. Mancher der demgegenüber schweigt, mag ja den radikalen Wortführern in ihren äußersten Folgerungen nicht zustimmen, aber gegen sie aufzutreten wagt er nicht, sind jene doch zugleich die angemaßten Vertreter der Standesehre. Die katholische Kirche in ihrer Unabhängigkeit von den Staatsbehörden vermag, wie im allgemeinen ihre Glieder, so auch ihre Lehrer besser zur Schuldigkeit gegen ihre Kirche anzuhalten. Seine praktische Bethätigung findet der Satz von der Trennung der Schule von der Kirche zunächst hauptsächlich in dem Kampfe gegen die staatliche Schulaufsicht seitens der Geistlichen, die als Nichtfachmänner abgelehnt werden. Vorläufig ist ja noch die böse Geldfrage ein starker Grund für Beibehaltung der Geistlichen als Schulaufseher, denn sie müssen dieses Amt unentgeltlich verrichten. Doch ist dafür das Mittel vorgeschlagen, die Ortsschulaufsicht ganz eingehen zu lassen, und die Kreisschulinspektoren im Haupt-

amt als solche anzustellen. Ein Anfang ist ja gemacht, da es im preußischen Staate bis jetzt 254 solcher Stellen giebt und im Etat für 1895/96 eine Vermehrung um 12 oder 13 Stellen in Aussicht genommen sein soll. Natürlich stand auch diese Presse beim Sturm gegen den Zedlitz'schen Volksschulgesetzentwurf mit in der ersten Reihe. Sollten doch nach § 18 dieses Entwurfes mit der Erteilung des Religionsunterrichts nur solche Lehrer beauftragt werden dürfen, welche sich im Besitz eines die Befähigung zur Erteilung des Religionsunterrichtes aussprechenden Lehramtszeugnisses befänden. Dieses Zeugnis sollte nach § 112 von dem Urteil eines bei der Seminarabgangsprüfung gegenwärtigen, von der zuständigen kirchlichen Oberbehörde gesandten Kommissars abhängig sein. Ferner sollte in Ausführung des Artikel 24 der Verfassung dem mit der Leitung des Religionsunterrichtes beauftragten Diener der betreffenden Religionsgemeinschaft das Recht zustehen, dem Religionsunterricht in der Schule beizuwohnen, durch Fragen sich von der sachgemäßen Erteilung desselben und vom Fortschreiten der Kinder zu überzeugen und endlich den Lehrer nach Schluß des Unterrichts sachlich zu berichtigen und dementsprechend mit Weisung zu versehen. Für die Leute dieser Richtung aber ist „der Geistliche in der Schule ein fremder Mann" (Lehrer Schäfer in Köln a. Rhein auf dem deutschen Lehrertag in Stuttgart Mai 1894). Zunächst sind die Volksschulen ihrer großen Mehrzahl nach noch konfessionelle Schulen. Es wurden 1891 von 3 107 701 evangelischen Schulkindern 2 973 775, das ist 95, 69 vom Hundert, und von 1 766 835 katholischen Schulkindern 1 612 167, das ist 91,25 vom Hundert, in allen Unterrichtsgegenständen von Lehrern ihres Bekenntnisses unterrichtet. Gegenüber den 23 748 evangelischen und 10 154 katholischen Konfessionsschulen gab es nur 595 paritätische Volksschulen mit 210 314 Kindern. Dann entfallen 402 paritätische Schulen auf die Provinzen Posen und Westpreußen und 88 auf den Regierungsbezirk Wiesbaden, wo sie auf Grund der früheren nassauischen Gesetzgebung eingerichtet sind, so daß nur 195 auf die ganze übrige preußische Monarchie entfallen. Die große Zahl paritätischer Schulen in Posen und Westpreußen freilich enthält einen großen Teil früherer evangelischer Schulen, die infolge der zugleich mit dem Polentum anwachsenden Minderheit der katholischen Schulkinder vom Staat in paritätische Schulen umgewandelt sind.

Welches Ergebnis für das religiös-sittliche Leben unseres Volkes haben nun die Volksschulen seit Anfang der 70er Jahre gezeitigt, oder besser gesagt, neben den übrigen hier wirksamen Einflüssen in Haus, Kirche und Staat zustande gebracht? Schlimm genug sieht es aus, wenn man erwägt, daß die Kerntruppen der Socialdemokratie die jungen Burschen in dem Alter von 14—21 Jahren sind und ferner, wenn man auf die Zahlen der jugendlichen Verbrecher sieht, d. h. derer von 12—18 Jahren, die eine Strafthat begangen haben. 1882 betrug ihre Zahl in Deutschland 30 000, im Jahre 1892 war sie auf 46 000 gestiegen. Während die Steigerung der Zahl der Verbrecher insgesamt in dieser Zeit 28 vom Hundert beträgt, hat die der jugendlichen Verbrecher eine Vermehrung von 51 vom Hundert erfahren!

Namentlich der erstere Punkt hat Veranlassung zu der Allerhöchsten

Ordre an das Staatsministerium vom 1. Mai 1889 gegeben, in welcher zur Fruchtbarmachung des Religionsunterrichts als erforderlich bezeichnet wird, „die ethische Seite desselben mehr in den Vordergrund treten zu lassen, dagegen den Memorierstoff auf das Notwendige zu beschränken," sowie ferner für die vaterländische Geschichte Hervorhebung der socialen und wirtschaftlichen Gesetzgebung der preußischen Monarchen seit Anfang dieses Jahrhunderts gefordert wird. Richtet sich diese Ordre auch auf die Schule im allgemeinen, so weist sie nach Inhalt und Zweck doch vornehmlich auf die Volksschule. Es erschienen demnach zu Ende des Jahres Verfügungen der verschiedenen Kgl. Regierungen an die Kreis- und Ortsschulinspektoren über zeitgemäße Erweiterung und Belebung des Religionsunterrichts sowie über zeitgemäße Erweiterung und Vertiefung der Aufgaben des vaterländischen Geschichtsunterrichts. Es erübrigt hier nur etwas näher auf „die erhöhte Bedeutung, die dem Religionsunterricht im Hinblick auf die Zeitverhältnisse zuzuerkennen ist," einzugehen, da über den vaterländischen Geschichtsunterricht schon oben das Nötige gesagt ist. Es ist erfreulich bestätigt zu hören, „daß der Lehrer auf die Begründung einer religiös-sittlichen Gesinnung sein Augenmerk zu richten habe, wenn er die Aufgabe, welche in Nr. 15 der Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 dem Religionsunterricht gestellt ist, gewissenhaft und mit Verständnis zu lösen sucht." Ob aber die besondere Betonung des 1. Hauptstückes im Katechismusunterricht den Kern der Sache trifft, um den sich verschärfenden Notständen des religiös-sittlichen Volkslebens beizukommen, ist doch recht zweifelhaft, da nicht das Gesetz lebendig macht und Gerechtigkeit schafft.

Mit dem Austritt aus der Volksschule hört für die Kinder des Volkes im allgemeinen in unserer Zeit jede Zucht und Erziehung auf. Das Haus hat oft bestenfalls schon während der Schulzeit der Schule die Erziehung überlassen, wenn es nicht dieselbe unbewußt oder bewußt gehindert hat. Nach dem Austritt aus der Schule mit 14 Jahren sind die Knaben und Mädchen fast durchgängig ihre eigenen Herren. Der „jugendliche Arbeiter" ist schon mehr als sein eigener Herr, nämlich oft auch der seiner Eltern und älteren Mitarbeiter, denn erstere zehren mit von seinem Lohn, letztere fürchten seine Flegeleien und sind ihm oft auch durch den Vorzug, welchen die Fabrikleitung den jungen Kräften vor den alten abgenutzten giebt, materiell und moralisch untergeordnet. Die Handwerksmeister, welche im Verhältnis zu den Fabriken den kleineren Teil der der Schule entwachsenen Jungen aufnehmen, sind rechtlich denselben fast gleichgeordnet, und scheuen deshalb Unannehmlichkeiten, welche ihnen eine strenge Zucht machen könnte. Die ländlichen Besitzer, die einen Dienstboten oder Tagelöhner brauchen, sind froh, wenn sie überhaupt jemand bekommen, mag er sich benehmen, wie er will. Diese Zustände mit ihren Folgen sind so offenkundig, daß sie Abstellung fordern. Wieder ist es die allein auf Wissen und Erkenntnisbildung gegründete Fortbildung, welche Heil bringen soll. Diesem Zweck dienen die besonders vom Liberalismus gepflegten **Fortbildungsschulen**, welche einen konfessionslosen Charakter tragen. Für die Mädchen entsprechen dem die Haushaltungsschulen, in welchen vornehmlich in weiblichen Hand- und Hausarbeiten Unterricht er-

teilt wird. Die Fortbildungsschulen sind zuerst vereinzelt ins Leben gerufen, und ihre erste Entwickelungszeit fällt in die 40er Jahre unseres Jahrhunderts. Nach einem Rückgang dieser Bestrebungen in den 50er Jahren beginnt mit den 60er Jahren eine zweite Blütezeit. Man erkennt auch hieran ihren oben berührten Zusammenhang mit liberalen Ideen. In Preußen ist ihre Einrichtung und Gestaltung den Bestimmungen der Ortsbehörden überlassen. Gesetzliche Unterlage haben sie hier nur durch die Reichsgesetzgebung in § 120 der Gewerbenovelle vom 26. und 27. Februar 1891. In den alten preußischen Provinzen und in den Rheinlanden ist das Fortbildungsschulwesen am wenigsten entwickelt. Die April 1887 in Posen und Westpreußen eingerichteten Fortbildungsschulen mit obligatorischem Besuch, in der ausgesprochenen Absicht das Deutschtum zu fördern, haben, da ihnen der gesetzliche und religiös-sittliche Untergrund fehlte, nichts genutzt. Gesetzlich eingeführt ist der obligatorische Besuch der Fortbildungsschule seit 1874 in Baden und Hessen, seit 1875 in Sachsen und Weimar. Auch in Bayern, Württemberg und den übrigen sächsischen Herzogtümern ist das Fortbildungsschulwesen mehr entwickelt. Die Unterrichtsgegenstände sind durchgängig Deutsch und Rechnen, die Anfänge der Volkswirtschaftslehre und Gesetzeskunde, in den städtischen gewerblichen Fortbildungsschulen noch insbesondere Zeichnen. Die Altersgrenze für Fortbildungsschüler ist in Baden bis zum 16. Jahr, in Hessen, Sachsen und Bayern bis zum 17. und in Württemberg bis zum 18. Jahre festgesetzt. Die Reichsgesetzgebung gestattet in § 120 der Gewerbenovelle den Ortsbehörden die Altersgrenze bis zum 18. Jahre auszudehnen. Verschieden ist auch die gesetzliche wöchentliche Mindeststundenzahl für die Fortbildungsschüler. In Baden beträgt sie 2 Stunden, in Bayern 6, in Sachsen dürfen es höchstens 6 Stunden sein. Die Tageszeit, an welcher der Unterricht erteilt wird, ist gewöhnlich abends von 5—8 Uhr und — der Sonntag Vormittag. Letzterer wird insbesondere für den Zeichenunterricht als unentbehrlich in Anspruch genommen. Hier hat die Reichsgesetzgebung in der Gewerbenovelle von 1891 die Bestimmung getroffen, daß der Sonntagsunterricht nur stattfinden darf, wenn die Lehrstunden so liegen, daß die Schüler nicht gehindert werden den Hauptgottesdienst ihrer Konfession oder die etwa eingeführten besonderen Schülergottesdienste zu besuchen. Allerdings wurde diese Bestimmung zunächst noch außer Kraft gesetzt, da die Landes-Centralbehörden Ausnahmen davon für die fakultativen Fortbildungsschulen bis 1. Oktober 1894 gewähren konnten. Frühjahr 1894 beantragte die Kgl. preußische Regierung eine Verlängerung dieser Frist um weitere 3 Jahre, weil die Arbeitgeber die namentlich für den Zeichenunterricht notwendige Zeit des Vormittags an einem Wochentage nicht bewilligen wollten, und namentlich die evangelische Kirche durch sehr ausgedehnte Hauptgottesdienste am Sonntag Vormittag nicht die nötige Zeit lasse und der Einrichtung eines besonderen Gottesdienstes für die Fortbildungsschüler nicht geneigt sei. Dieser Antrag wurde aber abgelehnt. Darauf hin stellte neuerdings der Magistrat der Stadt Berlin an das Kgl. Konsistorium der Provinz Brandenburg den Antrag entweder die Stunde des Hauptgottesdienstes in den Berliner Kirchen auf eine spätere Stunde des Vormittags zu verlegen, oder besondere Fortbildungs-

schülergottesdienste einzurichten, damit die besten Stunden dem Unterricht verblieben. Dieser Antrag wurde in Übereinstimmung mit der Brandenburgischen Provinzialsynode (1893) abgelehnt, da „die Kirche nicht wünschen kann, daß durch die Einrichtung eines besonderen Gottesdienstes, für die Besucher der Fortbildungsschule die konfirmierte Jugend dem Gottesdienst der Gemeinde entfremdet werde." Daß die Aufhebung des Abend- und Sonntagsunterrichts und die Einführung des Tagesunterrichts an einem Wochentag vormittags nicht unausführbar ist, beweist die seit 3 Jahren bestehende von 206 Lehrlingen besuchte Fortbildungsschule der Magdeburger Tischlerinnung. Ein anderer wunder Punkt der Fortbildungsschulen war immer die Schulzucht. Zur Förderung christlicher Zucht durch die bestehenden oder noch zu gründenden Fortbildungsschulen ist laut einstimmigem Beschluß oben erwähnter Brandenburgischer Provinzialsynode von 1893 gefordert, daß 1) sittlich-religiöser Lehrstoff, namentlich im Anschluß an das Lesebuch zur Behandlung komme; 2) der Sonntag von dem Fortbildungsschulunterricht befreit werde; 3) zu diesem Behuf die Berufsarbeiten an einigen Wochentagen verkürzt, womöglich der Sonnabend Nachmittag freigegeben werde; 4) neben frommen und tüchtigen Lehrern auch die Geistlichen an dem Fortbildungsunterricht möglichst teilnehmen.

Zu Gunsten der konfessionslosen und zwar obligatorischen Fortbildungsschulen hat besonders die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung sich bemüht. Sie ist ebenfalls eine liberale Gründung und zwar freisinniger Richtung. Durch Wander-Versammlungen und -Lehrer, sowie örtliche Vereinigungen will sie, wie ihr Name sagt, durch belehrende Vorträge die Volksbildung befördern, und zwar wird grundsätzlich Religion und Politik ausgeschlossen. Das stellt sich aber in Wirklichkeit meist so dar, daß Religion und Politik zwar nicht eine positive, desto mehr aber eine negative Behandlung erfahren. Da es nur *eine* wahre Bildung giebt für alle, nämlich die zu Gottes Bilde und Ehre nach seiner Offenbarung durch Jesum Christum, so kann jedes andere Bildungsziel nur das zu irgend eines Menschen Bilde oder Nutzen und infolge dessen sehr vielgestaltig sein. Wir müssen uns deshalb im Rahmen dieses Aufsatzes, wenn wir zum Schluß noch der **Bestrebungen zur Verbreitung von Volksbildung** gedenken, auf das beschränken, was in einem gewissen Zusammenhang mit der Schulbildung steht, um nicht allzusehr auf das Gebiet der Kirche oder des politischen und gewerblichen Lebens überzugreifen.

Der durch die Schule geweckte Bildungstrieb findet seinen allgemeinsten Ausdruck in der Leselust. Naturgemäß ist dieser Bildungstrieb nur bei den höher Gebildeten soweit geklärt, daß er wirklich Bildendes in der jener Leselust entgegenkommenden Masse des Gedruckten unterscheiden kann und nur bei sittlich-religiösen Persönlichkeiten soweit gefestigt, daß er es andern Stoffen vorzieht. Es gilt also den meisten nicht nur geeigneten Lesestoff zu schaffen, sondern auch nahe zu bringen und ungeeigneten zu verdrängen. Dieser Aufgabe hat sich besonders erfolgreich die christliche Liebesthätigkeit unterzogen, die bei der katholischen Konfession naturgemäß in einem engeren Zusammenhang mit den kirchlichen Einrichtungen steht, als bei der evangelischen. In dieses Gebiet ist auch die Einrichtung von

Volksbibliotheken eingeschlossen, die sich auch äußerlich als Anschluß und Fortsetzung der Jugendbibliotheken an den Schulen darstellen. In der katholischen Kirche arbeitet auf diesem Felde der im Jahre 1844 gegründete Verein vom heiligen Karl Borromäus als eine kirchliche Einrichtung. An seiner Spitze steht der Erzbischof von Köln. Der Sitz der Hauptverwaltung ist Bonn. In der evangelischen Kirche ist der Provinzial-Ausschuß für innere Mission sozusagen der öffentliche Mittelpunkt, die einzelnen Synoden die öffentlichen Vermittler. Daneben besteht eine große Anzahl von demgegenüber etwa als private zu bezeichnenden christlichen Schriften-Vereinen. Dahin gehören z. B. die Buchhandlungen von Anstalten der inneren Mission, die Traktaten-Vereine, der Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen, der Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften u. s. w. Namentlich durch Verbreitung christlicher Zeitschriften hat man im letzten Jahrzehnt die verderblichen, sich an die niederen Triebe des Menschen wendenden Volksschriften, welche nur unter dem Gesichtspunkt des Gelderwerbs für ihre Verfertiger und Verbreiter stehen, zu bekämpfen gesucht. Jedoch bedarf es zur Verdrängung der schlechten Schriften ebensosehr auch der Verbreitung christlicher Volksschriften. Dieser Gedanke war schon, aber ohne weiteren praktischen Erfolg 1886 von einem Wiener Schriftsteller angeregt. 1889 wurde der in Weimar errichtete Verein für Massenverbreitung „guter" Schriften gegründet zur sittlichen und geistigen Heilung des Volkes, um allen politischen und kirchlichen Parteien zu dienen. Obgleich derselbe zu diesem Zwecke großen und weit verbreiteten Beifall fand, hatte er nach kaum einem Jahre einen völligen Mißerfolg zu verzeichnen, weil eben allen gefallen schlimm ist und „gut" nur das „christliche" ist.

Diese Art durch das gedruckte Wort für Verbreitung christlicher Volksbildung zu wirken ist für das platte Land und die kleinen Städte oft die allein mögliche Form. Für die größeren Städte, namentlich mit Industriebevölkerung, tritt die Arbeit in Vereinen und öffentlichen Volksversammlungen hinzu. Namentlich die Vereinsarbeit in christlichem Geiste ist eine gesegnete. Vor allem seien hier die evangelischen Arbeitervereine genannt und, um auch für das platte Land einen Weg zu weisen, die Arbeit in und mit den Ortsgruppen des Bundes der Landwirte oder sonstiger landwirtschaftlichen Vereine und den Raiffeisen'schen Darlehnskassenvereinen empfohlen.

VII. Der Einfluß des Handels und der Industrie.

Von **Dr. Karl Friedr. Jordan**-Berlin.

Die Alten sahen in der Person des Hermes oder Merkur, des Gottes des Handels und der Kaufleute, zugleich die Schutzgöttheit der Diebe verkörpert. Darin liegt angedeutet, daß — nach der Anschauung der Alten — es auf dem Wege des Handels leicht zu einer unrechtmäßigen Aneignung fremden Eigentums kommen kann. Und in der That: zu allen Zeiten und allerwärts hat es sich gezeigt, daß nirgends mehr als beim Handel dem Betruge — d. h. doch einer verschleierten Art des Diebstahls (vgl. Luthers Katechismuserklärung zum 7. Gebot!) — die Wege geebnet sind.

Es liegt das großenteils in der Natur der Sache. Sollen beispielsweise Waren vertrieben werden, die dem Verderben ausgesetzt sind, so wird der Kaufmann, um sich keinerlei Verlust zu bereiten, sich versucht fühlen, sie auch dann noch als gut und frisch zu empfehlen, wenn sie bereits unter dem Einflusse von Zeit, Witterung und dergleichen mehr gelitten haben.

Auch in den besten Zeiten des Handels sind derartige Täuschungen des kaufenden Publikums vorgekommen. Und wenn ein Kaufmann in so hohem Maße gerecht, ehrlich, reell, oder wie man es sonst nennen will, war, daß er sich vor dieser oder ähnlicher unmittelbarer Übervorteilung der mit ihm in geschäftliche Verbindung Tretenden zurückzog, so suchte er doch auf alle Fälle beim Geschäfte seinen Vorteil und scheute vor der Anwendung einer gewissen List, vor Verheimlichung und sonstigen Arten mittelbarer oder auf Umwegen sich vollziehender Übervorteilung — wenn es die Gelegenheit mit sich brachte — wohl nur selten zurück.

Ich kenne einen Großkaufmann, der Mitinhaber einer sehr reellen Firma ist, und persönlich, in seinem ganzen Auftreten, als der Typus jenes biedern Kauf- und Handelsherrn vergangener Zeiten erscheint, wie man ihn in gediegenen Erzählungen geschildert findet, der aber gleichwohl, wie er selbst erzählte, folgender Handlungsweise sich bediente, die er als erlaubten „Geschäftskniff" betrachtete. Er erhält eine Warensendung von außerhalb, die teilweise verdorben ist. Er verweigert die Annahme derselben, indem er sie schlechthin als verdorben bezeichnet, und fordert den am Platze befindlichen Agenten der Lieferungsfirma auf, die Waren von ihm abholen zu lassen, da er sie nicht gebrauchen könne. Der Agent untersucht die Ware nicht genauer; nach dem Verhalten des ihm als

reell wohlbekannten Kaufmanns nimmt er an, daß sie thatsächlich ganz verdorben sei. Da er sie somit nicht verwerten kann, bittet er den Kaufmann, sie zu vernichten, und bewirkt eine neue Sendung. Der Kaufmann aber schlägt aus dem noch unverdorbenen Teil der Warensendung seinen — Profit.

Er findet das nicht betrügerisch; er rechtfertigt sich, indem er bemerkt: der Agent hätte ja die Ware an sich nehmen können, hätte sie ihm — dem Kaufmann — nicht zu überlassen brauchen; es war des Agenten freier Wille, als er so handelte, und seine eigene Schuld, wenn er sich vorher nicht eingehender von dem Werte der Ware überzeugte; er hatte sich der Ware entäußert und eine ihrem festgesetzten Werte entsprechende Summe in sein Verlust-Konto eingetragen; damit hatte er sich zufrieden gegeben und rechnete auf nichts weiter. Daß der Kaufmann mit der ihm überlassenen Ware machte, was er wollte und was vorteilhaft für ihn war, scheint ihm auf Grund des Gesagten erlaubt. Und warum? — Weil der Kaufmann hier wie in all' seinen Handelsgeschäften nur an sein Interesse denkt und dafür thätig ist. Den Gedanken, daß er aus der Ware, die ihm doch von rechtswegen nicht gehört oder wenigstens ursprünglich nicht gehörte, keinen Verdienst schlagen darf, weist er von sich — wenn er ihm überhaupt in den Sinn kommt. Und es läßt ihn vollkommen unberührt, daß das Interesse des andern, hier der Lieferungsfirma, es verlangte, daß er sie auf die teilweise Verwertbarkeit der Ware hinwies und ihr zu ihrem Nutzen verhalf, statt den Versuch einer Täuschung zu machen mit der doch im Grunde genommen unwahren Bemerkung, die Ware sei verdorben und er könne sie nicht gebrauchen.

Aber das ist, abgesehen von allem Übrigen, was in irgend einer Hinsicht an Lüge, Betrug, Unterschlagung oder Diebstahl erinnern könnte, das für Handel und „Geschäft" Bezeichnende, daß jeder, der darin steht, nur daran denkt, wie er vorwärts kommt, nicht im entferntesten aber daran, wie auch der andere keinen Schaden leide oder gar Nutzen davontrage. Dies ist das Grundverhalten aller Kaufleute, von dem es sicher wenige Ausnahmen giebt.

Dies ist das Mindeste. Vielfach geht der Handeltreibende aber darüber hinaus, und trachtet danach, wie er den andern schädigen kann, um dadurch selbst um so größeren Vorteil zu erzielen.

Dies findet im besonderen auch statt zwischen zwei Kaufleuten, die, mit derselben Ware handelnd, sie beide zu günstigen Bedingungen an andere loszuwerden suchen; die also nicht miteinander, sondern nebeneinander mit einem Dritten Handel treiben. In diesem Falle nennt man jenes Bestreben, eigene Vorteile zu erringen und den andern zu schädigen: Konkurrenz. Es giebt nun zwar auch eine als berechtigt angesehene Konkurrenz. Sie soll darin bestehen, daß man die eigene Ware anpreist, ins günstigste Licht stellt, auf sie und das Geschäft, das man hat, aufmerksam macht u. s. w., ohne dem andern dabei zu nahe zu treten. Aber es giebt keine scharfe Grenze, wodurch diese lautere Konkurrenz von der unlauteren geschieden würde. In der Natur der Konkurrenz oder des Wettbewerbes liegt es, oder sagen wir: das Wesen der

Konkurrenz zielt darauf hin, rücksichtslose, unehrliche, unanständige, ja gemeine Mittel anzuwenden, um zum gewünschten Erfolge zu kommen. Ungehörige Machenschaften können sicher nur von einem Geschäft ausgeschlossen sein, das konkurrenzlos dasteht oder dessen Besitzer aus Grundsatz jede Konkurrenz verschmäht.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß innerhalb des Handels — zum mindesten des freien und zumal des freien modernen Handels — sittlich-religiösen Bestrebungen und sittlich-religiösem Geist keine Stätte bereitet ist, sowie daß christliche Sinnesart sich mit dem Wettbewerb im Handel nicht verträgt. Im Gegenteil: Mißgunst und Neid neben Selbstsucht und Geldgier sind die Faktoren, welche den Handelsstand in gewaltiger Ausdehnung und Tiefe erfüllen.

Mißgunst und Neid — das sind ja Gefühlsregungen, die jeder Wettbewerb ans Tageslicht zieht und lebendig macht, wenn sie sonst im dunklen Grund der Menschenseele schlummern mögen. Das zeigt, um uns einen Seitenblick zu gestatten, beispielsweise der Sport und das Spiel, nicht bloß das Spiel um Geld, bei dem ein ganzer Rattenkönig unedler Leidenschaften wachgerufen werden kann, sondern auch das „edle" Schachspiel, das nur „der Unterhaltung wegen" oder „um den Geist zu bilden" getrieben wird. Als ob man den Geist nicht auf andere, fruchtbringende Art viel herrlicher zu bilden vermöchte!

Der Sport. Z. B. das Meisterschaftsringen. — Ich erinnere mich, wie mich vor Jahren, als der Abs-Unfug zum erstenmal im Schwange war, eines Mittags ein Bekannter fragte, wie ich über „heute abend" dächte. Ich verstand ihn nicht. Und doch war für ihn und tausend andere Berliner „heute abend" nur in einer Beziehung interessant, in der nämlich, ob Abs oder sein Gegner — ich weiß nicht, war's ein Franzose oder ein Amerikaner oder ein Zulukaffer — siegen würde. Er sagte mir das. Und ich erwiderte, daß drei Fälle möglich wären; der erste wäre der, daß Abs siegte, der zweite der, daß sein Gegner siegte, und der dritte der, daß der Kampf unentschieden bliebe; eins aber wäre mir so gleichgiltig wie das andere und das dritte; was wäre mir Abs und was sein Gegner! Und selbst, wenn etwa Abs ein Freund von mir wäre: wie könnte es mich denn schmerzen, wenn er aus Mangel an Kraft oder Geschicklichkeit einem andern Menschen unterläge. Gar aber zu sagen, mit Abs siege Deutschland (wie man in England von einem Siege Oxfords über Cambridge oder umgekehrt spricht), wäre eine unerhörte Albernheit. — Treibt körperliche Übung, aber keinen Sport!

Und ebenso: Sucht euch zu ernähren, aber ohne Konkurrenz! — Ich weiß sehr gut, wie mancher hier lachen oder die Nase rümpfen wird und mir mit einem ganzen Sack voll schöner Entgegnungen kommen möchte, die beweisen sollen, daß, wie die Verhältnisse des Handels liegen, eine Konkurrenz unvermeidlich ist, ja sich von selbst ergiebt. Gewiß, gewiß, ihr klugen Herren; das ist auch mir bekannt, eure Belehrungen sind nicht nötig; doch lasse ich darum meine Forderung nicht fallen, sondern stelle vielmehr die weitere auf: Ändert die Verhältnisse, so daß jene Forderung erfüllbar wird. Schafft ein auf christlichem Geist und christlichen Grund-

sätzen aufgebautes, **soziales** Gesellschaftsleben. Dann wird manches anders werden; auch die Mißstände im Bereiche des Handels.

Jetzt freilich — und auch im großen und ganzen überall in der Vergangenheit — ist der Handel versumpft, und der Einfluß, den er auf die sittlich-religiöse Entwicklung unseres Volkes und der Menschheit im allgemeinen ausübt, ist verderblich. Helfen, von Grund aus, kann da wie allerwärts nur der Geist Christi. Wenn er — nicht etwa nur der formale Glaube und äußerliches Kirchentum — in der Welt, in den Menschenherzen herrschend geworden ist, kann's anders werden. Bloß äußerliche wirtschaftliche Reformen, mögen sie noch so schön und anerkennenswert sein, machen es nicht. Denn sie treffen den Grund nicht, aus dem das Übel hervorgegangen ist: den antichristlichen Egoismus. Er muß ersetzt werden durch die Liebe, die leider nicht nur bei den oberen Zehntausend — da freilich am meisten —, sondern auch in den unteren Schichten des Volkes fehlt.

Einen großen Einfluß auf die Art des Handeltreibens haben in Deutschland, zumal seit ihrer Emancipation, die Juden ausgeübt. Den Großhandel haben sie ja gegenwärtig fast völlig an sich gerissen, und auch im Kleinhandel herrscht ihr Geist. Dieser aber ist ein selbstsüchtiger und harter, trotz aller Elasticität. So war's schon zur Zeit des Alten Testaments. Man darf das nicht vergessen gegenüber den wunderbaren, oft tiefen und erhabenen Regungen der jüdischen Eigenart, die übrigens ebenfalls heute noch vorhanden sind, wenn auch im Verborgenen, schlummernd und unterdrückt. Es wird die Zeit kommen, wo das Bessere im Judentum erwachen und lebendig wirksam werden wird — zur Zeit der großen Bekehrung.

Wie hat nun thatsächlich, seit einem Menschenalter etwa, der vom Judentum beeinflußte Geist des Handels auf die sittlich-religiöse Entwicklung in Deutschland gewirkt?

In erster Linie ist durch ihn der Menschensinn vom Innern aufs Äußerliche gelenkt worden. Nur mit materiellen Dingen hat es der Handel zu thun. Im Materiellen bewegt sich daher die ganze Gedankenwelt des Kaufmanns. In seinen Waren und Geldsorten, seinen Zahlen und Berechnungen bleibt er gefangen. Wie kann da Raum und Zeit für das Gedeihen gemütlicher Angelegenheiten sein, zumal wenn sie das Innere aufs Nachhaltigste und Tiefste beanspruchen? „Das Christentum hat mit dem Geschäft nichts zu thun, es gehört nicht ins Geschäft" — so spricht der Kaufmann und stellt sich womöglich so, als wäre es eine Verweltlichung und Entweihung des heiligen Glaubens, wenn man bei geschäftlichen Erwägungen christlichen Bedenken Raum geben wollte. Meint er es damit ehrlich, so ist er so sehr im Irrtum befangen, wie es schlimmer gar nicht denkbar ist. Denn nimmermehr ist der Christenglaube ein Sonntagskleid, das man die ganze Woche hindurch, sorgfältig eingewickelt und verpackt, im Schrank verwahren soll, um es am Feiertag einmal anzulegen und spazieren zu führen; sondern er soll unsere alltägliche Speise sein, soll uns ganz und gar und wochentags, wo wir am meisten mit Menschen in Berührung kommen, ganz besonders durchdringen und soll uns lenken in unserm Thun. Sonntags wird uns die Speise,

wenn ich so sagen darf, nur zubereitet, oder: wir sehen alsdann wieder mal nach dem Rezept, das uns sagt, wie sie beschaffen und zusammengesetzt ist.

„Das Christentum hat mit dem Geschäft nichts zu thun." Hat nun aber wenigstens der Kaufmann außerhalb des Geschäfts etwas mit dem Christentum zu thun? Leider meistens wenig genug. Auch da bewegt er sich im Materiellen. Seine Vergnügnugen dienen den Sinnen, aber der Seele meistens nicht. Kneipereien, Bälle, seichte Theaterstücke — das zieht ihn an. Und da er sich im Geschäftsleben einen höflichen Ton und eine möglichst große Geschwätzigkeit angewöhnt hat, so erscheint er auch im außergeschäftlichen Verkehr vielfach als ein geleckter Affe, der nicht im stande ist, sich nachhaltig mit ernsten Dingen zu beschäftigen. — Daß es Ausnahmen giebt, ist gewiß und eigentlich selbstverständlich. — Zumal das jüdische Kaufmannstum hat einen Ton großgezogen, den man nicht treffender als mit dem Worte „schnoddrig" bezeichnen kann. — Von religiöser Angeregtheit keine Spur; alle menschliche Wertschätzung verlegt in äußerliche Dinge; die Seele leer und arm. In Liebeshändeln große Gewandtheit und großer Eifer, und auch hier — Geschäftssinn. Hat man ein unschuldiges Mädchen zu Falle gebracht, so fühlt man sich nicht moralisch verpflichtet, oft sogar nicht moralisch erschüttert, sondern man glaubt, daß man mit Geld den Handel auf alle Fälle quitt machen könne. Ich sage nicht, daß der ganze Stand so ist; wohl aber seine heutzutage typischen Vertreter.

Da nun der moderne Handel, einschließlich des Börsenhandels, eine große Rolle in unserm gesamten Geschäfts- und Verkehrsleben spielt und infolgedessen seine Vertreter im gesellschaftlichen Leben vielfach tonangebend sind, zumal sie durch den äußeren Schliff, der ihnen anhaftet, auf den oberflächlich Beobachtenden einen gewinnenden Eindruck machen, so ist es erklärlich, daß der im Vorstehenden gekennzeichnete Geist des Handelsstandes auch auf Leben und Gesinnung der übrigen Gesellschaftskreise sich ausdehnt und als verflachendes und versumpfendes, ein ideales Wesen untergrabendes Moment thätig ist. Man bewegt sich unter seinem Einfluß, wie natürlich auch infolge einer Reihe anderer Ursachen, in all' seinem Denken und Thun im Äußerlichen, Materiellen; sittliche und religiöse Ideale schwinden dahin, ja nicht einmal Grundsätze edlerer Art können sich zu bedeutungsvollem Dasein entwickeln. Diejenigen Grundsätze, welche überhaupt zur Geltung und Herrschaft gelangen, spiegeln sich wieder in den Worten: „Man muß sich das Leben so angenehm wie möglich machen," „Wir sind alle vom Stamme Nimm,"[1]) „Mein Ideal ist, mein Geschäft immer großartiger zu gestalten" u. a. m. — Worten, wie ich sie aus dem Munde von Kaufleuten mehr als einmal gehört habe.

Wir haben schon im Anfange erörtert, daß im Handelsleben die bewußte Täuschung vielfach im Schwange ist, daß der Kaufmann es häufig mit der Wahrheit nicht genau nimmt. Wir wollen nun auf einen besonderen Punkt eingehen, in dem es sich recht deutlich zeigt, wie man heutzutage kaum mehr von einem ehrlichen Handel sprechen kann. Es

[1]) D. h. wir nehmen alle gern und wo wir immer etwas kriegen können.

sind das die fast allgemein geübten Warenverfälschungen. Erstrecken sich dieselben auf Lebensmittel, so kommt zu der Übervorteilung des Kaufenden nicht selten noch eine Schädigung seiner Gesundheit hinzu. Alsdann wird es besonders klar, daß der Betrug nicht nur eine Versündigung gegen die Wahrheit, sondern auch eine ausgesprochene Lieblosigkeit ist, daß in ihm also ein Zuwiderhandeln gegen Christi höchstes Gebot enthalten ist. Das besagt, daß der Handel in dieser Gestalt zur Entchristlichung der Menschheit seinen — nicht gering anzuschlagenden — Beitrag liefert.

Noch auf andere Weise, auf indirektem Wege, findet dies statt. Durch die gesamte kapitalistische Entwicklung der letztvergangenen Jahrzehnte ist der bescheidene Kleinhandel mehr und mehr durch großartig angelegte Handelsunternehmungen für den Einzelverkauf zurückgedrängt worden. Bazare und Warenhäuser beherrschen die Situation. Dadurch haben vor allen Dingen diejenigen kleinen Geschäftsleute gelitten, welche die von ihnen feilgehaltenen Waren ganz oder teilweise *selber anfertigen*, d. h. die *Handwerker*, welche ein eigenes Geschäft haben. Es kommt hinzu, daß es in den Abzahlungsgeschäften eine gewisse Art der Waren*bezahlung* giebt, auf die *sie* sich im allgemeinen nicht einlassen können.

Diese Handwerker nun wie die kleinen Handeltreibenden überhaupt werden durch die Großindustrie in steigendem Maße ihrer Existenz beraubt oder doch auf den Standpunkt des Proletariers herabgedrückt. Es geht ihnen jene Behaglichkeit des Daseins, jene Muße im Umfange ihrer Thätigkeit verloren, welche eine notwendige Bedingung abgiebt für das Aufkeimen und Gedeihen edler Seelenkräfte und Gesinnung.

Ich breche hier ab, um den Blick vom Handel auf die ihm in die Hände arbeitende *Industrie* zu lenken.

Ist es beim Handel hauptsächlich der in ihm herrschende Geist — der Geist geschäftlicher und materieller Interessen —, der ihm den Stempel aufdrückt und durch den er, im ganzen genommen, nicht günstig auf die sittlich-religiöse Entwicklung unseres Volkes einwirkt, so haben es im Gebiete der Industrie mehr die äußeren Verhältnisse, die Einrichtungen, das System dahin gebracht, daß auch von ihr keine fördernden, sondern vielfach hemmende Impulse auf das Reich des Geistes und Gemütes ausgeübt werden.

Wir müssen *zwei Arten* der in der Industrie thätigen Personen unterscheiden: die industriellen *Unternehmer*, zumal die Großindustriellen, und die Industrie-*Arbeiter*. Jene gehören eigentlich zum Handelsstande; denn mögen sie auch irgend einen Industriezweig praktisch erlernt haben, so betreiben sie ihn doch nur als Geschäft und sind nicht *produktiv* in ihm thätig. Wir wollen daher unsere Betrachtungen ausschließlich den Industrie-*Arbeitern* sowie — in großen Zügen — den innerhalb der Industrie herrschenden oder durch sie geschaffenen *Verhältnissen* zuwenden.

Wir werden beides *gemeinsam* betrachten und sogar auf die *Verhältnisse* den größeren Nachdruck legen, weil sich gemäß *ihnen* die Arbeiter in ihrer Eigenart entwickelt haben, die Arbeiter großenteils ein *Produkt* der Verhältnisse sind.

Zunächst werfen wir einen Blick auf die Art der Industriethätigkeit überhaupt. Sie erfolgt, sofern es sich um Großindustrie handelt, in den Fabriken und unter weitgehender Anwendung von Maschinen. Durch jene wird der Arbeiter — in scharfem Gegensatze zu dem selbständigen Handwerker früherer Tage — fast für den ganzen Tag der Familie entzogen. Nur abends und nachts und Sonntags auch bei hellem Tagesschein darf er im Kreise der Seinen, darf er im eigenen Heim verweilen. Die Fabrik hat geradezu ein eigenes Gemeinwesen geschaffen: eine Gemeinschaft der von ihren Familien losgelösten Arbeiter. Die gleiche oder ähnliche Beschäftigung, der Aufenthalt im selben Raum, ein nur wenig verschieden gestalteter Lebensgang, und die Gemeinsamkeit der materiellen Interessen lassen sie alle sich solidarisch verbunden fühlen. Hierdurch ist es erklärlich, daß unter ihnen eine weitgehende gegenseitige Beeinflussung und besonders eine Beeinflussung des Einzelnen, der neu in den Arbeiterverband eintritt, durch die Gesamtheit oder die Mehrheit der älteren Mitglieder desselben stattfindet. Durch die Thätigkeit der für die „Arbeiterinteressen", oder sagen wir besser: für die sociale Befreiung des vierten Standes kämpfenden Socialdemokratie ist außerdem eine innerliche und z. T. auch äußerliche Verbindung der Arbeiter verschiedener Fabriken und aller Industriezweige geschaffen worden.

Nun ist in das so entstandene Arbeiterheer der aufs Materielle gerichtete Sinn und die egoistische Denkweise eingedrungen, wie sie in den oberen Gesellschaftsklassen schon seit langem geherrscht haben, derart, daß sie vergaßen, des Arbeiters als ihres Bruders zu gedenken. Wenn ich sage: eingedrungen, so könnte man daraus vielleicht ein buhlerisches Schönthun mit dem vierten Stande herauslesen; ich will daher, um in gewissem Sinne berechtigten Einwürfen zu begegnen (denn Weltsinn und Selbstsucht hat es immer und überall gegeben, wenn sie auch nicht die unbedingt führenden Mächte waren), mich bestimmter so ausdrücken: es sind, wie oben, so auch unten Materialismus und Egoismus zur maßgebenden Oberherrschaft gelangt.

Insbesondere begegnet man innerhalb der Arbeiterschaft einer völligen Gleichgiltigkeit oder gar einer Feindschaft gegen den Glauben und das Christentum. Nun ist es zwar leider wahr, daß die Gestalt, in welcher sich das letztere im allgemeinen und auch in vielen maßgebenden Personen und Kreisen darbietet, keineswegs so ist, wie es Christi Lehre von uns will. Aber weshalb greift man dann diese selber an? Weshalb eifert man gegen das Christentum überhaupt und den Glauben an sich, wo es sich nur darum handelt, an die Stelle eines sogenannten Christentums das wahre Christentum und an die Stelle eines unvollkommenen Glaubens den vollen und echten Glauben zu setzen, von dem Christus selber in zahlreichen Fällen sagt: „Dein Glaube hat dir geholfen" oder: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden"? Dieser volle und echte Glaube besteht nämlich in dreierlei: 1. in dem Fürwahrhalten der in den biblischen Berichten wiedergegebenen Heilsthatsachen und Lehren Christi (der Verstandesglaube oder akademische Glaube); 2. in dem Sichhingeben an Gott und Gottes Sohn im Gebet (der Gemütsglaube); und 3. in dem Durchdringenlassen des eigenen Geistes vom Geiste

des Herrn, dergestalt, daß unsere Gesinnung, unser Wollen und, soweit es unsere menschliche Schwäche zuläßt, unser Handeln der Lehre, dem Willen und dem Vorbilde Christi entspricht (der Thatglaube); diese dritte Stufe des Glaubens ist die wichtigste, gemäß dem Worte des Heilands: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen „Herr, Herr", in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Dieser Wille ist aber der, daß wir — vornehmlich innerlich — neue Menschen werden.

Doch nicht, wie es sein sollte, habe ich hier auszuführen, sondern wie es ist. Es ist aber so, daß die Arbeiterschaft in materialistischem und egoistischem, ungläubigem und religions-, insbesondere christentumsfeindlichem Fahrwasser schwimmt. Sie thut dies zunächst in ihren Führern und in der Mehrzahl ihrer Angehörigen; aber da sie, wie erörtert, eine solidarisch verbundene Masse darstellt, so werden auch diejenigen mit in dieses Fahrwasser hineingezogen, die durch Geburt und Erziehung auf andere Wege gewiesen waren. Und auch die Handwerker, sowie alle, die durch die kapitalistische Entwicklung, durch die Mißwirtschaft des Systems überhaupt mehr oder weniger proletarisiert und der Arbeiterschaft genähert werden, erfahren eine gleiche Beeinflussung.

Der große Krieg von 1870 und 1871 hat hier vieles verschuldet. — Es ist wahr: er hat uns die äußere Einheit und Größe und zunächst auch einen wirtschaftlichen Aufschwung im Innern gebracht. Aber andererseits war es eine seiner Folgen, daß das egoistische Unternehmertum sich ungezügelt entfaltete und daß die Arbeiterschaft, der anfänglich gleichfalls goldene Tage blühten, in dem allgemeinen Strudel das sah und in sich aufnahm, was jedem Volke zum Unheil gereicht: die Anbetung der eigenen Kraft und die Überschätzung der Materie. Die Seele unseres Volkes ist damals von denen, die sich zu seinen Führern hätten berufen fühlen sollen: von den Gebildeten und Besitzenden, gleich ihrer eigenen Seele mißachtet und mit Füßen getreten worden. Und das hat sich fortgesetzt bis auf unsere Tage. Jetzt rächt sich jene Schuld.

Man hat die Wissenschaft in einseitiger Weise gepriesen und gepflegt und mit ihr auch die Arbeiterschaft gefüttert. Es wäre das gut gewesen, wenn es die rechte Wissenschaft gewesen wäre, die letzten Endes folgerichtige Schlüsse zieht und ihre eigenen Grenzen anerkennt. Aber es war jene Pseudowissenschaft und Afterweisheit, die man Materialismus nennt. Jetzt schwört auch der Arbeiter auf diese Wissenschaft; und derjenige, der noch im christlichen Glauben Heil und Frieden sucht, wird verspottet. Wenn er nun selbst an den Brüsten der Wissenschaft gelegen hat und im übrigen ein heller Kopf und fähig ist, sich von Vorurteilen frei zu machen, wird er trotz jener Verspottung seinen Weg zu gehen wissen. Aber der Arbeiter, der Handwerker, der kleine Geschäftstreibende empfangen die Wissenschaft aus zweiter Hand und haben nicht Zeit genug, sie voll in sich aufzunehmen und genügend zu verarbeiten; daher vermögen sie sich dem Drucke der in der Arbeiterschaft herrschenden Meinung, wonach der Wissenschaft absolute Autorität zukommt, nicht zu entringen, ja sie wagen nicht einmal sich dagegen aufzulehnen; und die als Wissenschaft ausgegebene materialistische Anschauungsweise nimmt sie gefangen. Der Materialismus

aber, mag er auch zunächst nur als Theorie zur Erklärung des Weltgeſchehens auftreten, breitet ſich allmählich im geſamten Geiſtes- und Seelenbereiche aus, beeinflußt die Geſinnung und die Lebensführung, und eine auf religiöſer Grundlage ruhende, wahrhafte Sittlichkeit (im weiteſten Sinne des Wortes) wird dergeſtalt untergraben und erſtickt.

Iſt dies der Einfluß, den die Induſtriearbeiter aufeinander und auf benachbarte Volkskreiſe ausüben und ſeit einem Menſchenalter ausgeübt haben, ſo wollen wir nunmehr unſere Aufmerkſamkeit den durch die moderne Induſtrie, die Großinduſtrie, geſchaffenen *Verhältniſſen* zuwenden, da *ſie* noch gewichtigere Faktoren als der Geiſt der Arbeiterſchaft für die religiös-ſittliche Entwicklung unſeres Volkes darbieten.

Ein Umſtand, den wir ſchon vorher berührt haben, iſt hier zu wiederholen: das Herausreißen des Arbeiters aus der Familie — ein Umſtand, der ſich übrigens im *Großbetriebe überhaupt* geltend macht, denn die verheirateten Angeſtellten in einem kaufmänniſchen Geſchäft ſowie die verheirateten Geſellen eines Handwerks-*Unternehmers*, wie man wohl bezeichnend ſagen darf, leiden ebenfalls darunter. Doch intereſſiert uns hier weſentlich der Induſtriearbeiter. In früheren Zeiten, wo der Kleinbetrieb vorherrſchend war, lagen die Verhältniſſe anders; es trachtete beiſpielsweiſe jeder Handwerksgeſelle danach, ſich zu geeigneter Zeit ſelbſtändig zu machen, und im allgemeinen gelang ihm dies auch. Er gründete ſich ſein Heim und brachte hier in ſteter unmittelbarer Berührung mit Frau und Kindern ſein Leben dahin. So konnte er ſich ſeiner Familie wahrhaft widmen, konnte ſeinen Geiſt und ſeine Geſinnungen ſeinen Kindern einflößen und ſie zu religiöſer Denkart erziehen. Heute iſt das Band der Familie gelockert und damit der Pflege der Religioſität eine weſentliche Bedingung genommen. Auch an rechter *Muße* fehlt es dem modernen Fabrikarbeiter, und ferner an Behaglichkeit; und auch dies ſind unleugbar zwei Faktoren, deren Fehlen das Aufkeimen religiös-ſittlicher Anſchauungen behindert. Die *Einnahmen* des Arbeiters ſind vielfach zu gering, als daß er *ſorglos* leben könnte. Seine Frau und ſeine Kinder müſſen mit verdienen helfen — die ganze Familie iſt durch die Verhältniſſe aufs Materielle, auf den Erwerb hingewieſen, und es fehlt die Stimmung und die Zeit, ſich religiös zu vertiefen. Es giebt auch hier rühmliche Ausnahmen. Aber es iſt klar, daß, um ſolche Ausnahme zu bilden, ein ſtarker, entſagungsfähiger und menſchlicher Wünſche und Leidenſchaften in weitgehendem Maße ſich entkleiden könnender Geiſt und Charakter erforderlich iſt. Wir Menſchen aber ſind ſchwach; und darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Arbeiterſchaft, ſtatt über die Verhältniſſe ſiegreich ſich hinwegzuſetzen und ſich mit Herz und Hand dem Himmel zu vermählen, den Verhältniſſen gemäß *keinen erhabenen* ſittlich-religiöſen Standpunkt einnimmt.

Übrigens haben wir dieſe Verhältniſſe noch nicht erſchöpfend dargeſtellt. Die Art des Wohnens, zu der ſich viele Arbeiter in Anbetracht ihres geringen Verdienſtes gezwungen ſehen, kann unmöglich der Sittlichkeit bei ihnen und beſonders bei ihren Kindern förderlich ſein. Da ſchlafen Vater und Mutter, Söhne und Töchter, und zwar erwachſene wie unerwachſene, in einem und demſelben Raume; und häufig teilen dieſen noch

Schlafburschen oder Schlafmädchen mit der Familie. Fernerdient oft ein Bett zwei oder gar drei Personen zum nächtlichen Aufenthalt, und es wird eine Trennung der Geschlechter dabei nicht immer gewahrt. Daß solche Zustände denen, die davon betroffen sind, angenehm und erwünscht seien, wird wohl kein Verständiger sich einbilden. Die Armut, die sociale Notlage zwingt einen Teil der Proletarier dazu, so zu leben. Aber wenn sie nun so leben, kann man sich da wundern, so frage ich wieder, daß die sittlichen Anschauungen so vieler Proletarier keine reinen und hohen sind?

Daß die angedeuteten Verhältnisse es nicht gestatten, die hygienischen Forderungen der Sauberkeit und gesunder Luft zu erfüllen, ist ebenfalls klar. Und hält man damit zusammen, daß auch in der Fabrik die Atemluft häufig schlecht oder gar — in gewissen Betrieben — von giftiger Beschaffenheit ist und daß das Getöse der Maschinen schädigend auf die Nerven einwirkt, so muß man anerkennen, daß der Arbeiter auch in gesundheitlich-hygienischer Hinsicht vielfach ein Stiefkind der Gesellschaft ist. Man halte mir nicht entgegen, daß die Gesundheit nichts mit der Sittlichkeit zu thun habe; es ist dies gerade der Fall; das alte Wort vom „gesunden Geist im gesunden Körper" ist keine Thorheit.

Schließlich wäre noch darauf hinzuweisen, daß die meist einseitige und mechanische Thätigkeit, zu der der Arbeiter verurteilt ist, ihm weder die rechte Freudigkeit zur Arbeit einflößen, noch diese selbst unmittelbar als nutzen- und segenbringend für die Menschheit erscheinen lassen kann. In einer Maschinenfabrik beispielsweise werden die einzelnen Teile der Maschine gesondert und jede Art von Teilen stets von denselben Personen, Tag für Tag und Monat für Monat, hergestellt. Es ist doch etwas anderes, wenn ein Schuhmacher ein Paar Stiefel bis zur Vollendung selber fertigt. Solche Arbeit vermag geistig anzuregen und führt zu einem bestimmten sichtbaren Endziel. Jene — die Fabrikarbeit — läßt nicht genug von einer sittlichen Bedeutung der Arbeit erkennen.

Wir könnten noch vielerlei sagen, was die Verhältnisse der Industriearbeiter im einzelnen anbetrifft, könnten diesen und jenen der hervorgehobenen Punkte noch näher betrachten, noch schärfer beleuchten. Aber ich denke, auch das Angeführte zeigt bereits, daß der Arbeiter weniger als irgend ein anderer dafür verantwortlich gemacht werden kann, wenn er dem Geiste des Materialismus verfallen ist, wem er sein Herz dem religiösen Glauben verschließt und das Auge nicht nach einem Ideal hoher Sittlichkeit (im weiteren Sinne des Wortes) emporrichtet, sondern nach dem preußischen Grundsatze „suum cuique" auch für sich dasjenige verlangt, was ihm als Menschen und als brüderlichem Mitglied einer angeblich christlichen Gesellschaft zukommt. Würde ihm das gegeben, sähe er christlich-religiösen Sinn und ebensolches Leben und Handeln bei denen, die über ihm stehen — ich zweifle nicht, daß auch die überwiegende Mehrzahl des sogenannten vierten Standes von neuem einen tiefinneren sittlich-religiösen Aufschwung nehmen würde.

VIII. Der Einfluß der socialen Lehren und Parteibildungen.

Von **Julius Werner**, Pastor in Beckendorf.

1. Die sociale Zeitrichtung im allgemeinen.

Wie jedes Menschenalter, so hat auch jedes Zeitalter seine besonderen Aufgaben und Interessen. Und wie Berufsthätigkeit und Geistesart der Einzelpersönlichkeit eine bestimmte Physiognomie verleiht, so geben die Gedanken und Bedürfnisse, welche ein ganzes Volk, ja den ganzen Erdball bewegen, auch dem Geist der Zeit einen besonderen Charakter. Unser Zeitalter ist *social*; sociale Grundsätze und Thatsachen bilden die Hauptpunkte auf der Tagesordnung im Völkerparlament. Aber diese sociale Eigenart unseres Zeitbewußtseins ist nicht plötzlich, unvermittelt aus dem dunklen Zeitenschoße aufgetaucht, etwa wie ein Meteor von ungefähr am Abendhimmel aufleuchtet. Nicht vom Himmel ist das sociale Element gefallen, es erscheint auch nicht als ausschließliches Ergebnis menschlichen Sinnens und Forschens. Nein, der sociale Baum, der jetzt seine Zweige über alle privaten und öffentlichen Lebensgebiete ausstreckt, ist, auch wenn er früher kaum geahnte Früchte zeitigt, dennoch auf dem Boden der Vergangenheit gewachsen. Ohne Gleichnis geredet: das Sociale ist ebenso sehr eine Folge als ein Gegensatz früherer Zeitrichtungen; es ist etwas specifisch Neues; aber ein Neues, das auf den Schultern des Alten steht. Den organischen Zusammenhang sowohl als auch das schöpferisch Neue unseres Zeitalters im Vergleich zu früheren Epochen möge uns ein kurzer Rückblick in raschen Umrissen vergegenwärtigen! Das 18. Jahrhundert war von *gelehrten* und *ästhetischen* Interessen erfüllt; Interessen, die ihrer Natur nach nur in bevorzugten Kreisen gepflegt wurden. Man lebte, namentlich im Volke der Denker und Dichter, in einer Welt philosophischer Ideen und poetischer Gebilde. Das 19. Jahrhundert trat dieses philosophisch-ästhetische Geisteserbe an, erwarb aber dazu das *politische* und *industrielle* Interesse. Aber was beide Zeitalter innerlich verbindet, ist ein unverkennbarer Hang zum *doktrinären Formalismus*. Der philosophische Idealismus des 18. Jahrhunderts setzt seine beste Kraft an die Erkenntnis der *Denk*formen, der politische Liberalismus des 19. Jahrhunderts begeisterte sich für die Erwerbung korrekter *Staats*- und *Gesetzes*formen. Das 19. Jahrhundert mit seinen Kämpfen für politische und ökonomische Freiheit und staatliche Verfassungsfragen ist innerlich abgestorben; schon fluten durch die Nebel der Gegenwart die feurigen Morgen-

sonnenstrahlen des 20. Jahrhunderts herein. Was jetzt die Geister und Gemüter beschäftigt, sind weniger die Fragen nach politischen und ästhetischen *Formen*, als vielmehr die Bedürfnisse und Forderungen des *realen Lebens*. Der Einzelne steht heutzutage der Wirklichkeit, dem Weltgeist, dem Volksleben ganz anders gegenüber wie früher. Man erzählt, daß am Morgen der Schlacht bei Naseby eine Jagdgesellschaft, so harmlos wie sonst, zwischen den Königstruppen und dem Parlamentsheer hindurchgeritten sei. Und noch ein Jahrhundert später hielt es Friedrich der Große für ein erstrebenswertes Ziel, den Krieg so zu führen, daß dadurch weder der städtische Handwerker noch der bäuerliche Besitzer in seinem Tagewerk gestört werde. Es gab eben damals noch kein *öffentliches* Leben, an dem indirekt ein jeder beteiligt ist. Ein Krieg, auch selbst wenn nur in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, wird heute das wirtschaftliche und gewerbliche Interesse der ganzen Kulturwelt berühren; eine Krisis an der Londoner Bank zieht ihre Kreise über den Ocean, und läßt ihren Wellenschlag in dem entferntesten Industriedorf des Kontinents bedrohlich verspüren. Die Maschinentechnik hat die Privatwirtschaft aufgehoben und die Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft erweitert. Die Maschine hat eine wirtschaftliche Umwälzung hervorgerufen; der neuzeitliche Großbetrieb hat die Arbeitsbedingungen und Lebensordnungen von Grund aus geändert. Die Handwerker verlassen die Werkstatt, die Frauen den häuslichen Herd, die Kinder das Elternhaus, um in den Fabriksälen, in den Magazinen, im öffentlichen Verkehrswesen Arbeit und Lebensunterhalt zu gewinnen. Eine moderne Völkerwanderung spielt sich vor unsern Augen ab. In Scharen ziehen die ländlichen Arbeiter nach den Industriecentren. Großbetrieb und Großstadt sind zwei Erscheinungen, in denen uns der Charakter der Neuzeit mit seinen berauschenden Glanzseiten und seinem grauenhaften Elend entgegentritt. Vergegenwärtigt man sich die Erschütterungen, welche das persönliche und Berufsleben in fast allen Volksschichten durch die neuzeitliche Wirtschaftsentwicklung erfahren hat, so erscheint die *sociale* Lebensauffassung naturgemäß. Bei der Unsicherheit aller von Geschäfts- und Geldkrisen bedrohten Erwerbsthätigkeit haben alle, insbesondere die Millionen von Industriearbeitern, das eifrige Bestreben, eine möglichst gesicherte Lebensexistenz, eine feste Position im wogenden Getriebe des Weltverkehrs zu gewinnen. Das ist der Kern der socialen Frage und des socialen Einzelinteresses, wie man die Gesellschaftszustände und Erwerbsordnungen zu beeinflussen habe, daß sowohl der Einzelne als die Gesamtheit zu Glück und Wohlfahrt gelange. Dies Bestreben liegt um so näher, als die maschinelle Produktionsweise die Produktenmassen ins Unermeßliche gesteigert hat. Allein die Medaille hat eine Kehrseite. Neben der Überproduktion herrscht Unterkonsumtion. Die Scharen der ländlichen und städtischen Arbeiter, welche in ihrer geschlossenen Massenthätigkeit ein, wenn auch nicht korrektes, so doch sehr starkes Gefühl von ihrem Anteil an der *Gütererzeugung* haben, verlangen nun auch in gleicher Weise am *Gütergenuß* sich beteiligt zu sehen.

In den durch die Maschinenindustrie geschaffenen Fortschritten sowohl als Mißständen hat das sociale Interesse seinen wirtschaftlichen Naturboden. Aber hierzu kommt noch eine geistige Quelle. Der sociale Zeitcharakter,

sofern er besonders in der modernen Arbeiterbewegung seinen Ausdruck findet, stützt sein wissenschaftliches Bewußtsein auf eine philosophische Ideenentwicklung, welche bis tief ins 18. Jahrhundert hineinreicht. Wenn auch, wie angedeutet, gewerblich sich das Industriezeitalter vom philosophischen Zeitalter in überwältigender Weise unterscheidet, so findet doch geistig eine frappante Seelenverwandtschaft statt. Die socialistisch-kommunistischen Ansprüche auf gleichen Anteil an den Wirtschaftsgütern und Bildungsmitteln sind eine industrielle Anwendung des philosophischen Egalitätsprincips. Was man ehedem der Form nach auf politischem Gebiet erstrebte, soll jetzt in socialer Hinsicht zur Wirklichkeit werden. Das Egalitätsprincip hat seine Geschichte. Von Rousseau in Romanen verherrlicht, betritt es in blutigem Gewande zuerst in der französischen Revolution die Weltbühne. Indes neue Ideen setzen sich bei ihrem ersten Erscheinen niemals in ihrer ganzen Konsequenz durch. Trotz der Erklärung der gleichen freien Menschenrechte erkannte doch die Konstitution von 1791 noch sociale Unterschiede („distinctions sociales") an. Die wirklichen Rechte eines Vollbürgers („citoyen actif") waren an ein bestimmtes Maß von Besitz geknüpft. Der Liberalismus des 18. Jahrhunderts hat bei seinem theoretischen Eifer für formale Gleichheit durch die ausschlaggebende Bedeutung, die er dem Besitze zugesprochen, die ökonomische Ungleichheit so groß wie nur möglich gestaltet. Die Tendenz oder wenigstens die thatsächliche Wirkung des kapitalistischen Liberalismus war es, das Egalitätsprincip, das er selber lautpreisend verkündigt, in der Wirklichkeit zu beseitigen. Aber eine große Idee, auch wenn sie verzerrt und in schlechter Bundesgenossenschaft auftritt, kann niemals völlig wirkungslos gemacht werden. Die Idee der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit lebt in der modernen Welt, und aus dieser Geisteswurzel zieht der sociale Baum seine Nahrung.

Die ganze geistige Atmosphäre der Gegenwart ist von socialen Ideen und Interessen erfüllt und einen Niederschlag gewahren wir in den verschiedensten Äußerungen des neuzeitlichen Bewußtseins. Die Unterhaltungslektüre, dieser Gradmesser des Zeitgeschmacks, beschäftigt sich vorwiegend mit socialen Stoffen; freilich nicht ohne in Verirrungen bedenklichster Art zu geraten. Wenn der Idealismus des vorigen Jahrhunderts in kosmopolitische Schwärmereien und überspannte Abstraktionen ausartete, so widersteht der neuzeitliche Realismus leider nicht den Versuchungen eines geist- und ideenlosen Materialismus. Vergaß man früher über dem idealen Soll das wirkliche Sein, so verachtet man jetzt umgekehrt über der Macht der äußeren brutalen Wirklichkeit das souveräne Recht der ideellen Wahrheit. Nicht nur im schlechten, auch im guten Sinne wird das öffentliche, moralische und rechtliche Bewußtsein von socialer Denkweise beeinflußt. Über das Eigentum fängt man an anders zu denken als in der Blütezeit der geldprotzigen Bourgeoisie. Ohne das grundsätzliche und juristische Recht des Privateigentums anzutasten umgiebt man den Grund- und Geldbesitz mit höheren moralischen Verpflichtungen. Der Besitz, welcher durch die Mithülfe anderer menschlichen Arbeitskräfte erworben und unter dem gesetzlichen Schutz der Gesellschaft erhalten wird, soll vom Besitzer nicht in absoluter Willkür oder unbeschränktem Eigennutz

verwandt werden; vielmehr soll die Verwendung des Eigentums durch die bewußte Rücksicht auf das Wohl und die Förderung der Gesamtheit mit bedingt werden. Hand in Hand mit diesem social vertieften Eigentumsbegriff geht eine gesteigerte sittliche Würdigung der Arbeit. Das dem liberalen Egalitätsprincip eigene Wahrheitsmoment der freien vollgültigen Persönlichkeit ringt sich auf dem Boden christlich-socialer Weltanschauung zur Klarheit und Wirklichkeit hindurch. Die Arbeit ist nicht eine mechanische Thätigkeit eines durch den Zwang hierzu verurteilten Menschen; sondern sie gilt dem sittlich-socialen Zeitbewußtsein als Pflicht eines jeden Menschen; und wenn Arbeitsart und Arbeitsleistung und dementsprechend auch Arbeitslohn im einzelnen recht verschieden sind, alle redliche und nutzbringende Arbeit, gleichviel ob Kopf oder Hand bei ihrer Ausführung vorwiegend beteiligt sind, soll moralisches Ansehn genießen und dem Arbeiter die Mittel zu einer auskömmlichen Lebenshaltung gewähren. Die tägliche Arbeit soll das tägliche Brot liefern. Und wie der Arbeitslohn die wirtschaftliche Existenz sichert, so dürfen die Arbeitsformen und Arbeitsbedingungen nicht die Entwicklung der sittlichen Fähigkeiten des Menschen verkümmern. — Auch über das Wesen der Bildung gewinnt das social gefärbte Urteil an Geltung. Die Bildung, welche ähnlich wie der Besitz durch die Mithülfe der Gesellschaft erworben wird, soll wiederum auch erzieherisch und veredelnd auf andere einwirken. Eine formale Bildung dient nur dazu, sich von andern in hochmütigem Stolz abzuschließen und das unsociale Gefühl der zum feindlichen Gegensatz verschärften Klassenunterschiede zu erhöhen. Wahre Bildung aber darf nicht ein egoistisches Genußmittel, oder ein bloßes Machtmittel zur Erlangung geselliger und geistiger Vorteile sein. Wahre Bildung des Geistes und des Herzens wird ja ihrem Träger selbstverständlich unschätzbare Vorzüge sichern, aber Vorzüge, welche man nicht egoistisch als Vorrechte betrachtet, sondern auch als Pflicht, auf andere Kreise und Personen erzieherisch und beglückend einzuwirken. — Man sieht, eine besonnene sociale Gesellschaftsauffassung zertrümmert die thönernen Götzenbilder, welche der kapitalistische Zeitwahn aufgestellt und die er in der Form von Profit, Carriere und Plaisier als höchstes Erdenglück verehrt. — Jede gesunde Rechtsauffassung gestaltet sich in der Wechselwirkung mit dem öffentlichen Zeiturteil. Während in der liberalen Ära die Form des Rechtes triumphiert, sucht man jetzt mehr die Gesetze dem Geiste des Rechtes anzupassen. Wie in der Theologie der unfruchtbare Scholasticismus als überwunden gilt, so sucht sich die praktische Rechtspflege und die gelehrte Rechtswissenschaft mehr und mehr von dem theoretischen Doktrinarismus zu befreien. An die Stelle der juristischen Abstraktionen tritt die socialpolitische Berücksichtigung der konkreten Thatsachen. Nicht unwesentlich hat die wissenschaftliche Volkswirtschaftslehre ihren Charakter unter dem Einfluß der socialen Zeit- und Ideenströmung geändert. Die Nationalökonomie ist jetzt Sociologie geworden, d. h. sie stellt nicht mehr die nackten Thatsachen und Gesetze der Gütererzeugung auf, sondern sie verwendet ein Hauptaugenmerk auch auf die Güterverteilung, wie sie im gesellschaftlichen Gesamtinteresse wünschenswert erscheint. Die Nationalökonomie ist jetzt mehr als der in System gebrachte wirtschaftliche Eigennutz; sie berücksichtigt auch

die geistigen Bedürfnisse und sittlichen Faktoren des Volkslebens. Nicht das erscheint der social gerichteten Nationalökonomie als der Weisheit letzter Schluß, wie am billigsten große Reichtümer zum Zwecke egoistischer Selbstbereicherung erworben werden, sondern wie es anzufangen sei, daß möglichst alle Volksschichten Gelegenheit zur Arbeit finden, welche besonders dem Mittel- und Arbeiterstand eine angemessene Lebensführung ermöglicht. Auch auf religiösem Gebiet ist der sociale Zeitcharakter bemerkbar. Zwar ist das Christentum in seinem ewigen Ideengehalte unabhängig von den Gesellschaftsordnungen und Bildungsformen. Aber gerade weil das Christentum über allen Zeiten steht, darum paßt es auch für alle Zeiten. Die Gegenwart verkündigt gleichsam mit neuen Zungen die alten, unvergänglichen socialen Wahrheiten des Christentums. Galt früher mehr die Beziehung zur Person, so gesellt man zu diesem persönlichen Christentum das sociale Christentum, d. h. man betont im Christentum das Volks- und weltgestaltende Moment.

Die vorstehenden Andeutungen haben unter Hinweis auf die ökonomische und philosophische Grundlage an mehrere charakteristische Erscheinungen und Äußerungen des socialen Zeitgeistes im allgemeinen erinnert. Indes die Wahrheiten wie die Irrtümer, welche der Socialismus umschließt, haben in Staats-, Volks- und Kirchenleben in Form von neuen Grundsätzen und Parteibildungen oder veränderter Praxis einen besonderen, teils schädlichen, teils wohlthuenden Einfluß ausgeübt.

2. Sociale Gebilde und Einflüsse im besonderen.

a) Die sociale Demokratie.

Die Demokratie hat sich am eigenartigsten mit dem radikalen Socialismus verbunden; dieser Verbindung entstammt die moderne Socialdemokratie. Sie steht zum Liberalismus im Verhältnis von Folge zur Voraussetzung und zugleich im Verhältnis des feindlichsten Widerspruches. Die liberale Demokratie erkämpfte in politischen Revolutionen politische Rechte und suchte die Volksherrschaft auf den Mittelstand zu gründen. Das Resultat war die Bourgeoisieherrschaft, wenigstens in Frankreich, wo sich dieser Zusammenhang der Dinge am schärfsten ausgeprägt hat. Die sociale Demokratie ist bestrebt, durch eine sociale Revolution wirtschaftlich-sociale Machtansprüche zu erringen; sie gedenkt die Volksherrschaft auf die Arbeiter, auf den vierten Stand zu gründen. Als zukünftiger Ausgang dieser Bewegung erscheint die Volksherrschaft wesentlich als Proletarierherrschaft. Die liberale Demokratie suchte und fand einen politischen Ausdruck für den Willen des Volkes, die sociale Demokratie giebt vor, in erster Linie das Wohl des Volkes wirtschaftlich zu begründen.

Der internationale, revolutionäre Socialismus ist seinem Wesen und Ursprung nach ein Ergebnis der modernen Zustände, ein Kind des liberalen Zeitgeistes. In ökonomischer und sittlicher Hinsicht die unabweisbare Folge der maschinellen Produktionsweise und der liberal-individualistischen Wirtschaftstheorie, wie sie sich in Verbindung mit einer glaubenslosen, nur

von Geld- und Geschäftsinteressen beherrschten, auf Gewinn und Genuß gerichteten Weltanschauung darstellt. Aber wenn auch die socialdemokratische Bewegung gleichsam mit Naturgewalt aus dem Schoße der modernen Gesellschaft hervorbricht, so hat sie doch auch von einzelnen Persönlichkeiten eine bestimmte Geistesrichtung, eine politische Organisation erhalten. Wenn auch nicht der schöpferische Autor, so doch der erste hervorragende Agitator und Organisator der socialistischen Arbeiterpartei in Deutschland ist Ferdinand Lassalle. Er gilt doch als der Messias des socialdemokratischen Evangeliums; sein Bild, wie er die rote Fahne im Sturmschritt den Massen voranträgt, schmückt die socialistischen Klublokale, Kalender, Schaufenster und Wohnstuben. Ausgerüstet mit sprühendem Geist und agitatorischen Gaben trat im Jahre 1863 der jugendliche Litterat, dessen glänzende Feder schon berühmt war, in Wort und Schrift vor die deutschen Arbeiter. Es war ihm ein Bedürfnis, sich „im Volksenthusiasmus zu baden". Seine von hinreißender, aufreibender Leidenschaft durchglühte, nur knapp 1½ Jahre umfassende Agitation begann er mit dem „offenen Antwortschreiben" an den Leipziger Arbeiterverein, darin er das „eherne Lohngesetz", die eine Fundamentallehre der Socialdemokratie entwickelte. Das Räsonnement Lassalles ist in Kürze folgendes:

Was ist der Arbeitslohn? Ein gewisser Geldbetrag, den der Arbeiter für seine Arbeitskraft erhält, die er in den Dienst des Unternehmers stellt. Der Lohn ist kein vollwertiges Entgelt (Äquivalent) für die geleistete Arbeit, sondern nur eine vertragsmäßig zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vereinbarte Abfindungssumme. Der Privatunternehmer wird aber durch die freie Konkurrenz genötigt, möglichst billig zu produzieren, also den Arbeitslohn möglichst knapp zu bemessen. Denn reichliche Löhne verteuern die Herstellungskosten und lähmen dadurch die Konkurrenzfähigkeit. So liegt in der Stellung des Unternehmers, und wäre er persönlich der wohlgesinnteste Mann, die Tendenz, den Lohn zu drücken. Aber andererseits sorgen die nicht organisierten Arbeiter unter den obwaltenden Bedingungen selbst dafür, daß die Löhne nicht dauernd gut bleiben. Denn würde in einer Branche ausnehmend gut gelöhnt, so würde das Angebot bald ein derartig starkes sein, daß ganz von selbst eine Lohnverringerung eintreten würde. Der Lohn kann aber unter eine Minimalgrenze auch nicht dauernd sinken; denn sonst würde das fehlende Angebot eine Lohnsteigerung bald zur Folge haben. Der wirkliche Arbeitslohn ist bei der herrschenden privatkapitalistischen Produktionsordnung mit eherner Gesetzmäßigkeit bestimmt: formal durch die freie Konkurrenz der Unternehmer und durch Angebot und Nachfrage der Arbeitsuchenden, inhaltlich durch die Bedürfnisse, ohne deren notwendige Befriedigung der Arbeiter nicht existieren kann. Der zur Lebensfristung unentbehrliche Unterhalt, „dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tagelohn in Pendelschwingungen jederzeit herumgravitiert, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben herunterfallen zu können". Dieses vielgenannte „eherne Lohngesetz" ist keine Lassallesche Erfindung. Jahrzehnte vorher war es schon von dem englischen Nationalökonom David Ricardo ausgesprochen und von dem deutschen Kathedersozialisten Rodbertus aufs neue begründet worden. Lassalle ergriff diese einseitige und

anfechtbare Behauptung zu agitatoriſchen Zwecken und ſchmiedete ſich eine blitzende Waffe daraus, mit der er an der Spitze der Arbeiter gegen den „elenden Fortſchritt“ kämpfte. Man gewahrt auch hier die alte Thatſache, daß Ideen und Erkenntniſſe, wahre und falſche, erſt dann zu Leben und Wirkung erweckt werden, wenn ſie in einer willenskräftigen, begeiſterungsfähigen Perſönlichkeit ihren Träger und Herold finden. Das „eherne Lohngeſetz“ betonte Laſſalle nur deshalb in ſo ſcharfen Accenten, um dem Arbeiter ſeine unerträgliche Lage ſo recht fühlbar zu machen und die Notwendigkeit einer Durchbrechung bezw. Umbildung der beſtehenden Wirtſchaftsordnung zu erhärten. Der Arbeiter darf nicht durch den Lohnvertrag abgefunden werden, er muß in den Vollgenuß ſeiner Arbeitsleiſtung, deren Ertrag ihm ſelbſtverſtändlich durch den Unternehmergewinn verkümmert wird, eingeſetzt werden. An die Stelle des Lohnes muß der *volle Arbeitsertrag* geſetzt werden. „Das Wort *Lohn*,“ ſo ſchrieb einſt Laſſalle an Rodbertus, „ſcheint mir allerdings begrifflich eine Inäqualität mit dem Arbeitsertrag auszudrücken“. Da der Unternehmergewinn nicht anders denkbar iſt, als daß dem Arbeiter ein Abzug gleichſam an dem Reſultat ſeiner Arbeit gemacht wird, ſo nannte Laſſalle den Profit „Eigentum an fremdem Arbeitswert“. Unternehmer und Arbeiter ſind alſo nach dieſer Auffaſſung ihrer innerſten Natur nach unverſöhnliche Gegner, ſie ſtehen ſich feindlich wie Welfen und Ghibellinen gegenüber. Wie kann dieſe Kluft, welche Friede und Wohlſtand zu verſchlingen droht, beſeitigt und der Gerechtigkeit die volle Ehre gegeben werden? Dadurch, daß die Arbeiter zugleich Unternehmer und die Unternehmer zugleich Arbeiter werden. Wenn die Arbeiter in einer Genoſſenſchaft vereinigt auf eigene Rechnung produzieren, ſo kommt der Reingewinn, den bisher der Unternehmer in ſeine Taſche ſteckte, unter den Genoſſen zur Verteilung. Der Arbeiter genießt alſo ungeſchmälert die Früchte von ſeiner Hände Arbeit. Dieſe beſtechende und glänzende Wirtſchaftstheorie ſcheitert natürlich ſofort an dem Felſen der Wirklichkeit, an der Frage: Woher nehmen die Arbeiteraſſociationen das Betriebskapital? Aber Laſſalle, der ſo leicht nicht in Verlegenheit geriet, wußte ſich zu helfen. Er forderte vom Staat einen Hundertmillionen-Kredit. Für die Denk- und Handlungsweiſe Laſſalles iſt es ganz außerordentlich bezeichnend, daß er an das Heilmittel, welches er begeiſtert den gläubigen Arbeitern in Leipzig und am Rhein anpries, ſelbſt nicht glaubte, dazu war er viel zu klug. Seinem Briefwechſel mit Rodbertus verdanken wir das bemerkenswerte Geſtändnis: „Ich habe vorläufig nur die Aſſociationen (mit Staatskredit) vorgeſchlagen, weil ich vorläufig wirklich kein anderes Mittel ſehe, das zugleich ſo relativ leicht und wirkſam wäre, die Arbeiter aber irgend etwas ganz *Beſtimmtes*, *Greifbares* vorgeſchlagen haben müſſen, um ſich dafür zu intereſſieren.“ Man ſieht, die Produktivgenoſſenſchaften waren dem Agitator bloßes Agitationsmittel, um das dem Menſchen einwohnende Beſtreben zu befriedigen, das Ziel, dem man zuſtrebt, in erreichbarer Nähe und greifbarer Geſtalt zu haben. Die Hauptgefahr, in welche die Aſſociationen geraten müſſen, iſt die, daß ſie ſich ſelbſt Konkurrenz machen, alſo das Übel der bekämpften privatkapitaliſtiſchen Erwerbsordnungen in genoſſenſchaftlicher Geſtalt ſelber hervorbringen. Dieſe Folgerung verhehlte ſich Laſſalle auch keineswegs. Er

ging deshalb auf der eingeschlagenen Bahn einen tüchtigen Schritt weiter, indem er nicht bloß wie bisher die Einzelwirtschaften beseitigt, sondern die ganze Volkswirtschaft in Staatswirtschaft, die genossenschaftliche Produktion in einen Kollektivbetrieb der Gesamtheit verwandelt wissen wollte. „Es ist so klar wie die Sonne," schrieb er wiederum an den mehrfach erwähnten Rodbertus, „daß, wenn dem Arbeiter Boden, Kapital und Arbeitsprodukt nicht gehört, von einer Lösung der socialen Frage nicht die Rede sein kann." Aber diese Forderung, das sagt die gesunde Logik, kann nur erfüllt werden, wenn die privaten Besitzer von Grund und Boden, von Geld und Produktionsmitteln, mit einem Wort, wenn die Kapitalisten expropriiert werden. Die Frage nach dem Wie der Enteignung hat Lassalle in seinem umfassenden Werke „System der erworbenen Rechte" beantwortet. Grundlegend für seine rechtsphilosophische Auffassung ist die Behauptung: „das Individuum kann sich und andern nur soweit und auf so lange Rechte sichern, insoweit und solange die jederzeit bestehenden Gesetze diesen Rechtsinhalt als einen erlaubten ansehen". Es ist also, so fährt Lassalle fort, rechtswidrig, wenn die Berechtigten jederzeit ein interessiertes Geschrei erheben, wenn der öffentliche Geist in seiner Fortentwicklung dazu gelangt ist, den Fortbestand eines früheren Rechtes, z. B. Hörigkeit, bestimmte Dienste und Abgaben *als von jetzt ab* auszuschließen. Das heißt mit andern Worten, wenn das Rechtsbewußtsein so socialistisch geworden ist, daß man einen privaten Anteil am Kapital nicht mehr anerkennt, so erfolgt auf Grund der neuen Rechtsordnung die Ablösung ohne Entschädigung. Seine Überzeugung, daß die Entwicklung des öffentlichen Geistes diese Richtung nehmen werde, bekundet Lassalle durch die geistreiche aber doch nur einseitig richtige Bemerkung, daß der kulturhistorische Gang aller Rechtsgeschichte dahin führe, die Eigentumssphäre des Privatindividuums zu beschränken und immer mehr Dinge und Einrichtungen dem Privatbesitz zu entziehen und zu verstaatlichen. Für Lassalle bedeutet das Wort *Emancipation* den Inbegriff allen Kulturfortschrittes; Emancipation aber heiße (e mancipatio) „aus fremdem Eigentum". So werde auch in Zukunft der private Unternehmergewinn als das „Eigentum an fremdem Arbeitswert" seine rechtliche Grundlage verlieren und der Arbeiter vom Lohnsklaventum emancipiert werden. Schärfer noch als bei Ferdinand Lassalle traten die kollektivistischen, auf Verstaatlichung der gesamten Erwerbsthätigkeit gerichteten Grundsätze bei Karl Marx hervor. Hat ersterer, ein Mann von hochfliegender Begeisterung, für die Ausbreitung der Socialdemokratie mehr als Agitator gewirkt, so hat durch letzteren, den kritischen Verstandesmenschen, das socialistische System seine lehrhafte Begründung erfahren.

Karl Marx, wie Lassalle jüdischen Geblütes und Geistes, stammt aus einer hohen Beamtenfamilie. Er nimmt schon in den vierziger Jahren zu London an den socialen Wirren thätigen Anteil; und zwar im Unterschied von Lassalle in ausgesprochen internationaler und kommunistischer Tendenz. Schon 1847 erklärte er die modernen Staatsgewalten samt und sonders für Ausschüsse, „welche die Geschäfte der Bourgeoisieklassen verwalten". Damals schon, noch bevor die rote Internationale begründet war, gab er die Parole aus, welche, in großen Lettern geschrieben, in

dem Versammlungssaal des hallischen Socialistentages von der Wand herniederwinkte: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ Karl Marx bekämpft das gegenwärtige Wirtschaftssystem durch seine vielgenannte Werttheorie. Der Kardinalpunkt dieser weitangelegten Kritik ist kurz der: Heute unter dem Gesetz von Angebot und Nachfrage empfängt das Arbeitserzeugnis einen ihm von außen angebildeten Wert, der in keinem gerechten Verhältnis zu der darauf verwandten Arbeit steht. Der Bedarf entscheidet, nicht die Arbeit. Das aber heißt die Wirklichkeit geradezu umkehren. Denn was einem Gegenstand Wert verleiht, ist die Arbeit. Die Arbeit, sei's die stoffliche mit der Hand oder die geistige mit dem Kopf oder was die Regel ist, die Vereinigung beider Arten: die Arbeit ist es immer und einzig, welche Güter erzeugt und Werte schafft. Das Produkt ist geronnene Arbeitszeit, — „Arbeitsgallerte“, wie der Ausdruck heißt, dessen sich der Werttheoretiker bedient. Der durch die menschliche Arbeitskraft producierte Wert wird gemessen nach der durchschnittlich für einen Gegenstand als notwendig erachteten Zeitdauer.

Wie das eherne Lohngesetz, so enthält auch die Werttheorie eine grenzenlose Einseitigkeit.

Ein wichtiges Moment wird dermaßen auf die Spitze getrieben, daß es den Boden der gesunden Wirklichkeit nicht mehr berührt. Es liegt auf der Hand, daß die Marxsche Auffassung nur in einem Volksstaat Thatsache werden kann, darin die gesamte Produktion staatlich geregelt, alle Bedingungen zur Konkurrenz und zu einem durch Eigennutz entflammten Wettbewerb beseitigt sind. Auch bei Marx heißt das ceterum censeo die Aufhebung alles Privateigentums an Kapital. Zur Durchführung dieser Ideen beruft sich der Schöpfer und Leiter der Internationale nicht auf rechtsphilosophische Studien. Nackt und nüchtern hat er auf dem Kongreß, der 1872 im Haag versammelt war, und wo seine und Lassalles Geistesrichtung miteinander um den Sieg rangen, der natürlich ihm als dem radikaler Gesinnten zufiel, es ausgesprochen, daß in den meisten Ländern des Kontinents die Gewalt der Hebel der Revolution sein müsse. „An die Gewalt wird man appellieren müssen, um die Herrschaft der Arbeiter zu etablieren.“ Freilich neuerdings will man nichts von der Gewaltsprache der Revolution wissen. Auf dem Frankfurter Parteitag 1894 hat man gar friedliche Töne geredet. In Vollmar hat die possibilistische und opportunistische Richtung innerhalb der Socialdemokratie eine beachtenswerte Vertretung gefunden. Aber ob er mit seinem kleinbürgerlichen Anhang die Bebel und Liebknecht aus dem Sattel heben wird? Werden sich seiner gemäßigten Art, von der man noch nicht weiß, ob es politischer Überzeugungsdrang oder plumper Bauernfang ist, die norddeutschen Industriearbeiter und die Proletariermassen anschließen? Es scheint nicht wahrscheinlich. Es giebt eine Logik der Thatsachen, die wirkt elementar und zeigt sich stärker als die klügelnde Vernunft. Und die Logik der Thatsachen lehrt, daß die dem christlichen Glauben entfremdeten, in der Schule des Klassenhasses verhetzten Massen, wenn sie sich stark fühlen und der Augenblick günstig scheint, vor der revolutionären Gewalt nicht zurückschrecken werden; mögen dann einige klügere Führer noch so viel Vernunft predigen. Wer Haß säet, erntet die Revolution; wer das Scepter der

Monarchie zerbricht, muß sich dem Mordbeil des Terrorismus unterwerfen. Aus dem oben Gesagten ergiebt sich nun als Ideal oder Illusion des Socialistenstaates folgendes Zukunftsbild: Der Staat, d. i. die Gesamtheit der Bewohner, ist Eigentümer an Grund und Boden, Wohnhäusern und Fabrikſälen, Kapital und Werkzeug. Alle Bürger sind Arbeiter. Private Unternehmer, die durch die Verhältnisse genötigt werden, Plusmacher, Ausbeuter der Lohnsklaven zu sein, giebt's nicht mehr. Ein jeder hat mit der Pflicht das Recht zu arbeiten. Ein jeder hat nach Maßgabe der geleisteten Arbeit einen Anspruch auf die erzeugten Güter. Es werden überhaupt nur Güter zum gemeinsamen Gebrauch, nicht mehr Waren zum Handel erzeugt. Das Verhältnis von Gütererzeugung und Güterverbrauch wird staatlich geregelt. Von einer Überproduktion kann nicht mehr die Rede sein, höchstens von einer Vorausproduktion. Kapital, das durch günstige Veranlagung sich selbst vermehrt ohne Arbeit des Besitzers, ist aufgehoben. Statt Metallgeld giebt es Anteilscheine, Arbeitchecks zur Einlösung von Bedürfnis- und Genußmitteln. Die qualificierte Arbeit wird auf die unqualificierte zurückgeführt. Der Wertmesser eines Produktes ist die Arbeitszeit. Verbrechen und Sünde haben in diesem staatlich geregelten Kollektivbetrieb keine Stätte mehr, denn da jeder Arbeit und die zum Lebensunterhalt ausreichenden Mittel besitzt, so fehlt jede Veranlassung zum Unrechtthun und Unrechtleiden. „Dann werden," so prophezeit und vertröstet Max Schippel, einer der geschicktesten Vertreter des modernen Socialismus, das darbende Proletariat, „dann werden die Fesseln der Not von uns allen fallen; die Nacht der Unwissenheit und Barbarei wird von allen Menschen weichen und die lichte Lebensfreude, die heute nur die Spitzen der Gesellschaft umglänzt, wird sich niedersenken in die Tiefen des Volkes, und die bloßen Arbeitstiere, die dort hausen, zu unabhängigen, glücklichen Menschen machen. Dann wird eine schönere, bessere Welt entstehen und allen auf Erden Freiheit, Wohlstand und Bildung bringen." — Da sage nun noch einer, die Pastoren seien es, die in salbungsvoller Phraseologie Wechsel auf die Zukunft ausstellen!!

Der Wechsel, den die Socialdemokratie auf die Zukunft ausstellt, kann niemals eingelöst werden. Denn es fehlt der Partei an einem Grundplan für den Neubau der Gesellschaft. Über die Details der Zukunft soll man sich nicht streiten; die weiß kein Mensch, und auch vom Socialdemokraten soll man sie zu wissen nicht verlangen. Aber abgesehen von den Details, die Principien verurteilen die sociale Demokratie zur Aussichtslosigkeit. Man wird in hundert Jahren gewiß die Chausseen anders bauen wie heutzutage; aber man wird sie immer nach dem Grundsatz bauen, daß die Menschen mit den Füßen gehen und nicht daß sie mit den Händen gehen oder auf dem Kopf stehen. Die Socialdemokratie aber baut nach diesen Grundsätzen; darum ist die volle Durchführung ihres Systems auch nicht menschenmöglich, höchstens affenmöglich. Warum sollte denn die Partei, welche naturwissenschaftlich der Affentheorie huldigt, socialistisch es nicht mit der Affenpraxis versuchen wollen? Der Zukunftstaat oder die socialistische Zukunftsgesellschaft ist nicht menschenmöglich, weil sie, ganz abgesehen von wirtschaftlichen, diskutabeln Einzeldingen, der Menschennatur schnurstracks widerspricht. Da, wo man thatsächlich die Fundamente

der Religiosität und die sittlichen Pfeiler des Patriotismus umstürzt, kann man kein neues Staatsgebäude aufführen. Und sollte dennoch scheinbar der Neubau gelingen, so würde er wie so mancher Neubau in den Vororten Berlins doch wieder zusammenstürzen, noch ehe sich die Bewohner darin häuslich niedergelassen. Das Sturmgeläut des revolutionären Socialismus wird zu seinem Grabgeläut; sein eventuelles Siegesmonument zu seinem Totenhügel. Wenn man weder von Menschen noch von Parteien, die dem fernen Ufer der Zukunft entgegensteuern, im voraus die genaue Angabe des Seewegs erwarten kann, so kann man doch soviel mit Bestimmtheit sagen, daß, wenn der sittliche Kompaß fehlt, das Ziel nicht erreicht wird. Und der Kompaß fehlt dem socialdemokratischen Staatsschiff, darum muß es scheitern, gleichviel ob an der Scylla der Vaterlandslosigkeit oder an der Charybdis der offiziellen Religionslosigkeit.

b) Die sociale Monarchie, die staatserhaltenden Parteien und das sociale Christentum.

Wie die Demokratie, so ist auch deren gegenteilige Regierungsform, die Monarchie, unter den socialen Einfluß getreten. Nur zeigt sich hier dieser Einfluß als ein anders gearteter; er führt nicht zum Abgrund der Unmöglichkeit, sondern zur Bergeshöhe einer glücklicheren Zukunft. Eigentlich ist jede lebenswahre, thatvolle Monarchie ihrer Natur und Wirkung nach social. Das lehrt insbesondere die Geschichte der Hohenzollernmonarchie. Die Großen dieses Herrschergeschlechtes, die im Kurhut, in der Königskrone und im Kaiserdiadem, sie alle haben bei auffallender Verschiedenheit im einzelnen doch darin eine unverkennbare Ähnlichkeit, daß sie über den Lorbeeren des Kriegsruhmes niemals die landesväterliche Fürsorge für alle Schichten des Volkes vergaßen. Die Werke innerer Kolonisation, die durchgreifenden Finanz- und Justizreformen, die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den Krongütern schon vor 1808, das sind weltgeschichtliche Thaten, welche die sociale Weisheit der Hohenzollern uns nicht minder glänzend als ihren Feldherrnruhm zeigen. Aber die ihrer Natur und Lebensaufgabe nach sociale Monarchie hat doch ihre verschiedenen Entwicklungsphasen und Erscheinungsformen gehabt. Die Socialmonarchie des 18. Jahrhunderts war patriarchalisch-absolutistisch. Man that seitens der Krone viel *fürs* Volk; aber nichts geschah *durch* das Volk. Bei den enghorizontischen und partikularistischen Zuständen wurden die polizeilichen Maßnahmen, welche tief in das persönliche und Erwerbsleben eingriffen, im ganzen genommen als eine Wohlthat empfunden. Um die einheimische Produktion zu heben wurde den Bürgern der Gebrauch ausländischer Erzeugnisse bei strengen Strafen verboten. Friedrich Wilhelm I. schickte seine Grenadiere in die Häuser, und mit inquisitorischer Genauigkeit wurden Nachforschungen angestellt, ob sich etwa französischer Kattun vorfände, welcher zu Gunsten der inländischen Leinenindustrie im Handel verboten war. In die Preisregulierung griff der Landesvater nicht minder streng ein als in die Kindererziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Gustav III. von Schweden ließ einem Wirte öffentlich hundert Stockschläge verabfolgen, weil er wider öffentliche Verordnung seinen Gästen Würste mit 30 Kreuzer berechnet, welche beim Wirt

nur 12 Kreuzer kosten durften.[1]) Der Landgraf von Hessen verordnete: Kein Bürger oder Bauersmann dürfe seinen Sohn von gemeinen Hantierungen ab zur Honoration erziehen, es sei denn, daß er Atteste beigebracht, welche die Befähigung des Zöglings zu höherer Geistesbildung nachwiesen. Fürwahr ein wohlthätiger Erlaß gegen das Heranwachsen des geistigen Proletariates! — Ein Extrem ruft nun immer das andre hervor. Der absolutistische Polizeistaat wurde abgelöst vom konstitutionellen Königtum und dem liberalen Rechtsstaat. Und in dieser Ära, deren Tendenz wieder in Frankreich im Julikönigtum hervortritt, gewahren wir wiederum das Vorwiegen der Form. Der nackte Konstitutionalismus, allerdings eine innerlich unwahre und äußerlich unwirkliche Mischung zweier Regierungsprincipien: „c'est le Gouvernement du mensonge, de la fraude, de la corruption". Wer will bestreiten, daß namentlich im Hinblick auf Frankreich mit seinen charakteristischen Zuständen dies Urteil Nikolaus I. zu hart sei? Die konstitutionelle Monarchie an sich ist eine Form; und man muß sagen, daß der Liberalismus keinen guten Gebrauch davon gemacht hat. Im Grunde genommen war und ist weder in Frankreich noch auch in Deutschland der Liberalismus gegen den Absolutismus. Man läßt ihn sich gefallen, ja man wünscht ihn, — wenn er nur in den Dienst der politischen und wirtschaftlichen Parteiinteressen tritt. Das liberale Kapitalisteninteresse bemächtigte sich des Staatszweckes. Man forderte die Freiheit im Erwerbsleben, natürlich die Freiheit, um von der wirtschaftlichen Übermacht einen ungehinderten, rücksichtslosen Gebrauch machen zu können; in dem Maß als man die Freiheit nach oben forderte, suchte man sie nach unten zu beschränken. Bezeichnend ist ja auch jetzt noch, daß der Liberalismus, wenn er von den Konsequenzen seiner eigenen Lehren sich von unten her bedroht fühlt, sofort zur Beschwörung der Umsturzbestrebungen die Hülfe des Polizeistaates anruft. Das konstitutionelle Königtum darf der Form nach nicht aufgehoben werden. Mit dem Anteil, den das Volk zu Anfang des 19. Jahrhunderts an seiner nationalen Befreiung genommen — zum ersten Male erschien an Stelle der alten Söldnerheere das Volk in Waffen —, bei der oben nachgewiesenen Abhängigkeit aller Berufskreise von diplomatischen Konflikten und industriellen Krisen muß man die beratende Teilnahme des Volkes an den veterländischen Geschicken mittelst der parlamentarischen Thätigkeit der Abgeordneten als mehr denn berechtigt bezeichnen. Das Verhängnisvolle lag und liegt zum Teil nur darin, daß ein Stand, der Stand der Besitzenden und Gebildeten, rücksichtslos seine eigenen kapitalistischen Interessen mit denen der Gesamtheit identificierte und sich dementsprechend die ganze Gesetzgebung hinsichtlich der Initiative und Exekutive dienstbar machte. Dieser liberale Rechtsstaat widerstreitet den innersten und wahren Intentionen des Konstitutionalismus. Die konstitutionelle Regierungsform darf eben nicht alles auf die Macht- und Rechtsfrage stellen; hierdurch wird nur ein innerer Krieg entfesselt; sondern muß auch die socialen Pflichten betonen und einen socialen Ausgleich durch positive Förderung der Gesamtinteressen des Volkes herbeiführen. Und diese zukunftsreiche Aufgabe kann nur die ausgeprägt sociale

[1]) Trost: Der Liberalismus und der Staatszweck.

Monarchie, vermittelst konstitutioneller Regierungsformen lösen. Die sociale Monarchie der Neuzeit geht, wenn man einen bestimmten und bewußten Anfang einer neuen Staatsmaxime nennen will, auf die kaiserliche Botschaft vom 17. Nov. 1881 zurück. Was diesem staatsmännischen Manifest epochebildende Bedeutung verleiht, ist der Bruch mit dem nackten Rechtsstaat und die Erklärung des socialen Pflichtenstaates. Das heißt: der Staat soll seine Aufgabe fernerhin nicht bloß darin erblicken, polizeilichen Rechtsschutz zu gewähren und die Umsturzelemente mit Repressivmaßnahmen äußerlich niederzuzwingen, sondern der Staat soll als christlicher ebensowohl die wirtschaftlichen Bedürfnisse *aller*, insonderheit der wirtschaftlich notleidenden Volksklassen fördern, wie auch die sittlichen Triebkräfte der Volksseele pflegen, um so durch wirtschaftliche Neuordnung und sittliche Neubelebung eine *Reform* herbeizuführen, welche die *Revolution* von innen heraus überwindet. Nicht das Parteiinteresse der Zahlenmajorität, sondern das wirtschaftlich-geistige Gemeinschaftsinteresse der ganzen Nation soll die Gesetzgebung beherrschen. Der liberale Parlamentarismus erschöpft seine Weisheit in dem polizeilichen Schutz des berechtigten Eigennutzes, das sociale Königtum unterzieht sich einer Kulturmission, indem es die berechtigten Wirtschafts- und Geistesinteressen des Volksganzen in positive Pflege nimmt. Es ist zu wünschen, daß die Krone und Regierung sich nicht durch das künstliche Wiederaufleben abgestorbener Manchestertheorien von dem durch die kaiserliche Botschaft eingeschlagenen Wege abdrängen läßt.

Nicht minder stark als auf die Obrigkeit hat sich der sociale Einfluß auch auf die sogenannten staatserhaltenden Parteien geltend gemacht. Und zwar kommt diese Einwirkung, namentlich bei den liberalen Parteien, viel augenfälliger zur Erscheinung. Die freisinnige und die nationalliberale Partei haben auf ihren Delegiertentagen im Spätsommer 1894 in Eisenach und Frankfurt a. M. der socialen Zeitrichtung starke Konzessionen gemacht; Konzessionen, die ihren Parteigrundsätzen und ihrer Parteigeschichte innerlich nicht entsprechen. Der Freisinn hat bisher seine traurige Bravour in der *negativen Kritik* gezeigt; für die Mitarbeit positiver Maßnahmen waren die fortschrittlichen Nörgeler nicht zu haben. Und der Nationalliberalismus, die Partei der Großindustriellen und Professoren, hat wohl viel Interesse für Kapitalismus und Aufklärung gehabt, hat doktrinär gegen Rom und praktisch für den Geldsack gekämpft, und dabei einen unheilvollen Mangel an Verständnis für die realen Bedürfnisse und Mächte im Volksleben bewiesen. Beide Parteien haben nun den Zeitforderungen insofern Rechnung getragen, als sie in ihren Programmen die Notwendigkeit anerkannt haben, die produktiven Mittelstände in ihrem Existenzkampfe zu unterstützen und die mißbräuchlichen Freiheiten im Erwerbsleben zu Gunsten einer größeren gewerblichen Ordnung einzudämmen. Ob durch diesen Frontwechsel die alten Parteien neues Leben gewinnen, bleibt abzuwarten. Die Nationalliberalen haben einen Parteigenossen aus ihrer Mitte gestoßen, weil er zu energisch Börsenreform und Schutz der Landwirtschaft forderte. Es scheint also die neue Liebe der Nationalliberalen für die gewerblichen Mittelstände sehr platonisch und zu wirklichen Opfern nicht allzu bereit und fähig zu sein. Was den mit dem Geiste der jüdischen Zersetzung innerlich verbundenen Freisinn angeht, so hat man das Gefühl,

daß es sich bei der Salbung der verrosteten Parteimaschine mit dem unvermeidlichen Tropfen socialen Öles mehr um eine widerwillige Konzession als um den begeisterten Ausdruck der Principientreue handelt. Die sonst so furchtlosen, selbst vor Königsthronen unbeugsamen, bürgerstolzen Freisinnigen haben am Fuße der Wartburg eben mehr der Not als dem eigenen Trieb gehorcht.

Centrum und Konservative hatten auch früher schon ein nicht geringes Interesse für sociale Aufgaben bethätigt. Indes auch hier hat die neue Zeit ihre Forderungen geltend gemacht; eine *Steigerung* der schon früher vorhandenen socialen Bestrebungen ist unverkennbar. Das Centrum hat zwar die Kulturkampfwaffen nicht aus der Hand gelegt, indes tritt die konfessionelle Polemik hinter dem socialen Reformeifer zurück. Klarer indes als das Centrum haben die Deutsch-Konservativen in ihrem neuen Programm die sociale Tendenz zum Ausdruck gebracht. Während in früheren Jahrzehnten der Vorwurf nicht ganz unbegründet war, daß die konservative Partei zu gouvernemental und ministeriell sei und einseitig die agrarischen Interessen vertrete und mit der Güte der Theorie den Mangel schöpferischer Aktion verbinde, so darf man jetzt mit gutem Grunde die den Zeitumständen angepaßte deutsch-konservative Partei eine Volks- und sociale Reformpartei nennen; wenigstens muß sie sich immer mehr hierzu entwickeln, wenn anders sie die Führung im Parlament und den Einfluß im Volk nicht völlig einbüßen will.

Während alle alten Parteien in geringerem oder weiterem Umfang die socialen Zeitforderungen in ihr Programm organisch oder mosaikartig eingefügt haben, sind auf dem Boden der neuen Zeit auch neue Parteibildungen entstanden. Es seien hier genannt die antisemitische deutschsociale Reformpartei und die christlich-sociale Partei. Die Antisemiten wollen vor allem dadurch dem produktiven Mittelstande dienen, daß sie die wirtschaftliche Übermacht und den geistigen Übermut des modernen Judentums auf dem Wege staatlicher und volkswirtschaftlicher Gesetze beschränken. Im einzelnen berühren sich die praktischen Forderungen des deutsch-socialen Programms vielfach mit den wirtschaftlichen und gewerblichen Bestrebungen der Deutsch-Konservativen. Was die Weltanschauung dieser Partei angeht, so ist sie keine einheitliche, in der religiösen und staatsrechtlichen Auffassung sind die verschiedensten Standpunkte vertreten: positives Christentum und Atheismus, monarchische Überzeugung und demokratische Neigung gehen nebeneinander. In diesem Mangel an Einheit in der religiösen und politischen Weltanschauung liegt eine offenbare Schwäche dieser Partei. Im Gegensatz hierzu hat die vom Hofprediger Stöcker im Jahre 1876 begründete *christlich-sociale* Partei eine einheitliche Grundüberzeugung; sie steht auf dem Boden des Christentums und vertritt in populärer Weise die konservativen Anschauungen, aber natürlich nicht im Sinne des unabänderlichen Festhaltens am Alten, sondern des reformatorischen Weiterbauens auf dem überkommenen politischen Bau. Als eine parlamentarische Wahlpartei sind die Christlich-Socialen nur in vereinzelten Fällen aufgetreten. Bisher haben sie vielmehr ihre Bedeutung und Verdienste darin gehabt, daß sie Kampfesfreudigkeit und Agitationseifer für die Anerkennung der socialen Grundauffassungen bewiesen haben. In diesem Sinne hat die christlich-

ſociale Partei befruchtend auf die konſervative und bahnbrechend für die antiſemitiſche Partei gewirkt. Jahre vor dem Erſcheinen der Kaiſerlichen Botſchaft hat das chriſtlich-ſociale Programm die von jener ſocialen magna charta ausgeſprochenen Anſchauungen verkündigt. Die Kaiſerliche Botſchaft hat im großen Stil die Wahrheit der chriſtlich-ſocialen Anſchauungen beſtätigt; im einzelnen hat die Geſetzgebung der 80er Jahre die Hauptforderungen der chriſtlich-ſocialen Partei erfüllt.[1]) Aufgabe dieſer Partei

---

[1]) **Programm der chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei.**

Allgemeine Grundſätze.

I. Die chriſtlich-ſociale Arbeiterpartei ſteht auf dem Boden des chriſtlichen Glaubens und der Liebe zu König und Vaterland.
II. Sie verwirft die gegenwärtige Socialdemokratie als unpraktiſch, unchriſtlich und unpatriotiſch.
III. Sie erſtrebt eine friedliche Organiſation der Arbeiter, um in Gemeinſchaft mit den anderen Faktoren des Staatslebens die notwendigen praktiſchen Reformen anzubahnen.
IV. Sie verfolgt als Ziel die Verringerung der Kluft zwiſchen reich und arm und die Herbeiführung einer größeren ökonomiſchen Sicherheit.

Einzelne Forderungen.

I. An die Staatshülfe.

A. Arbeiterorganiſation.

1. Herbeiführung obligatoriſcher, fachlich geſchiedener, aber durch das geſamte Reich hindurchgehender Fachgenoſſenſchaften, mit ihnen zuſammenhängend Regelung des Lehrlingsweſens.
2. Einſetzung obligatoriſcher Schiedsgerichte.
3. Errichtung von obligatoriſchen Witwen- und Waiſen-, ſowie Invaliden- und Altersverſorgungs-Rentenkaſſen.
4. Autoriſation der Fachgenoſſenſchaften zur Vertretung der Intereſſen und Rechte der Arbeiter ihren Arbeitgebern gegenüber.
5. Verpflichtung der Fachgenoſſenſchaften zur Haftung für die von den Arbeitern etwa zu übernehmenden kontraktlichen Verbindlichkeiten.
6. Staatliche Kontrolle des fachgenoſſenſchaftlichen Kaſſenweſens.

B. Arbeiterſchutz.

1. Verbot der Sonntagsarbeit. Abſchaffung der Arbeit von Kindern und verheirateten Frauen in Fabriken.
2. Normalarbeitstag, modifiziert nach Fachgenoſſenſchaft.
3. Energiſche Anſtrebung der Internationalität dieſer Arbeiterſchutzgeſetze; bis zur Erreichung dieſes Zieles ausreichender Schutz der nationalen Arbeit.
4. Schutz der Arbeiterbevölkerung gegen geſundheitswidrige Zuſtände in den Arbeitslokalen und Wohnungen.
5. Wiederherſtellung der Wuchergeſetze.

C. Staatsbetrieb.

1. Arbeiterfreundlicher Betrieb des vorhandenen Staats- und Kommunaleigentums und Ausdehnung desſelben, ſoweit es ökonomiſch ratſam und techniſch zuläſſig iſt.

D. Beſteuerung.

1. Progreſſive Einkommenſteuer als ausgleichendes Gegengewicht gegen beſtehende oder zu ſchaffende indirekte Beſteuerung.
2. Progreſſive Erbſchaftsſteuer bei größerem Vermögen und entfernteren Verwandtſchaftsgraden.
3. Börſenſteuer.
4. Hohe Luxusſteuern.

wird es sein, ihre mehr allgemein gehaltenen und teilweise jetzt auch allgemein anerkannten Grundsätze in detaillierten Programmforderungen auszuprägen. Zu diesem Zweck ist eine Revision des bisherigen Programms geplant, welches im Sinne des Programms der evangelischen Arbeitervereine erweitert und umgestaltet werden soll.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so stellt sich uns der sociale Einfluß im politischen Parteiwesen in der Thatsache einer nachdrucksvolleren Betonung der wirtschaftlichen Interessen, insonderheit der erwerbsthätigen Mittel- und Arbeiterklasse, dar, und in dem Bestreben, die legislatorische Thätigkeit in den Dienst dieser Stände zu stellen. Das ist offenbar ein Fortschritt gegenüber der doktrinären und kapitalistischen Ära des Liberalismus. Indes liegt doch auch in den neuen Parteibestrebungen, ganz abgesehen von der Socialdemokratie, eine nicht geringe Gefahr. Sie zeigt sich in dem einseitigen Betonen der Wirtschaftsinteressen. Wenn die Bauern, die Handwerker, die Grundherren, die Großindustriellen, die Proletarier ihre Sonderinteressen zur ausschließlichen Grundlage der Parteiorganisation machen, so leidet das Staatsinteresse und die Volkswohlfahrt. Das Mittelalter ging an den Fehden der einzelnen Stände zu Grunde; die staatliche Einheit der Neuzeit wird durch einen rücksichtslosen Wirtschaftskrieg unter den verschiedenen Berufsständen im tiefsten erschüttert. Wie nun beim Menschen der unheilvolle Widerspruch der sich bekämpfenden Begierden durch die christlich geklärte und sittlich gefestigte Vernunft bezwungen wird, so muß in einem Volkskörper der Staatswille den Interessenstreit schlichten. Dieser Staatswille aber muß auch christlich veredelt und einheitlich und stark sein. Und diese Voraussetzungen finden in der socialen Monarchie auf christlicher Grundlage ihre Verwirklichung. In diesem Sinne behaupten wir, die socialen Triebkräfte der neuen Zeit können nur eine segensvolle Wirkung entfalten, wenn sie ihren Hauptträger in der konstitutionellen Monarchie finden und diese die Richtlinie ihrer Thätigkeit dem Lebensgeist des socialen Christentums entsprechend gestaltet.

II. An die Geistlichkeit.

Die liebevolle und thätige Teilnahme an allen Bestrebungen, welche auf eine Erhöhung des leiblichen und geistigen Wohles, sowie auf die sittlich-religiöse Hebung des gesamten Volkes gerichtet sind.

III. An die besitzenden Klassen.

Ein bereitwilliges Entgegenkommen gegen die berechtigten Forderungen der Nichtbesitzenden, speciell durch Einwirkung auf die Gesetzgebung, durch thunlichste Erhöhung der Löhne und Abkürzung der Arbeitszeit.

IV. Von der Selbsthülfe.

A. Freudige Unterstützung der fachgenossenschaftlichen Organisation als eines Ersatzes dessen, was in den Zünften gut und brauchbar war.

B. Hochhaltung der persönlichen und Berufsehre, Verbannung aller Roheit aus den Vergnügungen und Pflege des Familienlebens in christlichem Geiste.

IX. Der Einfluß der Presse.

Von H. v. Petersdorff in Marburg.

Neben der Industrie hat zweifellos die Presse in den letzten Jahrzehnten die größten Umgestaltungen erfahren. Maschine und Zeitung beherrschen, jede an ihrem Teil, unser öffentliches Leben. Dort walten die Kräfte der Natur, hier sollen es geistige Mächte sein, die regieren.

Wie die Entwicklung der Technik die sociale Frage brennender denn je gemacht hat, so gewinnt mit der Ausbildung des Zeitungswesens das sittliche und geistige Leben der Nation ein verändertes Aussehen. Wie mit der Sphinx der socialen Frage, so hat sich auch mit dem Wunderkinde, genannt Tagespresse, und seiner Erziehung mancher tüchtige Kopf abgegeben. Zuerst war es der Demokrat Robert Prutz, nebenbei ein vortrefflicher Lyriker, der eine umfassende Darstellung der Presse und ihrer Entwicklung zu geben versuchte. Das Werk blieb unvollendet liegen, wohl zum Teil, weil die kurzsichtige damalige preußische Regierung den ihr mißliebigen Mann in kleinlicher Weise chikanierte. In den sechziger Jahren ging abermals ein Demokrat, der Leipziger Professor Wuttke, ein „giftiger kleiner Molch", wie ihn Treitschke nennt, daran, ein Werk über die Presse zu schreiben. Es hat drei Auflagen erlebt und ist das bedeutendste und erschöpfendste geblieben, das wir über diesen Gegenstand besitzen. Daneben sind aber zahlreiche ergänzende Arbeiten von zum Teil hohem Werte entstanden. Zu den besten gehören die Aufsätze des Antisemiten Otto Glagau, der selbst ein glänzendes journalistisches Talent war. Außer ihm hat der bekannte Franz Mehring in seinen Schriften „Der Wert der Berliner Presse" (unter dem Pseudonym Achajus) und „Kapital und Presse" vorzügliches Material zur Beurteilung des Preßwesens geliefert. Auch von katholischer Seite ist das Gebiet stark angebaut worden, so von Molitor, Lukas, Woerl. Konservative Männer haben sich selten oder nie mit diesem Thema eingehender befaßt. Die Griesemannsche Broschüre, vor der offiziösen Thätigkeit dieses Tagesschriftstellers anonym unter dem Titel: „Die konservative Presse" erschienen, und Stöckers berühmte Rede „Die schlechte Presse" sind vereinzelte Versuche, dieser Frage systematisch zu Leibe zu gehen.

Aber gelegentlich wird das moderne Zeitungswesen oft genug behandelt. Dem großen Socialpolitiker Riehl verdanken wir eine Reihe geistreicher Bemerkungen über unsere Litteraten. Der Philosoph Paul de Lagarde — in seiner Berufsstellung Orientalist — liebte es in seinen deutschen Schriften dann und wann grelle Streiflichter auf die Zeitungen

zu werfen. Bekannt sind manche Aussprüche Bismarcks über Zeitungen und Zeitungsschreiber. Ferdinand Lassalle hat die Presse in einer Rede und in seinem Pamphlet gegen Julian Schmidt beleuchtet. Lothar Bucher, Bismarcks treuer Gehülfe, einst auch Demokrat, widmete ihr in seinem Buche über den Parlamentarismus ein gehaltvolles Kapitel. Vor einiger Zeit hat sich auch Zola über den Wert der Zeitungen vernehmen lassen; und so ließe sich gewiß noch manche interessante Stimme über diesen Gegenstand anführen.

Alle die genannten Männer sind nicht gut auf die Zeitungen zu sprechen. Wuttke nimmt eine „ungeheure Entsittlichung" in der deutschen periodischen Presse wahr und schließt daraus, daß das deutsche Volk sich in einer niedergehenden Bewegung befände. Glagau sagt: „Unsere Zeitungen werden nicht sowohl für als gegen das Publikum geschrieben, das sie nicht warnen, nicht schützen, das sie vielmehr täuschen und plündern helfen." Lassalle nannte die Presse ein Stück moderner Verstimpelung. Verzweifelt ruft Lagarde aus: „Deutschland ersäuft nachgerade in den ebbelosen Wogen des Holzpapiers." Und Franz Mehring schließt die Schrift, in der er den Einfluß des Kapitals auf die Presse schildert und einige Vertreter desselben moralisch mit Peitschenhieben züchtigt, mit den Worten: „Und nun, da ich mir die Meute abgeschüttelt habe, empfinde ich gar kein Gefühl der Befriedigung, sondern nur des Ekels und einzig mit dem Stoßseufzer Pfui Teufel! hänge ich die Peitsche wieder an den Nagel." Dabei hat er noch nicht die schlimmsten Auswüchse beleuchtet; denn er gesteht selbst: „Die Verheerungen des Kapitalismus in der Presse sind da, wo er sich einmal eingenistet hat, intensiv ungleich größer als aus der vorliegenden Schrift hervorgeht."

So urteilen zumeist Demokraten. Wir Konservativen können uns ihnen nur anschließen. Das Zeitungswesen in seiner gegenwärtigen Gestalt ist ein wahrer Jammer. Spiegelt sich hierin der deutsche Volksgeist — und die landläufige Vorstellung ist es ja, daß die Zeitungen die öffentliche Meinung wiedergeben —, ist eine Nation nach der geistigen und sittlichen Nahrung zu beurteilen, die sie in sich aufnimmt und die ihr ein großer Teil des Volkes vorzusetzen wagt: dann ist es in der That schlimm um Germanien bestellt.

Wie war es denn früher? Die Zeitungen unserer Väter gewähren ein Bild friedlicher Unschuld. Das Format schon kam kaum über Großquart hinaus. Viel war es, wenn sie täglich erschienen. In Berlin waren vor fünfzig Jahren die Vossische und Spenersche Zeitung die Hauptblätter. Tante Voß ist ja noch jetzt das Hauptorgan der Berliner, während Onkel Spener sich längst zur Ruhe gebettet hat (1875). Erst in zweiter Linie kam die Preußische Staatszeitung, 1819 von dem patriotischen Staatsrat F. A. v. Staegemann gegründet, seit 1843 unter dem Namen Allg. preußische Zeitung erscheinend, aus der sich der jetzige Reichs- und Staatsanzeiger entwickelt hat. Unter den Blättern der Provinz spielte besonders die Schlesische Zeitung eine Rolle. In Sachsen war die Leipziger Zeitung von hohem Alter und gutem Ruf, der der Name „Kindermuhme" nicht viel schadete. In Süddeutschland wirkte seit 1785 der Schwäbische Merkur, von der wackeren Familie der Elben begründet, seit

1798 alle anderen deutschen Blätter bald an Ansehen überflügelnd die Augsburger „Allgemeine Zeitung", das einzige deutsche Blatt, von dem man behaupten kann, daß es eine Zeit lang allgemeine deutsche Zeitung war, bis die „Rheinische Zeitung" ihr Konkurrenz machte.

In den zwanziger und dreißiger Jahren ist der Leitartikel eine Seltenheit in der Journalistik, bis es im vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts anders wird. Verschwindend klein ist der Anzeigenteil. Der Nachrichtendienst ist von großer Langsamkeit. Einige Tage vergehen mindestens, ehe den Lesern Mitteilung von einer Begebenheit gemacht wird. Die Berichte sind gewöhnlich streng sachlich gehalten. Vor dem Inland wird nach alter deutscher Art das Ausland ganz besonders berücksichtigt. Mit Vorliebe halten sich die größeren Zeitungen Korrespondenten in Paris. Die Reklame steckt noch in den ersten Anfängen; und von dem gewerbsmäßigen Tamtam für litterarische, musikalische und theatralische Leistungen findet sich kaum eine Spur, zu geschweigen von Börsenspekulationen. Hin und wieder las man mit Freuden und Interesse einen wissenschaftlichen Artikel, den ein tüchtiger Gelehrter in einem der bedeutenderen Blätter geschrieben hatte, oder eine Ode, die zu Königsgeburtstag erschien. Früh zeichnete sich die Vossische Zeitung durch ihre sachlichen Aufsätze über Kunst und Wissenschaft aus, deren Inhalt weit über den Bildungsstandpunkt der großen Menge ihrer Leser hinausgehet. Im allgemeinen ist harmlose Gemütlichkeit der Charakter unserer vormärzlichen Presse. Welche idyllischen Zustände werden beleuchtet, als in den zwanziger Jahren die Schlesische Zeitung einem aufkommenden Konkurrenzblatt damit drohte, daß sie wieder wie vor Zeiten Leitartikel bringen würde, und jenes Konkurrenzblatt es darauf vorzog, sein Erscheinen einzustellen! Und wie ideal waren die Verhältnisse früher, wenn die in Halle erscheinende Allgemeine Litteraturzeitung im Anfange dieses Jahrhunderts eine Generalnorm für ihre Mitarbeiter aufstellen konnte, in der es hieß:

„Kein Gelehrter, der an der Allg. Litteraturzeitung arbeitet, darf seine eigenen Schriften oder die Schriften seiner Kollegen oder sonst anderer Verfasser, mit denen er in naher Verbindung steht, die ihn für oder wider den Verfasser zur Parteilichkeit verleiten oder ihm wenigstens den Schein davon geben könnten, in diesem Journale beurteilen. Wenn nun dennoch die Herausgeber, weil ihnen dergl. Umstände unbekannt waren, ein solches Buch einem der Herren Mitarbeiter vorschlagen sollten, so verpflichtet sich derselbe, die Rezension abzulehnen. Dies ist auch der Fall, wenn sich der Rezensent einer Animosität gegen den Verfasser bewußt wäre, weil dieser Schriften von ihm oder einem seiner Freunde zu seiner Unzufriedenheit rezensiert hätte."

Wollte man heute Ähnliches von einem Fachblatte oder gar einer Tageszeitung verlangen, wollte man der heutigen Presse auch nur im geringsten Unparteilichkeit in Börsen-, Theater-, Kunst- oder litterarischen Sachen zumuten, man würde einfach ausgelacht werden.

Es ist anders geworden. Mit der Entwicklung des öffentlichen Lebens und der Technik haben sich auch die Zeitungen gewaltig entwickelt. Jetzt werden wir mit Blitzesschnelle bedient, und selbst die kleinsten Lokalblättchen sind in der Lage, wenigstens am anderen Tage das zu bringen,

was die großen Zeitungen, die bei den Telegraphenbureaus abonnieren können, am selben Tage liefern. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts unserer Zeitungen ist ungeheuer. Selbst ein Kreisblättchen hält es jetzt beinahe für unter seiner Würde, wenn es nicht zwei oder drei besondere Beilagen giebt. Jedes mittlere Blatt hält sich schon einen Börsenreporter. Die Zeitungen haben bei vielen Leuten so ziemlich alle andere Lektüre verdrängt. Alle möglichen geistigen Bedürfnisse sucht die Presse zu befriedigen, nicht nur Politik und Lokalereignisse berücksichtigt sie; außer dem Roman, dessen Fehlen eine Zeitung bei jeder Hausfrau unmöglich machen würde, suchen alle Blätter etwas darin, belehrende Aufsätze über Hygiene, Haushalt, Landwirtschaft u. s. w. zu bringen. Anmutige Plaudereien müssen mit tiefsinnigen gelehrten Abhandlungen geschichtlichen, geographischen, naturwissenschaftlichen, juristischen oder sonstigen Charakters abwechseln; und was wird nicht sonst noch alles ersonnen, um den Inhalt einer Zeitung möglichst reichhaltig zu gestalten! Der moderne Philister ist auf diese Errungenschaften stolz. Er erblickt darin gewaltige Kulturfortschritte, und seine Lippen fließen über von begeistertem Lobe auf die aufgeklärte und hochgebildete Gegenwart. Als Krone des Ganzen aber fühlt er sich selbst, den unfehlbaren, in allen Sätteln gerechten, scharfsinnigen Politiker, Kritikus und Geschäftsmann, aus dem freilich in jedem Satz, der dem Gehege seiner Zähne entflieht, — sein Leiborgan spricht.

Der neue Abschnitt in der Geschichte des Zeitungswesens begann in Deutschland mit dem Gären der öffentlichen Meinung in den vierziger Jahren, und als den Markstein darf man füglich das Jahr 1848 bezeichnen. Drei große politische Zeitungen, die noch heute bestehen, traten im selben Jahre ins Leben: „Die Neue Preußische", gewöhnlich wegen der Abbildung des Eisernen Kreuzes am Kopfe „Kreuzzeitung" genannt, die „Nationalzeitung" und die „Volkszeitung," die diesen Namen allerdings erst einige Jahre später annahm. Im genannten Jahre entstand auch ein berühmtes Witzblatt, der Kladderadatsch. Schlesische Juden waren die Gründer, der Name, den man für das Blatt wählte, war der Spitzname einer Leipziger Bordellwirtin, was allerdings der Kladderadatsch später nicht hat Wort haben wollen. Schon 1841 waren die Grenzboten gegründet, 1853 trat die Gartenlaube ins Leben.

Mit der Kreuzzeitung trat das charaktervollste Blatt auf den Plan, das Deutschland je besessen hat. Sie wurde begründet, um die christlichen, monarchischen und preußischen Traditionen hochzuhalten und zu schützen, als das Königtum und mit ihm alle andere Autorität sowie das Preußentum von den Sturmwellen der Revolution bedroht wurden und alles, was fest war, ins Wanken kam. In den bald fünf Jahrzehnten ihres Bestehens hat sie diese Grundsätze mit einer Kühnheit und einer Wucht vertreten, wie kein zweites Blatt. Allerdings ist sie mehr ein Organ der östlichen Provinzen des Königreiches geblieben, weil sie sich ursprünglich auf jene Gebiete stützte; und daraus erklären sich mancherlei Eigentümlichkeiten des Blattes. Doch hat sie sich in der letzten Zeit bemüht, vom allgemeinen deutschen Gesichtspunkte aus zu schreiben, und hervorragende Publizisten, die an ihr arbeiten, kehren diesen Standpunkt mit Schwung hervor. Die Kreuzzeitung mag hier und da gefehlt haben. Sie

mag hin und wieder in der Hitze des Kampfes zu viel und zu scharfe Polemik geführt haben. Sie hat auch schwächere Zeiten gehabt. Noch gegenwärtig schadet sie sich zweifellos durch das unverhältnismäßige Vordrängen der Kirchenpolitik zur Sommerszeit, wenn die Hauptredakteure auf Reisen sind. Es wäre an der Zeit, daß diejenigen Kräfte, die eine unüberwindliche und ausschließliche Leidenschaft für diesen Zweig der Politik besitzen, etwas beiseite geschoben würden. Anstatt dessen sollte der unterhaltende Teil mehr berücksichtigt werden. In diesem Punkte wurde der Kreuzzeitung seinerzeit das eingegangene Deutsche Tageblatt geradezu gefährlich. Was man aber auch im einzelnen sagen mag, die Geschichte der Kreuzzeitung ist ein Lichtpunkt in der sonst so dunklen Geschichte unseres Zeitungswesens. Grundsatztreu und mutig hat dies Organ stets Politik im großen Stile getrieben. Sie ist immer unabhängig gewesen, hat sich niemals mit Klatsch abgegeben. In ihren Spalten wird man nie marktschreierische und unsittliche Anzeigen finden. Der Börsen- und Handelsteil ist allezeit frei von Spekulationsmanövern geblieben, was sonst kaum eine große Zeitung von sich sagen kann. Sie pflegt ausgezeichnete Quellen zu haben. Keine Zeitung kann sich rühmen, in gleichem Maße von politisch bedeutenden Personen als Sprachrohr benutzt worden zu sein. Alles in allem genommen ist die Vergangenheit der Kreuzzeitung ein schönes Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Möchte die Zeitung es verstehen, noch mehr wie bisher west- und süddeutsche Leser zu gewinnen, damit wir wieder eine Zeitung bekommen, die allgemein in Deutschland gelesen wird, wie es früher mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung der Fall war.

Anders als mit der Kreuzzeitung ist es mit der Vergangenheit der Nationalzeitung bestellt. Dies Blatt hat, von seiner ersten Zeit abgesehen, im wesentlichen nur eine Richtschnur gekannt, nämlich das Geschäft. Seit der Gründung der nationalliberalen Partei gilt es als deren Hauptorgan. Das ist aber eitel Humbug. Es steht ganz überwiegend im Dienste der Börse und zwar war insbesondere in neuerer Zeit das Haus Bleichröder der Fetisch dieses vornehmlich von Juden oder Judensprossen geleiteten und Juden gehörenden Blattes. Die Börsenmanöver haben sich in ihm bis in den unterhaltenden Teil erstreckt. Eine bestimmte politische Richtung kann dies Blatt schon darum nicht verfolgen, weil es Redakteure von der verschiedensten Parteifärbung anstellt. „In der Brust der Nationalzeitung," so sagte ein gewiegter Kenner des Berliner Preßwesens, Franz Mehring (Achajus) 1893, „wohnen nicht etwa zwei sondern mindestens sechs Seelen, und wenn es zu den Wahlen geht, stimmen von ihren elf Redakteuren zwei für das Kartell, drei für besondere nationalliberale Kandidaten, vier für die Freisinnigen, einer — ein ganz fürchterlicher Mensch! — für die Socialdemokraten und einer enthält sich der Abstimmung." Und doch gilt dies Organ der Kommerzienräte zugleich als ein Organ der Professorenschaft Deutschlands, mehr noch wie die Münchener Allgemeine Zeitung. Die Professorenschaft ahnt gar nicht, welche Truggespinste um sie gewoben werden, die ihr Religion und Vaterland, Individuum und Gesellschaft im trüben Schleier einer nur egoistischen Zwecken lebenden Kapitalistenklasse zeigen. Freilich hat die Nationalzeitung einen gewandten Feuilletonredak-

teur, der es, nebenbei gesagt, meisterhaft versteht, nationale Regungen zu begeifern; und hin und wieder schreibt ein deutscher Brot suchender Poet — Gott sei's geklagt — wirklich gute Sachen in den Spalten dieses Blattes. Darum muß die Nationalzeitung gehalten werden! wenn auch der Blick für das wahre Volksleben zum Henker geht. Gott sei Dank, daß es auch eine stattliche Zahl unter den Professoren giebt, die lieber die etwas langweilig gewordene Münchener Allgemeine Zeitung oder, ohne immer mit ihr übereinzustimmen, die Kreuzzeitung halten, weil dies wenigstens ein „nobles" Blatt ist.

Der Nationalzeitung ähnelt, um dies Blatt hier gleich abzuthun, sehr die Kölnische Zeitung, die Erbin der 1843 eingegangenen „Rheinischen Zeitung", nur ist sie eine Schattierung besser als das Wolff-Salomon-Bleichröder-Köbnersche Organ, weil sie nicht so verjudet ist. Die K. Z. verrät wenigstens noch zuweilen nationalen Schwung, weil sie deutsch zu empfinden vermag. Technisch ist die Kölnische Zeitung vielleicht das vollendetste Blatt, das Deutschland besitzt, mit einem Apparate von Mitarbeitern ausgestattet, wie wenige, aber politisch grundsatzlos bis ins Mark, sich erwärmend für Geldinteressen, und von einem bornierten Standpunkt in den Dingen, welche das Volkswohl betreffen, der geradezu zum Himmel schreit. In ihrer Wirkung ist die Kölnische Zeitung unheilvoller als die Nat.-Ztg., weil noch mehr verbreitet, und weil sie im Westen unter der evangelischen Bevölkerung kein genügendes Gegengewicht hat, wie etwa die Nationalzeitung in der Kreuzzeitung.

Das dritte bedeutende Blatt, das sich aus den Märztagen bis in unsere Zeit herübergerettet hat, die Volkszeitung, ist eins der wenigen Blätter, die im allgemeinen Grundsätze vertreten haben. Sie ist stets konsequent demokratisch gewesen. Aber wie ein Jude der Gründer war, so hat sie auch stets den Interessen der Juden gedient. An Pietätlosigkeit gegen das, was dem Deutschen heilig ist, hat sie das Unglaubliche geleistet. An ihr hat mancher begabte Tagesschriftsteller mitgearbeitet, so noch vor kurzem Franz Mehring und Maximilian Harden. Jetzt beginnt dies Blatt, das in den sechziger Jahren eine große politische Rolle gespielt hat, unter der Ägide des Besitzers Emil Cohn, Erbherrn auf Neuendorf, mehr und mehr rein kapitalistische Bahnen zu wandeln.

So sind diese drei im stürmischen Jahre 1848 begründeten Blätter, Kreuzzeitung, Nationalzeitung und Volkszeitung, typisch für die Geschichte der Zeitungen in der neueren Geschichte. Die erste vertritt die kleine Gruppe der zielbewußten und noblen Blätter, das zweite ist das Geschäftsblatt sans phrase im großen Stil und das dritte ist ein Blatt, das einmal Grundsätze gehabt hat, aber vom Strom der Zeit mitgerissen worden ist.

Die neue Zeit brachte nun nicht alle ihre Segnungen auf einmal, indem sie sozusagen eine Pandorabüchse ausschüttete, vielmehr entwickelten sich die Dinge wie alles allmählich. Um 1848 beginnt für Deutschland zunächst eine Zeit, die man die der Journalistenpolitik nennen könnte. Sie dauert bis in die Mitte der sechziger Jahre, vielleicht auch bis zum Jahre 1870, obgleich da schon der gewaltige Mann von Stahl und Eisen seit einigen Jahren das Heft in Händen hatte. Man muß wissen, welch

eine Macht die Kreuzzeitung in den fünfziger Jahren in der Politik beſaß, welchen Einfluß die grünen Hefte, d. h. die Grenzboten Julian Schmidts und Freytags, die ſeit 1847 in Mannheim erſcheinende „Deutſche Zeitung" deren Leiter Gervinus war, und, wie ſchon angedeutet, die Volkszeitung eine Zeit lang ausübten, um die Berechtigung eines ſolchen Wortes zuzugeben. In gewiſſem Sinne kann man auch die Gartenlaube mit ihren nach Hunderttauſenden zählenden Abonnenten hierherrechnen. Freilich iſt dieſe Zeitſchrift immer ein Familienblatt geweſen; in ihr waltete aber ein „freidenkender" Geiſt, der viel Verwüſtungen angerichtet hat. Ein beachtenswertes politiſches Blatt war auch in den ſechziger Jahren die demokratiſche „Zukunft," von dem Juden Jakoby gegründet.

Es iſt in Deutſchland immer ſehr ſchwer geweſen, daß die Journaliſten als ſolche eine Rolle ſpielten. Die Klaſſe der Tagesſchriftſteller hat es bei uns nie zu beſonderem Anſehen gebracht. Es liegt dies zum großen Teil daran, weil unſere Gelehrten und Beamten eine Abneigung gegen die Preßthätigkeit haben, wie wir ſie in andern Ländern nicht finden. Zwar giebt es bei uns auch heute noch eine Anzahl von Publiziſten, die von Bedeutung ſind. Franz Mehring und Harden nannten wir ſchon. Eugen Richter vertritt den Freiſinn. Freiherr v. Hammerſtein und Baron v. Ungern-Sternberg ſind begabte Publiziſten, die an der Kreuzzeitung arbeiten. Sie alle würden einen ungleich größeren Namen beſitzen, wenn in Deutſchland nicht die leidige Sitte der Namenloſigkeit bei Zeitungsaufſätzen beſtände. Ein ganz genialer Publiziſt war Heinrich v. Treitſchke. Opportunitätsrückſichten veranlaßten vor einigen Jahren die Verdrängung dieſer eminenten Kraft aus den Preußiſchen Jahrbüchern. Noch früher war Julian Schmidt ein namhafter Publiziſt, wenn auch Laſſalle ein Gericht über ihn abhielt. Von den Mitarbeitern der Kreuzzeitung waren der bekannte Rundſchauer Ludw. v. Gerlach und der Geheime Rat Herm. Wagener hervorragend in ihrem Fache. Auf katholiſcher Seite iſt bei weitem am bedeutendſten Görres geweſen.

Bald nach der Julirevolution war eine Erfindung gemacht worden, die dem Zeitungsweſen einen ungeheuren Aufſchwung gab, das *Syſtem der lithographierten Korreſpondenzen*, in denen der individuellen Politik der einzelnen Redakteure ein arger Feind erſtand. Der Erfinder gehörte einem Stamme an, der ſich auf das Geſchäft verſteht. Er hieß Singer. Seit 1849 hat dieſes Syſtem dermaßen an Ausdehnung gewonnen, daß es ſeit einiger Zeit dem deutſchen Zeitungsweſen ſein Gepräge giebt. Juden haben dafür geſorgt, daß die Idee Früchte trug und mit der ihnen eigenen Betriebſamkeit monopoliſierten ſie dieſen Geſchäftszweig ſozuſagen für ſich. Wandten ſich doch die Juden von jeher mit Vorliebe dem Journaliſtenſtande zu. Riehl erklärt die jüdiſchen Schriftſteller für die echten Litteratenköpfe, in Holzſchnittmanier gezeichnet, die wahren Typen der modernen Litteratenwirtſchaft. Daß die Preſſe „verjuden" werde, verkündigte ſchon früh Karl Gutzkow, und der gewiß unverdächtige Wuttke ſagte bereits vor mehr als zwanzig Jahren: „Das Judentum iſt eine Macht in der Preſſe geworden, mit der gerechnet werden muß."

Die Korrespondenzen, die nach einiger Zeit nicht nur lithographiert, sondern auch gedruckt wurden, lieferten an viele Zeitungen zugleich alle möglichen Nachrichten, die sie von irgend einer guten Quelle bezogen. Der Bezugspreis war natürlich nicht niedrig, aber preiswert. Denn durch den Bezug einer solchen Korrespondenz wurde den Redakteuren ein Hauptteil ihrer Arbeit erspart, und sie konnten doch reichlich gefüllte Nummern bringen. So und so viele Leitartikel und Notizen erschienen auf diese Weise in Dutzenden, ja Hunderten von Blättern zugleich. Man hat solche Artikel „Waschzettel" genannt. Der deutsche Philister ahnt meist nichts davon, daß er das, was er in Buxtehude in wohlstilisierten Perioden von seinem Leiborgan zum Morgenimbiß vorgesetzt bekommt, vielleicht in Schilda und Sachsenhausen und Itzehoe und Blasewitz und Putzig, und wer weiß wo sonst noch, wörtlich ebenfalls im Moniteur des Städtchens lesen kann. Wäre ihm das bekannt, so würde wahrscheinlich der „höllische" Respekt, den er vor seinem Lokalredakteur hat, und der Glaube an die Unfehlbarkeit und Selbständigkeit seines Blattes etwas sinken.

Einen abermaligen Aufschwung nahm das Zeitungswesen, als die Telegraphenbureaus aufkamen. Wiederum führten Juden den Reigen an. Der erste war Dr. Wolff in Berlin, Besitzer der Bank-, Börsen- und Handelszeitung sowie der Nationalzeitung, dessen Bureau 1855 begründet wurde. Es ist noch immer das beherrschende geblieben. Jeder Zeitungsleser weiß, welche große Rolle die Telegramme in den Tagesblättern spielen. Eine größere Zeitung kann nicht bestehen, wenn sie nicht mindestens von einem dieser Bureaus die Telegramme bezieht, was allerdings in die Tausende kostet. Auf die lithographierten und gedruckten Korrespondenzen können die bedeutenderen Blätter dagegen meist verzichten, weil sie sich genügend Mitarbeiter zu halten vermögen, so daß sie selbständige Arbeiten bringen; gleichwohl sind auch größere, namentlich Centrumsblätter, sehr auf die Waschzettel angewiesen.

Korrespondenzen und Telegramme sind großenteils Quellen, die man mit Vorsicht benutzen muß. Die Korrespondenzen werden, auch wenn sie keinen offiziösen Ursprung haben, von vornherein meistens in irgend einem Sinne gefärbt, und nur der Kenner kann beurteilen, inwieweit sie Glauben verdienen. Mit den Telegrammen geht es ebenso, zumal das Judentum, das hier abermals ein Monopol für sich geschaffen hat, Meister in tendenciösen Gestalten der Nachrichten ist. Aber selbst wenn es sich um rein thatsächliche Mitteilungen, die kaum Parteizwecken dienen können, handelt, ist fast immer bei den Telegrammen Kritik anzuwenden, weil die lapidarische Kürze, abgesehen von Verstümmelungen, häufig genug zu Sinnentstellungen führt.

So setzt das verständnisvolle Lesen einer Zeitung einen recht urteilsfähigen Mann voraus, der Wahres von Falschem, Tendenz von Unparteilichkeit scharf zu sondern weiß. Wie die öffentliche Meinung irre geführt wird, dafür sind die verschiedenen Sensationsprozesse der letzten Jahrzehnte ein lehrreiches Beispiel. Wie schamlos wurde der Thatbestand im Prozeß Graef von der Presse verdunkelt! Welcher ungeheure Apparat wurde gerade von den Zeitungen jüdischer Observanz in Bewegung gesetzt, um Buschoff zu entlasten! Behielten doch vielleicht selbst die Richter in dem

Höllenspektakel, den die Tagespresse bei solchen Gelegenheiten vollführte, zuweilen nicht die Ruhe, die in ihrem Amte so erforderlich ist. Welche Leidenschaften aber werden nicht im Publikum durch die Behandlung der Dinge in der Presse aufgeregt! Welche Verwirrung wußte die Presse anzurichten, als vor zehn Jahren der Hofprediger Stöcker den bekannten Prozeß gegen einen Sitzredakteur führte! Verlor doch der Richter dabei dermaßen den Kopf, daß er fortgesetzt von dem Angeklagten Stöcker sprach. Hat doch die satanische Mache der Presse damals vermocht ein Bild vom Hofprediger Stöcker zu entwerfen, das ihn in weiten Kreisen des Deutschtums — von den Juden rede ich erst gar nicht — beinahe wie den Gottseibeiuns erscheinen läßt. Die politischen Kinder — und das ist die Mehrzahl der Deutschen — ahnen eben gar nicht, daß die moralische Entrüstung (F. Mehring sagt: „gichtische Zuckungen"), in der Eugen Richter, Stephany, Hermes, Cohn und Konsorten über den vermeintlichen Falscheid Stöckers machen, nichts weiter sind als „Flankendeckungen des verwerflichsten Wucherertums," um den in dieser Verbindung gebrauchten Ausdruck eines Mannes aus dem Gegenlager, wiederum Franz Mehrings, anzuführen. Nur ein sehr in die Mache Eingeweihter oder ein äußerst Urteilsfähiger kann sich in dem Hexensabbath, den die Presse bei solchen Gelegenheiten, mag es nun ein Prozeß oder eine Rede oder sonst ein Ereignis sein, bei dem irgend welche jüdischen oder kapitalistischen Interessen berührt werden, aufzuführen pflegt, den klaren Blick und das sichere Urteil bewahren.

Nun ist aber im Laufe der Jahre, großenteils in Anlehnung an das Korrespondenzwesen, eine besondere Gattung der Presse aufgekommen, nämlich die sogenannte offiziöse, unter der gewöhnlich die offiziöse Presse der Regierung verstanden wird, obwohl alle Parteien, insbesondere die freisinnige und die nationalliberale, Offiziöse besolden. Dieser Zweig des Zeitungswesens hat zwar schon früher bestanden und ist wohl so alt als das Zeitungswesen überhaupt. König Friedrich der Große selbst ist z. B. sein eigener Offiziosus gewesen und hat sich dabei als einen Publizisten ersten Ranges erwiesen. Ohne offiziöse Presse kann keine Regierung auskommen, und wenn Herr v. Caprivi zu Anfang auf diese Hülfe gänzlich verzichten wollte, so gereicht dies zwar seiner Ehrlichkeit zum Lobe, sonst aber verriet sich darin, daß der zweite Kanzler im neuen Reiche die Dinge dieser Welt nicht mit dem Blicke des Staatsmannes beurteilte. In Preußen hat der Minister v. Manteuffel im Anfang der 50er Jahre zuerst System in dies Gebiet gebracht. Ein Jude, Joel Jacobi, war einer der ersten namhaften Regierungsoffiziösen. Ein getaufter Jude, Oelsner, sollte anfangs die Leitung der offiziösen Presse übernehmen, lehnte aber ab, weil man ihm ein zu knickeriges Gehalt anbot. Darauf übernahm dies Geschäft ein Mann Namens Ryno Quehl. Das offiziöse Preßwesen hat bereits unter Manteuffel einige duftige Blüten gezeitigt. Vorausgesetzt wird bei einem Manne, der sich ganz dieser Thätigkeit widmet, gewöhnlich, daß er völlig ohne Überzeugung ist. Er muß schreiben, wie ihm befohlen wird. Begreiflicherweise geben sich dazu nicht immer die besten Elemente dauernd her. Während in den fünfziger Jahren die Sache sich indes noch anließ, begann unter dem Regimente Bismarcks das

goldene Zeitalter der Regierungsoffiziösen. Die Krippe, aus der diese Mietsgäule fraßen, war hauptsächlich der Welfenfonds. Graf Bismarck hatte zweifellos recht, wenn er die Ansicht vertrat, daß den Nörgelern und Wühlern, denen Deutschlands Größe ein Dorn im Auge ist, das Handwerk gelegt werden und daß diesen „Reptilien," wie er sie nannte, bis in ihre Höhlen nachgegangen werden müßte. Die Regierung mußte Waffen in die Hände bekommen, um diesen Wust von liberalen und ultramontanen Zeitungsschreibern in Schach zu halten und ihnen das Wasser abzugraben. Nur bedauerlich, daß der große Mann so viele fragwürdige Persönlichkeiten in seine Dienste nahm. Persönlichkeiten wie der Kommissionsrat Pindter von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, welche die Unbedeutendheit selbst sind, und deren Hauptkennzeichen eben nur jener erforderliche Mangel an politischer Überzeugung ist, gehörten noch zu den lichtvollsten Erscheinungen. Damit soll aber auch nicht bestritten werden, daß unter den achtbaren Offiziösen auch einige Talente waren. Wir rechnen dazu außer dem scharfen Kopf Max Duncker in neuerer Zeit Constantin Rößler, der manchmal allerdings als politischer Wunderdoktor und unnachahmlicher Sophist aufgetreten ist. Die große Masse der Regierungsoffiziösen aber ist ein hergelaufenes Gelichter gewesen, das Deutschlands politisches Leben vergiftet hat. Es mag sein, daß im Dienste der hohen Politik manchesmal die Klugheit des Fuchses angebracht ist, und in diesem Sinne vielleicht die Vexierpolitik, welche zum Sturze des Pariser Botschafters Grafen Harry Arnim führte — ich meine natürlich nicht die Prozesse —, zu rechtfertigen sein; mag es ein genialer Zug Bismarcks gewesen sein, daß er, ohne daß es jemand merkte, in der Reichsglocke ein Organ schuf, welches das Ventil des ingrimmigsten Antibismarcktums wurde und das eben diese Strömungen unmöglich machte, aber c'est le ton, qui fait la musique, und der ist bei der Masse der Offiziösen erbärmlich gewesen. So haben sich die Waffen der Regierung gegen sie selbst gekehrt und kaum jemals ist eine ironische Wendung der Tagespolitik zutreffender gewesen als die Bezeichnung dieser Offiziösen als Reptile. In der That, diese Gesellschaft, in der wieder Juden, namentlich aber Judensprossen die Hauptrollen übernahmen, verdiente mit diesem Sammelnamen belegt zu werden. Wuttke hat das offiziöse Preßbureau, wie es in den siebziger Jahren war, sehr witzig beschrieben:

„Der Äolusschlauch ist in Berlin. Die dort losgelassenen Winde blasen mit Macht über Deutschland und darüber hinaus. Wie Flocken eines Schneegestöbers fallen die Leitartikel, bis sie eine weiße Decke gebildet haben. Falsche Angaben schwirren durch die Luft, daß Satanas seine Lust daran haben kann. Ist eine Losung vorhanden, so wird von den Trabanten gleichzeitig eingesetzt und von vielen Seiten schallt mit einem Male das Nämliche und dieses wird hernach in verschiedenen Tonarten abgespielt. Sie biegen und drehen die Sachen, auf die es ankommt, bis sie geschmeidig werden, sie wenden sie so lange, bis das Licht nur auf gewisse Punkte fällt, der ganze übrige Körper im Dunkel bleibt. Da wird vorgegeben, geleugnet, zusammengelogen und gar stark in vaterländischer Entrüstung geschauspielert."

An der Spitze der Offiziösen stand um 1866 der Geschichtsschreiber

Max Duncker. Seine Thätigkeit schilderte ein Abgeordneter nicht übel: „Herr Duncker vermittelt die feineren Beziehungen mit der Presse; die gröbere Arbeit wird aus dem Ministerium des Innern durch Geheimrat Hahn oder aus dem Auswärtigen Amt durch Herrn Zittelmann besorgt. Jene beiden geben ihren barbezahlten Handwerkern einfach Aufträge, Herr Duncker seift seine Agenten ein mit der Honigseife der höheren Gesichtspunkte und dem Pinsel der patriotischen Phrase. In vertrauten Zuschriften werden die Redaktionen selbst par distance mit dem Federbart eingeseift, zu größeren Organen privatim freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Ausfälle gegen die Kreuzzeitungspartei sind erlaubt, ja stellenweise Pflicht; von Zeit zu Zeit muß sich der Ministerpräsident vor den Augen der Welt von der Kreuzzeitungspartei abheben, wie ein helles Bild von dunklem Grunde" u. s. w.

So war es in der Zeit zwischen 1866—1875. Die begriffsverwirrende Thätigkeit der Offiziösen hat sich später ins Ungemessene gesteigert. Kein Mensch wußte mehr, woran er war. Die Parteien wurden in der maßlosesten Weise gegeneinander verhetzt, ohne daß dadurch die Kraft der schlechten Parteien geschwächt wurde. Nur ehrliche Politiker, vor allem Konservative, man braucht nur an Stöcker zu denken, wurden auf die Dauer verbittert und verloren die Freudigkeit des Schaffens. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß der Fürst Bismarck, hätte er die demoralisierende Wirkung der Thätigkeit seiner Preßtrabanten in ihren Einzelheiten mehr verfolgen können, wäre er nicht selbst unfreiwillig etwas in den Dunstkreis dieser Geschöpfe gedrängt worden, dafür gesorgt hätte, daß es anders geworden wäre.

So erfordert die verständnisvolle Lektüre unserer Zeitungen ein Maß von Urteilskraft, das nur dem Kenner der Verhältnisse oder besonders scharfen Beobachtern gegeben ist. Da aber die Masse unseres Volkes aus politischen Kindern besteht, so begreift man, wenn sich die politische Welt in diesen Köpfen etwas verzerrt spiegelt.

Einen bedeutenden Schritt zur modernen Vollendung machte unser Zeitungswesen in den Gründerjahren. Damals schwollen unsere Tageszeitungen geradezu lawinenartig an und wie die Pilze schossen neue empor. Damals entstand, von dem „Kulturheros" Baruch Stroußberg gegründet, zu Berlin die „Post", eins der gesinnungslosesten Blätter, die es jemals gegeben hat. Sie hat es vortrefflich verstanden, unter der Flagge „auch konservativ" konservative Gimpel einzufangen. Sie gab sich eine Zeit lang den Anschein, als wäre sie antisemitisch und fing dadurch einen Hauptteil des Windes, der durch die antijüdische Bewegung entfacht wurde, in ihren Segeln auf, d. h. gewann in jener Zeit die Hauptzahl ihrer Besteller. Im lokalen Teil setzte sie dann diese antisemitische Politik fort, während sie im politischen nicht Anstand nahm an der Parole, Freisinnige anstatt Konservative zu wählen. Seit zehn Jahren hat sie gegen Stöcker und andere Führer der Berliner Bewegung Artikel gebracht, die an Giftgeschwollenheit und Unwahrheit ihresgleichen in den Annalen der Zeitgeschichte suchen. Wie ein haltloses Rohr schwankte sie in der Politik des neuen Kurses fassungslos und händeringend einher; und ab und zu hat dies edle Blatt es auch erlebt zu den elendesten Börsenmanövern ge-

braucht zu werden. Man vergleiche den „Krieg in Sicht", Artikel vom 8. April 1875 und den etwa zehn Jahre später erschienenn „Auf des Messers Schneide."[1])

Damals, in den Gründerjahren, wurde ferner von dem Schnapsfabrikanten Daubitz die „Staatsbürgerzeitung" ins Leben gerufen, eins der wenigen Blätter, die sich zu ihrem Vorteil entwickelt haben, wenngleich das Blatt seit einiger Zeit sehr an demagogischen Allüren leidet; es ist volkstümlich geschrieben und vertritt mutig die Interessen des Mittelstandes. Damals wurde der prachtvolle Bocher, geheißen Berliner „Börsenkourier", geboren. Damals erblickte auch das Berliner Tageblatt das Licht der Welt, eine Zeitung, die Deutschland geradezu zur Unehre gereicht. Es wird natürlich von Juden geleitet, wenn auch ein gesunkener Germane zeichnen mag. Die Juden Rudolf Mosse und Arthur Levysohn, früher ein preußischer Offiziosus in Wien, sind die Seele des Ganzen. Köstlich sagt Mehring vom Berliner Tageblatt: „Es besitzt kein Rückgrat, gleicht jenem schönen Berliner Weihnachtsmarktvogel, den die Jungen mit dem Rufe: „Vorne pickt er, hinten nickt er!" anpreisen . . . Aber hinten da nickt er! Und wie nickt er! Noch niemals ist der Loyalitätsfrack mit in tieferer Ehrfurcht ersterbender Devotion getragen worden als im lokalen Teile des Mosse-Levysohnschen Organs." Als Mehring dies schrieb (1889), machte das Blatt nämlich in Oppositionspolitik. Unter Caprivi änderten sich die Zeiten, und das Blatt konnte, ohne seinen angeblichen Grundsätzen untreu zu werden, eifrig auch vorn in Regierungspolitik machen. Aus jeder Spalte klingt aber für den Einsichtigen stets und ständig der eintönige, schrille Ruf: „Geschäft! und immer Geschäft! und nur Geschäft!" Lassalle ruft im Hinblick auf diese Presse aus:

„Daß man um schnöden Gewinstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergiftet und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenzt — es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann!"

Diese Börsenblätter, zu denen im weiteren Sinne auch die Nationalzeitung, die Kölnische, die Frankfurter, ja auch die Münchener Allgemeine Zeitung gehörten — die kleineren übergehen wir, obgleich sich gerade über sie manches sagen ließe —, hatten schöne Tage, als der Börsenschwindel anhob. Damals sind die Anzeigenpreise so hoch gewörden. An den Gründungsanpreisungen ließ sich so viel verdienen. Große Blätter haben in jener Zeit täglich mehr als 10 000 Mark an Anzeigengebühren eingestrichen, kleinere, denen die Anzeigen der Gründergesellschaften nicht zugingen, suchten wenigstens dadurch Nutzen zu erzielen, daß sie die Ankündigungen der Gründer aus den größeren abdruckten. Denn es stellte sich bald heraus, daß die großmütigen Gründer in Anerkennung der größeren Verbreitung, welche ihren Unternehmungen dadurch verschafft wurde, auch einiges Honorar dafür zahlten. Als nun die herrliche Gründerzeit zu Ende ging, da las man denn wohl zuweilen in den Ankündigungsschreiben die jedem ungeleckten Kanadier unverständlichen Worte: „Nachdruck wird nicht honoriert." Als zu jener Zeit in Berlin ein ganz ungenießbares Bier auf-

[1]) Die feige, hinterhaltige und unwahre Taktik des Blattes in der Angelegenheit Stumm und Wagner im Januar 1895 ist eine weitere Illustration zu der lieblichen Moral der „Post."

kam, das den wohlverdienten Namen Dividendenjauche empfing, da fand sich kaum eine Zeitung, die sich des geschädigten Publikums annahm. So abhängig war die Presse von der Börse. Mit einer Schamlosigkeit ohnegleichen stellten sich die Zeitungen, wenige ausgenommen, in den Dienst der Bankhäuser. In der Nationalzeitung war es der große „Schweiger" Dr. Julius Schweitzer, der jahrzehntelang die Börsenberichte machte. Er hat unzählige kleine Leute um ihr Geld bringen helfen. Seine Thätigkeit ist geradezu epochemachend gewesen, insofern er andern Raubrittern von der Feder zum Muster diente. Bitter war es freilich, daß in einem der Gerupften, Otto Glagau, ein Mann entstand, der diese schimpflichen Machenschaften aufdeckte. Wohl am keckſten hat es in dieser Beziehung das Blatt Löb Sonnemanns, die Frankfurter Zeitung, getrieben. Hier war es Franz Mehring, der den Schleier darüber lüftete, welche ungeheuren Pauschalquanta, d. h. Schweigegelder sich gewisse Redakteure von den Bankhäusern zahlen ließen.

Mit den Börsenanzeigen wuchsen die schwindlerischen und unsittlichen Anpreisungen. Die liberale Presse, die ja niemals blühendere Tage gesehen hat, als in der Zeit des Milliardensegens, machte sich nicht das geringste Gewissen daraus, diesem unmoralischen Treiben Vorschub zu leisten. Der Unfug wurde so groß, daß jener jämmerliche Franzose, der nach 1870 Deutschland bereiste, Tissot, in seinem Buche „das Milliardenland" hohnlächelnd darauf hinweisen konnte: „Will man die Sittlichkeit dieses Landes kennen lernen, so muß man die Anzeigen seiner Blätter studieren." Der Anzeigenteil der gelesensten liberalen Blätter wurde der Tummelplatz der Quacksalber, Pfuscher, Betrüger und vor allem die Börse zur Beförderung der Unzucht. Dank einer geschickten, vor keinem Mittel sich scheuenden Reklame, dank ihrer großen Geldkraft und dank ihrer mannigfachen Beziehungen zu den Korrespondenz- und Telegraphenbureaus, aber auch dank ihrer vorzüglichen, auf den Augenblick berechneten und für ihn passenden Schreibweise gewannen diese von Juden gegründeten, geleiteten und über Wasser gehaltenen Blätter, denen nichts heilig ist, in weiten Schichten des gutgesitteten und gutdenkenden deutschen Volkes Leser. Natürlich nisteten sie sich auch in den weniger sittlich gefestigten Kreisen der Halbgebildeten ein, zumal sie verhältnismäßig wenig kosteten. Mit Gier verschlangen diese Kreise die ihnen gebotene unsolide, aber prickelnde Kost. Die Zeitung wurde die Bibel des gemeinen Mannes, dasjenige geistige Element, aus dem er seine Hauptnahrung sog. In vielen, leider nur zu großen Schichten behaupten die schlechten Blätter von der Nationalzeitung bis zum Kleinen Journal deswegen einen so festen Platz, weil diese Organe es meisterhaft verstehen auf die niedrigsten Triebe der menschlichen Natur zu spekulieren, und, wie bekanntlich Goethe gesagt hat, das Niederträchtige ist stets das Mächtige. Ovid faßt dies in die Worte:

Nitimur in vetitum semper cupimusque negata.

In weiten Schichten, ja fast in der Mehrheit der Halbgebildeten ist dank der unsittlichen Presse der Sinn und das Gefühl für christliches, pietätvolles und moralisches Wesen erstorben. Um diese Klassen wieder zu gewinnen, müssen die Geistlichen und wer sonst an der Erneuerung der Volksseele ernsthaft und praktisch arbeiten will — ich meine natürlich

nicht die Schwärmer vom Schlage Egidys und von der Gesellschaft für ethische Kultur — geradezu mit Engelszungen predigen. Aber fast ebenso groß sind die Verwüstungen, die in den besseren Klassen durch die Lektüre der schlechten Presse angerichtet werden. Gott sei Dank giebt es noch Hunderttausende von deutschen Familien, die auf Zucht und Ehre halten, Gott, König und Vaterland lieben; aber was erlebt man an der Mehrzahl von ihnen? Sie unterstützen die vaterlands-, ehr- und sittenlose Presse. Vielleicht halten sie noch ein gutes Blatt daneben. Aber sie nehmen keinen Anstoß daran, daß der Börsenkourier, das Berliner Tageblatt, die Frankfurter Zeitung oder ein ähnliches Blatt auf dem Familientische liegt. Haben sie wohl schon acht darauf gegeben, welche unheilvollen Wirkungen das Lesen eines solchen Blattes auf das Kindergemüt ausübt? Dieselben Eltern, die ihren Kindern anstandslos die Morgenzeitung oder den Lokalanzeiger zum Lesen überlassen, sind oft von nicht zu sagender Prüdität. Ich kenne besorgte Mütter, die weinen würden, wenn ihre kaum erwachsene Tochter in Berlin am hellen Tage allein durch die Friedrichstraße gehen würde, oder wenn sie erführen, daß sie allein im Garten mit einem Herrn gegangen ist, Mütter, in deren Hause nie ein zweideutiges Wort gesprochen werden darf, die auf das sorgfältigste darauf achten, daß ihre Töchter stets in der decentesten Weise gekleidet sind, die Verwandtenbriefe, in denen von bevorstehenden Familienereignissen oder dergl. die Rede ist, ihren Kindern verheimlichen, die aber nichts dabei finden, daß das Backfischtöchterlein tagaus tagein die schmutzigsten Geschichten des Judenblatts liest, das zu Hause gehalten wird. Ich kenne einen vortrefflichen Vater, der mit Rücksicht auf seine Töchter bei einer ganz geringfügigen, die Hauswirtschaft berührenden, ihm anstößigen Angelegenheit in aller Ruhe den Verkehr mit einer Verwandten abzubrechen drohte. Derselbe Vater liest aber seit Jahrzehnten das Berliner Tageblatt und hält sogar große Stücke auf dieses „ausgezeichnet bediente" Blatt; Eingeweihte wissen freilich ein Lied über die Bewandtnis, die es mit der Fixigkeit des Berliner Tageblatts hat, zu singen. Wie reimt sich solch ein Verhalten wie das dieser Eltern zusammen? Es giebt genug Väter, die mit Fleiß ihre Söhne jeder schlechten Gesellschaft fernhalten, die aber ruhig dulden, daß der Junge die Judenblätter liest, in denen in der raffiniertesten Weise der Sinnenkitzel erregt und wo der Knabe spielend mit allen Schlechtigkeiten bekannt gemacht wird. Was soll man dazu sagen? Könnte man in alle diese Familien und in die Herzen dieser Kinderseelen hineinblicken, es ließe sich ein furchtbar trauriges Kapitel darüber schreiben, was diese elende Presse an der deutschen Volksseele gesündigt hat. So aber bleibt man auf den Wahrscheinlichkeits-, höchstens auf den Indicienbeweis beschränkt. Natürlich bleibt das fortgesetzte Lesen solcher Blätter auch auf die älteren Menschen nicht ohne sittenverderbende Wirkung. Verheerungen werden dadurch natürlich auch bei den Dienstboten angerichtet, vielleicht noch mehr als durch die Kolportage.

Doch das Aufschießen der Börsenpresse bedeutet nicht die jüngste Stufe in der Entwicklung unseres Zeitungswesens. Es kam die Zeit, da der Liberalismus abgewirtschaftet hatte, da Deutschland des unfruchtbaren liberalen Parteitreibens müde wurde, da Bismarck den Parteigeist in so

ſchonungsloſer Weiſe brandmarkte. Da kam ein findiger Kopf auf die Idee eine unparteiiſche Zeitung zu gründen. Unter dem Namen Friedrich Bodenſtedts trat 1880 die „Tägliche Rundſchau“ ins Leben, ein Blatt, das die längſte Zeit nationalliberal ſchillerte, das aber den Ruhm für ſich hat, das einzige größere unparteiiſche Blatt geblieben zu ſein, das nach einigen Schwankungen nicht dem Judentum verfallen iſt. Mit dem Tage, an dem die Tägliche Rundſchau mit fliegenden Fahnen in das antiſemitiſche Lager überſchwenkte, iſt die Stellung des Antiſemitismus im Lande gewaltig geſtärkt worden. Dieſes Verdienſtes wegen und weil die T. R. auch ſonſt nationale Politik im abſtrakten Sinne treibt, wollen wir von den Schwächen des Blattes, insbeſondere ſeiner kirchenfeindlichen Haltung, die es mit ſo vielen andern Blättern gemein hat, die aber aus edleren Motiven entſpringt, hier abſehen.

Die Gründung der „Täglichen Rundſchau“ glückte. Die Zeitung machte gute Geſchäfte. Gleich kamen die „Neueſten Nachrichten,“ die auch in Unparteilichkeit machten. Dann traten die Morgenzeitung und die Abendpoſt, das eine ein Ableger des Moſſe-Levyſohnſchen Organs, das andere eine dem B. T. ſehr verwandte Gründung, mit ohrenzerreißendem Lärm ans Tageslicht. Den Vogel aber hat abgeſchoſſen der Berliner Lokalanzeiger.

Was Hamerling in ſeinem Homunculus nur unvollkommen ahnte, das war jetzt wahr geworden, gegründet war

Eine Zeitung, von noch niemals
Dageweſener Bedeutung,
Rieſigem Erfolg, betitelt:
„Blatt für Alles und für Alle.“
Koſtenfrei geliefert ward es,
Dieſes Blatt, dem Abonnenten;
Mehr noch: er bekam dazu auch
Unterſchiedlich-hübſche Prämien,
Oſtereier, Chriſtgeſchenke,
Neujahrsgelder und dergleichen.
Dies bekam der Abonnent
Mit der einzigen Bedingung,
Daß er las die Inſerate!
„Teufel, wie iſt ſolches möglich?
Und wie kommt er auf die Koſten?“
Alſo fragten naive Seelen,
Welche glaubten, daß ein Vogel
Von der Luft, ein Fiſch vom Waſſer
Und ein großes Blatt, ein Weltblatt,
Lebt vom Geld der Abonnenten! —
Je nun — jeder inſerierte
In ein Blatt, das jeder las. —
Alles Käufliche der Welt,
Alles Leckere des Erdballs,
Alles, was nur die fünf Sinne
Eines Menſchen mag erregen,
Gab bei Munkels Blatt die Karte
Höflich ab und die Adreſſe.
Käuflich immer fand er alle,
Weil er käuflich war für alle.

Das Berliner Tageblatt war jetzt weit übertrumpft. Solche Geschäfte hatte noch kein Zeitungsunternehmer zu machen verstanden. So offen war noch niemals das öde Geschäftsprincip hervorgekehrt worden als bei dieser Gründung. Von dem Lokalanzeiger und seinen Genossen gilt mehr oder minder dasselbe, was vom Berliner Tageblatt gilt: Vorne pickt er, hinten nickt er. Freilich der Lokalanzeiger nickt meistenteils, d. h. er schmeichelt den niedrigen Instinkten und hängt sich ein loyales Mäntelchen um. Dies ist es vornehmlich, was manche „patriotische" Hausfrau das Blatt in Schutz nehmen läßt. Im Kern seines Wesens ist der Lokalanzeiger durch und durch liberal und vor allen Dingen judenfreundlich. In heutiger Zeit die Dinge durch die Judenbrille betrachten und unparteiisch sein, fürwahr, die Welt aus den Angeln heben oder das perpetuum mobile oder die Quadratur des Zirkels zu erfinden, ist ganz gewiß leichter! Patriotische Phrase, angeblicher Trieb der Menschheit nützlich zu sein und in der That vermöge des Geldbeutels eine gewisse Reichhaltigkeit des Inhalts, das sind die Mittel, durch die sich die Hunderttausende, welche den Lokalanzeiger lesen, über den Löffel barbieren lassen, wenn anders dies überhaupt noch nötig ist.

Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen,

sagte einstmals Schiller.

Bäckersfrauen, öffentliche Dirnen und Excellenzen lesen leider den Lokalanzeiger mit gleicher Andacht. An der Dirne kann das edle Blatt nichts mehr verderben, die Bäckersfrau aber leidet durch das ihr dargereichte Gift dauernden Schaden. Lothar Bucher veranschaulicht die Wirkung solcher Zeitungslektüre treffend, indem er sagt: „Der Alaun, den manche Stadtteile (Londons) jahrelang mit dem Brote genossen, hat chronische erbliche Krankheiten erzeugt; und ein täglich aufgenommenes geistiges Gift sollte nicht ebenso die Gesundheit gefährden? Nein, nicht ebenso, unendlich mehr, weil Geistespatienten viel schwerer ihren Zustand erkennen als die körperlich Leidenden." Um aber auf die Excellenz zu kommen, die müßte es für unter ihrer Würde halten, dem mehr als zweifelhaften Treiben des Blattes Vorschub zu leisten, ganz abgesehen davon, daß ihre Kinder und Kindeskinder durch das Lesen des Blattes Schaden an ihrer Seele nehmen. Denn das ist eine Wahrheit: Niemals ist die Darstellung der Unsittlichkeit offener und ausgedehnter getrieben worden als durch den Lokalanzeiger.

Aber mit der Gründung des Berliner Lokalanzeigers schloß die Reihe der Gründungen politisch farbloser — sonst sind diese Zeitungen noch viel weniger unparteiisch — Zeitungen oder der Verwandlungen in solche noch nicht ab. Es ist jetzt Mode geworden unter den deutschen Zeitungen, „unparteiisch" zu sein. Dabei blüht das Geschäft am besten. Im Adreßbuch von Sperling, das allerdings viele kleinere Blätter und auch die gesamte socialdemokratische und ebenso mit wenigen Ausnahmen die rein antisemitische Presse übergeht, finden sich im Jahrgange 1892 unter etwa 450 deutschen Tageszeitungen 117 direkt als parteilos bezeichnet, weitere 30 kann man außerdem noch ohne weiteres zu dieser Klasse rechnen, die nächst große Zahl hat die der nationalliberalen Presse aufzuweisen, nämlich 93; und diese Gattung kann man großenteils auch unbedenklich

den sog. Parteilosen beizählen, weil die Nationalliberalen meist nicht wissen, was sie wollen. Dann folgen 48 sog. „liberale" Blätter, 29 freisinnige, 16 gemäßigt liberale, 16 deutschfreisinnige, 37 ultramontane, einige 30 konservative und 17 freikonservative. Der Rest zersplittert sich. Gegenüber den zahllosen Parteien verfügte also 1892 die Klasse der Unparteiischen über ein Drittel des gesamten Bestandes. Noch auffälliger wird diese Erscheinung, wenn man die Zahl der Besteller ins Auge faßt. Ich zähle unter den parteilosen Blättern 36 mit über 10 000 Bestellern, die große Masse der liberalen Zeitungen aller Schattierungen weist nur 28 Blätter mit über 10 000 Exemplaren, das Centrum nur 7 und die Konservativen gar nur zwei oder drei mit einer diese Höhe überschreitenden Zahl der Auflage auf. Die Absicht Geschäfte zu machen tritt eben immer mehr hervor.

Viele sehr bekannte Blätter, die gerühmtesten selbst, geben die Stärke ihrer Auflage gewöhnlich gar nicht an, weil der Philister erschrecken würde über deren verhältnismäßige Geringfügigkeit. Sie zehren hauptsächlich von ihrem Namen. Die neuen Geschäftsgründungen haben sie längst überflügelt. Die Kreuzzeitung ist ehrlich genug, 9000 als ihre Abonnentenzahl anzugeben. Sie repräsentiert darum doch eine Macht. Die Kölnische Zeitung dagegen, die Hamburger Nachrichten, ein nationalliberales Blatt, das sich vor andern noch durch den freien Blick des Hanseaten auszeichnet, die Germania, die Nationalzeitung, Freisinnige-, Norddeutsche Allgemeine-, Neue Stettiner-, Münchener Allgemeine-, Weser-, Volkszeitung verschweigen wohlweislich in dem genannten Buche von Sperling die Höhe ihrer Auflage. Selbst das sonst so laute Berliner Tageblatt hat es jetzt vorgezogen, sich über seine Abonnentenzahl auszuschweigen, offenbar weil sein Kind, die Morgenzeitung, ihm eine erfolgreiche Konkurrenz gemacht hat, wo das ehrsame Blatt nicht scheel zu sieht, da ja König Mosse, der Urvater dieser Kreaturen, alles einsäckelt. Aber auch das Daheim, dieses vortreffliche christliche Familienblatt, und die Gartenlaube hüllen jetzt die Höhe ihrer Auflage in Dunkel. Auch sie sind von den Geschäftsgründungen in den Schatten gestellt worden. Erfreulich ist die hohe Auflage der Fliegenden Blätter (95 000), des einzigen feinen Witzblattes, das Deutschland besitzt. Man kann es unbedenklich auf den Familientisch legen. Es ist ein Blatt, das wirklich gut auf das deutsche Publikum wirkt, weil es stets Schwächen desselben trefflich zu geißeln verstanden hat. Freilich hat der unheilvolle Mosse auch hier den Anzeigenteil gepachtet, der denn auch natürlich ein höchst unerfreuliches Aussehen gewinnt.

Das Vordrängen des Geschäftsprincips und die Anforderungen, die heute an eine Zeitung gestellt werden, haben dahin geführt, daß zu einer Zeitungsgründung gewaltige Summen Geldes gehören. Die Kreuzzeitung konnte noch mit 22 500 Thalern geschaffen werden und ist heute eins der bestgestellten Blätter. Jetzt genügen Zehntausende nicht mehr zu einer Gründung. Es müssen Hunderttausende, wenn nicht gar Millionen vorhanden sein. Für ein im September 1894 ins Leben getretenes Unternehmen sind angeblich 300 000 Mark allein für die Reklame und Freiexemplare ausgegeben. Eine mittelgroße Zeitung schloß in wenigen Jahren mit einem Fehlbetrag von weit über 100 000 Mark ab. Eine einzelne

Persönlichkeit ist meist nicht mehr in der Lage, die Kosten für ein solches Unternehmen aufzubringen. Daher werden jetzt gewöhnlich bei Neugründungen von größeren Tagesblättern Aktiengesellschaften gebildet. Eine solche Gesellschaft vertritt natürlich noch viel weniger als eine Einzelperson ein bestimmtes politisches Princip. Für sie ist in der Regel noch mehr als für den einzelnen alleiniger Leitstern der Geldverdienst.

So ist es gekommen, daß heutzutage das Preßwesen im großen und ganzen nicht mehr ideellen Zwecken dient, sondern mehr und mehr lediglich ein Zweig der Industrie geworden ist.

Selbst bei den neueren großen Gründungen, die am 1. September 1894 ins Leben getreten sind und die deutsche Männer veranlaßt haben, bei der Volksrundschau, dem Ableger der Täglichen Rundschau, und der Deutschen Tageszeitung, dem Organ des Bundes der Landwirte, die zudem auffälligerweise gerade gutgesinnten Blättern Boden abzugewinnen versucht haben, scheint das Geschäftsprincip eine mehr als gebührliche Rolle gespielt zu haben. Die Haltung, die viele patriotische Männer diesen neu aufkommenden Zeitungen gegenüber einnehmen, und ihr auffälliger Optimismus wegen der Wirksamkeit dieser Blätter zwingt uns hier zu einigen besonderen Bemerkungen. Es ist doch ein Unding, wenn man meint, daß mit farblosen Blättern Großes erreicht werden kann. Die Massen wollen geführt sein. So tappen sie im Dunkeln umher. Und außerdem ist es gerade in der Gegenwart im höchsten Grade verwerflich, nicht Partei zu ergreifen. Wir erblicken in der feigen Parteilosigkeit und dem Indifferentismus einen Krebsschaden der Gegenwart. Diese Krankheit aber fördert ein Blatt wie die Volksrundschau. Doch ist bei ihr eine wirklich deutsche Gesinnung anzuerkennen. Die hohen nationalen Gesichtspunkte versteht die Masse aber weniger, und auf die Masse ist die Volksrundschau doch berechnet. Die abstrakten nationalen Gesichtspunkte kann man nur vor einem gebildeteren Publikum wie dem der Täglichen Rundschau mit Erfolg entwickeln. Die Menge will praktische Winke, und die führen zu Parteiprogrammen. Immerhin kann die Volksrundschau von Nutzen sein, wenn sie sich an die Stelle der Judenblätter zu setzen vermag, und dazu wollen wir ihr wenigstens Glück wünschen.

Lediglich ein Geschäftsunternehmen ist auch die Hardensche Zukunft.[1]) Es giebt leider wirklich Tausende von sonst einsichtigen Männern, die da wähnen, daß dieser Mann, der noch 1890 Feuilletonist an der demokratischen Volkszeitung war, wirkliche Politik treibe. Das ist ja alles gleisnerischer Schein, das reine Blendwerk der Hölle. Der gewandte Zeitungsschreiber spekuliert, und zwar, wie man sieht, nicht so unrichtig auf die in Deutschland herrschende Unzufriedenheit. Was der Katholik Lucas vor fast 30 Jahren über das journalistische Talent des Judentums sagte — vielleicht hat er dies wie manches andere auch abgeschrieben —, ist Harden auf den Leib geschrieben: „Der Jude hat Esprit und Kombination, diese pfiffigen, verschlagenen Kammerdiener des Verstandes. Die Kombinationsgabe beherrscht den Augenblick und mithin die Presse, da nichts mehr eine Beute des Augenblicks ist als die Presse. Darum treibt der

[1]) Mit diesem Urteil kann sich der Herausgeber ebenso wenig wie mit einzelnen anderen indentifizieren. Weber.

jüdiſche Politiker immer ephemere Opportunitätspolitik, große Principien und der weite Blick der Divination fehlen ihm.“ Es iſt bedauerlich, daß ſo viele treffliche Männer ſich dazu herbeilaſſen, einem ſolchen Manne wie Harden behülflich zu ſein, damit er ſich die Taſchen füllt und ſeinen Ruhm mehrt. Derweilen ſtehen gediegene Blätter wie die Grenzboten, die leider etwas wenig einheitlich ſind, oder noch mehr die Konſervative Monatsſchrift als Aſchenbrödel in der Ecke und friſten ein beſcheidenes Daſein. Warum ſchreiben die hochgerühmten Profeſſoren und Beamten denn nicht von ſelbſt für ſolche Blätter? Muß denn immer erſt ein betriebſamer Mann kommen wie Harden oder wie Otto Arendt vom Deutſchen Wochenblatt, nebenbei geſagt noch immer einer der beſſeren ſeines Schlages, und ſie auffordern, in die niedere Region der Publiziſten hinabzuſteigen? Sie ſagen vielleicht: Der große Leſerkreis lockt mich. Sie haben ihn ja aber ſelbſt erſt ſchaffen helfen! Und unterſtützt man darum unreelle Ware? Mancher ſchreibt morgen, wenn es ihm paßt, capriviſtiſch, wenn nur Geld oder litterariſcher Ruhm dabei einzuheimſen iſt, und übermorgen gründet er ein ſocialdemokratiſches Wochenblatt, wenn es ihm beliebt. Davon ſind wir felſenfeſt durchdrungen.

Eine Begleiterſcheinung des heutigen Journalismus iſt der Zuſtand der nervöſen Überreizung, in dem er die Gegenwart erhält, ein Zuſtand, der ſchon vor einigen Jahren Zola in Unruhe verſetzte. „Man bedenke,“ ſagt der franzöſiſche Romanſchreiber, der wahrlich ein Kenner der Zeitverhältniſſe iſt, „welche übermäßige Wichtigkeit heutzutage dem kleinſten Geheimnis beigelegt wird. Hunderte von Zeitungen teilen es mit ihren Erläuterungen und Ausſchmückungen mit. Und oft iſt eine ganze Woche hindurch von nichts anderem die Rede. Wenn es an ſolchen Gegenſtänden der Aufregung fehlt, dann erfindet man ſie. Man ſieht es, daß ſeit einigen Jahren das Gleichgewicht des geſunden Menſchenverſtandes geſtört ſcheint.“ Bei uns ſind die Senſationspolitiker bekanntlich vorzugsweiſe die die Juden. Auch in Frankreich ſtellen ſie ein großes Kontingent dazu.

Die Aufnahme einer ſo reichlichen Koſt, wie ſie die Tagespreſſe tagaus tagein gewährt, ſchwächt außerdem das Gedächtnis. Es wird einem von all dem Zeuge ganz wüſt. Nur zu häufig kann man es erfahren, daß ein Zeitungsleſer nicht anzugeben weiß, was er eben in ſeinem Blatt geleſen hat. Die Zeitungen haben daher allerlei kleine Kunſtgriffe erſonnen, um dem Gedächtnis und dem Denken nachzuhelfen. Da wird abwechſelnd petit, corpus, borgis, geſperrter, fetter, non pareille, ganz großer Druck angewandt und was dergleichen typographiſche Scherze mehr ſind. Manche Zeitungen, ſo z. B. die Poſt und die Freiſinnige Zeitung, ſehen dadurch ganz abenteuerlich aus. Auch dieſe Erſcheinung deutet auf jene nervöſe Überreiztheit unſerer Zeit.

Noch ſchlimmer iſt es, daß durch dieſe maſſenhafte Produktion eine gefährliche Halb- und Viertelsbildung gezüchtet wird. In nur zu vielen Zeitungen macht ſich der ſeichteſte Dilettantismus breit, der über alles zu Gericht ſitzt. Die ſchwierigſten Fragen der Politik, der Kunſt und Wiſſenſchaft, des Handels- und Gewerbslebens werden oft von gänzlich unberufenen Köpfen mit einer Sicherheit und einer Kühnheit erörtert, daß man billig erſtaunen darf. Selbſt die beſten Zeitungen können dieſen

Dilettantismus sehr häufig nicht vermeiden. Jeder Fachmann wird ein Klagelied darüber anstimmen können, wie entstellt fast regelmäßig Angelegenheiten seines Berufs oder seiner Thätigkeit in die Zeitungen gelangen.

Neben den geschäftlichen Unternehmungen und den grundsatzlosen politischen Blättern, die heute die, morgen jene Fahne schwingen, sind die guten Blätter nur ein verschwindend kleines Häuflein. Es gilt hier das Wort:

> Einige wenige zählen, die übrigen sind alle blinde
> Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Im wesentlichen kommt für uns hier die konservative Presse in Betracht. Die Kreuzzeitung erwähnten wir bereits. Der tapfere „Reichsbote," lange Zeit und wohl auch noch jetzt die verbreitetste konservative Zeitung, gegründet von Pastor Heinrich Engel, einem tüchtigen und überzeugungstreuen Publizisten, ruht geradezu auf den Augen seines Gründers. Er ist etwas einseitig, besonders in seiner Haltung zu Bismarck. Die kleineren konservativen Provinzialblätter kommen kaum in Betracht. Erwähnen möchte ich die schneidige Neue Westfälische Volkszeitung in Bielefeld. Über die stark gelesenen Dresdener Nachrichten, die neuerdings stramm konservativ geworden sind, haben wir noch kein abschließendes Urteil. Etwas klebt ihnen auch das Geschäftsmäßige an. Trefflich ist in mancher Hinsicht die „Leipziger Zeitung," eins der feinsten und sachlichsten Blätter, die wir in Deutschland haben. Schade, daß das Blatt hin und wieder sonderbare Haken schlägt. Vortrefflich ist auch die schon erwähnte konservative Monatsschrift Dietrichs v. Oertzen. Unter den rein antisemitischen Blättern, deren es eine ganze Anzahl giebt, hat noch keins größere Bedeutung erlangt. Die „Leipziger Tageszeitung" ist eingegangen, weil sie unsoliden Händen verfallen war. Gut ist die „Deutsche Wacht" in Dresden. Aber ob sie sich halten wird? Den besten Einfluß auf die antisemitische Presse hat von jeher der Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg gehabt. Für das beste süddeutsche Blatt halten wir, obwohl sie liberal ist, immerhin noch die Münchener Allgemeine Zeitung. Sie befleißigt sich großer Sachlichkeit. Eine Besonderheit der süddeutschen Presse ist ihre behagliche Üppigkeit im Schimpfen. Was Sigls bayrisches Vaterland oder die Neue bayrische Landeszeitung des wackeren Dr. Memminger in dieser Beziehung leisten, damit kann sich in Norddeutschland kein Blatt messen. Die Judenblätter in den Hauptstädten des Nordens und Südens speien Gift und das ist weniger behaglich.

Die maßlose Irreführung der öffentlichen Meinung durch die liberalen und angeblich unparteiischen Judenblätter und deren Reklame haben bisher ein Organ nicht in der gebührenden Weise aufkommen lassen, das wie kein zweites massenhafte Verbreitung verdient. Es ist die seit 7 Jahren zu Berlin erscheinende konservative, insbesondere christlich-sociale Zeitung „Das Volk." Unabhängig in jeder Beziehung ist das Volk von einer geradezu erstaunlichen Billigkeit. Der Bezugspreis (eine Mark vierteljährlich) ist geringer als der der meisten kleinen Provinzialblätter. Und doch liefert das Blatt fast nur Originalartikel. Es hat ein gutes Feuilleton, im ganzen Lande Mitarbeiter und vertritt mit rücksichtsloser Energie und herrlichem Mut die Interessen des Mittelstandes. Nur durch patriotische

Opfer einzelner konnte das Blatt, dem widrige Schickſale nicht erſpart geblieben ſind, das aber jetzt in ſtetige Verhältniſſe gelangt iſt, bei dem niedrigen Preiſe beſtehen, obwohl es mehr als 10 000 Abonnenten zählt. Ich betrachte es als meine Pflicht, an dieſer Stelle nachdrücklich zur Verbreitung dieſes charaktervollen Blattes aufzufordern. „Das Volk" müßte in jedem Dorfe, in jeder Familie des deutſchen Mittelſtandes gehalten werden.

In den katholiſchen Gegenden hat die Centrumspreſſe einen gewaltigen Einfluß. Zwei Blätter ſtehen an der Spitze, die Germania in Berlin und die Kölniſche Volkszeitung in Köln. Auf die Kölniſche Volkszeitung findet zuweilen die Zweiſeelentheorie ihre Anwendung, während die Germania ein in ſeiner Art vorzüglich redigiertes Blatt iſt. Ein ganzer Chor von Kaplanblättern ſorgt dafür, daß die Wahlen gut ausfallen. Im allgemeinen iſt der Einfluß der Centrumspreſſe wenig ſegensreich, insbeſondere weil die nationalen Regungen, die bei einem Teil der katholiſchen Bevölkerung in hohem Maße zu finden ſind, in der Parteipreſſe mit bewundernswerter Geſchicklichkeit niedergehalten werden. Am ſtärkſten ſind die nationalen Impulſe in Schleſien. Sociales Verſtändnis beſitzt die Centrumspreſſe dagegen mehr. Der Moral wird nicht Hohn geſprochen wie in der liberalen Preſſe, und das Geſchäftsprincip tritt hier ziemlich in den Hintergrund. Der Angelpunkt für die Entwicklung der Centrumspreſſe iſt ſeit Jahren und wird es noch für lange Jahre ſein: Die Stellung zur Judenfrage. Als um 1880 Leo Wörl ſein Werk über die Publiziſtik der Gegenwart ſchrieb, da wehte faſt in jedem Satz antiſemitiſcher Geiſt. Damals hielt der ältere Bachem ſeine große Antiſemitenrede und in allen deutſchen Gauen, wo Katholiken leben, ſympathiſierten dieſe lebhaft mit der in Berlin entfachten antiſemitiſchen Bewegung. Auch 1867 hatte Lucas ſcharfe antiſemitiſche Äußerungen in ſeinem Buche: „Die Verſimpelung der Preſſe" fallen laſſen. Windthorſt und andere führende Geiſter hielten es aber aus taktiſchen Gründen für angebracht, den Antiſemitismus in der eigenen Partei zurückzudämmen. Inzwiſchen ſpitzen ſich die Verhältniſſe zu, und hier und da meutert ein Blatt gegen die Parteileitung. Über kurz oder lang wird dieſe nicht umhin können, ſich dem Drängen von unten zu fügen.

Noch berückſichtigten wir nicht die ſocialdemokratiſche Preſſe. Mit der liberalen und der unparteiiſchen Geſchäftspreſſe kann ſie ſich freilich nicht im entfernteſten meſſen, doch iſt ſie umfangreicher als die konſervative. Nach dem neueſten Rechenſchaftsberichte des ſocialdemokratiſchen Parteivorſtandes (Oktober 1894) erſcheinen einſchließlich der gewerkſchaftlichen Blätter 120 Organe der Socialdemokratie. Vor mehr als zwanzig Jahren ſchon hat ein liberaler, aber einſichtsvoller Profeſſor, Adolf Held, ein Buch über die „Arbeiterpreſſe" geſchrieben, das jetzt etwas veraltet iſt. Es wäre dringend zu wünſchen, daß ein Kenner der Verhältniſſe einmal eine gründliche Schrift ſchriebe, die die ſocialdemokratiſchen Zeitungen bis auf die Gegenwart behandelte. Es gehört ja zum guten Tone der heutigen Geſellſchaft, oder doch der Bourgeoiſie, ſich nicht im geringſten um das zu kümmern, was bei den Socialdemokraten vorgeht. Wenn ja ſo ein Bourgeois einmal in dieſe Kreiſe verſchlagen wird, ſo ſteht er wie in

einer fremden Welt da. Man kennt die ſocialen Nöte nicht, man lieſt nicht die ſocialdemokratiſchen Bücher und noch weniger die ſocialdemokratiſchen Zeitungen. Schon Held hat ſeine Stimme erhoben und vor dieſer Straußenpolitik gewarnt. Dieſe ſocialdemokratiſchen Blätter ſind von einem wilden Haß gegen die moderne Geſellſchaft durchweht. Aber ſie ſind im allgemeinen ehrlicher und vor allem im Anzeigenteil ſittlicher wie die liberale Preſſe. Früher waren der von von Schweitzer begründete „Socialdemokrat“ und der Liebknechtſche „Volksſtaat“ die bedeutendſten Blätter der Partei. Der wüſte „Neue Socialdemokrat“ Haſſelmanns hat viel dazu beigetragen, daß das Socialiſtengeſetz geſchaffen wurde. Jetzt iſt der Moniteur der Socialdemokraten der „Vorwärts“ in Berlin, der recht hübſche Summen Reingewinn abwirft — ſo hat er als Überſchuß des Jahres 1893: 60 000 M. an die Parteikaſſe abgeführt —; im Gegenſatz zu vielen der kleineren Blätter ſeiner Partei nimmt er eine durchaus unwahre, alles verdrehende Haltung ein. Daran ſind die hinter ihm ſtehenden Juden ſchuld. Wichtig iſt auch die „Volksſtimme“ in Magdeburg und die „Münchener Poſt“, v. Vollmars Organ. Die ſehr geſchickt redigierte „Volkstribüne,“ ein Wochenblatt, iſt vor 2 Jahren eingegangen. Eine vorzügliche ſocialdemokratiſche Zeitſchrift iſt die „Neue Welt.“ Auch gute Witzblätter haben die Socialdemokraten. Die wirkſamſte Waffe, mit der dieſe Partei gegen die Geſellſchaftsordnung kämpft, iſt der Hohn. Sie betrachtet alles Beſtehende vom ſatiriſchen Standpunkte. Da heißt der Kampf zwiſchen Staat und Kirche: Katzbalgerei. Korreſpondenzen aus Preußen erſcheinen unter der Abteilung: Intelligenzſtaatliches. Die Kathederſocialiſten wurden die kgl. preußiſchen Socialhumaniſten genannt. Bismarck iſt der Civilwallenſtein oder der Aprilgötze; ein Zeitungsſchreiber im Dienſt eines Kapitaliſtenblattes iſt ein „Tintenkuli des Kapitals.“ Die nationalliberale Partei wird wegen der Vorgänge in Bochum eine Schienenflickerpartei genannt. Berichte über das Heerweſen werden ſtändig „Vom Moloch“ überſchrieben u. ſ. w. Wer ſich ein Urteil über die Volksnöte und den Geiſt der ſocialdemokratiſchen Maſſen verſchaffen will, der wird genötigt ſein, dieſe Blätter zu ſtudieren. Armſelige Politiker, die gegen den Umſturz kämpfen wollen und dieſe Preſſe nicht kennen!

Hin und wieder ſprechen doch auch gerade dieſe Blätter ein wahres Wort aus, wenn auch ſtarke Übertreibungen dabei unterlaufen. Wer z. B. möchte es beſtreiten, daß die „Volkstribüne,“ einige liebenswürdige Wendungen abgerechnet, teilweiſe wirkliche Übelſtände traf, als ſie am 21. Mai 1892 ein Gedicht erſcheinen ließ, das abzudrucken uns hier geſtattet ſein möge:

Der größte Lump.

Prahlend hinter vollem Becher
Mit der Beute Wert und Zahl,
Saßen die Millionendiebe
Beim Bankett im prächt'gen Saal.

„Herrlich,“ ſprach ein Kohlenhäuptling,
„Iſt ein „Ring“ und ſeine Macht,
Gold'ne Schätze fördern unſ're
Gräber aus dem Kohlenſchacht!“

„Große Städte, reiche Counties,"
Schrie ein Eisenbahnmagnat,
„Sind uns zu Tribut verpflichtet,
Wir regieren selbst den Staat."

„Mein sind alle Telegraphen!"
Brüllt ein dritter Gauner her;
„Als des Geldmarkts Feldherr führe
Ich das Börsianerheer!"

Ein Vertreter von der Presse
Und dabei ein Rechtsanwalt
Leert sein Glas mit kräft'gem Zuge
Und dann spricht er stolz und kalt:

„Habe keine Millionen!
Doch, ihr Herren, das bedenkt:
Ständ' ich nicht auf eurer Seite,
Würdet morgen ihr gehenkt."

Und es rief der Kohlenhäuptling
Heulend fiel der Chorus ein:
„Preßkosak und Rechtsverdreher
Sind des Ringes Edelstein."

Nichts in der That ist heute so mächtig als die Presse. Das Wort Napoleons I. „quatre gazettes hostiles faisaient plus de mal que cent mille homme en plate campagne" hat heute auch für die Friedenszeit seine tiefe Bedeutung.

Um den Schaden, den die Zeitungen anrichten, zu verringern, hat man vielerlei Vorschläge gemacht. Härtere Strafen für Beleidigungen und Verleumdungen schlägt man vor. Dies würde gerade manchen besseren Redakteur treffen und bei den schlechten doch unwirksam bleiben. Bessere Vorbildung der Redakteure verlangt ein zweiter, Ablegung einer Staatsprüfung oder dergleichen. Daß dies unpraktisch wäre, hat Griesemann in seiner Schrift über die konservative Presse überzeugend nachgewiesen. „Namennennung!" heißt es an anderer Stelle. Die Anonymität der meisten Zeitungsartikel ist allerdings ein Hauptübel an unseren jetzigen Preßzuständen, und es wäre doch vortrefflich, wenn die Juden, die das Christentum verhöhnen oder die deutsche Geschichte begeifern, dies mit ihrem Namen thun müßten. Dann richteten sich ihre Worte von selbst. Über diesen Vorschlag ließe sich reden. Ist doch in Frankreich ein derartiges System mit Erfolg durchgeführt. Aber niemand wird sich von dieser Maßregel endgültige Abhülfe der Mängel versprechen. Lassalle hat schon vor Jahrzehnten das Inseratenmonopol vorgeschlagen; und am Ende hat er doch recht. Ist den Zeitungen die Möglichkeit genommen, sich auf die Einnahmen aus den Anzeigen zu stützen, so ist ihnen ihre Hauptkraft entzogen. Man würde wieder eine Presse mit idealen Principien bekommen, während jetzt, wie schon Lassalle richtig bemerkte, eine Zeitung

gewöhnlich nur „induſtrielle Kapitalsanlage und Geldſpekulation“ iſt. Aber wir zweifeln faſt, daß dieſer tiefe Schnitt in den Organismus der bürgerlichen Geſellſchaft ſo bald von einem Staatsmann gewagt werden wird.

Hauptaufgabe eines ſittlich-religiöſen deutſchen Mannes wird es ſein, die gute Preſſe mit aller Kraft zu unterſtützen. Wenn man nach der Verbreitung der ſchlechten Preſſe urteilen wollte, ſo möchte man ſchier am deutſchen Volksgeiſte verzweifeln. Wir haben aber die Überzeugung, daß das deutſche Volk zehnmal beſſer iſt als ſeine Preſſe und darum gilt es zu arbeiten, daß dieſe entſittlichte Preſſe nicht noch mehr verdirbt als ſie ſchon verdorben hat.

X. Der Einfluß der materiellen Notstände.

Von Lic. **Weber**, M.-Gladbach.

Es giebt ein kürzlich anonym erschienenes Werk: „Die Not des vierten Standes von einem Arzte“ (Leipzig, Verlag von F. W. Grunow. Preis 2 Mark). Der Verfasser ist ein gläubiger protestantischer Christ, monarchisch gesinnt, und sucht vom Standpunkte eines Arztes aus, der durch Erziehung, Bildung und Lebensstellung mit den Anschauungen und der Lebensführung der sog. „Ordnungsparteien“ vertraut ist, durch seinen Beruf aber mannigfache Gelegenheit hat, die Lebensweise und Gesinnungen der Socialdemokraten kennen zu lernen, die Gründe zu entwickeln, welche das Anwachsen der Socialdemokratie ermöglicht haben und von dem so gewonnenen höheren Gesichtspunkte aus die Mittel darzustellen, welche eine gründliche Heilung des socialen Körpers ermöglichen. Wir sind nicht mit allen Ausführungen des Buches einverstanden, aber wir empfehlen die Lektüre desselben sehr, weil dieselbe geeignet ist, Verständnis und Interesse für eine wahre Socialreform zu verbreiten, weil in der That viel Not zu lindern ist.

Der Verfasser schildert zuerst die Lebensverhältnisse der Arbeiter und zwar die Arbeit in der Fabrik, die Ernährung, das Familienleben, die Not in Krankheitsfällen, die Pflege im Krankenhaus, die Irrenpflege, die Wohnungen, die Beeinflussung durch die Polizei. Überall werden die Mängel aufgezeigt, welche ein christliches Gemüt mit Mitleid gegen das Elend zu erfüllen geeignet sind und den Wunsch nach einer Besserung zu erregen vermögen. In dem Kapitel über unsere Polizeiverwaltung z. B. stehen sehr beherzigenswerte Wahrheiten, welche alle die Herren, die immer nur nach der Polizeifuchtel rufen, sich ins Stammbuch schreiben sollten. „Ich weiß von einer großen Stadt,“ schreibt unser Gewährsmann, „in der der bisherige Gensdarmeriechef den Dienst in der Weise regelte, daß er sich jede Woche von seinen Untergebenen Listen vorlegen ließ, in die sie die im Laufe der Woche erstatteten Anzeigen eintragen mußten. Wenn nun ein Gensdarm einmal nur sehr wenig oder gar keine Anzeigen gebracht hatte, so bekam er von seinem obersten Chef heftige Vorwürfe, daß er sich um nichts gekümmert, nachlässig und faul gewesen sei. Der getadelte Beamte strebte natürlich darnach, sich das nächste Mal durch möglichst viele Anzeigen ein Lob zu verdienen. Er ging wutschnaubend hinaus, und den ersten besten Handwerksburschen oder Eckensteher, den er erblickte, verhaftete er sofort. Der Nachfolger dieses langjährigen Gensdarmeriechefs faßte seinen Beruf anders auf, er wollte von seinen Untergebenen möglichst wenig Anzeigen wegen kleiner Verstöße gegen die Ver-

kehrsordnung haben und wenn Verhaftungen wegen grober Vergehen vorkamen, forderte er, daß sie stets ausreichend begründet waren. Er verlangte von seinen Gensdarmen soviel Autorität, daß sie durch einen Wink, einen Aufruf, eine Drohung Verstöße gegen die Polizeivorschriften verhinderten, so daß es gar nicht zur Bestrafung zu kommen brauchte. Rechtzeitige Ermahnungen genügen ja gewöhnlich vollkommen, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Bei uns werden aber die kleinen Leute meist ohne weiteres barsch und grob angelassen und unnachsichtlich zur Bestrafung gebracht, wobei sie noch viele, kostbare Zeit verlaufen müssen und den Behörden langwierige Schreibereien entstehen. Man sollte auch den Arbeiter, besonders wenn er betrunken und reizbar ist, so schonungsvoll und vorsichtig behandeln wie den Reichen. Man lese einmal die Gerichtsverhandlungen durch und man wird finden, daß ein großer Teil der begangenen und zur Strafe führenden Vergehen erst durch die ganz unnötigen und gefährlichen Auseinandersetzungen mit den Sicherheitswächtern zustande gebracht worden ist. Polizei muß sein in jedem Lande, aber wenn sie dazu angehalten wird, die kleinlichsten Nachtwächterdienste nach Art der Lalaburger zu verrichten, so ist dies eines starken, Achtung fordernden Staates unwürdig. Die Hauptsache aber ist, daß die Polizei sich gegen jedermann, mag er noch so gering sein und ein noch so abgearbeitetes Kleid am Leibe tragen, eines höflichen, ruhigen, achtungsvollen und zuvorkommenden Tones befleißigt, dann werden unsere Strafanstalten bedeutend gelichtet werden. Sodann muß für die Haftentlassenen viel mehr, als es jetzt durch die wenigen, armen Vereine geschieht, gesorgt werden. Möchten hier doch alle, die mit Schätzen gesegnet sind, eingreifen!" —

In der Abhandlung über die Ursachen der Verbrechen nähert sich der Verfasser einer Ausdrucksweise, welche allerdings die Ansicht erwecken könnte, als ob er an die Möglichkeit eines völligen Verlustes der sittlichen Freiheit für den Menschen glaubt. Zu dieser Auffassung wird der menschenfreundliche Arzt aber gedrängt durch die vielen Beobachtungen, daß im Proletariate infolge natürlicher Anlagen (durch Vererbung) sowie durch äußere Verhältnisse (durch die Erziehung) in derselben Weise, wie körperliche Krankheiten, auch die seelischen Gebrechen sich verbreiten, indem die sittlichen Begriffe einerseits von Jugend auf verwirrt sind, und andererseits die Widerstandsfähigkeit des Willens vielfach so beschränkt ist, daß man dem Anscheine nach kaum noch von irgendwelcher Freiheit reden kann. „Ein Beispiel aus dem Leben," sagt der Verfasser, „kann uns beweisen, wie leicht unsere traurigen, socialen Verhältnisse einen Ungebildeten, der Not leidet, zu einem schweren Verbrechen treiben. Ein Knabe, der aus einem unerlaubten Verhältnisse hervorgegangen war, und deshalb seiner liederlichen Mutter stets ein Greuel war, wuchs ohne Erziehung und richtige Behandlung heran. Ehe er das zweite Lebensjahr erreicht hatte, starb erst der Erzeuger und später die Mutter, und der Junge kam zu seiner Großmutter, bei der es ihm um kein Haar besser erging. Später kam er zu einem Buchbinder in die Lehre. Wenn er von der Arbeit heimkam, mußte er stets hören: So, kommst du wieder zum Fressen, du Taugenichts, der du nichts verdienst und nur Geld kostest? Der Bursche trat aus der Lehre aus und suchte sich einen Verdienst als Ausläufer bei einer großen

Firma, wo er 4,80 Mk. Wochenlohn erhielt. Später wurde er aushülfsweise Straßenkehrer und einmal um die Weihnachtszeit wurde er arbeitslos. Natürlich verdiente die alte Großmutter nicht genug, um sich und den Enkel durchzubringen. Das Verhältnis zwischen beiden war das denkbar traurigste, die ärgsten Schimpfreden waren gang und gäbe, und es kam zu scheußlichen Scenen. Die Alte verbot dem jungen Manne, sich Brot aus dem Kasten zu nehmen, und so hatte er einmal in zwei Tagen nichts mehr genossen. Da traf er einen Freund, der ihn zu einem Trunke einlud, und es wurde in mehreren Wirtschaften „tapfer" gezecht. Die Bitte, sein Genosse möge ihm lieber etwas zu essen geben, wurde nicht gehört, und so kam es, daß der Bursche am Abende sinnlos betrunken heimkehrte. Hungrig verlangte er etwas zu essen, aber die Großmutter verweigerte es ihm, ging dann aber in die Küche, um sich selbst Kaffee zu kochen. Als der Enkel das sah, geriet er in namenlose Wut, ergriff eine Hacke und hieb damit auf die alte Frau ein, bis sie zusammenbrach. Der Thäter wurde verhaftet, bekannte sich schuldig und wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Leute aber wunderten sich, daß in einer reichen und ordnungsliebenden Stadt noch ein Mensch so roh und unter solchen Umständen aufwachsen konnte, wie es hier der Fall war. Die Gesellschaft hätte den Armsten aber vor der Missethat retten können, wenn sie dem verwahrlosten Menschenkinde eine gute Erziehung von klein an hätte angedeihen lassen. Überall haben wir Tierschutzvereine, wo bleiben die Kinderschutzvereine?" ruft unser Menschenfreund aus. „Wie viele Ledige, wie viele kinderlose Witwen und unbeschäftigte Frauen, Pensionäre und Rentner könnten ihre Zeit darauf verwenden, gefährdete und bedürftige Kindlein großziehen zu helfen, statt sie auf müßigen Zeitvertreib und Sport zu vergeuden; sie alle würden sich unvergleichlichen Dank im Himmel und auf Erden erwerben!" Ausgehend von der Ansicht, daß die Rechtspflege mehr ihre Aufgabe darin erblicken soll, der Verrohung vorzubeugen, als dieselbe rächend zu strafen, spricht sich der Verfasser für das Institut der bedingten Verurteilung aus, das sich in andern Ländern gut bewährt haben soll. Nach dem Vorgange des schweizer Rechtslehrers Prof. Dr. Stooß befürwortet er, daß der Richter ausnahmsweise ermächtigt werden soll, den Vollzug der Freiheitsstrafe einzustellen, nämlich wenn jemand zum erstenmale zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wird, wenn er überdies nicht aus niederträchtiger Gesinnung gehandelt und den von ihm verursachten Schaden, soviel es in seinem Vermögen stand, ersetzt hat und wenn anzunehmen ist, er werde nicht rückfällig werden. Wird der Verurteilte vor Ablauf von fünf Jahren rückfällig, so hat er die früher erkannte und die durch den Rückfall verwirkte Strafe zu erstehen, wird er nicht rückfällig, so fällt die Strafe weg.

Nach diesen Beispielen, welche das Verhältnis von Druck und Not und andererseits Sünde und Fall zu illustrieren geeignet sind, gehen wir zum ersten Punkt der materiellen Notstände, ungenügenden Löhnen über. Nach einer Berechnung von Soetbeer über das Volkseinkommen im preußischen Staat stellte sich das durchschnittliche Einkommen auf den Kopf des Zensiten im Jahre 1888 auf M. 941, dagegen beträgt nach der amtlichen Berechnung des Durchschnittslohnes, welcher auf die dem Unfall-

versicherungszwange unterworfenen Arbeiter einschließlich Frauen und Kinder im Jahre 1889 kommt, dieser nur M. 628 für den Arbeiter. Am höchsten ist das Einkommen in den Rheinisch-Westfälischen Hütten- und Walzwerken (M. 1002), dann kommt die Brauerei- und Mälzerei-Berufsgenossenschaft (M. 973), die Gas- und Wasserwerke (M. 952), die Speditions-, Speicherei- und Kellerei-Berufsgenossenschaft (M. 897), die Buchdruckerei (M. 896); es folgen die verschiedenen Maschinenbau-, Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaften, die Feinmechanik, die Knappschaftsberufsgenossenschaft. Zwischen 800 und 700 M. verdienen die Arbeiter bei den Privatbahnen, in der chemischen und Leder-Industrie, in der Westdeutschen Binnenschifffahrt, in der Bayrischen Holz-Berufsgenossenschaft, in der Süd- und Norddeutschen Edel- und Unedelmetall-Berufsgenossenschaft, im Hamburger Baugewerk und in der Nahrungsmittel-Industrie. Unter 700 M., d. h. unter das bescheidene Einkommen von $2^1/_3$ M. für den Tag, kommen die 37 anderen Arbeiter-Kategorien, von denen z. B. die Schlesischen Weber 422 M., die Ziegler 405 M., die Sächsischen Weber 380 M. verdienen. Welch' ein Unterschied zwischen West- und Ostdeutschland besteht, zeigt z. B. die Thatsache, daß die Rheinisch-Westfälischen Weber 603 M. verdienen gegen 422 und 380 in Schlesien und Sachsen, und die Arbeiter der Nordwestlichen Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft 894 M. gegen 606 M. in der Schlesischen Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft. Nach Soetbeer hatten in den Jahren 1876—1888 von etwa 10 Millionen Erwerbsthätigen bezw. Eingeschätzten im preußischen Staat über 4 Millionen, genau 41,36 %, nur ein Einkommen bis 420 M. Dem entspricht Sachsen, wo 1888 nach Ausweis des statistischen Handbuchs 42 % der Bevölkerung nur bis 500 M. Einkommen hatten, 12 % von 500 bis 600, 8,75 % von 600 bis 700 und 8 % von 700 bis 800 M. Das sind über 70 % der Bevölkerung mit unter 800 M. Jahreseinkommen.

Am schlimmsten stehn die Verhältnisse aber doch bei den Schlesischen Webern, wo nach den Mitteilungen des Amtsvorstehers und Oberförsters Beck in Kudowa, des Vorsitzenden einer Regierungskommission zur Erforschung der Weber-Zustände, die Weber teilweise nur einen Netto-Tagelohn von 54, ja von 25 Pfg. hatten.

Daß aber andererseits dennoch für das große Ganze ein Fortschreiten in dem Besitz und Vermögen der Arbeiter stattgefunden hat, beweisen trotz aller Ableugnungsversuche der Socialdemokratie die Daten der Sparkassen. Von 8,30 M. Spareinlagen auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1860 sind dieselben auf 20,25 M. im Jahre 1870, auf 58,46 M. im Jahre 1880, auf 62,22 M. im Jahre 1881 und dann bis 1891 in folgenden Progressionen weitergestiegen: 65,76 — 70,61 — 75,23 — 79,84 — 86,50 — 93,01 — 99,83 — 104,85 — 109,55 — 112,49.

Daß das Zins-Einkommen aus diesen Spareinlagen gegenüber dem anderen Einkommen wenig in's Gewicht fällt, mag der Socialdemokratie zugegeben werden, ebenso daß die Spareinlagen nicht einem wirtschaftlich produktiven Zweck dienen, sondern nur einen Reservefonds für eintretende

Notfälle darstellen. Aber die Thatsache des Wachsens bleibt doch eben bestehen.

Wir kommen zum zweiten Punkt der materiellen Notstände, der übertriebenen Arbeitszeit. In Deutschland kann gemäß der Novelle von 1891 „durch Beschluß des Bundesrates für solche Gewerbe, in welchen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, die Dauer der zulässigen täglichen Arbeitszeit und der zu gewährenden Pausen vorgeschrieben und die zur Durchführung dieser Vorschriften erforderlichen Anordnungen erlassen werden" (§ 120 e). Die Bestimmung erstreckt sich auf alle gewerblichen Betriebe, und es waren zunächst Erhebungen für Bäckereien, Müllereien, Handelsgewerbe und Buchdruckereien in Aussicht genommen, um solche Festsetzungen zu treffen.

Exakte Angaben nun über die durchschnittliche Höhe der Arbeitszeit in den einzelnen deutschen Staaten sind nur äußerst schwer zu erhalten, und man ist im allgemeinen lediglich auf Schätzungen an der Hand der Berichte der Fabrikinspektoren angewiesen. Nach dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften, dem diese Berichte zu Grunde gelegen haben, beträgt die durchschnittliche Arbeitszeit in den verschiedenen Teilen Deutschlands zwischen 10 und 12 Stunden täglich, in Zwickau, Meißen, Plauen sowie im Großherzogtum Hessen wohl am meisten. Dagegen hatten verschiedene Schlächtereien, Müllereien, Ziegeleien, Bäckereien eine Arbeitszeit von 12—17 Stunden. Und die Hausindustrie hat teilweise eine Arbeitszeit von 16—18 Stunden. Nun aber sind in der Hausindustrie nach der Berufsstatistik vom 5. Juni 1882 mindestens 544 980 Personen beschäftigt gewesen, welche Zahl nach Werner Sombart's Schätzung noch zu niedrig erscheint. Dr. Lange hat in einem Bericht an den Verein für Socialpolitik (Leipzig, Duncker & Humblot) ein ergreifendes, umfassendes Bild über die Lage der Hausindustrie in Berlin und Umgegend, in Osnabrück, im Fichtelgebirge und in Schlesien gegeben, worin er z. B. konstatiert, daß die überwiegende Menge der schlesischen Hausweber bei 14—16stündiger Arbeitszeit sich mit demselben Einkommen begnügen muß, das die Strafanstaltsinsassen zum größten Teile bei 8—10stündiger Arbeitszeit erzielen, nämlich ein Bruttoverdienst von 50 Pf. bis 1 M. Wie groß endlich die Arbeitszeit beim Droschken-, Omnibus- und Pferdebahnwesen ist, weiß jeder. Das sind unbezweifelbare Notstände.

Wir kommen zu dem dritten Punkt der materiellen Notstände, den menschenunwürdigen Wohnungen. In dem Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft von Professor Schmoller, 1887, S. 430 heißt es: „Die Zahl der Wohnungen mit nicht mehr als einem heizbaren Zimmer beträgt in Frankfurt a. M. 23 %, in Leipzig 28, in Hamburg 39, in Berlin 49, in Dresden 55, in Breslau 59, in Stettin 59, in Königsberg 62 und in Chemnitz 70 %." Im Jahre 1880 gab es nach Dr. Berthold in Berlin 127 507 Wohnungen, 478 000 Einwohner enthaltend, mit je nur einem heizbaren Zimmer. Unter 39 298 Haushaltungen, welche noch nebenher Schlafleute und in vielen Fällen Schlafburschen und Mädchen zugleich aufnahmen, bestanden 15063 Haushaltungen, die überhaupt nur über einen einzigen Raum verfügten!! (Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik S. 62). Auch das Wohnungs-

elend auf dem Lande ist nach Professor Frh. v. d. Goltz Werk „über die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung“ 1872 teilweise ein grauenerregendes. Da schreibt er z. B. S. 16: „Es giebt noch viele Tausende von Arbeiterwohnungen, in welchen die Gesundheit ihrer Insassen auf das ernstlichste gefährdet ist, welche auch nicht einmal den Schein einer irgendwie behaglichen menschlichen Behausung an sich tragen, und in denen es den Bewohnern unmöglich gemacht ist, auch nur den gewöhnlichsten Regeln der Sittlichkeit Rechnung zu tragen.“ Ähnliches bezeugten die edlen konservativen Volksfreunde Wichern, Andrae-Roman, Knauer, Schulte, Graf von der Gröben, Meyeringh. Andrae-Roman z. B. sagte: „Ich selbst habe 4 Familien mit zusammen 22 Personen in einem Raume, der nur durch Kreidestriche getrennt war, übernommen.“ (S. 62). Und Schulte erklärte: „In Schlesien kommt es noch häufig vor, daß auf den Gütern sogenannte Gesindehäuser sind, in welchen das gesamte verheiratete Gesinde in einer einzigen Stube zusammenwohnt“ (S. 62).

Und welches sind nun die Folgen solcher Notstände, wie sie in ungenügenden Löhnen, übertriebener Arbeitszeit, menschenunwürdigen Wohnungen vor uns stehen? Fangen wir mit den Wirkungen der letzteren an. Professor Dr. Laspeyres hat für Paris eine treffliche Arbeit „über den Einfluß der Wohnungsverhältnisse auf die Moralität der arbeitenden Klassen“ geschrieben. Er hat darin den Einfluß des Chambregarnisten-Wesens auf die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts schlagend nachgewiesen. Danach „ist der Gang der Sittlichkeit in Paris — für das männliche Geschlecht ein aufwärts — für das weibliche Geschlecht ein abwärts strebender.“ So Laspeyres 1868. Sollte in Berlin das letztere nicht heut ebenso gelten? In dem XXII. Bericht des „Vereins für das Wohl der arbeitenden Klasse“ in Stuttgart werden die Ergebnisse einer 1887 stattgehabten Untersuchung über die Wohnungsverhältnisse daselbst veröffentlicht. Unter den Aufzeichnungen der untersuchenden Armenpfleger über die der Enquete unterworfenen 1331 Familienwohnungen fanden sich mehrfach Bemerkungen wie die: „zwei Mädchen und ein älterer Knabe schlafen in einem Bette“; „eine 15jährige Tochter schläft mit dem Vater in einem Bett“ u. s. w. Daß da Fälle unnatürlicher Unsittlichkeit nicht ausbleiben können, liegt auf der Hand. Eine weitere Folge ist, wie v. d. Goltz sagt, daß „infolge der ungemütlichen Wohnungen der Arbeiter es leicht vergißt oder verschmäht, in der eigenen Häuslichkeit seine Heimat zu suchen und zu finden“ (S. 16). Und Knauer sagt mit Recht: „So lange wir unseren Arbeitern nicht genügende Wohnungen gewähren, können wir auch nicht erwarten, daß dieselben mit ihrer Lage zufrieden sind, und daß dieselben den an sie gestellten sittlichen Anforderungen genügen.“ Einer der bedeutendsten englischen Staatsmänner sagt (damit wollen wir schließen): „Die Wohnung ist das Band der Civilisation, aus ihr gehen alle jene Einflüsse hervor, welche der Gesellschaft eine bestimmende Richtung zum Guten oder Schlimmen geben, welche veredelnd oder zerstörend auf sie einwirken. Ein Mensch, welcher fühlt, daß seine Wohnung „sein Heim, ein süßes Heim“ ist, ist stolz auf die Gesellschaft, in deren Mitte er lebt; aber ein Mensch, welcher

fühlt, daß sein Haus ein Abgrund des Elends ist, greift die Gesellschaft an, deren ungerechtes Opfer er zu sein glaubt."

Und welches sind die Folgen übertriebener Arbeitszeit? Nicht minder schlimm. Wir wollen von den gesundheitlichen Folgen hier absehen, über die Professor Dr. A. Vogt in Bern in einem Briefe an den eidgenössischen Nationalrat Decurtins gesagt hat: „Die unmittelbaren Wirkungen einer Arbeit, welche das physiologische Zeitmaß überschreitet, sind allbekannt. Nach eingetretener Ermüdung in gleicher Richtung fortarbeiten entkräftet den Menschen, braucht ihn auf und führt ihn zu vorzeitiger Invalidität." Die sittlich-religiöse Hauptwirkung einer übertriebenen Arbeitszeit ist die Vernichtung des Familienlebens. Um ein solches führen zu können, muß freie Zeit, muß Sonntagsruhe dasein. Und darum fordern wir im Interesse des Familienlebens, im Interesse aber auch einer Teilnahme der Arbeiter an den Fortschritten der Bildung und Kultur, daß eine 12- und mehrstündige Arbeitszeit baldigst beseitigt werde. Das liegt auch im Interesse der Unternehmer. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß wirklich gute Arbeit auf die Dauer nur von gut bezahlten und nicht überangestrengten Arbeitern geliefert werden kann. Die Schweiz und Österreich haben darum schon einen gesetzlichen Maximalarbeitstag von 11 Stunden, Frankreich einen solchen von 12 Stunden auch für erwachsene Arbeiter, während Deutschland nur zum Schutz der Arbeiterinnen und der jugendlichen Arbeiter gesetzliche Normalbestimmungen hat.

Und nun endlich die Folgen ungenügender Löhne. Wie für Paris Parent-Duchatelet nachgewiesen hat, daß unter den 3084 Dirnen, deren Berufsstellung er untersuchte, nur 3 etwas bemittelte sich befanden, daß dort eine Anzahl verheirateter Mütter, die von ihren Männern verlassen waren, sich preisgaben, um nur ihre Kinder ernähren und erziehen zu können, oder daß Töchter feil wurden, um ihre Eltern zu ernähren, daß von 5183 Prostituierten die Hälfte aus Elend und Mangel, wegen Elternlosigkeit und gänzlicher Hilflosigkeit diesen Erwerbszweig gewählt hatte, das gilt ähnlich auch von Berlin. Oder glaubt man z. B. daß alle jungen Mädchen, die ins Ballet, diese „von Millionen von Zuschauern bewunderte und jauchzend beklatschte Bildungsstätte des Lasters" (von Oettingen), dieses „europäische Sklavenleben" (Hackländer) eintreten, solches aus freiem Vergnügen an der Sache thun?

Prediger Oldenberg sieht in einem Aufsatz (Beiblatt zu den Flieg. Bl. des Rauhen Hauses 1868 Nr. 4 und 6) den Grund für die Zunahme der Unsittlichkeit im Volke neben dem „Vordringen des Unglaubens" hauptsächlich in der unter dem Einfluß der Industrie sich vollziehenden „Zersetzung unserer socialen Verhältnisse." Daß hierbei ungenügender Lohn in erster Linie mit in Betracht kommt, liegt auf der Hand.

Aber nicht bloß die Unsittlichkeit, sondern auch der Revolutionsgeist zieht aus dem materiellen Elend der Arbeiter seine Nahrung. Hauptmanns „Weber" mit ihrer fanatisierenden Wirkung sind dafür der beredteste Beweis. Will man darum der Revolution wehren, so bessere man vor allem auch die materiellen Zustände. Ich schließe mit dem Wort von Oettingens aus der II. Auflage seiner Moralstatistik von 1874 (S. 389): „Hinter dem imponierenden und blendenden Glanz der

Leiſtungen der Induſtrie, hinter dem von grandioſem menſchlichem Erfindungsgeiſte zeugenden Maſchinenweſen, hinter der tauſendfach menſchliche Leiſtungsfähigkeit ſteigernden Dampfkraft, hinter der bei fabrikmäßiger Manufaktur notwendigen Arbeitsteilung, hinter dem betäubenden Gewühl und Durcheinander von Nachfrage und Angebot, hinter der glanzvollen Außenſeite koloſſaler, durch Aſſociation des Kapitals zu ſtande gebrachter Unternehmungen lauert der furchtbare Dämon des misère sociale jenes Pauperismus, der mit der ſyſtematiſchen Atomiſierung unſerer arbeitenden Klaſſen in engſtem und notwendigem Zuſammenhange ſteht."

XI. Die Schuld des Alkoholmißbrauchs an den socialen Notständen.

Von Pastor **A. Stuhlmann**.

Im Mittelpunkte des Denkens und Trachtens unserer Zeit steht die Frage: Wie ist dem Jammer und Elend, die mehr denn je in allen Ländern und auch in unserm Vaterlande in so reichem Maße herrschen, zu steuern und zu wehren? Um nun allen Nöten abzuhelfen, um die sociale Frage — denn unter diesem Namen faßt man alles zusammen, was nicht so ist, wie es sein sollte, — zu lösen, sucht man die Ursachen zu erforschen, die Schuldigen zu ermitteln, die das Elend hervorgerufen haben, damit man dem Übel an die Wurzel gehen und von Grund aus Besserung schaffen könne. Bald sieht man die Schuld in den Arbeitgebern, den Kapitalisten, welche die Arbeiter ausbeuten und ihnen die Mittel zu einem „menschenwürdigen" Dasein verweigern sollen, bald in den Arbeitern, welche, mit allem Bestehenden unzufrieden, durch ihre großen Ansprüche sebst die Schuld haben sollen, wenn sie nicht auskommen können und Not leiden müssen. Jeder Unparteiische weiß, daß wie fast überall, wo ein langer Streit entbrennt, auf beiden Seiten ein Teil des Rechts und des Unrechts ist. Aber damit ist noch nicht alles erklärt; größeres Übel als durch die wirtschaftlichen Schäden und Übelstände wird hervorgerufen durch sittliche Schäden und Unvollkommenheiten der Menschen, sowie durch böse Leidenschaften des Herzens und durch leblose, feindselige Mächte, welche außerhalb des Menschen stehen: Eine solche feindselige Macht, die an den socialen Notständen einen Hauptteil der Schuld trägt, ist der Alkohol. Der übermäßige Genuß des Alkohols oder, wie man mit einem Worte zu sagen pflegt, die Branntweinfrage, hängt viel enger mit der ganzen socialen Frage zusammen, als viele Menschen zu wissen scheinen oder wissen wollen. Wie eng der Zusammenhang ist, wissen und bestätigen alle diejenigen, die mit warmem Herzen und offenen Augen unter der Arbeiterbevölkerung leben, vor allen auch Ärzte, Zuchthausdirektoren, Anstaltsgeistliche und Behörden.

Die Trunksucht ist eins der Hauptmerkmale der Civilisation. Unter uncivilisierten Wilden und armen, zurückgebliebenen Heiden wird sie kaum gefunden, mit fortschreitender Kultur und Bildung scheint sie stets zu steigen, sie zuerst ist zu finden, wo weder Eisenbahnen noch Telegraphen sind, sie zeigt sich in der Großstadt wie auf dem Lande, unter Vornehmen wie Geringen, in dem ärmeren Nordostdeutschland, wie in dem reichen weinbauenden Südwestdeutschland. Am meisten und am schlimmsten ruiniert sie die Kraft und das Glück der Arbeiterbevölkerung. Bedeutende, wohl-

meinende Männer haben es ausgesprochen: „Der allerschlimmste Feind des Arbeiters ist der Schnaps, die Leidenschaft dafür ist leider in erschreckendem Maße vorhanden und das größte Hindernis für eine Verbesserung der materiellen und geistigen Lage. Jedes Mittel, welches den Fuselgenuß einschränkt, bedeutet einen Fortschritt auf dem Gebiete der socialen Arbeiterfrage;" und weiter, „im allgemeinen kann man zuversichtlich behaupten, daß in der Regel überall, wo uns massenhaft oder bei einzelnen ein ungewöhnlich niedriges Niveau der socialen Zustände entgegentritt, der Branntwein mehr oder weniger, jedenfalls aber als eine der Hauptursachen im Spiele ist." Es läßt sich gar nicht leugnen, daß das aus der Trunksucht entstandene Unglück schlimmer ist als jede andere Plage, die jemals die Menschen heimsuchte, eine Quelle des größten menschlichen Elends, Tausenden von Familien Freude und Friede raubend, schwerere und härtere Wunden schlagend, als Schwert und Hunger. Mag man das Los der arbeitenden Klassen noch so sehr verbessern, es kann niemals Zufriedenheit bei denen unter ihnen einkehren, die ihren Verdienst immer wieder mit Zechbrüdern verjubeln. Jeder, der den Arbeitern wirklich wohl will, ihnen helfen will, möglichste Zufriedenheit auf Erden zu erreichen, der muß ihnen immer wieder zurufen: Fliehet den Trunk! Hütet euch vor dem Branntwein.

Was ist's mit dem dem Branntwein innewohnenden Verführungs-, Reiz- und Verderbensmittel, dem Alkohol? Derselbe ist schon an und für sich, ohne alle Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, etwas Unnatürliches, er ist kein unmittelbares Erzeugnis der Schöpfung Gottes. Fast alles, was wir um uns sehen und was wir genießen, ist, wenigstens im rohen Zustande, in der Natur selbst entstanden, wird nur durch Menschen vervollkommnet oder vermehrt, gehört entweder zum Tierreich, zum Pflanzenreich oder zum Mineralreich. Der Alkohol gehört zu keinem von allen dreien, er steht außerhalb der Natur. Erst durch eine künstlich hervorgerufene Gärung oder Zersetzung mehrerer zusammengebrachter Stoffe bildet sich der neue Stoff, den man Alkohol nennt, er besteht aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff und ist ein scharfes Gift. Es wird zwar eingewandt, weil Obst und Früchte, aus denen der Alkohol gewonnen wird, wohlthätig und nahrhaft sind, müßte auch der letztere wohlthätig sein. Aber ebensowohl könnte man sagen, daß verdorbene und verfaulte Früchte und Pflanzen, die doch aus den nahrhaften entstanden sind, ebenfalls nahrhaft sein müßten, oder daß der Erdboden ein gutes Nahrungsmittel sei, weil — er gute Kartoffeln hervorbringt.

Der Alkohol war nicht immer bekannt. Erst vor etwa 900 Jahren fingen die Araber an, ihn aus gegorenen Flüssigkeiten auszuscheiden. Auch der Name ist bei ihnen entstanden. Alkohol bezeichnet in der arabischen Sprache ein feines Pulver, mit welchem die Frauen ihr Gesicht färbten, um es zu verschönen. Im Anfang dachte man gar nicht daran, daß jemals eine Zeit kommen könnte, in welcher man den Alkohol als Getränk verwenden würde. Im 13. Jahrhundert erst verbreitete sich sein Gebrauch, man schrieb ihm wunderbare Eigenschaften zu für die Gesundheit, und er wurde deshalb als Medizin empfohlen. Seinen Wohnsitz hatte er deshalb nicht in den Häusern, auch nicht in den Schenken, sondern in den Apotheken, und

dort blieb er auch, namentlich in Deutschland, noch lange Zeit, bis endlich in dem wüsten, unglückseligen 30jährigen Kriege die Soldaten, damals rohes, zusammengewürfeltes Kriegsvolk aus aller Herren Länder, ihn aus den Apotheken rissen und zum Genußmittel machten. Scheinbar hatte man auch Gründe genug, ihn für etwas Wohlthätiges zu halten. Im Alkohol kann man verzehrenden Kummer ersäufen und die traurige Wirklichkeit von seinem Auge entfernen. Einen andern dünkt es schön, daß er im trunkenen Zustande sich für reich und glücklich halten kann. Sogar große nutzbringende Kraft soll dem Alkohol inne wohnen, wie man immer wieder hören kann. Er giebt doch dem Körper wohlthuende Wärme, wenn's kalt ist, giebt größere Kraft und Widerstandsfähigkeit und ist nötig, um einen Arbeiter für schwere Arbeit tauglich zu erhalten! In der That vermag der Trinker unter dem Einfluß des Alkohols mitunter außerordentliche Kräfte zu entfalten. Aber auch ein bösartiges Fieber bringt oft bei einem Kranken, welcher vorher kaum einen Finger rühren konnte, die Stärke eines Riesen hervor, ebenso kann die Entdeckung einer großen Gefahr, in welcher ihr Kind schwebt, einer Mutter für Augenblicke die Kraft eines Herkules erwecken, aber deshalb wird noch niemand behaupten, daß solche Vorfälle die Quelle wirklicher und dauernder Kraft seien. Ebenso ist es mit der stärkenden Kraft des Alkohol. Es läßt sich leicht beweisen, daß derselbe so zerstörend und zersetzend auf die Kraft des einzelnen und dadurch auch des Volkes einwirkt, daß ihm eine Hauptschuld an den socialen Notständen zugeschrieben werden muß, daß er Körper und Geist zerrüttet, die Seele ertötet, Verbrechen befördert und als fortdauernde Wirkung noch über das Grab des Trinkers hinaus Elend, Not und Armut hervorruft.

Zuerst die Wirkung auf den Körper. Bekannt ist der Satz des berühmten Naturforschers und Chemikers Liebig: „Der Branntwein gestattet dem Arbeiter durch seine Wirkung auf die Nerven die fehlende Kraft zu ergänzen, er stärkt ihn, aber dies geschieht stets auf Kosten des Körpers; es wird dabei ein Wechsel auf die Gesundheit ausgestellt, der nicht eingelöst werden kann; so verzehrt der Arbeiter das Kapital seiner Körperkraft und Gesundheit, anstatt der Zinsen, die er ausgeben kann, und die Folge ist der unvermeidliche Bankerott des Körpers." Das ist leicht zu verstehen und wird von allen Ärzten bestätigt. Danach ist der Branntwein kein Stoff, aus welchem der Arbeiter Kraft zu schwerer Arbeit herausholen kann, sondern er beseitigt nur für kurze Zeit das Gefühl der Erschlaffung und wirkt auf den Menschen in derselben Weise wie auf das ermüdete Zug- oder Lasttier, wenn es nicht mehr weiter kann, die Peitsche oder der Sporn; die dadurch hervorgerufene Kraft ist gerade so, wie die durch Fieber oder durch plötzliche Angst und Aufregung bewirkte; so lange das Fieber, die Angst im Körper vorherrscht, hält sie vor, nachher folgt stets um so größere Schwäche.

An Beweisen dafür fehlt's nicht. In England hat man durch langjährige Beobachtungen die Erfahrung gemacht, daß diejenigen Arbeiter, die keinen Branntwein genießen, kräftiger und gesunder sind, besser und ausdauernder arbeiten können, als die andern, so z. B. in den Bergwerken, Fabriken und Eisenhütten in Manchester, Glasgow, Birmingham. In

unſerer Armee iſt ſeit dem 13. Febr. 1862 befohlen, den Branntwein in den Feldflaſchen durch Kaffee zu erſetzen. Wie gut und nützlich dies iſt, weiß jeder, der Soldat geweſen, für anſtrengende Märſche wirkt der Kaffe viel erfriſchender und belebender. Im Manöver, wo oft große Strapazen zu ertragen ſind, werden diejenigen zuerſt „ſchlapp", welche am Abend vorher viel getrunken haben oder die verbotene Schnapsflaſche mit ſich führen; häufig merkt man bei denen, die müde und matt liegen bleiben, daß ihnen der Schnapsdunſt noch aus dem Munde und der Naſe herauskommt. Dieſelbe Wirkung beſtätigen alle Touriſten, Bergſteiger, Landbriefträger, ferner Leute wie Stanley, der innerhalb zweier Jahre in Afrika nur einige Löffel voll Spirituoſen genoſſen hat und Dr. Nanſen, der mitſamt ſeiner Mannſchaft auf ſeinen Fahrten ins Nordpoleis keinen Tropfen genießt; dasſelbe zeigten die vor einiger Zeit ſtattgefundenen Diſtanzmärſche Berlin-Wien, bei welchen durchgehends diejenigen, welche ſich des Alkohols enthielten, die andern beſiegten; dasſelbe beweiſen ſogar bei großen Rennen — auch bei dem Offizierritt Berlin-Wien — die Pferde, indem diejenigen, welche vorher mit Cognac oder Champagner geſtärkt werden, nachher um ſo leichter zuſammenbrechen. Endlich ſei noch ein Bild gezeichnet nach einer langen Beobachtung in einer Arbeiterkolonie. In derſelben waren ſtets 100 bis 130 arbeitsloſe Leute aller Klaſſen und Stände verſammelt; der Andrang war ungeheuer, im Winter mußten oft 10—15 an einem Tage zurückgewieſen werden. Man kannte nun genau die Vergangenheit der Koloniſten aus den von der Behörde eingelieferten Papieren und ſo läßt ſich mit Beſtimmtheit ſagen: höchſtens $^1/_5$ derſelben war durch ungünſtige Arbeits- und Geſchäftsverhältniſſe ohne eigene Schuld aus einem geregelten Leben herausgeriſſen, $^1/_5$ vielleicht war durch Arbeitsſcheu oder Müßiggang heruntergekommen, aber wenigſtens $^3/_5$ hatten durch Trunkſucht ſich und die Ihrigen unglücklich gemacht. Einzeln, paarweiſe oder in kleinen Trupps ſah man oft Geſtalten auf der Landſtraße herankommen, das Brandmal ihres Laſters auf der Stirn tragend, jene feuerroten Geſichter, jene entzündeten Augen, jene verdächtig gefärbten Naſen, die ſchweren Zungen, die wankenden Schritte und der gebeugte Gang, ſo elend, daß ſie kaum weiter können, ohne Freude, ohne Hoffnung. Den in der Kolonie Angenommenen ſchmeckt in den erſten Tagen das Eſſen nicht, weil ſie es nicht vergiften können mit dem gewohnten Gift, gegen geregelte Arbeit empfinden ſie Widerwillen, ihr Schlaf iſt unruhig. Daß dies alles Folgen des Trunkes ſind, ſieht man an denjenigen, welche längere Zeit auf der Kolonie geweſen ſind. Manche ſind kaum wiederzuerkennen. Friſche und wohlgenährte Geſichter, aufrechter Gang, gerade Haltung, in den Augen wieder Lebensmut und Lebensfreudigkeit. Man braucht nicht zu fragen, wann ſie ſich glücklicher und zufriedener gefühlt haben, ob damals, wo ſie mit der Schnapsflaſche in der Taſche, die Röcke an den Ellenbogen, die Hoſen an den Knieen, die Schuhe an den Füßen zerriſſen, auf der Landſtraße umherwanderten, nicht wiſſend, wo ſie am Abend ihr Haupt zur Ruhe hinlegen ſollten, oder jetzt, wo ſie am Morgen geſtärkt erwachend ſich zu geordneter Arbeit begeben, zur rechten Zeit den gedeckten Tiſch finden mit einfacher, aber geſunder Nahrung und nicht einmal kleine Freuden und Erheiterungen, die das Leben verſchönen, zu entbehren

brauchen. Sie erkennen es dankbar an, daß sie, früher der Verzweiflung nahe, jetzt wieder zufriedene Menschen zu werden hoffen. Dort hat man also eine lebendige Geschichte des Alkoholmißbrauchs und einen täglich neu geführten Beweis, daß er eine Hauptschuld trägt an Not und Elend, daß er den Körper in erster Linie vollständig herunterbringt.

Eine Hauptgefahr ist dabei noch gar nicht erwähnt, das ist die verführerische Macht, die dem Alkohol inne wohnt. Reich dem Teufel einen Finger und er nimmt gleich die ganze Hand! Die Wahrheit dieses Sprichwortes erkennt man nirgends besser, als bei den Schnapstrinkern. Wer sich dem Genuß des Branntweins hingiebt, begnügt sich bald nicht mehr damit zu trinken, wenn er ein Bedürfnis danach empfindet, sondern er wird leicht zu einem gewohnheitsmäßigen Trinker. Er trinkt immer weiter, teils um sich des Gefühls des Unwohlseins zu erwehren, das ihn beherrscht, teils um die sich regende Stimme des Innern zu übertäuben. Das der Trunksucht zu Grunde liegende Bedürfnis gleicht also nicht dem Bedürfnis nach Brot und andern Speisen. Hierfür genügt dieselbe Menge, die vor Jahren genügte, in der Regel auch heute noch und wird durchs Leben genügen. Nicht so der Trinker. Sein Bedürfnis wird nie gesättigt, er schreit beständig nach mehr; wird er heute durch 5 Glas Schnaps in einen Rausch versetzt, so muß er übers Jahr dazu 8 haben und später vielleicht 10. Während aber die Wirkung des Augenblicks, die ihn alles andere vergessen macht, mehr und mehr die Summe seiner Freuden wird, werden die entfernteren, demnächst eintretenden Wirkungen mehr und mehr der Mittelpunkt seines Unglücks, ja die Ursache seines Todes.

Auch der letztere ist ganz natürlich. Es ist schon bemerkt, daß der Alkohol in buchstäblichem Sinne ein Gift ist, welches stets zerstörend auf die Lebenskräfte einwirkt. Dieses Gift betäubt und lähmt das Nervensystem, hemmt den Blutumlauf, verbrennt die Speiseröhre und vor allem hindert es die erfolgreiche Thätigkeit des Magensaftes, der unentbehrlich ist zur Verdauung. So muß die Gesundheit und Widerstandskraft des Trinkers immer mehr geschwächt werden. Wenn die Flamme eines Lichts bereits am erlöschen ist, so kann ein kleiner Windhauch sie ausblasen, der eine gut brennende Flamme nur noch mehr anfachen würde. Darum werden ungesunde Wohnungs- und Witterungsverhältnisse, schlechte Ernährung, mörderisches Klima, Fiebergegenden einem nüchternen Menschen weniger schaden, während sie den Trunkenbold bald zu Boden werfen. Kurz jede Krankheit, die bei ersterem leicht geheilt werden kann, wird letzteren töten, denn er ist ja vorher schon halb tot. Hundertfach ist es beobachtet worden, daß eine leichte Lungenentzündung mit geringem Fieber bei einem Trinker fast stets tödlich verläuft, ebenso wird der Zustand des Säuferwahnsinns für den, der ihm einmal verfallen gewesen ist, bei jeder Verletzung, bei der kleinsten Operation verhängnisvoll. Von 77 Personen, die innerhalb einer bestimmten Zeit tot aufgefunden wurden, war bei 67 also bei 82 % Trunk die Todesursache. 90 % aller derer, die am Hitzschlag sterben, sind Trinker. Zahlenmäßig läßt sich nachweisen, daß die Lebensdauer in den einzelnen Landesteilen von dem Branntweingenusse wesentlich mit bedingt ist, denn das Durchschnittsalter der Ge-

ſtorbenen iſt in den Provinzen am niedrigſten, wo am meiſten Branntwein getrunken wird, in Poſen, Preußen und Schleſien, am höchſten ſteht es in Weſtfalen, wo es 7,4 Jahre mehr beträgt, als in Poſen. Daß auch die beſſere oder geringere Ernährung dabei mitwirkend iſt, ſoll damit keineswegs geleugnet werden. Wie ſehr mit dem Körper auch der Verſtand unter dem Alkoholgenuß leidet, beweiſen einige andere Zahlen. Von 286 Irrſinnigen in einer Heilanſtalt hatten 115 = 40 % durch den Trunk den Verſtand verloren, von 495 in anderen Anſtalten waren 257 = 53 % nach dem Urteil der Ärzte und dem Zeugnis ihrer eigenen Freunde durch dasſelbe Laſter ſo weit gekommen. Das ſind Beobachtungen aus Amerika, aber bei uns iſt es kaum anders. In der Irrenanſtalt zu Dalldorf ſind unter 100 Männern 14, bei denen die Trunkſucht die alleinige und direkte Urſache der Geiſtesſtörung iſt, weit zahlreichere Fälle ſind es, wo ſie eine mitwirkende oder von den Eltern her nachwirkende Urſache iſt.

Dennoch tritt dieſe verderbliche Wirkung auf Körper und Verſtand noch zurück hinter die Wirkung auf Seele und Geiſt des Trinkers. Der Alkohol hat eine geradezu entſittlichende Wirkung. Der Trunkenbold wird gleichgültig in ſeinen Anſchauungen über Ehre, Sitte und Anſtand, gleichgültig gegen die Geſetze und die geſamte bürgerliche und moraliſche Ordnung. Seine Willenskraft iſt ſo gelähmt, daß er auch bei dem ernſten Willen, dem Trunk zu entſagen, dies nicht durchzuführen vermag, jede Verſuchung reißt ihn wieder hinab. Es iſt herzbewegend, aber in den Arbeiterkolonien häufig zu beobachten, daß man einen Menſchen, den man wenige Tage vorher ruhig, beſcheiden und zufrieden bei der Arbeit erblickt hatte, plötzlich einen Tag nach ſeinem Weggange in einem unbeſchreiblichen Zuſtande in der nächſten Stadt umhertaumeln ſieht, unvernünftiger anzuſchauen als ein ſchmutziges Tier; die Kleidung und andere Sachen, die er ſich vorher erarbeitet, ſind für ein Spottgeld verſchachert und dafür iſt das flüſſige Gift durch die Gurgel hinabgelaufen und brennt und quält und ſtreift faſt alles Menſchliche wieder ab. Wie es bei ſolchen Menſchen mit der Religion ausſieht, kann man ſich leicht denken. Meiſt findet man ſtumpfe und trotzige, bittere und höhniſche Verſchloſſenheit gegen alle religiöſen Einwirkungen. Der Schnapsteufel leidet nicht, daß die Erinnerung an Gott lebendig bleibe oder wieder lebendig werde. Er will nicht an Gott glauben, denn wenn Gott exiſtiert, muß er ſein Feind ſein und ihn ſtrafen. Aber auch wenn er nicht abſichtlich ſein Herz verſchließt, kann ſich doch kein Gottvertrauen, keine Kraft und Antrieb zum Gebet erhalten da, wo einer im ſinnlichen Genuſſe ſich vergräbt, wo ihm die Augen müde zufallen und ſich im Kopfe alles wirr durcheinanderdreht. So wird auch die unſterbliche Seele ins Verderben geſtürzt, die Macht der böſen Leidenſchaften vermehrt, Laſter und Verbrechen hervorgerufen.

Wie manchen Verſuchungen, denen die Seele bei nüchternem Leibe widerſtehen würde, unterliegt ſie, wenn ſie ſich unter dem Einfluß berauſchender Getränke befindet. Eine That, gegen welche ſich früher der bloße Gedanke empörte, begeht der unglückliche Sklave der Trunkſucht mit Vergnügen, oft mit wilder Gier. Zahlloſe Verbrechen werden nur unter dem Einfluß des Alkohols begangen. Nicht zu reden von den tauſend

Schlägereien und Körperverletzungen, welche ohne schlimmere Folgen verlaufen; wird doch der Mord sehr häufig durch Trunksucht hervorgerufen, die scheußlichen Sittlichkeitsverbrechen gehen fast alle daraus hervor, denn es steht über allem Zweifel fest, daß nichts so sehr die Wollust reizt und bis zu den ärgsten Ausschreitungen tierischer Lüsternheit den Menschen treibt, als der Branntwein. Weiter: Wenn jemand einen andern zu einem Verbrechen verführen will, wer ist sein Bundesgenosse? Der Alkohol; unter dessen Einfluß schwindet der Widerstand, den das Herz dem bösen Begehren entgegensetzt, wie der Schnee vor der Märzsonne. Wie oft wird einem Verbrecher sein Vorhaben in letzter Stunde leid! dann muß der Schnaps ihn wieder ermuntern, ihm Mut einflößen und den letzten Rest von Gottesfurcht, den stillen Mahner im Herzen zum Schweigen bringen. Wie oft gestehen solche, die zum erstenmal die Verbrecherlaufbahn betreten haben, vor dem Richter unter Schluchzen und bitterster Reue: der Alkohol, der Schnaps hat mich so weit gebracht, ich kannte mich selbst nicht mehr! und für wie viele ist damit der Friede der Seele, das Glück des Lebens für immer vorbei. Wenn sie die erste Strafe überstanden haben und mit Mißtrauen von der menschlichen Gesellschaft wieder aufgenommen werden, greifen sie, um ihren Grimm zu betäuben, ihren gesunkenen Mut zu heben, von neuem zur Flasche und ehe sie sich dessen bewußt werden, stehen sie mitten im Verbrecherleben, bis sie im Zuchthause oder noch schlimmer enden. Zwar wird manchem, wenn es zu spät ist, das Bild seiner Mutter, seiner Frau oder seiner Kinder vor die Seele treten, welche früher weinend ihn anflehten, abzulassen von dem schrecklichen Trunk; mancher wird sich der Mahnungen erinnern, die er als Knabe oder Jüngling gehört, sich zu hüten vor dem Gift des Alkohol, und mancher wird dann aus dem Gefängnisse heraus die Fäuste ballen in wildem Grimm oder die Augen niederschlagen in tiefem Schmerz mit dem Bekenntnis: der Trunk war die Grube, die mich zu Fall gebracht, aber das Rad der Zeit kann er nicht rückwärts drehen, das Unglück nicht mehr aufhalten.

Solche Schilderung ist nicht übertrieben. Es hat noch niemand den Behauptungen eines erfahrenen Volkskenners widersprochen, welcher sagt, „zuverlässige statistische Erhebungen bekunden uns, daß die Überhandnahme von Verbrechen in der Überhandnahme der Trunksucht ihren Hauptursprung hat" und „daß nach den Erfahrungen der deutschen Strafanstaltsbeamten der größere Teil der zur Untersuchung kommenden Vergehen und Verbrechen eine direkte oder indirekte Folge des Genusses geistiger Getränke ist." Ein eigenartiger Beweis für den Zusammenhang zwischen Verbrechen und Trunksucht liegt auch darin, daß das i. J. 1851 in Lintorf bei Düsseldorf errichtete Männerasyl für entlassene Strafgefangene von selbst, ohne daß eine Umwandlung beabsichtigt war, zu einer Trinkerheilanstalt geworden ist. Es folgt daraus, daß die entlassenen Gefangenen zum größten Teile Trinker waren. Noch einige Zahlen aus dem Buche des Sanitätsrats Dr. Baer seien angeführt: Unter 514 Mördern, die in Zuchthäusern saßen, waren erwiesenermaßen 237 = 46 % Trinker, unter 348 Totschlägern 220 = 63 % Trinker, unter 898 Räubern und Straßenräubern 617 = 70 %, unter 954 wegen Unzucht und Notzucht verurteilten

575 = 60 %. Von 10033 schweren Diebstählen waren 5212 = 51 % durch Trinker begangen, unter 100 Brandstiftern waren 47, unter 100 Meineidigen 27 Trinker. Am höchsten ist der % Satz bei Körperverletzungen, da hier 75 % durch Trinker verübt werden.

Alles Elend, soweit es bisher geschildert ist, trifft den Trinker selbst, ruiniert ihn an Leib und Seele. Nun gilt aber für den Trinker mehr wie für jeden andern das Wort der Schrift: Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Die Existenz, das Familienleben, die Nachkommenschaft wird zu Grunde gerichtet und zerstört. Fahr wohl, Wohlstand, Zufriedenheit und häusliches Glück, wenn Trunksucht mit dir kämpft! Ein Schleswig-Holsteiner, der lange in Berlin lebte und sein Heimatsdorf einmal wieder besuchte, gab im „Reichsboten" folgende Schilderung über diesen Besuch: „Gleiten meine Augen über mein Heimatdorf hin, so fehlt mir der schöne Hof am Eingang des Dorfes und der Hof mit dem schönen Garten in der Mitte. Auch dem eigenen Heim gegenüber ist Scheune und Stall fort, nur das Wohnhaus steht noch und scheint eine Arbeiterwohnung zu sein. Ich frage nach dem Grunde zu diesen Veränderungen und höre: der Hüfner am Eingang des Dorfes trank zuviel, machte Schulden und der ganze Hof wurde parzelliert. Jener mit dem schönen Garten starb früh am Delirium, ohne Kinder. Die Witwe hat das Land verkauft und wohnt in dem Häuschen, das noch steht. Und der Nachbar nebenan? Es ist ja bekannt wie der Vater und der Sohn trank, es mußte zurückgehen. Alles Land ist nun verkauft und die Wohnung wird vermietet. Traurig werde ich beim Anblicke der Gräber auf dem Friedhofe. Hier ist vor mir der Leichenstein des jungen Mannes, der mit dem Wagen verunglückte in seiner Trunkenheit. Nicht weit entfernt der Stein eines andern, bei dessen Hochzeit ich vor 5 Jahren zugegen war. Nun ist er tot und alle freuten sich, daß er starb, denn in seiner Trunkenheit mißhandelte er oft seine Frau. Dort ein Hügel, aber es fehlt der Stein; obwohl ein Bauerssohn, starb der, welcher darunter liegt, im Armenhause, er hatte sein Geld vertrunken."

Das ist eine Beobachtung aus einem Dorfe, aber in der Stadt ist's nicht anders. Wohlhabende verarmen und gehen bankerott, Nichtbesitzende veräußern das letzte Stückchen Hausrat, nähren sich kümmerlich und erbärmlich, um dem Trunk frönen zu können. So sinkt der Wohlstand von Geschlecht zu Geschlecht, viele Familien machen eine Gemeinde, viele Gemeinden eine Provinz, ein Land aus. Der Trunk hat Irland zu einem armen Lande gemacht, der Trunk hindert Rußland in seiner Entwicklung, der Trunk befördert die Massenarmut auch in den gesegnetsten Ländern Europas.

Wie es bei den Trinkern im Innern der Familien aussieht, braucht man nicht oft gesehen zu haben, um es zu wissen. Der Trunk ist Hauptursache der Brutalität und Gemeinheit, welche so oft den Grundton der ganzen Lebenshaltung bildet; der Trunk ruft die gleichgiltige Stimmung hervor, welche die Hauptursache des Mangels an Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit ist. Wie soll gar eheliche Liebe erhalten bleiben, wie soll die Kindererziehung gedeihen? Väterliche und oft auch mütterliche Aufsicht

fehlt, die Eltern sind gleichgültig gegen das Wohlergehen der Kinder, die ihnen Gott gegeben, oft genug nutzen sie dieselben noch aus in anstrengender, übertriebener Arbeit und leiten sie gar zum Betteln und Stehlen an, abgesehen davon, daß sie dieselben Zeugen ihrer Roheit und Liederlichkeit sein lassen und sie dadurch auch auf den Pfad des Lasters führen. Es ist unmöglich, das ganze Elend solcher Familien zu schildern, der Branntwein brennt den letzten Rest von Liebe und Ehrgefühl aus dem Herzen; des Trinkers Wahlspruch lautet: Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind! Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind! So wird der Trinker gewissenlos, ehrlos, gottlos.

In größeren Industriestädten zeigt sich einem Beobachter häufig folgendes Bild. Sobald die Fabriken geschlossen sind, füllen sich die in der Nähe gelegenen Kneipen. Manchen Leuten sieht man es an, wie eilig sie es haben, dorthin zu kommen. Bald erhebt sich lustiges Lachen, Singen, Johlen; später wird's zum Schreien, Schimpfen, Fluchen. Hier und da sieht man ein dürftig gekleidetes Weib heranschleichen, in der Hand ein Körbchen. Sie hat zu Hause auf den Mann gewartet, mit Sehnsucht, denn es ist kein Geld für Brot vorhanden und Hunger thut weh. Aber der Mann kommt nicht. Endlich macht sie sich auf, sie weiß, wo er sich festzusetzen pflegt, aber nur selten wagt sie es, ihn herausrufen zu lassen, meist wartet sie draußen, bleich und angstvoll, sie weiß im voraus, ein großer Teil des Wochenlohnes, vielleicht die Hälfte, vielleicht noch mehr, ist fort, denn er hat auch noch Schulden zu bezahlen von den vorigen Tagen und das sind seine Ehrenschulden, die er zuerst begleicht. Entfernt man sich von dem traurigen Anblick, so sieht man hier und da wankende Gestalten, zuweilen im Schmutze in der Gosse liegend; in den Häusern hört man Kinder weinen, Frauen schluchzen, dazwischen Fluchen und Schimpfen, dazwischen auch wohl den Schall von Schlägen; da ist der Mann eben nach Hause gekommen und es spielt sich ein Stück Familienleben ab; da sieht man die Schuld des Alkohols an den socialen Notständen.

Aber das ist noch nicht alles. Wie sich bei den Rekrutenaushebungen herausgestellt hat, ist in den letzten Jahrzehnten die Körperkraft und -Größe in manchen Landesteilen erheblich zurückgegangen; auch das ist, obwohl andere Ursachen nicht geleugnet werden sollen, zum großen Teil eine Schuld des Alkohols. Der Fluch desselben wird von trunksüchtigen Eltern direkt auf Kinder und Kindeskinder vererbt. Namentlich von französischen Ärzten ist es hundertfach nachgewiesen, daß die Vererbungsfolgen des Schnapsgenusses in nervöser Reizbarkeit, Neigung zu Krämpfen, Schwäche der Verdauungsorgane, Mißbildungen, mangelhafter Verstandeskraft, häufigem Blödsinn ꝛc. bestehen. Von hundert Kindern, die unter solchen Verhältnissen geboren wurden, blieben nur 15 ohne Gebrechen, die meisten starben in frühem Alter. So geht es weiter von Geschlecht zu Geschlecht; nicht weniger als die Unzucht nagt die Trunksucht am Lebensmarke des ganzen Volkes und verzehrt dieselbe. Am deutlichsten sieht man es bei Naturvölkern, welche mit dem Branntwein, dieser Gabe der Civilisation, in Berührung kommen. Ein Indianerstamm Nordamerikas ist in zehn Jahren von 8000 auf 2000 Köpfe zusammengeschmolzen infolge des

Feuerwassers, welches ihm die guten Weißen brachten. Bei uns entsetzte man sich vor einigen Jahren über die Menge der Opfer, welche die Cholera in Hamburg forderte, an die viel zahlreicheren Opfer, die der Branntwein alljährlich fordert, denkt man nicht.

Zwar hört man zuweilen den Einwurf, es könne in Deutschland so schlimm nicht sein, die Deutschen seien immer noch ein kräftiges, kerniges Volk im Vergleich zu andern. Gewiß; aber wie lange wird's noch dauern! Der Deutsche hat, das steht fest, einen Hang zur Völlerei und hat ihn stets gehabt. Ein vor wenigen Jahren erschienenes Buch „Das Trinken" beginnt mit den Worten: Wenn Europäer in fremden Landen eine Ansiedelung gründen, so baut der Spanier zuerst eine Kirche, der Franzose ein Schauspielhaus, der Engländer ein Gemeinde- oder Rathaus zu parlamentarischen Reden und Beratungen und der Deutsche ein Wirtshaus zum Trinken. Auch in der guten alten Zeit war die Trunksucht in den besten Ständen, wie im Volke etwas Gewöhnliches. Schon Luther sagte: Jedes Volk hat seinen besonderen Teufel, bei den Deutschen ist es der Saufteufel. Kurfürst Christian II. hatte am liebsten täglich 7stündige Trinkgelage; bei Kaiser Rudolf bedankte er sich nach einem Besuche mit den Worten: Ew. Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also daß ich keine Stunde nüchtern gewesen bin. Am Hofhalte Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha bekamen die Hofdamen zum Früh- und Vespertrunk je 4 Maß Bier. Die Prinzessin Anna von Sachsen, die Tochter des Kurfürsten Moritz starb im Säuferwahnsinn. Eine alte Salzburger Chronik schreibt: der Bauer hiesigen Landes sitzt Tag und Nacht beim Trunk und wird kein Handel geschlossen ohne Wein, da sie sich dann voll saufen, Gottes vergessen, seinen heiligen Namen verunehren und zuletzt Händel und Streit anfangen. Also die gute alte Zeit hatte auch ihre starken Schattenseiten, aber den Vorzug hatte sie doch, daß das sittlich starke und robuste Geschlecht jener Tage noch widerstandsfähiger war gegen die schädlichen Einflüsse des Alkohol und dann, daß das Bier, welches man damals braute und ebenso der Wein bei weitem bessere und leichtere Getränke waren, als der heutige fuselhaltige Kartoffelschnaps und das Teufelsgebräu von Kraut und Rüben. Wein und Bier fordern zwar auch einzelne Opfer, und sicher ist ein Champagnertrinker verächtlicher als ein Schnapstrinker, aber das Unheil, welches der Schnaps anrichtet, ist doch 100fach größer, denn er enthält 45—55 % Alkohol, Rum 60 %, dagegen Rheinweine 7 und einfaches Lagerbier nur 3 %. Wie weit der Schnapsverbrauch bei uns gestiegen ist, geht daraus hervor, daß Deutschland darin bereits an 3. Stelle steht, hinter Dänemark und Rußland. 20 Millionen Ctr. Kartoffeln und 3 Millionen Ctr. Korn werden jährlich zur Schnapsfabrikation verbraucht, ohne letztere könnten auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 125 Pfd. an Brot zur Verteilung kommen. Da liegt eine sociale Frage, wie man sie nicht größer denken kann.

Noch ist ein weiterer Faktor zu erwähnen, der in nicht geringem Grade mitschuldig ist an dem vorhandenen Trinkerelend: die übergroße Zahl der Schenkwirtschaften und die Persönlichkeiten der Wirte. Noch heute kommt es vor, früher war es fast die Regel, daß Leute ohne Verständnis ihre frühere Erwerbsthätigkeit, weil sie vielleicht beschwerlich oder

weniger einträglich ist, vertauschen mit der eines Schenkwirts, hoffend, als solche Schätze zu sammeln, wie es viele vor ihnen gethan haben. Wie manche aber gehen durch die Konkurrenz zu Grunde, während andere durch Gesetzesübertretungen und unmoralische Mittel sich zu halten suchen. Entweder sie ruinieren sich, oder sie werden wohlhabend und ruinieren andere. Die große Zahl der Wirtschaften ist ohne Zweifel ein Hauptmittel der Verführung, denn Gelegenheit macht Diebe. Ein Fall kann für viele gelten. Ein Fabrikant, welcher sehr wohlwollend und human mit seinen Arbeitern verkehrt, stellte einen Arbeiter, der wiederholt trunken zur Arbeit gekommen war, mit Freundlichkeit zur Rede und erhielt die Antwort: „Ja, Herr, ich bin an 26 Wirtschaften vorbeigekommen, aber nur in 5 hineingegangen, das ist doch nicht zu viel." Es ist unbegreiflich, wie diese Unmenge von Wirtschaften ihre Existenz finden, aber daß sie existieren, ist der beste Beweis für den thatsächlich vorhandenen übermäßigen Alkoholgenuß. Kommt doch in den meisten größeren Städten auf ca. 200 Seelen eine Wirtschaft, z. B. in Barmen auf 212, Dortmund 195, Elberfeld 165, Crefeld 164, in Aachen gar auf 147 Seelen d. h. auf 30 Familien eine Wirtschaft. Zwar haben wir ein Gesetz, wonach die Konzessionserteilung abhängig gemacht werden soll von dem vorhandenen Bedürfnis; aber wenn auch die Polizei willig und gegen neue Genehmigungen ist, ihr guter Wille scheitert oft an den persönlichen Interessen der Stadtverordnetenväter, die hier einem Bruder, dort einem Neffen, dort einem Schwiegersohn zu einer einträglichen Wirtschaft verhelfen möchten und sich in solchem Bestreben gegenseitig unterstützen nach dem Grundsatz: Eine Hand wäscht die andere.

Zum Schluß sei wenigstens andeutungsweise, auf Grund der Vorschläge des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, erwähnt, was gegen die Branntweinpest zu thun ist. Betreffs der höheren Besteuerung sind in letzter Zeit die Ansichten sehr verschieden. Mit Recht wird dagegen eingewandt, daß dadurch der Genuß, wie es schon die letzte Steuererhöhung bewiesen hat, keineswegs eingeschränkt wird, vielmehr werden nur um so mehr Mittel den notwendigen Lebensbedürfnissen entzogen oder der Branntwein wird noch schlechter, als er schon ist. Wohl aber ist erforderlich

1. Schärfste gesetzliche Kontrolle über die Qualität der geistigen Getränke, namentlich des Branntweins.

2. Gesetzliche Beschränkung der Anzahl der Schankstätten, nach dem Vorbild der Niederlande, wo in den Städten erst auf 500, auf dem Lande für 250 Bewohner eine Wirtschaft erlaubt ist.

3. Beschränkung der Verkaufszeit geistiger Getränke, namentlich morgens vor der Arbeit, genaue Innehaltung der polizeilichen Feierabendstunden.

4. Verbot des Verkaufs geistiger Getränke an Minderjährige, an Betrunkene und gewohnheitsmäßige Trinker.

5. Verkauf nur gegen bar, Unklagbarkeit der Trinkschulden.

6. Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit.

7. Staatliche Unterstützung von Asylen zur Heilung Trunksüchtiger und zwangsweise Unterbringung derselben in jenen Asylen.

8. Einrichtung von Erholungsstätten für die arbeitenden Klassen, in welchen alkoholfreie Getränke und nahrhafte Speisen zu billigen Preisen zu haben sind u. s. w.

Einzelne dieser Forderungen sind teilweise in Wirklichkeit, andere nur auf dem Papiere durchgeführt. Aber mit allen gesetzlichen Vorkehrungsmaßregeln ist noch nicht genug gethan; davon wird die Wurzel des Übels nicht betroffen. Soll die verderbliche Wirkung des Alkohols gemindert und beseitigt werden, so ist die Hauptsache neben der materiellen Hebung die sittliche und religiöse Hebung des Volksgeistes. Von innen heraus muß die Krankheit geheilt werden. Nur durch Erneuerung des Volkes aus dem Worte Gottes, durch Rückkehr zum Evangelium, durch christliche Zucht und Sitte kann die Heilung eine dauernde werden. Darum haben Haus und Familie, Kirche und Schule, Arbeitgeber und Vorgesetzte mitzuwirken und zu streiten im Kampf gegen den König Alkohol, wie gegen alle andern Verderbensmächte. Wenn alle jene Kräfte die Schäden richtig erkennen und mit redlichem Willen nach ihren Kräften zu helfen bemüht sind, dann dürfen wir die Hoffnung hegen, daß der Sieg gewonnen wird.

XII. Die neueste Socialdemokratie.

Von Pastor A. Stuhlmann.

„Wir sind eine Partei, die in beständiger geistiger Mauserung begriffen ist, wir haben eine ganze Reihe geistiger Mauserungen durchgemacht." So sagte der Abgeordnete Bebel am 3. Februar 1893 im Reichstage. Wenn irgend ein Satz, den die Socialdemokratie aufstellt, auf Wahrheit beruht, so ist es zuerst dieser. Fast niemals kann man sie bei einer ihrer Äußerungen festhalten, was heute als unumstößliche Wahrheit gilt, das wird in einigen Wochen oder gar Tagen widerrufen. Die Gedanken, Ansichten und Reden der Führer, welche doch die treibende und bewegende Kraft der Agitation sind, und auf denen die ganze vielgerühmte Wissenschaftlichkeit der Partei beruht, sollen dennoch von den Gegnern nie als Grundsätze und Meinung der Partei, sondern nur als Privatanschauungen betrachtet werden; so soll besonders Bebels Buch von der Frau keineswegs auf die Ideen der Partei angewandt werden dürfen, obwohl der weitaus größte Teil ihrer Anhänger seine ganze Kenntnis des Socialismus nur hieraus schöpft. Die Partei selbst steht hoch über allen Angriffen, sie ist unantastbar, ihre Absichten und Ziele sind so durchaus selbstverständlich, so wissenschaftlich begründet, daß — niemand daraus klug wird, nicht einmal sie selbst; ihre Ideen, soweit sie auf die Gestaltung der Zukunft gerichtet sind, liegen eben im Reiche der — Ideen, in jedem Kopfe und zu jeder Zeit gestalten sie sich anders. Es soll damit selbstverständlich nicht behauptet werden, daß den socialdemokratischen Bestrebungen keine Wahrheit oder Wissenschaftlichkeit zu Grund liege oder daß keine von den Behauptungen und Forderungen der einzelnen Führer vom gegnerischen Standpunkte aus anerkannt werden müßte, sondern es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß stets zu unterscheiden ist zwischen dem berechtigten Kern, den begründeten Forderungen und zwischen den jeweiligen einzelnen Erscheinungsformen der Partei, dem socialistischen Treiben, das wir aufs schärfste verurteilen müssen. Wenn nun hier über die neueste Socialdemokratie geredet werden soll, so ist es klar, daß es sich dabei in der Hauptsache nicht um das erstere, sondern um das letztere, um die Erscheinungsformen der Socialdemokratie in letzter Zeit handelt. Als Hauptpunkte sind dabei ins Auge zu fassen: die Ausdehnung und Stärke der Partei, ihr innerer Zustand, ihr Verhalten zu den Gegnern und ihre praktischen Leistungen.

Für das erstere, die Ausdehnung der Partei müssen wir uns auch jetzt noch an die Ergebnisse der letzten Reichstagswahl halten. Am 15. Juni 1893 wurden 1 768 000 socialdemokratische Stimmen abgegeben; die Cen-

trumspartei, nach der Socialdemokratie die stärkste, war dadurch um ca. 400 000 Stimmen überflügelt. Da im ganzen 7 400 000 Stimmen abgegeben wurden, so wählten beinahe 25 % aller Stimmenden socialdemokratisch; diese vertraten gegen 9 Millionen Einwohner. Also 9 Millionen Einwohner des deutschen Reiches sind in der Gefolgschaft der Socialdemokratie. Wären die abgegebenen Stimmen räumlich günstiger zusammengefallen, wie es z. B. beim Centrum der Fall ist, und nicht in allen Wahlkreisen zersplittert, so wäre die Socialdemokratie bei weitem die stärkste Partei des Reichstags. Ohnehin hat sie aber bei jener Wahl 44 Sitze bekommen, in 82 Wahlkreisen stand sie in Stichwahl, in der folgenden Zeit hat sie noch zwei erledigte Mandate erobert, so daß vor einigen Monaten der 46. Socialdemokrat in den Reichstag eingezogen ist. Der jüngste Versuch, auch Schmalkalden-Eschwege zu bekommen, hat freilich mit einer schweren Niederlage geendigt, obgleich bis zum letzten Augenblick vom „Vorwärts" und seinen Abschreibern die Siegestrompete geblasen wurde. Die großen Städte, die naturgemäß mit ihrer gewaltigen Arbeiterbevölkerung die Herde der Socialdemokratie bilden, hat diese ganz in der Gewalt. In Berlin sind fünf Socialdemokraten — nur ein Wahlkreis fehlt ihnen noch, — in Hamburg drei, Breslau zwei gewählt, Königsberg, Stettin, Kiel, Altona sind ebenfalls in ihrem Besitz.

In neuster Zeit geht das Wachstum der Partei sehr langsam vorwärts, trotzdem es an dem nötigen Eifer nicht fehlt. Von den Mittelpunkten aus werden zahlreiche Agitationstouren unternommen und zur Propaganda Flugschriften verteilt, z. T. mit recht seltsamer Überschrift: „Ach, soll es denn immer so bleiben?" „Du, Mutter, was läuft der Gensdarm so?" ꝛc. Dabei wird oft von großartigen Erfolgen gesprochen, aber man merkt wenig mehr davon; zuweilen müssen sogar Mißerfolge zugegeben werden. So berichtete die „Freie Presse," das Hauptorgan für Rheinland am 4. Oktober 1894 von Duisburg, daß die Genossen zum Teil recht nachlässig, sogar mit einzelnen Ausnahmen mutlos seien. Die Flugblattverteilung sei eine recht mangelhafte, so daß ein Teil derselben aus vorigem Jahr noch ihrer Verbreitung harrten. Sogar die Versammlungen seien durchschnittlich schwach besucht und der Gesamteindruck sei dort der, daß man glauben solle, die Partei sei im Rückgange begriffen. Das ist wenigstens ein geringes Anzeichen dafür, daß die von der Socialdemokratie gebotene Aufklärung doch nicht klar zu sein scheint und daß auch manchen bisherigen Anhängern die gepriesenen Vorzüge recht nebelhaft zu erscheinen beginnen. Natürlich kann man aber von solchen Einzelerscheinungen noch nicht auf einen Rückgang der Partei schließen.

Für die weitere Entwicklung derselben kommt am meisten in Betracht das Verhalten der Landbevölkerung. Jahrelang schon dauern die Bemühungen der Partei, dort festen Fuß zu fassen, aber sie scheitern alle an dem gesunden Sinn der Landleute. Der „Vorwärts" selbst klagt mehrfach, daß sich dem Eindringen socialistischer Ideen auf dem Lande große Schwierigkeiten entgegenstellen; dazu zählt er besonders die Zerstreuung der Landbevölkerung, welche die Agitationsmühe verzehnfache, und weiter den Umstand, daß der Kapitalismus sich der Landbevölkerung nicht in der greifbaren Gestalt dar- und entgegenstelle, wie dem städtischen Proletariat.

Teilweise scheint diese Landagitation allerdings recht ungeschickt gehandhabt zu sein, wenigstens wirft es ein eigentümliches Licht auf dieselbe, wenn der letzte bayrische Parteitag in längerer Verhandlung davor warnen mußte, auf dem Lande allzu eifrig die Marseillaise zu singen und ungehalten zu sein, wenn die Bauern angebotene Flugblätter nicht gleich annehmen. Danach scheinen also die agitierenden Genossen gleich grob geworden zu sein, wenn die Bauern nichts von ihnen wissen wollten, mögen aber auch zuweilen unliebsame Bekanntschaft mit den Fäusten derselben gemacht haben; daher die Warnung. Jetzt soll es aber besser gemacht werden. v. Vollmar will „liebevolles Studium der bäuerlichen Verhältnisse". In einer Instruktion heißt es: „Den Landarbeitern muß dargelegt werden, daß die Socialdemokraten viel bessere Christenmenschen sind, als diejenigen, welche zwar viel von Religion reden, aber in ihrem Handeln gemeine Charaktere sind und sich nur von Selbstsucht leiten lassen." Das socialdemokratische Programm soll dabei zu Hause gelassen waren. Davon wollte wieder Bebel auf dem Parteitag in Frankfurt nichts wissen und sprach von Bauernfang. Schließlich faßte man dort den Beschluß, ein besonderes agrarpolitisches Programm aufzustellen; ein Beweis dafür, daß die Zeiten vorbei sind, wo die Socialdemokratie sich nur damit begnügen konnte, den Menschen ihre gegenwärtige Lage recht grauenhaft darzustellen und sie dann auf den goldenen Zukunftsstaat zu vertrösten, man will auch dort endlich Thaten sehen. Die in Frankfurt beschlossene Agrarkommission ist dann im Anfang des Februar in Berlin zusammengetreten, hat Deutschland durch zwei Striche auf der Karte in drei Teile geteilt, für jeden Teil einen Referenten bestellt und sich dann bis auf weiteres vertagt.

Außer der politischen Agitation, auf die das bisher Gesagte sich bezieht, sind auch die Gewerkvereine, die fast alle im socialdemokratischen Fahrwasser schwimmen, zu beachten. Viele Freude erlebt die Partei an diesen Gewerkschaften nicht mehr; die großen Hoffnungen, welche man auf deren Ausbreitung gesetzt hatte, scheinen sich nicht zu erfüllen. In einer Abhandlung über den Stand der Gewerkschaften teilte der Vorsitzende der Generalkommission, Legien, mit, daß zwar seit dem vorhergehenden Jahre in Bezug auf die Mitgliederzahl ein kleiner Aufschwung zu verzeichnen, doch kein Grund vorhanden sei, mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge zufrieden zu sein. In der That sind auch die 53 Centralverbände mit ihren etwa 230 000 Mitgliedern, da sich dieselben auf alle Branchen und das ganze Reich verteilen, durchaus keine imponierende Macht, sondern mehr ein Anhängsel der politischen Partei.

Keineswegs beruht aber die Macht der Socialdemokratie allein auf der Zahl ihrer Anhänger, mag dieselbe noch so groß sein; denn unter diesen Anhängern sind Hunderttausende, die eben nur als Zahlen in Betracht kommen. Die schärfste und gefährlichste Waffe hat die Partei in ihrer Presse. Dieselbe verfügt über eine Menge gutgeschulter, rücksichtsloser geistiger Kräfte und über eine Masse Hülfsmittel, um ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Da ist zuerst die „Neue Zeit", ein Wochenblatt unter ständiger Mitarbeit von Bebel, Engels und Liebknecht; das ist die Centralwaffenfabrik, hier werden die Waffen geschmiedet, die Geschütze geladen im Geiste der Führer, fürs Volk noch nicht recht verständlich, die

darin niedergelegten Ideen werden abgekocht und verdaulich gemacht in zahlreichen Heftchen (früher in der Schippelschen Arbeiterbibliothek), die leicht geeignet sind zur Besprechung und weiteren Verbreitung durch die kleinen Agitatoren. An der Spitze der 75 Tagesblätter steht der „Vorwärts" mit seinen 45 000 Abonnenten, eine der verbreitetsten Zeitungen; 37 Blätter erscheinen täglich, 20 wöchentlich dreimal, die übrigen zwei- oder einmal. Die den meisten beigefügte Sonntagsbeilage „Neue Welt" ist in 166 000 Exemplaren verbreitet. An witzig sein sollenden Blättern sind zu nennen „Der wahre Jakob" und „Der süddeutsche Postillon". Dazu kommen noch 55 Gewerkschaftsblätter und endlich die nach vielen Hunderttausenden zählenden Flugblätter. Und welches ist der Inhalt dieser Preßerzeugnisse? In leidenschaftlichster Weise werden alle bestehenden Einrichtungen in den Kot gezogen; an nichts von allem wird ein gutes Haar gelassen. Man beachte nur die Überschriften der Leitartikel: „Ultramontane Gesinnungslumperei," „Aus dem kapitalistischen Preßsumpfe," „Unser ehr- und pflichtvergessenes Bürgertum," „Recht langsam und gründlich weiter schinden", „Die Sklavenkette der Armut schleppt sich weiter von Pol zu Pol" u. s. w. Was sich irgend ein Gegner hat zu schulden kommen lassen, das wird mit breitem Behagen in den grellsten Farben geschildert, „verrottet, gemein, niedrig, erbärmlich, widerlich, elend," das sind dann ihre Lieblingsausdrücke. Freilich muß zur Erklärung hinzugefügt werden, daß die „gutgesinnten" Blätter oft mit schlechtestem Beispiele vorangehen. Die eigenen Anhänger sollen durch die socialdemokratische Presse gesellschaftlich und wissenschaftlich gebildet werden; das geschieht häufig durch Unanständigkeiten, wie etwa folgende Stilblüte aus dem „Vorwärts": „Die antisemitische Jauche, der konservative Mist und der unsaubere nationalliberale Quark waren zu einem duftenden Ordnungsbrei zusammengelaufen, der sich wie der Ausbruch eines Schlammvulkans über den Wahlkreis ergoß. Die Lügner wurden aber entlarvt und wie unartige Hunde mit der Nase in den eigenen Unrat gestoßen." Oft findet sich ein dummstolzer, hochtrabender Ton, wie ihn die „Freie Presse" etwa in folgendem Erguß anschlägt: „Mit Pfaffenröcken kann man nicht das Licht der Aufklärung verdunkeln, noch Fesseln schmieden, um den der Sonne zustrebenden Geistesaar an den Felsen klerikaler Reaktion zu bannen. Das Sturmesbrausen der Freiheit rüttelt an den Zwingburgen Roms mit derselben Stärke und dem gleichen Erfolge, wie an denen der Bourgeoisie, und dem Rütlischwur des Proletariats muß sich alle weltliche und geistliche Macht beugen." Die Ausdrücke des Berliner Spitzbubenjargons, welche nicht selten gegen den ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. gebraucht werden, übergeht man lieber. Auf der andern Seite werden die Arbeiter stets als die unschuldigen, stets als die elenden, als die vergewaltigten, als die Sklaven der Besitzenden hingestellt, daneben aber auch als „das gebildete Proletariat, die geistig entwickelten Massen", von denen jeder unendlich mehr wert ist, als alle Kapitalisten und die von Rechts wegen in allem die Herrschaft führen müssen. Unglücksfälle der Arbeiter jeder Art, mögen sie durch fremde oder eigene Schuld oder durch Naturgewalten herbeigeführt sein, werden stets unter der Überschrift „Arbeiterrisiko", „vom Schlachtfelde der Arbeit" berichtet nach folgenden Mustern: „Arbeiterrisiko. Auf der

Mülhofener Hütte verunglückte ein Arbeiter durch ungeschickte Handhabung der elektrischen Beleuchtung, er wurde vom Strom sofort getötet.“ „Auf der Straßenbahn wurde ein Heizer beim Einfetten der Maschine, ehe dieselbe stillegestellt war, von dieser erfaßt und so schwer verletzt, daß er bald darauf starb.“ Auch in solchen Fällen, wo eigener Leichtsinn des Arbeiters vorliegt, wird die Schuld ohne weiteres den Besitzern oder Unternehmern aufgebürdet, ja man scheut sich nicht, selbst entsetzliche Grubenunglücke, die niemand vorhersehen kann, durch mangelnde Fürsorge und Ausbeutungsgelüste der Verwaltungen zu erklären. In der Berichterstattung wird vielfach sehr leichtsinnig verfahren; schroffste Entstellung und gröbste Unwahrheit und Verleumdung sind manchen stets willkommen und werden zuweilen in ganz raffinierter Weise angewandt. Lange nach dem Hannoverschen Spielerprozeß berichtete die „Freie Presse“ eine Zeugenaussage des Grafen X. in diesem Prozeß: „Es ist gleichgültig, ob ich nach Monako gehe oder zu Samuel Seemann“ und fährt dann fort: „Was ein richtiger Kavalier ist, der wird seine Goldstücke eher in den Ausguß werfen, als daß er seinen Schuster oder Schneider oder seine Wäscherin bezahlte.“ Dieser Nachsatz wird aber durch die Anführungszeichen zu der Aussage des Grafen hinzugezogen, so daß ein harmloser Leser denken muß, dieser hätte selbst solche Darlegung eines rechten Kavaliers gegeben. Zu welchem Zwecke so etwas geschieht, kann sich jeder denken, durchaus nicht um zu hetzen, nur um die böse Bourgeoisie zu besserem Lebenswandel zu ermahnen.

Ja, die Ermahnungen! Sie werden tausendfach an die andern gerichtet, aber nicht eine einzige richtet sich an die Arbeiterwelt. Man findet nie eine Ermahnung zur Treue, zur Sparsamkeit, zur Nüchternheit, zur Reinhaltung der Ehe, nie einen Tadel gegen Fehler im eigenen Lager. Mit diesen Unterlassungssünden verliert eigentlich die Socialdemokratie das Recht der Kritik, denn alle andern Verhältnisse schlecht machen bis in die tiefste Hölle hinein und sich selbst als Kräutchen Rührmichnichtan gebärden, als wäre man die auserlesenste Reinheit und Unschuld, das ist so widersinnig, daß in der That von Unterhandlung mit einer solchen Partei nicht die Rede sein kann. Wie ist aber ein solches Gebaren zu erklären? Man kann nicht umhin, den schweren Vorwurf gegen einen Teil der Führer und der Zeitungsschreiber zu erheben, daß dieselben die Massen nicht aufklären und ihnen helfen wollen, sondern sie in bewußter Absicht festhalten in den niederen Leidenschaften, um selbst eine Rolle spielen oder im Trüben fischen zu können. Wenn man diese Presse in allen ihren Erscheinungen lange Zeit genau verfolgt, dann kann man nicht mehr annehmen, daß die Redakteure, Schriftsteller und sonstigen Schreiber alles das glauben, was sie dem Volke vorsetzen, sie können nur mit Überlegung zum Bösen anstacheln. In letzter Zeit erscheint eine kleine Bibliothek, das Heftchen zu 20 Pfg., „Gekrönte Häupter,“ in denen Darstellungen von europäischen Herrschern und Päpsten gegeben werden. Da ist eine so häßliche, boshafte Darstellungsweise gewählt, z. B. in der Geschichte Friedrich Wilhelms IV., daß man unlautere Beweggründe bei dem Schreiber annehmen muß; so etwas kann gar kein Mensch, der die Geschichte wirklich kennt, glauben. In dieser Ansicht wird man noch bestärkt, wenn man das

Verhalten eines Teils der Parteipresse zur Sittlichkeit beobachtet. Die Socialdemokratie *will* die Sittlichkeit heben, warum untergräbt sie denn dieselbe in ihren Romanen und Erzählungen? Es läßt sich nicht beschreiben, in welcher Weise oft auf die tierischen Leidenschaften im Menschen spekuliert wird; unsittliche Scenen werden bis in alle Einzelheiten hinein gemalt und ganz unbedingt wird damit die freie Liebe, deren Erstrebung offiziell zwar geleugnet wird, proklamiert; die Massen sollen angelockt werden durch die Vorspiegelung, daß auch die niedrigsten Leidenschaften in der Zukunftsgesellschaft frei und zügellos befriedigt werden können. Oder worauf anders deutet es hin, wenn die „Freie Presse" in Anlehnung an den Schmutzfink im deutschen Dichterwald, an H. Heine, schreibt: „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen als die Aristokratie sämtlicher Sterne. Emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Umarmung und nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner. Mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben." Ist das etwa eine Ermahnung zur Hochhaltung der Ehe und zur Sittlichkeit? Das ist vielmehr die Proklamierung der Zukunftsgesellschaft als eines großen Schweinestalles. Ähnliche Beobachtungen über den Widerspruch zwischen offiziellen Behauptungen der Partei und der Arbeit der Preßorgane kann man auch auf anderen Gebieten machen. So ist es bekannt, daß die Socialdemokratie nicht mehr zur Revolution auffordert, sondern ihre Hoffnungen auf eine friedliche Evolution setzt, die von selbst alle Forderungen erfüllen würde. Ja, man sagt den Anhängern sogar, daß man ihnen nicht direkt, auch nicht in absehbarer Zeit helfen könne, man wolle sie nur aufklären und ihnen zur Organisation verhelfen. Wie stimmt es damit wiederum überein, wenn es in der „Freien Presse" heißt: „Lerne sie hassen, Volk, aus tiefster Seele *hassen*, *diese Ordnung*, welche die Macht erfunden hat, um dich zu fesseln, um zu genießen, was du verdienst, um zu besitzen, was dir gehört, um für sich zu haben und dir vorzuenthalten alles, was schön ist auf der Erde, die Freude, das Glück und die Kunst. Aber gieb dich damit nicht zufrieden, *fordere, was dir gehört!* Fordere dein Eigentum, fordere die herrliche Kunst." Ist das auch keine Aufforderung zur Revolution?

Genug davon. Sehen wir uns die Partei einmal in ihren eigenen vier Wänden an. Da scheint alles in größter Harmonie herzugehen. Die Socialdemokratie erhebt den Anspruch, nicht nur die bestorganisierte und principientreueste, sondern auch die einmütigste Partei zu sein. Das müßte sie auch sein; hat sie doch Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf ihr Panier geschrieben. Aber sie kann das auch nur aufs Papier und nicht in die Herzen schreiben. Theorie und Praxis widersprechen sich daher ganz gewaltig. In Wirklichkeit herrscht bei ihr größerer Parteiterrorismus als irgendwo anders, und je länger man diese Partei beobachtet, desto klarer sieht man, wie dieselbe, sobald sie nur etwas Macht erlangt hat, diese sofort benutzt, um das ganze Leben und Thun der von ihr Beeinflußten in Fesseln zu schlagen. „Nur lesen, was die Partei vorschreibt, essen und trinken, was die Partei gestattet, Weib und Kinder hungern

laſſen, wenn die Partei es ſo befiehlt, die Parteiſteuern reichlich und pünktlich entrichten, ſich auf Befehl der Partei und nach deren Programmen amüſieren und ſich dabei anbetteln laſſen, damit die Agitatoren ſich gut füttern können, dieſen vorſchriftsmäßig zujubeln, ſich nicht mucksen, wenn der eine oder andere derſelben auf böſen Wegen ertappt wird, in allem hübſch Ordre parieren und an der Leine gehen," das ſind etwa die Gebote für einen zielbewußten Genoſſen, wie die Proletarierkönige Singer, Bebel, Liebknecht ihn gebrauchen können. Der freie Socialdemokrat alſo liegt am meiſten in geiſtigen Feſſeln. So kann es nicht ausbleiben, daß man ſich häufig in die Haare gerät. Namentlich bei Streiks ſtehen die Intereſſen der gewerkſchaftlichen und der politiſchen Organiſation ſich oft gegenüber; es ſei erinnert an den großen Magdeburger Schuhmacherſtreik, Genoſſe Bock contra „Volksſtimme," wo Vertrauens- und Mißtrauensvotum ſich drängten und man ſich auch nicht ſcheute, dem Freund und Genoſſen, aber augenblicklichen Gegner Niederträchtigkeit zuzuſchieben. Kleine Reibereien, z. B. daß der Geſangverein „Unverzagt" ſich gekränkt fühlt, weil er bei der Laſſallefeier übergangen iſt, obwohl er doch ebenſogut die Marſeillaiſe ſchmettern kann, als die andern, oder daß ein Redner eine ſchneidige Proteſtnote losläßt, weil man ihm nicht genug Ehre erwieſen hat, oder daß die Solinger Genoſſen der Partei ſtets neues Kopfzerbrechen verurſachen, ſind nichts Beſonderes, ſie ereignen ſich auch anderswo, aber auch an tiefer gehenden Konflikten fehlt es nicht. So hatte Dr. Rüdt aus Heidelberg, in ſchroffem Gegenſatz zu den ſocialdemokratiſchen Principien, durch ſeinen „Pfaffen"-Haß getrieben, gegen katholiſche Ordensniederlaſſungen geſtimmt, der badiſche Abgeordnete Stegmüller in Lörrach dagegen war für einen Kirchbau eingetreten, was er damit motivierte, daß bei dem Bau eine Anzahl Arbeitsloſer Beſchäftigung finden würde. Das gab eine große Erregung, und die Parteileitung erklärte ihn ſeines Mandats für verluſtig ohne die Wähler Stegmüllers auch nur zu fragen. Das war dieſen doch zu bunt, ſie proteſtierten und gaben ihrem Abgeordneten ein Vertrauensvotum. Noch mehr Staub wirbelte das Verhalten der bayriſchen Abgeordneten auf, als ſie, bis dahin etwas Unerhörtes, im Landtage für den Etat ſtimmten. Eine kräftige Zurechtweiſung der Berliner Parteiregierung ließ nicht lange auf ſich warten. Aber die Bayern rechtfertigten ſich glänzend. Ihr Verhalten ſei unbedingt notwendig geweſen, ſie hätten vom Budget 328 Millionen bewilligen müſſen und nur 13—14 Millionen ablehnen können, da hätten ſie das ganze nicht verweigern dürfen. In Berlin ſei man über bayriſche Verhältniſſe ungefähr ſo ſchlecht unterrichtet, wie ein franzöſiſcher Offizier über deutſche Geographie, aber es gäbe dort eben Leute, die Vollmar gern etwas am Zeuge flicken möchten, u. ſ. w. Mit allen dieſen Angelegenheiten hatte ſich dann der letzte deutſche Parteitag zu befaſſen. Stegmüller ließ man frei ausgehen, Dr. Rüdt erhielt eine Rüge, mit den Bayern hatte man zweitägige Erörterungen: „Rebellion, einſichtsloſe Bande, Hanswürſte, Berliner Nordlicht," derartige Herzensergüſſe flogen hin und her, aber alle gegen die Bayern gerichteten Anträge wurden abgelehnt, womit dieſe indirekt einen großen Sieg errungen hatten. Ein erbitterter Zeitungskrieg zwiſchen Bebel und Vollmar ſchloß ſich an. Dr. Rüdt trat infolge der erhaltenen Rüge aus der Par-

tei aus, vollzog aber vor kurzem mit großem Bombast seinen Wiedereintritt, wobei er interessante Enthüllungen über die von einzelnen Genossen beobachtete Taktik machte, indem er mitteilte, daß bei der letzten Wahl gefälschte, auf den (socialdemokratischen) Namen Dresbach statt Dreesbach lautende und darum ungültige Wahlzettel, die allgemein den Nationalliberalen zur Last gelegt wurden, von Dreesbach selbst herstammten, der dadurch Dr. Rüdt in Wut bringen und zu scharfen Angriffen veranlassen wollte, um die Wähler zu begeistern.

Wichtiger als alle diese Fragen war aber in neuester Zeit die Stellung der Partei zur Religion. Bekämpft die Socialdemokratie neben der heutigen Wirtschaftsordnung auch das Christentum, oder giebt sie den Christen, wenn sie das wirtschaftliche Programm anerkennen, gleiche Rechte? Diese Frage war für die Socialdemokratie selbst von der größten Bedeutung geworden und drängte immer mehr zur Beantwortung. Bekanntlich verhält sich das Programm sehr nichtssagend, indem es fordert: „Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken." Ebenso bekannt ist es, daß die socialdemokratischen Zeitungen und Führer in den 70er und 80er Jahren sich in den gröbsten Schmähungen und Gotteslästerungen überboten; Sätze wie der: „Wir halten Gott für ein Asyl der Dummheit, wir betrachten Gott als das größte Übel in der Welt, darum erklären wir Gott den Krieg," gehörten noch zu den harmloseren. Mit der Aufhebung des Socialistengesetzes unseligen Angedenkens und der Neuorganisierung der Partei in Halle, Oktober 1890, hörte zwar diese Kampfesweise ziemlich auf, aber der Gedanke, daß die Socialdemokratie ohne Kampf gegen das Christentum an eine weitere Ausbreitung ihrer Ideen und weitere Verfechtung ihrer Ziele gar nicht denken kann, fand doch immer noch klaren Audruck. Bebel erklärte 1893 in der bekannten Zukunftsstaatsdebatte: „Wir sind gegen alle Autoritäten, gegen die himmlischen, wie gegen die irdischen," und an anderer Stelle noch deutlicher: „Auf religiösem Gebiete erstreben wir den Atheismus," und endlich auch Liebknecht: „Unsere Partei — also nicht nur die einzelnen Führer — leugnet alle Autorität im Himmel und auf Erden." Solche Aussprüche waren nun bei der Agitation, besonders auf dem Lande, aber auch bei vielen Industriearbeitern, recht unbequem, es gab viele Tausende, die mit dem Bestehenden unzufrieden waren und eine Besserung ihres Loses erstrebten, aber nie und nimmer ihren Gott, ihren Glauben fahren lassen wollten. Diese wollte man auch gern gewinnen.

Da machte man einen guten Fang in der Person des württembergischen Theologen Th. v. Wächter. Ohne Zweifel ist derselbe ein durchaus ehrlicher und in seinem persönlichen Wandel unantastbarer Mann, aber er ist ein idealer Schwärmer. Mit einem warmen Herzen, mit tiefem Mitgefühl für die unterdrückten Klassen ist er in die sociale Bewegung eingetreten, da hat er die Ideale schließlich verloren, und nur die Schwärmerei ist geblieben. Herr v. Wächter trat in zahllosen Reden, deren eine der andern fast bis auf den Wortlaut glich, mit dem einschmeichelnden Lockruf auf: ihr christlichen Arbeiter kommt ruhig zu uns! Auch in der

socialdemokratischen Partei könnt ihr Christen sein. Er stellte sich als lebendiges Beispiel dafür hin und suchte zu beweisen, daß die Socialdemokratie eine politische Partei sei, wie alle andern, die als solche mit dem Christentum weder im guten noch im bösen etwas zu thun habe; in andern Parteien seien auch manche religionslose und freidenkende Mitglieder, und man nenne jene Parteien darum doch nicht antichristlich.

Trotz solcher kühnen Behauptungen läßt sich die Unvereinbarkeit von Christentum und Socialdemokratie mit wenigen Worten klar machen. Die socialdemokratischen Ideen sind, auch wenn sie praktisch durchführbar wären, gar nicht möglich ohne eine ganz andere Anschauung der Welt, ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung als sie dem Christentum zu Grunde liegt. Die Socialdemokratie — nicht die einzelnen Socialdemokraten, denn unter diesen giebt es sehr viele, welche die Socialdemokratie nicht kennen — will von einer göttlichen Ordnung der Dinge nichts wissen. Die Grundlage ihres Systems ihrer Weltanschauung bildet der Gedanke, daß eine durch keine höhere Macht zu beeinflussende, mechanische Entwicklung den Lauf der Dinge bestimme; daß auch das geistige Leben, die geistigen Interessen, die Herzensbedürfnisse der Menschen nur Produkte der wirtschaftlichen Verhältnisse und durch diese bestimmt seien, daß die Welt stets so sei, wie die wirtschaftliche Ordnung, die gerade herrsche, und daß schließlich, wenn nur die äußeren Verhältnisse gut seien, auch die Menschen alle gut sein würden. Also jeder Gedanke an Gott und eine göttliche Weltregierung ist völlig ausgeschlossen, die Socialdemokratie ist mit Bewußtsein eine Macht der Glaubensverneinung, es kämpft in ihr eine neue Welt gegen die alte, und diese neue Welt will ohne Christum sein. Jeder Mensch, der auch nur mit einer Faser seines Herzens an Gott festhält, kann daher niemals ein überzeugter Socialdemokrat sein; wenn er auch noch so scharf und nachdrücklich für sein Recht und für die Besserung seiner Verhältnisse eintritt, sind ihm doch die von Gott gezogenen Grenzen seines erlaubten Strebens im Evangelium klar und genau gegeben.

Daß Herrn v. Wächters Unternehmen, die Socialdemokratie dem Christentum gegenüber rein zu waschen, ein verfehltes war, zeigte sich bald. Wohl mag er hier und da, weil ihm Beredsamkeit, Begeisterung und Geschick keineswegs fehlten, vorübergehenden Eindruck gemacht haben, eine dauernde Wirkung hat er nicht erzielt. Die Genossen selbst behandelten ihn immer kühler. Bald kam eine offizielle Rüge vom „Vorwärts", welcher mitteilte, v. Wächter habe in Vorträgen in Düsseldorf und Crefeld erklärt, daß er dem Parteitag die müßige Frage vorlegen wolle, ob ein Christ Socialdemokrat sein könne; im Falle der Verneinung wolle er sich eine neue Partei gründen. Danach scheine es, als ob „der ja sonst übrigens so thätige Genosse" — wie schön ausgedrückt, um die Pille zu versüßen — „das Wesen der Partei doch noch nicht so durch und durch kenne." Viel schärfer noch gingen die Düsseldorfer Socialdemokraten gegen ihn vor. In der „Freien Presse" bedauerte deren Führer, daß das Liebäugeln mancher Genossen mit den socialen Schwärmern im Gewande des Christentums bereits so weit gediehen sei, daß man ganz im Ernst von einer christlich-socialdemokratischen Partei reden könne. Eine Konzession an diese Ansicht

machen hieße eine Rückwärtsrevidierung des Programms auf die Tagesordnung setzen. Christentum und Socialismus seien zwei unvereinbare Gegensätze, die sich einander ausschlössen wie Feuer und Wasser; man müsse nach allem, was das Christentum bisher geboten, das Evangelium der Furcht und der Entsagung, das Eiapopeia vom Himmel zerstören, dazu sei man verpflichtet. Das führte zu einem in seinen Einzelheiten uninteressanten Zeitungskampf zwischen v. Wächter und seinen Gegnern. v. Wächter bestritt die ihm zur Last gelegten Behauptungen, er habe nur einem Düsseldorfer Genossen, der ihm gesagt habe, das Wort Bebels: auf religiösem Gebiete erstreben wir den Atheismus, dürfe er nicht als Bebels bloße Privatmeinung hinstellen, geantwortet: „Wenn je die Religionsfrage auf dem Parteitage zur Sprache käme und der Atheismus zur Parteisache erklärt würde, dann würden sich alle Nicht-Atheisten und freidenkende Anhänger für die Partei bedanken und es würde sofort eine neue, jede Weltanschauung als gleichberechtigt anerkennende Partei entstehen." Gegenseitig warf man sich nun Feigheit und Unwahrheit vor, die Presse gab sich Mühe, die Sache beizulegen, und hielt in vorsichtiger Weise zurück, aber erst durch das Eintreten Dr. Lütgenaus, eines Freundes von Wächters, kam der Streit zum Austrag.

Dr. Lütgenau, ein eminent gescheiter, aber mehr spekulativer Kopf, hielt in Düsseldorf eine Diskussion mit dem rheinischen Agitator Wesch und behauptete dabei, die Partei habe sich um den religiösen Standpunkt ihrer Anhänger nicht zu kümmern. Wer den wirtschaftlichen und politischen Standpunkt voll unterschreibe und danach zu handeln trachte, der sei Socialdemokrat. Der Socialismus sei gar keine Weltanschauung, die sich zum Kampf gegen die christliche gürte, sondern nur eine reale, mit den Thatsachen rechnende Bewegung. Bebel werde seinen bekannten Ausspruch (Atheismus auf religiösem Gebiet) heute wohl selbst nicht mehr hochhalten, andernfalls übe man Zwang aus, und die Gegner hätten recht, wenn sie von einem Zuchthausstaate redeten . . . Dann der krasse Gegensatz von Wesch: Zu seinem großen Bedauern hätten sogar zwei rheinische Parteiorgane die Ansicht v. Wächters und damit auch die eben dargestellte vertreten. Die Socialdemokratie habe sich in den Zeiten ihrer Sturm- und Drangperiode ihren antichristlichen Charakter gewahrt und sei dabei groß und stark, eine mächtige Partei geworden, jetzt dürfe sie nicht mit denselben Gegnern, welche die Socialdemokraten als Schurken und Verbrecher hinzustellen pflegten, Waffenstillstand oder Frieden schließen. Warum die vielen Worte? Wer nur ein wenig Verstand habe, der könne einsehen, daß in der Praxis ein gläubiger Christ gar nicht für die Grundsätze der Socialdemokratie eintreten könne u. s. w. Diesen Anschauungen traten auch die Düsseldorfer Genossen bei. Um der Welt dieses Bild eines völlig diametralen Gegensatzes innerhalb der Partei nicht zu lange vor Augen zu lassen, hielt man dann einige Tage darauf in Crefeld abermals eine Diskussion, in welcher der Gegensatz künstlich ausgeglichen wurde. Dr. Lütgenau erkannte es als das Ziel der Partei an, die Arbeiter auch geistig zu emancipieren von den Anschauungen des Bürgertums, und Wesch gab zu, daß nicht von jedem Arbeiter, der das Programm anerkenne, verlangt

werden könne, daß er sofort alles Religiöse abstreife. Damit hatten beide Recht bekommen und schiedlich friedlich ging man auseinander. Doch beschäftigte man sich auch in Elberfeld und auf dem westfälischen Parteitag in Unna weiter mit der Frage, man hielt es überall für unerläßlich, daß der deutsche Parteitag dieselbe löse. Und was hat derselbe gethan? Er ist über die zahlreichen Anträge, die sich mit der Religionsfrage beschäftigten, zur Tagesordnung übergegangen.

Diese Verhältnisse mußten etwas genauer geschildert werden, um zu zeigen, wie die Socialdemokratie nicht nur gegenüber der praktischen Ausgestaltung ihrer Ideen, sondern auch der gewaltigsten Geistesmacht auf Erden, der Religion gegenüber völlig ratlos dasteht und sich nicht zu helfen weiß. Andrerseits kann man aus diesen tiefgehenden Differenzen schließen, daß doch schließlich die Religion der Grenzstein ist, an dem der Socialdemokratie ein Halt entgegengerufen wird. Hier wird die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Entweder Entchristlichung und Gottentfremdung greifen noch weiter um sich, dann wird die Socialdemokratie siegen, oder christlicher Geist mit christlichem Glauben, Lieben und Hoffen, aber auch mit christlichem Thun und Handeln durchdringt wieder größere Massen unseres Volkes, dann wird sie unterliegen. Diese Entscheidungsschlacht wird nicht an einem Tage ausgefochten, sie ist schon entbrannt, sie wird zum Siege führen, wenn nur alle, die noch gleichgültig beiseite stehen, auf die richtige Seite treten.

Doch mit solchen Gedanken gerät man auf ein anderes Gebiet. Es muß noch gezeigt werden, wie sich die Socialdemokratie ihren Gegnern im öffentlichen Leben gegenüberstellt. Eigentlich müßte diese Partei auf Grund ihrer Principien die toleranteste sein, aber sie ist die intoleranteste und anmaßendste. Über ihr Benehmen bei den zahlreichen Boykotts, ihre dabei zu Tage tretende, oft bodenlose Arroganz, hört und liest man alle Tage; wie z. B. in Berlin junge Burschen den Gastwirten eine Kontrolle über ihre Keller aufzwingen wollten und das sogar als ein ganz selbstverständliches Recht in Anspruch nahmen, ja wie sie andere Arbeiter, die nichts von diesen Kämpfen wissen wollten mit Drohungen und vereinzelt selbst mit Gewalt den boykottierten Wirtschaften fernzuhalten suchten, oder wie sie in den Wirtschaften von den Kellnern die Mitgliedskarte des socialdemokratischen Gehilfenvereins zu sehen verlangten. Kaum glaublich erscheint eine Anweisung des „Vorwärts" aus der Zeit des Boykotts. Bekanntlich bekommen manche Wirte zur ersten Einrichtung von einer Brauerei einen größeren Geldvorschuß, müssen aber natürlich das Bier der betreffenden Brauerei verschenken, andernfalls sie eine große Konventionalstrafe zu zahlen haben. Der „Vorwärts" gab nun den Wirten den dringenden Rat, in den Vertrag mit der geldleihenden Brauerei die Klausel einzufügen, daß die Konventionalstrafe fortfalle und der Wirt kein Bier mehr zu entnehmen brauche, wenn — die Herren Socialdemokraten über jene Brauerei den Boykott verhängen. Was soll man gar zu folgender Erklärung eines Wirtes sagen, bei dem man ein Faß Boykottbier gefunden hatte: „Ich Endesunterzeichneter erkläre hiermit auf Ehrenwort, daß ich vom heutigen Tage nicht nur ringfreies Bier vom Faß, sondern auch Flaschenbier,

welches nur aus ringfreien Brauereien entnommen ist, verkaufe. Gleichzeitig erkläre ich, daß das von der Kontrolle bei mir gefundene Unionsbier ein Geschenk der betreffenden Brauerei zur Feier der Konfirmation meiner Tochter war. Ich bedaure umsomehr, daß ich den großen Fehler den Arbeitern gegenüber begangen und das betreffende Faß nicht in meiner Wohnung angesteckt habe und bitte um gütige Verzeihung. Sodann sei noch bemerkt, daß bei mir jedem Kontrolleur freier Ein- und Ausgang in Ausübung der Kontrolle zusteht." Das ist ein bezahltes Inserat im „Vorwärts". Es lebe die Freiheit! Auch wenn man den einzelnen „Genossen" das Recht des Boykotts ohne weiteres zuerkennt — v. Stumm und Genossen, sowie Staatsinstitute nehmen ihn ebenfalls in Anspruch, und was dem einen recht ist, ist dem andern billig —, so geht hier die Unverfrorenheit doch entschieden zu weit. Ein gleicher Druck wird auch auf die nichtsocialdemokratischen Arbeiter ausgeübt, wenn dieselben in der Minderheit sind. Von aufdringlicher Belehrungssucht, von Spott und Hohn, von Ärgern und Chikanieren geht's bis zu Mißhandlungen, wenn etwa bei einem von der Socialdemokratie angeordneten Streik einzelne nicht mitthun wollen; als Verräter, Abtrünnige und dergl. müssen sie sich außerdem von ihren roten Brüdern bezeichnen lassen, alle Hebel werden häufig in Bewegung gesetzt, sie ums Brot zu bringen.

Im Gegensatz dazu muß das Verhalten der Socialdemokraten in ihren Versammlungen in letzter Zeit lobend anerkannt werden. Die bewundernswerte Disciplin, die auch trotz tiefgehender Differenzen das Ganze zusammenhält und der unbedingte Gehorsam, der den Führern geleistet wird, haben hier ihre Frucht getragen. Man befleißigt sich im allgemeinen großer Ordnung und Ruhe, die Gegner werden willig angehört, williger oft und ruhiger als in andern Partei- oder öffentlichen Versammlungen. Aber eine Ausnahme giebt's auch bei jenen. Die schärfsten Wahrheiten und selbst manche Unwahrheiten nehmen sie gelassen hin, nur wenn der Name Jesu Christi genannt, seine welterlösende Bedeutung erwähnt, christlicher Glaube und christliche Liebe ans Licht gestellt werden, dann geht die Besinnung verloren, dann kann man Hohngelächter, Verwünschungen und Wutgebrüll in tollem Durcheinander hören; ein unbewußtes Eingeständnis dessen, daß hier der Fels ist, an dem ihr Ansturm abprallen wird, ein Beweis dafür, daß in den Herzen vieler auch unter ihnen noch der Stachel sitzt, wider den sie vergebens zu löcken streben und daß keine Partei, wenn sie auch durch ihre Organe die Existenz Gottes leugnet, damit den Glauben an Gott aus den Herzen der Menschen herausreißen kann.

Das vorhererwähnte selbstbewußte und anmaßende Auftreten der Socialdemokratie wäre einigermaßen entschuldbar, wenn dieselbe praktisch etwas geleistet hätte und auf frühere Erfolge zurückblicken könnte, sie hat aber nie etwas zum Wohle der arbeitenden Klassen wirklich durchgeführt. Fast alles, was von früheren oder jetzigen Sozialisten unternommen wurde, hat ein unglückliches Ende genommen. Der Socialist Owen klagte über den von ihm geleiteten socialistischen Staat: „Ich habe nur Ehrlichkeit verlangt, aber nur Unehrlichkeit gefunden, ich habe nur Mäßigkeit gewollt, aber fortwährend gegen Trunksucht zu kämpfen gehabt." Eine andere, aus

gebildeten Menschen bestehende Gesellschaft wollte ebenfalls nach socialistischen Grundsätzen zusammenleben, aber schon nach drei Monaten fanden sie, „daß Selbstliebe und Eigennutz auch im kommunistischen Staate sich geltend machen.“ Bei einer dritten Gemeinschaft erklärten die Verwaltungsräte nach den traurigsten Erfahrungen, daß eine Kommunistengemeinde nur dann bestehen könne, wenn die Mitglieder Engel wären; bei einer vierten endlich stritt man sich wegen der Religion, und als die Gesellschaft zusammenbrach, gingen mehrere bei Nacht und Nebel fort und nahmen, soviel sie tragen konnten, von dem gemeinschaftlichen Eigentum mit. Warum auch nicht, wenn es doch keinen Herrgott giebt, der die Diebe und Halunken bestraft? In neuerer Zeit hatte man mit dem schweizerischen Arbeitersekretariat ein Unternehmen in größerem Maßstabe begonnen. Da wollte man Arbeiterenqueten, Lohn- und Gewerbestatistiken, Untersuchungen über Krisen, Unfälle, Krankheitsfälle u. s. w. aufstellen und auf Grund der gewonnenen Resultate Besserungen einführen. Die Republik gewährte die Mittel zu den Arbeiten. Und doch sind jetzt nach 6½jähriger Thätigkeit des Sekretariats, nachdem ca. 100 000 Franks verbraucht waren, zwei der in Aussicht genommenen Arbeiten gestrichen, drei weitere wurden allmählich fallen gelassen, vier wurden begonnen, aber nicht zum Abschluß gebracht, eine einzige, die Unfallstatistik, wurde vollendet, aber auch damit bezweckte man durchaus nichts. Das staatliche statistische Bureau in Zürich, welches kaum die Hälfte der dem Generalsekretariat bewilligten Summe gebrauchte, hat mindestens das fünffache geleistet. Weiter: In der französischen Stadt Perpignan wurde vor etwa zehn Jahren ein socialistischer Stadtrat gewählt, der bei seinem Amtsantritt in der Stadtkasse 125 000 Franks vorfand. Nach fünf Jahren waren 100 000 Franks Schulden da, doch wurde flott weiter gelebt und bald stand die Stadt mit 600 000 Franks Schulden vor dem Bankerotte. Am Monatsschlusse war kein Geld da, um die Beamten zu besolden, und der Stadtsekretär mußte aus eigner Tasche die Freimarken für die städtischen Briefschaften auslegen. Endlich, 1892, jagte man die Gesellschaft aus dem Stadthause und fand nun beim Prüfen der Rechnungen ganz merkwürdige Posten, so über Lieferungen von Punsch und Cigarren, dagegen waren die öffentlichen Arbeiten und Einrichtungen unterblieben oder vernachlässigt, 800 000 Frank waren für Gastereien u. dergl. verausgabt, von denen die arbeitende Bevölkerung gar nichts gehabt hatte. Die republikanische Stadtvertretung mußte erst wieder Arbeitsgelegenheit schaffen. Bekannt ist aus der letzten Zeit das Vorgehen eines englischen Industriellen, der dem Ausschusse der Arbeiterpartei eine fertige Fabrik samt Dampfmaschinenbetrieb und einen Kredit von 120 000 Mark zur Verfügung stellte, um die Geschäfte ganz im Sinne der socialdemokratischen Principien zu führen, aber jene lehnten das Anerbieten ab, sie scheuten wohl den Mißerfolg. Endlich noch eines. Ein Augsburger Maurermeister gab an fünf notorische Socialisten eine Arbeit in Akkord mit dem ausdrücklichen Bemerken, die Herren müßten über die Verteilung der Summe unter sich einig werden. Schon nach der ersten Woche kamen die Genossen in hellem Streit zur Lohnauszahlung, und jeder verlangte höheren Lohn, weil er mehr als die andern geleistet habe, und am Schlusse

der zweiten Arbeitswoche erklärten sie, die Arbeit niederlegen zu wollen, wenn nicht der Arbeitgeber selbst die Lohnzahlung wieder übernähme. Nur der Vollständigkeit wegen soll endlich auf die zahlreichen Unterschlagungen und Betrügereien in socialdemokratischen Betrieben hingewiesen werden. So wurde kurz hintereinander gemeldet, daß der Kassierer des socialdemokratischen Gewerkvereins der Tischler in Münster mit 1400 Mark flüchtig geworden, daß der Direktor der socialdemokratischen Vereinsbäckerei in Hamburg nach zahlreichen Wechselfälschungen durchgebrannt ist, daß der Berliner Verein der Wäscherinnen und Plätterinnen gegen die Kassiererin Strafantrag gestellt hat u. s. w. Keineswegs darf man diese Fälle der gesamten Socialdemokratie zum Vorwurf machen, denn Betrüger im Geschäft, im Stadtrat und anderswo giebt's überall genug, selbst unter scheinbar frommen Christen; aber wenn wir aus all dem Erwähnten sehen, daß gar nichts von dem, was jene anfangen, ordentlich durchgeführt wird, daß alle ihre Unternehmungen scheitern und zwar meistens an der Schlechtigkeit der Menschen, die sie doch bannen und aus der Welt schaffen wollen, so haben wir das Recht zu behaupten, daß ihre Gedanken in der Praxis und in ihrer Weise eben nicht durchführbar sind. Diese Überzeugung wird sich immer mehr Bahn brechen, und in demselben Maße, wie das geschieht, wird die Socialdemokratie mit ihren unpraktischen Mißgriffen mehr und mehr in Mißkredit kommen. Mit ihren kritischen Anschauungen mag sie dann ruhig bestehen bleiben, da kann sie noch manchen kräftigen Antrieb zur socialen Arbeit des Staates wie der Einzelnen geben.

Der Hauptschaden, den die heutige Socialdemokratie stiftet, liegt auch gar nicht in ihrer Agitation oder ihrer Bekämpfung der heutigen Wirtschaftsordnung, deren zahllose Auswüchse jeder social Denkende eben so scharf verurteilt, sondern in der unendlichen Verwirrung, die sie unter der Jugend anrichtet. Sie wirft im Herzen und im Verstande der Kinder alles über den Haufen, was irgend den Menschen zu einem sittlichen Wesen machen kann. Man denke sich diesen Widerspruch: In der Schule werden die Kinder zum Gehorsam, zur Unterordnung, zur Liebe zu Gott und dem Vaterlande angehalten, und zu Hause wird ihnen blinder Haß dagegen eingeträufelt, denn es ist bekannt, daß die Socialdemokraten auch ihren Kindern gegenüber kein Blatt vor den Mund nehmen; die letzteren müssen daher entweder ihre Eltern oder ihre Lehrer für Lügner halten, und wie viele verlieren damit jede Achtung vor Recht, Sitte und Autorität und versumpfen von vornherein. Damit nicht zufrieden sucht die Socialdemokratie auch schon in raffinierter Weise den Kindern ihre Ideen einzuimpfen, es giebt socialdemokratische Jugendspiele „Spitzel auf Reisen" — wie schon der Name besagt, eine Verächtlichmachung des Staates und seiner Einrichtungen, ja es giebt sogar ein socialdemokratisches Märchenbuch.

Die Folgen solcher Erziehungsmethode bleiben nicht aus: die entsetzliche Roheit der heranwachsenden Jugend, über die dann von den Eltern selbst am lautesten geklagt wird. Wenn ein 15jähriger Schneiderlehrling während des gottesdienstlichen Gesangs in der Kirche den Socialistenmarsch singt, dann bei der Austeilung des heil. Abendmahls die Hostie wieder aus dem Munde nimmt, in die Tasche steckt und auf dem Heimwege

seinen Begleitern sagt, er werde sie zu Hause an die Wand nageln, so fehlen die Worte, um ein solches Gebaren in richtiger Weise zu bezeichnen. Nun denke man sich eine ganze Herde solcher Musterjünglinge zusammen, dann kommt das heraus, was man in Wien erlebte: Versammlungen von „zielbewußten" Lehrbuben von 13—17 Jahren, — der Alterspräsident war 17, der Referent 15 Jahre alt — welche besser als die Alten trinken, rauchen, fluchen, schimpfen und Beschlüsse fassen konnten und sich organisierten, um die Anmaßung der Lehrherren durch die Macht ihrer Organisation zurückzuweisen. Das sind die richtigen Bürger für die ideale Zukunftsgesellschaft! In solcher Jugend ziehen sich die Verblendeten unserer Tage die Zuchtruten heran für ihre eigenen Sünden.

Damit kommen wir zum Schluß. Vorher aber ist die Bitte am Platze, diese Ausführungen so zu verstehen, wie sie verstanden sein wollen und sollen: nicht als Bekämpfung der wirtschaftlichen Forderungen der Socialdemokratie, denn damit hat sich nicht der Christ, sondern nur der Nationalökonom zu befassen, gegen manches wird sich überhaupt nicht viel sagen lassen; es hindert gar nichts, daß man einzelne Punkte der socialdemokratischen Wirtschaftsordnung auch als Christ anerkennen könne, weil der Eingang zum ewigen Leben durch kein bestimmtes wirtschaftliches oder politisches Bekenntnis bedingt ist. Noch weniger sollte gegen die einzelnen Anhänger der Socialdemokratie geredet werden, als ob dieselben ohne weiteres schlechte und alberne Menschen wären, dieselben sind von Natur gerade so gut und so schlecht, wie in allen anderen Parteien und Klassen. Die Anklagen richten sich vielmehr gegen diejenigen Mitglieder der Partei, welche, entweder durch eigene Verbrechen und darauf folgende Strafen mit der bestehenden Ordnung unzufrieden gemacht oder von maßlosem Ehrgeiz getrieben, diejenigen Lebensäußerungen der Socialdemokratie geschaffen haben, welche uns in so traurigen Bildern täglich vor die Augen treten; die mit bewußter Bosheit die einsichtslosen Massen mißbrauchen und verführen, nur um selbst eine Rolle zu spielen; die sich Atheisten oder Freidenker in religiöser Hinsicht nennen, aber Fanatiker sind in dem Glauben an eine Gesellschaft, die sie sich in ihrem eigenen Kopfe zurecht gemacht haben; die über Bruderliebe und Menschenliebe faseln, aber Haß und Erbitterung gegen jeden säen, der anders denkt; die selbst nichts thun, aber andere verdächtigen, wenn sie praktisch thätig sein wollen; die Apostel heißen wollen einer Lehre, welche die Menschheit zu einem harmonischen Ganzen zusammenfassen soll, aber gehässiger und unduldsamer sind als ein Ketzerrichter des Mittelalters; mit den Lippen den Satz vertreten, wer von euch der größte sein will, der muß allen dienen können, aber mitleidslos alles niedertreten, was der eigenen aufgeblasenen Sinnestäuschung im Wege steht; die Losung im Munde führen: Jedem das Seine, aber stets mehr haben möchten, als sie verdienen; die gesellschaftlichen Einrichtungen der Gegenwart beschimpfen, aber nie einen praktischen Vorschlag zur Besserung machen; in einem neuen Hause wohnen wollen, aber zu träge sind, um an der Herstellung der Baustoffe mitzuarbeiten; und die endlich in diesem Hause ein üppiges Leben führen wollen, aber die Arbeiter, die die Mittel zum Genuß schaffen müssen, selbst am meisten beschimpfen. Gegen diese gilt unser Kampf, und da ist's

allerdings ein Kampf bis aufs Meſſer; aber auch dann nicht ein Kampf zur Verteidigung der Bourgeoiſie und des Kapitalismus oder was man ſonſt für Schlagworte in die Welt wirft, ſondern zur Verteidigung unſerer höchſten ſittlichen Güter, die uns mehr gelten als das Leben, zur Errettung unſerer armen Brüder aus den Feſſeln, in die ſie, ſei es von oben oder von unten her, geſchlagen werden, und endlich zur Herbeiführung einer wahren Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit in gleichem Glauben und gleicher Liebe gegen Gott und alle Menſchen.

B. Die Zustände.

I. Die Entwicklung des häuslichen Lebens in Deutschland.

Von **Albrecht Romann**, Diakonus an U. L. Frauen zu Liegnitz.

Zwei Gaben aus dem Paradiese sind dem Menschen mitgegeben in die Mühsal und Unruhe des Erdenlebens. Wo sie bewahrt werden und mit ihrer Köstlichkeit das Leben durchdringen, da weht selbst unter Entbehrung und Not noch etwas von Paradiesesluft. Wo sie fehlen und ihre Kraft verloren haben, da ist das Menschenleben auch bei vielem Besitze zum harten Joch, zum Sklavendienst geworden, da giebt es gegen die Verbitterung des Herzens kein Gegengewicht mehr, da weht ungehemmt über die verödeten Lebensgefilde der Eiseshauch der socialen Revolution.

Der Sonntag und die Familie sind diese Paradiesesgaben.

Wie die Glocken Vinetas, der im Meer versunkenen Stadt, der Sage nach von den Schiffern im Meer in weiter Ferne am Sonntag vernommen werden, so klingt, wo noch Sonntagsstille und Sonntagsruhe ist, ob auch aus weiter Ferne, dem Menschen ein Glockenklang ins Herz von seinem himmlischen Ursprung und seinem himmlischen Ziel, von einer Paradiesesheimat droben im Licht, und ein stiller Sonnenglanz breitet sich aus über das sonst oft so eintönig und unruhig wogende Meer des Alltagslebens. Die Familie aber, sie bietet dem Menschen in aller Mühe und Unruhe, ja selbst unter mannigfachem Elend der irdischen Tage einen Ruheplatz, wo all das Glück, das ihm geblieben ist, sich noch sammeln kann. Hier kann dem Menschen noch ein Stück Paradiesesleben auf Erden erblühen; freilich ist's um so schrecklicher, wenn auch dieses Stücklein des Paradieses durch eigne oder fremde Schuld zur Hölle wird.

Familie und Sonntag, diese beiden Paradiesesgaben stehen im engen Zusammenhang. Wird der Sonntag genommen, so fehlt dem Familienleben der rechte Boden, den es zum Gedeihen braucht, und wiederum hält der Gedanke an die Familie die Sehnsucht nach Sonntagsstille und Sonntagsfreude lebendig im Herzen.

Von diesen beiden Paradiesesgaben steht unsern Stammesbrüdern jenseits des Oceans der Sonntag obenan, er ist für England und Nordamerika der große Speicher nicht nur der Frömmigkeit, sondern auch der nationalen Kraft. Für unser deutsches Volk steht dagegen das Familien-

leben in erster Reihe. Auf dem Boden der Familie und des Hauses berühren sich die natürlichen Anlagen des deutschen Gemütes und das Evangelium am innigsten.

Das Evangelium will ja nicht nur einzelne Persönlichkeiten haben, es will auch die menschlichen Gemeinschaften haben. Häuser und Völker sollen wie die einzelnen Menschenseelen Christo eigen sein. Das Leben des Hauses und der Familiengemeinde hat der Herr in erster Linie geheiligt und gesegnet, hier vornehmlich will er neben dem, was in der einzelnen Seele geschieht, sein Reich auf Erden aufbauen. Gerade hier tritt schon in der sündigen Welt eine gewisse Sichtbarkeit seines Reiches zu Tage.

Dem kommt das deutsche Herz und Gemüt entgegen. Von Anfang an war es für das deutsche Volk und seine Familienhaftigkeit charakteristisch, daß die Göttinnen der Deutschen nur wie himmlische Mütter gedacht wurden. Wo die griechischen Göttinnen den Speer führten, da führten die deutschen den Rocken. Erst mit dem Eintreten der Deutschen in die Weltgeschichte gelangt das, was im Christentum als Princip gegeben war, die Anerkennung der Frau als mit dem Manne innerlich gleichberechtigt, zur Wirklichkeit, erst da wird die Frau frei und kann ihren Beruf erfüllen, dem Hause, dem der Mann den Namen und die äußere Gestaltung giebt, den eigentlichen Lebensodem einzuhauchen. Der deutscheste Mann, Dr. Martin Luther, ist auch der Reformator des häuslichen Lebens und sein Haus das Vorbild eines traulichen, christlichen Familienzusammenseins mit Hausandacht und Unterweisung der Kinder und des Gesindes in Gottes Wort, mit Lied, Gesang und Gebet, in herzlicher Fröhlichkeit, in Ehrbarkeit und ernster Zucht, mit tiefer Empfindung in Freud und Leid, mit williger Aufnahme der Freunde des Hauses zur Teilnahme an des Hauses Tisch und an des Hauses Geist und Frieden. Aus dem Schoße seiner Familie heraus hat Luther sein weltgeschichtliches Werk vollendet, und diese seine Häuslichkeit bringt ihn dem deutschen Herzen eben so nahe wie der Heldenmut seines Glaubens und Geistes und seine Mannentreue gegen seinen König im Himmel, Jesus Christ. Es ist echt deutsch und echt christlich zugleich, wenn Luther ausführt: „eine Frau, die der Kinder wartet mit Essen- und Trinkengeben, Wischen und Baden, die darf nach keinem heiligeren und gottseligeren Stande fragen, Knecht und Magd auch also, wenn sie thun, was die Herrschaft ihnen heißet, so dienen sie Gott und, sofern sie an Christum glauben, gefällt es Gott viel besser, wenn sie auch die Stuben kehren oder Schuhe nur wischen, denn aller Mönche Beten, Fasten, Messehalten“ oder wenn Melanchthon schreibt: Gott habe die Ehe gestiftet, um eine Kirche zu bilden, wo er in Gemeinschaft verherrlicht wird.

Die Liebe zu einer Häuslichkeit, wie sie allein auf dem Boden des Evangeliums erblüht, ist ein wesentliches Stück der natürlichen Ausrüstung des deutschen Volkes für das Evangelium von Christo. Aber auch dies Erbgut kann verwüstet werden. Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat oder nicht festhält, was er hat, dem kann auch genommen werden, was er hatte.

Es ist eine Frage von tiefeinschneidender Bedeutung, ob das herrliche Gut, das unser Volk an seinem Familiensinn und an seinem trauten Fa-

milienleben hat, während der letzten Jahrzehnte ausgebaut und gemehrt oder geschmälert und beeinträchtigt worden ist. Von des Hauses Wohlfahrt oder Entartung gehen Segens- oder Verderbensströme aus für die weiteren Kreise des Volkes ebenso wie für die einzelne Persönlichkeit. Mit Haus und Hausregiment würden alle natürlichen Gruppierungen des Volkslebens zusammenstürzen, und nur ein Chaos selbstsüchtiger Einzelwesen bliebe übrig. In der Familie erneut sich die eigentliche Lebenskraft des Volkes und des Staates, erneuen sich Liebe und Ehrfurcht, sowie Achtung vor Autorität, Sitte und Gesetz, und je mehr die Menschen in unserer Zeit gehetzt, ja hin und her gezerrt werden von dem äußern Treiben und von den abwechselnden, miteinander kämpfenden Zeitströmen der öffentlichen Meinung, destomehr gewinnt diejenige Gemeinschaft an Wert und Bedeutung, in der das innere Herzensleben noch einen stillen freien Raum findet zum sich Entfalten und Erstarken.

Vergleichen wir das Bild des häuslichen Lebens, wie es heute ist, und wie es vor etwa dreißig Jahren war, so scheint bei flüchtiger Betrachtung eine erhebliche Veränderung überhaupt nicht vorgegangen zu sein. Deutschlands äußere Gestalt ist seitdem gar anders geworden, aber in seinem Hause lebt der Deutsche heute ziemlich ebenso wie er es vor dreißig Jahren that; es gehört schon ein etwas schärferes Hinsehen dazu, die Unterschiede zu erkennen.

Allerdings hat in dieser Zeit ein Feind des deutschen Hauses und Familienlebens sein Haupt mächtig erhoben, das ist die Socialdemokratie. Wo sie weiß, was sie will, und will, was sie weiß, erstrebt sie die Vernichtung des Familienlebens. In ihrer Kritik der Mißstände, die sich in die jetzige Ordnung des Hauses und der Ehe eingeschlichen haben, ist gar manches Berechtigte, und es hört sich sehr tugendsam an, wenn sie gegen die Geld- und kühlen Vernunftheiraten, gegen Heiratsannoncen und andern Unfug mit kräftigen Worten sich ausspricht, es ist sehr löblich, daß ihre Zeitungen derartige Anzeigen nicht aufnehmen, man muß vielem zustimmen, was sie gegen Arbeitsüberlastung, gegen Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit sagt, durch welche ja ein gesegnetes Familienleben oft zur Unmöglichkeit gemacht wird, das aber, was sie an die Stelle setzen will, ist nicht Beseitigung der Mißstände, sondern ist der schreiendste Mißstand selbst, ist die Aufhebung aller sittlichen Ordnung überhaupt. So gewiß die in Gott geheiligte Liebesneigung allein das sein soll, was die Gatten zusammenführt, so gewiß ist es, daß es mit der Ehe überhaupt zu Ende ist, wenn die eheliche Gemeinschaft keinen andern Boden mehr als die persönliche Liebesneigung hat. Wenn bei dem Wechsel der Neigung, — und das würde überdies in vielen Fällen nichts anderes bedeuten, als ein Wechseln des äußeren Wohlgefallens und der sinnlichen Lust, — jeder Teil, Mann wie Frau die Gemeinschaft aufheben und eine andere Gemeinschaft eingehen kann, dann ist es mit der für Leid und Freud bis in den Tod zusammen getrauten Treue, auf der das Haus ruht, überhaupt vorbei.

Was hilft es, wenn man den jetzt ehelos bleibenden Frauen den Trost giebt, daß dann alle Umstände verschwinden werden, die bisher eine große Zahl von Frauen zur Eheloſigkeit oder — wie man hinzufügt —

zum Verkauf ihres Körpers verurteilten. Die ganze Ehe wird dann nur noch ein Verkauf des Körpers auf Zeit sein, und den Tausenden der jetzt ehelos bleibenden würden Zehntausende eheverstoßener Frauen gegenüberstehen, verstoßen, sobald Jugend, Schönheit und Gesundheit dahin ist. An die Stelle der verheißenen höheren Menschlichkeit wäre die Bestialität getreten. Auch die Kinder halten dann die Ehegatten nicht mehr zusammen. Sie werden ja den Eltern nach kurzer Zeit genommen, um in den Anstalten der neuen Gesellschaft erzogen zu werden. Das trauteste Glück des deutschen Hauses wäre dann zerstört, das Leben der zartesten und feinsten Herzensfreuden beraubt, den Kindlein selbst aber die herzerwärmende Liebessonne genommen, die ja heute auch manchem Kindlein fehlt, in der aber doch das Beste, was im Menschenherzen sich findet, heute noch in der bei weitem größten Mehrzahl der Kindesseelen gedeiht.

Das häusliche Leben soll in Zukunft — verheißt die Socialdemokratie — auf das Notwendigste sich beschränken. Die Nahrungsmittelbereitung wird wissenschaftlich im großen betrieben werden, die Privatküche ist ein überwundener Standpunkt. Ach wie bald sind leider die heutigen Menschen der wissenschaftlichen Hotelküche, wo im großen gekocht wird, überdrüssig, und sehnen sich nach den Fleischtöpfen ihres eigenen Herdes, auch wenn die Speisen einfacher und geringer sind, und wie wenig kennen diejenigen das Gemüt der deutschen Frau, die mit solchen Verheißungen sie glücklich machen wollen. Wohl nehmen unsere Frauen alle Erleichterungen gern an, die ihnen helfen, für die Ihrigen den Tisch zu decken und die Speise zu bereiten. Aber *das wollen sie thun*, wenn sie anders echte deutsche Frauen sind, ob im Fürstenschloß oder in der Arbeiterwohnung, und man raubt ihnen ihr Glück und einen großen Teil ihrer Lebensfreude, wenn man ihnen solches verwehren will.[1])

Ein das Lebensglück und Herzensglück bei jung und alt, bei groß und klein ertötender Eiseshauch ist es, der in der Socialdemokratie uns anweht.

Ihre Grundsätze sind ja auf unser Volk nicht ohne Einfluß geblieben. Schon daß durch diese Bewegung Tausende von Männern und Frauen ins Wirtshaus gezogen werden, zerstört bei vielen den Sinn für Treue und Freudigkeit der Arbeit, sowie auch für die kleinen Pflichten und die einfachen Freuden des Hauses. Die socialdemokratischen Frauenversammlungen

---

[1]) *Bebel* beruft sich allerdings auf *Gerhard von Amyntor*, der auch sagt: „Wie viele Millionen braver Hausmütterchen verkochen und verscheuern ihren Lebensmut, ihre Rosenwangen und Schelmengrübchen, bis sie runzlige, vertrocknete, gebrochene Mumien geworden sind. Die ewig neue Frage: „Was heute gekocht werden soll," die immer wiederkehrende Notwendigkeit des Fegens und Klopfens und Bürstens und Abstäubens ist der stetig fallende Tropfen, der langsam, aber sicher Geist und Körper verzehrt. Auf dem flammenden Altar, wo der Suppentopf brodelt, wird Jugend und Unbefangenheit, Schönheit und frohe Laune geopfert, und wer erkennt in der alten, kummergebeugten und tiefäugigen Köchin die einst blühende, übermütige, züchtig-kokette Braut im Schmucke ihrer Myrtenkrone?" — Das alles ist in Millionen Fällen einfach nicht wahr. Harte Berufsarbeit, sei es auf dem Bau beim Ziegeltragen oder beim Erteilen von Unterricht, rasch aufeinander folgende Geburten, Gram über den Mann, vor allem aber das innere Verarmen der Seele und ihr Fernbleiben von den ewigen Lebensquellen wahrer Frische und wahren Friedens bewirkt solches Vertrocknen, nicht aber die häusliche Arbeit, die der Frau das ist, was dem Vogel die Luft und den Fischen das Wasser.

wirken entweiblichend auf eine nicht kleine Zahl unserer Frauen ein. Vor allem aber ist unsere Jugend nur zu sehr geneigt, aus den oben geschilderten Lehren die dem Fleische zusagende Folgerung zu ziehen und nach Lust und Belieben zusammen zu kommen. Daher die Schar halbwüchsiger Burschen und oft noch nicht völlig reifer Mädchen, denen die Schamlosigkeit aus den Augen leuchtet und deren spöttisches Gesicht dem Seelsorger und jedem Kundigen deutlich verrät, daß sie die Sünde nicht nur üben, sondern mit derselben Gott und der Kirche gegenüber als mit einer Heldenthat sich brüsten.

Trotz alledem hat der socialdemokratische Ansturm die Grundlagen des deutschen Hauses bis jetzt noch nicht erschüttert. Die Familie ist eben, wie Riehl mit Recht sagt, ein am Anfang der Tage aus dem Boden hervorgewachsener Felsenpfeiler, nicht ein künstlich gefügtes Mauerwerk. Selbst in den Kreisen der zur Socialdemokratie sich zählenden Arbeiter wird die Ehe nach wie vor rechtlich geschlossen, zumeist auch noch kirchlich eingesegnet und, was die Hauptsache ist, in den meisten Fällen auch treulich gehalten. Ist auch, zumal in den östlichen Teilen Deutschlands und besonders in der Fabrik- und Landarbeiterbevölkerung, die jungfräuliche Trauung selten, stellenweise recht selten geworden, gilt auch in manchen Gegenden ein vorehelicher Verkehr der künftigen Ehegatten kaum noch als Schande, so wird doch ganz überwiegend Untreue und Ehebruch nach geschlossener Ehe als etwas Schimpfliches angesehen.

Gewiß ist die Sünde vorhanden, wie sie es zu allen Zeiten war, aber noch immer halten die Frauen zu allermeist, oft genug auch unter erschwerenden Umständen ihren Männern die Treue, und auch von seiten des verheirateten Mannes ist gerade in den einfachen Volkskreisen ein Liebesverhältnis mit andern Frauen und Mädchen doch immer noch etwas Ungewöhnliches.

Die Liebe zum eigenen Heim und Haus ist noch stark entwickelt, in besonderem Maße die Liebe zu den Kindern. Hier ist die Stelle, wo auch die Kirche noch an das Herz vieler sonst schon recht socialdemokratisch gesinnter Eltern herankommen kann. Ja die meisten würden von der Socialdemokratie nichts wissen wollen, wenn sie begriffen, daß die Socialdemokratie ihnen ihr Heim und ihre Kinder entziehen will. Sie nehmen das aber nicht so ernst; was sie mit der Socialdemokratie verbindet, ist überhaupt weniger das Wohlgefallen an den socialdemokratischen Zukunftsidealen, die sie zumeist gar nicht verstehen, sondern der vielfach berechtigte Tadel der bestehenden Verhältnisse und die der natürlichen Herzenshoffart und Selbsterhebung schmeichelnde Art der socialdemokratischen Agitation. Die meisten würden nicht wenig erschrecken, wenn das gefährliche Spiel mit der Socialdemokratie einmal furchtbarer Ernst würde.

Wir sehen daher von diesen socialdemokratischen Zukunftsplänen ab und richten unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Umgestaltungen, die das letzte Drittel unseres Jahrhunderts dem häuslichen Leben wirklich gebracht hat. Dabei handelt es sich **zum Teil um äußere Lebensverhältnisse**, die unmittelbar eine sittliche Bedeutung nicht haben, wenn sie auch von sittlichen Einflüssen nie ganz loszulösen und für das sittliche Leben nie ganz belanglos sind, **anderenteils** aber

auch **um Entwicklungen, die unmittelbar ein sittlich-religiöses Gepräge an sich tragen.**

I.

Auf die äußere Gestaltung des häuslichen Lebens in den letzten Jahrzehnten ist die erhöhte Beweglichkeit unseres heutigen Volkslebens von tiefeingreifendem Einfluß gewesen. Die Freizügigkeit ermöglicht es jedermann, seinen Wohnsitz nach Belieben zu verlegen. Alle früheren Schranken in dieser Beziehung wie Anzugsgeld, Erwerbsnachweis, fielen. Dazu trat eine immer größere Erleichterung des Reisens durch die stetig wachsende Ausbreitung des Eisenbahnnetzes.

Die Wirkung dieser Beweglichkeit auf das häusliche Leben ist unverkennbar. Bei vielen gleicht das Haus mehr einem Wanderzelte, das da und dort vorübergehend aufgeschlagen wird. So ist es bei einem großen Teil unserer Beamten, zumal bei der Militär-, Post- und Telegraphenverwaltung. Die Zahl dieser Beamten ist stetig gewachsen und der Wille der Oberen verschickt sie nach Belieben vom Bodensee nach Memel, von Posen nach dem Elsaß und vom Rhein nach Oppeln. Ebenso wechseln viele Arbeiterfamilien oft ihren Wohnort. Tritt durch das Kennenlernen verschiedener Gegenden des Vaterlandes und verschiedener Volksstämme, Menschen und Sitten auch eine gewisse Bereicherung und eine Erweiterung des Horizontes ein, so ist es doch bei häufigem Wechsel kaum möglich, an den Segnungen, die ein Aufenthaltsort bietet, sowie an den ernsteren Aufgaben, die er stellt, teilzunehmen. Unwillkürlich beschränkt sich dann der Verkehr auf die, mit denen die äußeren Verhältnisse zusammenführen, dadurch aber wird der Kastengeist gestärkt, und auch bei diesem Verkehr kommt es nur selten zu tieferen Herzensbeziehungen, die das Leben und das Haus reich machen. Es fehlen der in diesem Wanderzelte heranwachsenden Jugend die Erinnerungen an geliebte Jugendstätten und an geliebte Personen, die mit dem Hause verwachsen waren, es entwickelt sich kein rechter Heimatssinn, große und kleine verlernen es, ernste Aufmerksamkeit auf das Wohl der Bevölkerung, in deren Mitte man lebt, auf das Gedeihen der kommunalen und kirchlichen Gemeinde zu richten.

Die Nomadenhaftigkeit des modernen Lebens tritt vielfach auch bei denen zu Tage, die an demselben Wohnort bleiben. Die Zahl derer, die ein eigenes Haus bewohnen, ist um vieles kleiner geworden, und selten wohnt man auf lange Jahre in demselben Hause zur Miete. Ziehen die wohlhabenderen Familien schon häufig um, die ärmeren noch viel öfter. Der damit verbundene Wechsel der Umgebung und der häuslichen Einrichtung nimmt dem Leben des Hauses viel von seiner wohlthuenden Stetigkeit und Stille.

Zu dem allen tritt die vermehrte Gelegenheit und die vermehrte Lust zum Reisen. Sonntäglich führen die Bahnzüge eine ganze Bevölkerung aus unsern Großstädten vor die Thore. Gewiß ist damit auch viel Familienfreude verbunden, aber der Unterschied solcher Ausflüge im vollgedrängten Coupee von dem gemütlichen Familienspaziergang oder der Stellwagenfahrt früherer Tage kennzeichnet ein gutes Stück des Umschwungs im häuslichen Leben.

Dem Sonntagsausflug im kleinen entspricht der Sommerausflug im großen. Er hat sich verallgemeinert. Auch den einfachen Bürger und Handwerker trifft man zahlreich bei einer Wanderung im Gebirge. Selbst längerer Sommeraufenthalt, vor einigen Jahrzehnten noch eine ausnahmsweise Sache, ist jetzt für weite Volkskreise etwas Selbstverständliches geworden. Der kleine Beamte, Lehrer und Kaufmann sucht ihn sich oder den Seinen möglich zu machen. Hierin liegt an sich keineswegs eine Schädigung des Familienlebens. Oft leben gerade in diesen Wochen die Familien einmal recht sich selbst, still, abgeschlossen von viel Verkehr mit anderen. Eigenartig ist nur, daß man dazu vielfach erst den fremden Ort aufsucht, und erst am fremden Orte und im fremden Hause dazu kommt, bei sich zu Hause zu sein.

Auch häufiger Dienstbotenwechsel trägt zur Unruhe des heutigen Hauses bei. Sie sind selten geworden die treuen Diener und Dienerinnen, die in Leid und Freud mit der Familie zusammengewachsen waren, das beweist schon der Umstand, daß man staatlicherseits Prämien für langes, treues Dienen aussetzt. Die Dienenden lieben die Veränderung oft auch da, wo es ihnen gut geht, schon um der Veränderung willen, und die Herrschaften begehren wohl die Arbeitsleistung, selten aber suchen sie des Dienenden Anhänglichkeit und Herz.

Die Unruhe des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens reißt vielfach und mehr als früher die Familien auseinander. Da suchen die Männer in fernen Städten und Provinzen oder beim Kanal- und Eisenbahnbau Arbeit, die Familien aber bleiben in der Heimat zurück. Im besten Falle wird nun der Familie das zum Leben Nötige geschickt, doch dem Hause fehlt der Vater und dieser wieder, alleinstehend, ist den mannigfachsten Versuchungen ausgesetzt. Oft genug aber werden die Zurückgelassenen auch nur spärlich versorgt, ja der Not überlassen. Ganze Schichten der Bevölkerung, wie die Sachsengänger im Osten, die Hollandsgänger im Westen des Vaterlandes gehen so auf längere Zeit von Haus und Heim fort. Auch sonst nehmen gerade diejenigen Berufszweige immer mehr Leute in Anspruch, die den Mann und Vater auf geraume Zeit vom Hause entfernen. Hierher gehört das ganze Eisenbahnfahrpersonal, die wachsende Zahl der Geschäftsreisenden, hierher gehört die große Schar der Kellner, Barbiere, Musiker, Hausierer, die namentlich in der Sommerzeit monatelang in den Bädern und Sommerfrischen sich aufhalten. Da werden dann die Kinder irgendwo in kümmerliche Pflege gegeben, während Vater und Mutter zusammen oder jedes für sich dem Lebenserwerb nachgehen, hierher gehört endlich auch der arbeitsuchende, bisweilen auch arbeitfliehende Familienvater auf der Landstraße.

Die Unruhe des heutigen Lebens ist aber nicht nur äußerlich. Unsere ganze Zeit leidet an einer Abhetzung, an einer Überanspannung der Kräfte. Es scheint, als ob im Zeitalter des Dampfes auch geistig alles mit Dampfkraft betrieben werden müßte. Eine gewisse Ruhe der Arbeit, die dem Familienleben früher zu gute kam, bei der man auch für Weib und Kind Zeit übrig behielt, ist immer seltener zu finden. Neben denen, die nichts zu thun haben, stehen fast nur solche, die übermäßig viel

zu thun haben. Wer überhaupt heutzutage etwas zu thun hat, hat zu viel zu thun.[1]) Solches kennzeichnet besonders die norddeutschen Verhältnisse, der Süddeutsche weiß eher dem Abhasten und Abgehetztwerden sich zu entziehen, das auf unserm ganzen Leben liegt.[2])

Der Staat ist mit der Überbürdung seiner Beamten vorangegangen. Die Höchststehenden werden nicht am wenigsten in Anspruch genommen. Verfasser kannte einen hochstehenden Rat in einem der preußischen Ministerien. Schwer klagte die treffliche Gattin, daß ihr Mann oft nicht eine Stunde am Tage für seine Familie übrig habe. Als dieser Rat einmal bei seinem Vorgesetzten über solche Überbürdung klagte und hinzufügte, daß er jeden Morgen um 6 Uhr seine Arbeit begönne, empfing er zur Antwort: „Ja, was machen Sie denn da mit Ihren schönen Morgenstunden?" Dieselbe übermäßige Inanspruchnahme tritt uns bei den unteren Staatsbeamten entgegen, besonders im Post- und Eisenbahndienst. Sie rächt sich oft genug durch Unglücksfälle, und man begreift nur nicht, warum der Staatsanwalt nicht statt der unteren Beamten, die unter der Überanstrengung mit Notwendigkeit die Spannkraft verlieren mußten, diejenigen Vorgesetzten, die solches anordnen, als die eigentlich Schuldigen in Anspruch nimmt. Auch im Privatdienst finden wir dasselbe Arbeitsübermaß, ein fieberhaftes Hasten, eine stets wechselnde Fülle von Aufgaben, eine weit ausgedehnte Arbeitszeit.

Hierdurch wird aber nicht nur die Zeit geraubt, die dem Familienvater für die Seinigen bleiben sollte, auch die freien Stunden, die ihm noch bleiben, werden ihm und den Seinigen getrübt. Man fühlt bei der Fülle der noch nicht erledigten Aufgaben sich auch in der Freiheit nicht frei, die Stimmung ist gereizt, der Mensch wird nervös, ihn ärgern die Fragen und Angelegenheiten seiner Frau, den Jubel und Trubel seiner Kinder kann er nicht ertragen, ihre kleinen Freuden und Leiden müssen in seiner Gegenwart schweigen. Ihre Schularbeiten kann er nicht mehr leiten, ihre Lektüre, ihren Umgang nicht überwachen, ein gemütliches Eingehen auf ihr Empfinden wird unmöglich. Sind Übelstände eingerissen, so soll er in wenigen Augenblicken alles zurechtrücken, da geht es ohne Ungerechtigkeiten nicht ab, es wird entweder gar nicht oder zu streng und zu heftig gestraft, jedenfalls ungleichmäßig, und so wird bei den Kindern die Empfindung geweckt, daß Gerechtigkeit und Liebe fehlt, ihr Vertrauen geht verloren.

Im Arbeiterstande macht sich der Schaden doppelt geltend. Oft gehen Mann und Frau auf Arbeit, die Kinder sind sich selbst

---

[1]) Das gilt insonderheit auch für die geistig Arbeitenden und wird sich hier durch äußere Maßnahmen, wie Mehranstellung von Arbeitskräften, nur wenig ändern lassen. Aber auch bei der äußeren Arbeit wird der Tüchtige immer für den Mindertüchtigen mitarbeiten, selbst wenn die Arbeitszeit die gleiche wäre.

[2]) So las Verfasser nicht ohne einen gewissen Neid von dem kürzlich heimgegangenen Stuttgarter Pfarrer Lauxmann, daß der fleißige Mann abends nie gearbeitet, sondern sich den Seinen gewidmet hat. Seinerzeit hörte er von einem schwäbischen Studenten die Klage, daß dieser sich die Nerven damit ruiniert habe, daß er als Gymnasiast abends von 9—10 habe arbeiten müssen, statt um 9 Uhr zu Bett zu gehen. Den von einem norddeutschen Gymnasium soeben Gekommenen mutete solche Klage gar eigenartig an.

überlaſſen, in fliegender Eile wird das Mittagsbrot genoſſen, falls die Eltern überhaupt nach Hauſe haben kommen können, was bei der Kürze der Arbeitspauſen und der Weite der Wege oft nicht möglich iſt. Abends kehren die Eltern ſpät und müde heim, finden ungemütliche, kalte Räume, die Frau hat jetzt alle Hände voll zu thun, um das Notwendigſte in ſtand zu ſetzen. Die Kinder werden ſo raſch als möglich zu Bett gebracht, der Mann, wenn er nicht ins Wirtshaus geht, legt ſich bald nieder, ein trautes Familienzuſammenſein wird faſt zur Unmöglichkeit.

So iſt es ja nun nicht allenthalben, auch nicht in der Mehrzahl der Fälle. Wo Sinn und Herz für ein Familienleben iſt, — und das iſt, Gott ſei Dank, noch zu allermeiſt der Fall — da weiß die Mutter wenigſtens noch den Weg dazu zu finden. Daß aber der Vater die Kinder die ganze Woche über nur früh und abends im Bette ſieht, iſt doch recht häufig der Fall geworden.

Wurde nun auch der Sonntag für die Arbeit in Anſpruch genommen, ſo wurde allerdings die Herausgeſtaltung eines geſegneten Familienlebens zur Unmöglichkeit. Die Sonntagsarbeit aber hatte in den letzten Jahrzehnten immer mehr zugenommen. Da mußte vielleicht der Vater auf den an einen Unternehmer verpachteten Güterboden der Eiſenbahn, wo es Jahre hindurch nicht einen freien Sonntag gab, die Tochter ins Putzgeſchäft, deren jüdiſche Inhaberin auf das Kommen und Arbeiten am Sonntag erbarmungslos beſtand, der konfirmierte Sohn in die Werkſtatt und dann zur Fortbildungsſchule. Erſt in den letzten Jahren hat die Geſetzgebung hier einige Abhilfe gebracht. Noch ſteht dieſe Abhilfe vielfach erſt auf dem Papier, und inſonderheit prangt die Sonntagsruhe der an der Poſt und Eiſenbahn Angeſtellten noch erheblich mehr in den Reden der Regierungskommiſſare im Reichstage als in der Wirklichkeit, aber etwas iſt doch geſchehen, und man iſt erfreulicherweiſe daran, auf dieſem Wege weiter zu gehen.

Die Haſtigkeit unſerer Zeit ſpiegelt ſich auch wieder in der Bedeutung, die die Poſtkarte und die Depeſche für unſer häusliches Leben erlangt haben. Von den alten klaſſiſchen Briefwechſeln, die gedruckt werden konnten, iſt ſchon längſt nicht mehr die Rede. Aber in den fünfziger und ſechziger Jahren unſeres Jahrhunderts ſchrieb man ſich doch noch längere, gemütliche und trauliche Briefe, darin man wirklich Gedanken und Empfindungen austauſchte, Erfahrungen und Erlebniſſe ſich mitteilte. Dazu haben heute eigentlich nur Liebesleute noch Zeit. Kommen Feſte, Geburtstage und dergleichen, ſo iſt die Depeſche ſehr beliebt, ſie hat ja auch die Friſche der Nachricht und des Gedankens für ſich, nicht aber gerade den Vorzug der wohlthuenden Gemütlichkeit. Auch Karten mit Blumen, Vögeln, Landſchaften, Dichter- und Bibelſprüchen ſpielen bei ſolchen Gelegenheiten eine große Rolle. Sonſtige Nachrichten, auch die tauſend Grüße und Küſſe der Eheleute, werden mit Vorliebe durch Poſtkarte befördert, bisweilen durch ſolche, wo der Text bereits aufgedruckt iſt, z. B.: „Liebe . . . ., mir geht es, Gott ſei Dank, gut. Ich hoffe, daß dies bei dir auch der Fall iſt. Dein . . . .," ſo daß nur noch Datum und Namen auszufüllen bleibt.

Daß bei ſolchem Geizen mit der Zeit die früheren Tagebücher mit ihren ſelbſtquäleriſchen oder ſelbſtgefälligen Selbſtbeſpiegelungen ſehr in den

Hintergrund getreten sind und vielleicht nur noch von der höheren Tochter gepflegt werden, dürfte kein besonderer Schade sein, mehr zu bedauern ist, daß unter der Unruhe des Lebens es nur selten zur Anlage von Familienchroniken kommt, besonders auch selten zum Anlegen eines Buches, darin der Kinder herzige Worte und Einfälle und das sonst für ihre Entwicklung Bemerkenswerte für spätere Zeiten von Mutterhand aufgezeichnet wird.

Nicht übergehen können wir auch den Einfluß, den das Vereinsleben auf Haus und Familie gewonnen hat. Die Zahl der Vereine ist Legion geworden. Sie sind keineswegs ein Zeichen, daß unserem Geschlecht eine social-schöpferische Kraft innewohnt. Im Gegensatz zu den mittelalterlichen Bruderschaften, den früheren Genossenschaften, nehmen sie nie den ganzen Menschen in Anspruch, sondern haben immer nur einseitig besondere Zwecke, Erwerb, Unterstützung, Vergnügen, oder besondere Aufgaben sittlicher und christlicher Art. Auch wo ihre volle Berechtigung zugestanden werden muß, ist doch die Gefahr da, daß sie dem ersten, von Gott selbst eingesetzten und zugleich wohlthuendsten Vereine, der Familie, Abbruch thun. Dabei ist bemerkenswert, — wenigstens für Norddeutschland ist dies ein ganz neuer Zug — daß in jüngster Zeit die Familie immer mehr in die Vereine hineindringt, nicht nur in die geselligen, sondern auch in die wissenschaftlichen und religiösen Charakters. Weib und Kind werden, wo es irgend möglich ist, mitgebracht. Besonders tritt dieser Zug im Arbeiterstande uns entgegen, und diejenigen Vereine pflegen am besten zu gedeihen, die der Familiengeselligkeit in weitem Umfange sich öffnen.

Noch andere Veränderungen der äußeren Lebensgestaltung, die das häusliche Leben berühren, müssen wir ins Auge fassen. Zunächst kommt hier die Wohnung als die äußere Grundlage der Häuslichkeit in Betracht.

Im Mittelalter hatte man überwiegend enge und niedrige Wohnräume. Auch die Burgen waren nicht immer bequem eingerichtet, die Bauernhäuser waren oft mehr mit Rücksicht auf das Vieh als auf die Menschen gebaut. In den Städten waren die Straßen eng, die Höfe klein, die in ihnen vorhandenen Dungstätten verbreiteten schlechte Luft. So lange nun ein solches Stadthaus nur von einer einzigen Familie bewohnt wurde, war der Zustand noch erträglich. Als aber frühere Patrizierhäuser zu Mietskasernen wurden, als man im Keller und unter dem Dache, in den nach dem Hofe zu gelegenen Stuben ebenso wie in den nach der Straße zu gelegenen Zimmern die verschiedenartigsten Familien einmietete, wuchsen die Mißstände. Je mehr infolge der Freizügigkeit die Bevölkerung in den Städten sich zusammendrängte, desto schreiender wurden sie. Die Wohnungen stiegen im Preise und zwar die kleinen Wohnungen im Verhältnis noch erheblich mehr, als die sogenannten herrschaftlichen Quartiere. Da nahm die Zahl der Familien überhand, die nur einen Raum zum Schlafen, Kochen und Wohnen inne hatten, obwohl vielleicht die Kinder auch bereits herangewachsen waren, ja, die sogar in einem solchen Raum noch Schlafburschen und Schlafmädchen aufnahmen; von solchen Fällen ganz zu schweigen, wo mehrere Familien ein durch Kreidestriche in verschiedene Abteilungen geteiltes Zimmer bewohnten.

Die neueste Zeit erst hat begonnen, hierin Wandel zu schaffen. Das weite Gefilde der Vorstädte und Vororte wird immer mehr bebaut, und die Wohnungen daselbst pflegen billiger, lichter, luftiger und gesunder, auch geräumiger zu sein, als die Wohnungswinkel in den alten Straßen der inneren Stadt. Durch Vorortzüge und Stadtbahn, durch Pferdeeisenbahnen und elektrische Bahn kann selbst der Arbeitsmann auf billige und schnelle Weise auch zu der entfernter liegenden Arbeitsstätte gelangen. Es wird häufiger, daß Arbeiter nach den um die Stadt herumliegenden Dörfern ziehen, vielleicht ein Häuschen und Gärtchen erwerben, darin Weib und Kind bleibt, sie selbst aber in der Stadt ihrer Arbeit weiter nachgehen. Das gleiche zeigt sich bei den sogenanten besseren Ständen. Auch nicht gerade reiche Familien fangen wieder an, ein Häuschen oder doch ein halbes Häuschen für sich zu haben.

Im Innern der Städte haben Wasserleitung, Kanalisation und verschärfte polizeiliche Aufsicht ebenfalls viel beigetragen, die gesundheitsschädlichen Einflüsse zu beseitigen und das Wohnen gesunder zu machen, auch ist man vielfach und mehr als früher bemüht, Bäume anzupflanzen, freie und grüne Plätze, auch Spielplätze für Kinder anzulegen und wendet der Pflege der Promenaden erhöhte Aufmerksamkeit zu, was alles der Gesundheit der Wohnungsverhältnisse zu gute kommt.

Unsere Bauernhäuser pflegen neuerdings stattliche Räume zu bieten. Wenn trotzdem die ganze Familie nur einen Wohnraum zu benutzen pflegt, vielleicht sogar einen solchen, wo zugleich gekocht wird, und die großen Oberstuben nicht einmal für die Gäste, sondern nur für die Feste des Hauses da sind, darum auch dem einmal hineingeführten Ehrengaste einen gar frostigen und eigentümlichen Eindruck machen, so liegt dem vielfach ein recht gesunder Familiensinn zu Grunde. In den städtischen Wohnungen sucht umgekehrt womöglich jedes einzelne Glied der Familie sein besonderes Zimmer und sein besonderes Reich zu haben. Die zum gemeinsamen Wohnen und Leben bestimmten Wohnräume sind entweder als solche ganz verschwunden, wie der Hausflur und die Vorhalle, oder wurden doch, wie das Familienzimmer, immer mehr in dunkle und unschöne Räume verlegt. Der Stolz der Wohnung war der für die Gäste bestimmte Salon, womöglich mit zugedeckten Möbeln ausgestattet. Erst in neuster Zeit fängt man an, das Heiligtum der „guten Stube" auch wieder in Familiengebrauch zu nehmen, fängt auch die Baukunst an, die für den allgemeinen Familiengebrauch bestimmten Räume wieder größer und wohnlicher zu gestalten.

Bergen die in den Vorstädten unserer Städte massenhaft aufgeführten Mietskasernen, meist aussehend wie eine auf die schmale Seite gestellte Cigarrenkiste, auch manchen Mißstand und bringen sie auch manche sittliche Gefahr mit sich, so pflegen doch die Wohnräume, die sie bieten, höher und größer, lichter und luftiger zu sein als es diejenigen waren, in denen vor etlichen Jahrzehnten ein großer Teil unseres Volkes zu wohnen pflegte. Wir begreifen jetzt manchmal nicht, in was für niedrige, düstere, feuchte Wohnräume frühere Geschlechter sich haben einpferchen lassen. Die Ansprüche in dieser Beziehung sind in allen Ständen gestiegen.

Dasselbe gilt von der inneren Einrichtung der Wohnräume. Die nur getünchte Wand ist auch in vielen armen Wohnungen der Ta-

pete gewichen, auch in der Arbeiterwohnung wird die Gardine selten fehlen, an der Wand hängt der Regulator, wenn auch auf lang dauernde Abzahlung gekauft, hängen Öldruckbilder, vielleicht die Prämien eines frommen oder unfrommen Kolportagewerkes, oft auch die Bilder der kaiserlichen Familie, besonders des Kaisers Friedrich und des jetzigen Kaiserpaares. Bunte religiöse Bilder sind auch beliebt, wobei die Buntheit der Farben bisweilen auch evangelischen Christen über den eigentlich katholischen Inhalt hinweghilft. Der Konfirmationsspruch wird auch gern eingerahmt an die Wand gehängt, ebenso, wenn möglich, das Ehrendiplom einer Kegel- oder Schützengesellschaft. Eine große Herrschaft hat die Photographie gewonnen, neben den Bildern der Angehörigen besonders die Gruppenaufnahme der einstigen Kompaniekameraden, daneben zieren dann vielleicht die einfacheren Erinnerungsblätter einer früheren Zeit, die schlichten Namen: „Emilie," „Ernestine," „Hermann," „Heinrich," farbig ausgeführt und eingerahmt, die Wände der Zimmer. Blumen werden gern gepflegt, stehen auch wohl, aus Papier gemacht, in der Glasvase aus dem Fünfzigpfennigbazar. Kleine Gipsstatuen und Nippesfiguren sind auch häufig vertreten.

In den Stuben der Bauernhäuser ist die Einrichtung ähnlich, nur ist vieles mehr dauerhaft und solid gearbeitet, und das Pianino zeigt an, daß die Töchter des Hauses Musikstunden gehabt haben.

In der kleinbürgerlichen Welt hat sich die Einrichtung der Zimmer gegen früher wenig geändert, der Tochter wird bei der Verehelichung freilich meist eine ganz elegante, moderne Einrichtung mitgegeben, die Zahl der Sessel hat sich vermehrt, der Schaukelstuhl ist häufig anzutreffen, die früher schier centnerschweren Federbetten, der Stolz einer rechten deutschen Bürgersfrau, haben angefangen leichter zu werden, ja der Matratze und Schlafdecke zu weichen, bisweilen spielt in neuster Zeit die Verwandlung der Möbel eine Rolle, der Sessel verwandelt sich durch einen Griff in ein Bett, der scheinbare Kleiderschrank klappt gleichfalls unvermutet als solches auseinander, hinter dem Ölbild oder der großen Photographie an der Wand ist sinnigerweise ein Wandschrank angebracht.

In der Einrichtung der höheren Stände hat eine Neigung zum Altdeutschen sich entwickelt, Fenster mit Butzen- und gemalten Scheiben, Wandbretter mit altertümlich geformten Tellern trifft man häufig an, und das Kunstgewerbe wird mehr als früher auch für die praktischen Geräte des Lebens in Anspruch genommen.

Ganz allgemein hat in den letzten Jahrzehnten das häusliche Leben große Erleichterungen und eine erhebliche Steigerung seiner Bequemlichkeit erfahren. Die alte Öllampe, unter deren mildem Licht wir noch saßen, bis sie plötzlich auf unsere schönsten Aufsätze zu tropfen anfing, wich der Petroleumlampe, mit welcher wiederum bald das Gas auch im Hause den Wettstreit aufnahm, und beide sind bereits vielfach von dem elektrischen Lichte verdrängt, das mit seinem schönen und ungefährlichen Glanz schon manchen Hausflur und manches Zimmer durchleuchtet. Statt der alten gezogenen Klingel trägt der elektrische Draht scharf und deutlich die Töne durch das Haus. Zum Brunnen gehen unsere Dienstmädchen schon längst nicht mehr, die Wasserleitung bringt das Wasser in die Küche, ja ins Schlafzimmer und unmittelbar in die Waschbecken. In der Waschküche und

beim Bügeln, auf dem Kochherd und beim Nähen machen die mannigfachſten Erfindungen der Induſtrie, die die Arbeit erleichtern, bis in die Häuslichkeit des kleinſten Mannes hinab ſich geltend. Wie hat die Nähmaſchine ſich verbreitet, das Spielzeug für die Kinder ſich verfeinert!

Man vergleiche einen Weihnachtstiſch in der Mitte unſers Jahrhunderts mit einem Weihnachtsaufbau für die Kinder heutzutage. Da finden wir heute Puppen, die die Augen öffnen, die „Mama“ und „Papa“ ſchreien, Schafe, die naturgetreu blöken, Kühe, die Milch geben, Ziegen, die unübertrefflich meckern, wo früher nur das Kätzchen auf einem blaſebalgähnlichen Fußgeſtell miaute. Da fahren — und explodieren gelegentlich einmal — kleine, durch wirklichen Dampf getriebene Lokomotiven. Daneben prangt freilich auch einiges Spielzeug zu dem anmutenden Preiſe von 50, neuerdings auch von 30 Pfennigen, in den entſprechenden Pfennigbazars erworben.

Als recht kennzeichnend für den derartigen Fortſchritt der Zeit ſei noch der Kinderwagen erwähnt. Während man an das Kindermädchen oft recht geringe Anſprüche ſtellt, iſt der alte einfache Kinderkorbwagen heutzutage ſelbſt dem einfachen Arbeiter viel zu ſchlecht, es müſſen durchaus Wagen mit hohen ſanftgehenden Rädern ſein und dieſelben müſſen auch ein elegantes Ausſehen haben; außerdem iſt es nach dem Urteil der zunächſt daran Beteiligten ein bedenkliches Zeichen von Gefühlloſigkeit, wenn nicht zu jedem neuen Kinde auch ein neuer Kinderwagen geſpendet wird.

Die Feſte und Freuden des Hauſes ſind koſtſpieliger geworden. Ein Geburtstagsfeſt oder gar der Weihnachtsgabentiſch wird immer mehr zu einer Sache, die den Familienvater in Sorgen ſtürzt. Die Dienſtboten haben ſich gewöhnt, das Weihnachtsgeſchenk daraufhin zu prüfen, ob es auch mindeſtens die Höhe des Vierteljahrslohnes beträgt, wogegen die Geſchenkgeber geneigt ſind, durch den Einkauf billiger Ware, die beſonders das Auge blendet, eine möglichſt günſtige Meinung über den Wert ihrer Gaben zu erwecken. Auch über das eigene Haus hinaus legt man ſich vielfach durch gegenſeitige teure Geſchenke, oft noch recht ſchlecht zu brauchen, eine Laſt auf, über die man ſeufzt und die man doch nicht den Mut hat abzuſchütteln.

Die Geſelligkeit iſt auch koſtſpieliger geworden. Die einfache Taſſe Thee und der Teller Suppe, zu dem man einladet, ſchließt viel Gänge in ſich, und wo früher das alte Zweigroſchenſtück ($2^1/_2$ Silbergroſchen) mit Dankbarkeit entgegengenommen wurde, muß jetzt das genoſſene Mahl ſehr erheblich höher den Dienſtboten bezahlt werden. Durch die häufig vorkommende Aufſtellung von Buffets trägt die Geſelligkeit der neueren Zeit auch der größeren Beweglichkeit des Zeitalters angemeſſene Rechnung.

Die im Laufe der Jahrhunderte ſich zeigende Neigung, den Tag immer ſpäter zu beginnen und ſpäter zu ſchließen, hat auch in den letzten Jahrzehnten im deutſchen Hauſe weitere Fortſchritte gemacht. Das Beiſpiel Fürſt Bismarcks bis in den Morgen hinein die Nacht hindurch zu arbeiten, um dann erſt ſpät am Vormittag ſein Tagewerk zu beginnen, ſteht nicht vereinzelt, mögen auch wenige die Verſchiebung ſo ſtark ausdehnen. Wurde in älterer Zeit das Mittagsmahl zwiſchen 11 und 12, das Abendbrot zwiſchen 5 und 6 Uhr eingenommen, ſo ſind dieſe Zeiten immer weiter hinaufgerückt worden, nur bei dem Landmann und in Arbeiterfamilien wird

die Zeit zwiſchen 12 und 1 Uhr ausnahmlos noch feſtgehalten, da die Fabriken dieſe Stunde als Mittagspauſe freigeben. In vielen bürgerlichen Familien iſt die Zeit um 1 Uhr noch die herrſchende, beſonders da, wo die Schule um 2 Uhr die Kinder des Nachmittags noch in Anſpruch nimmt, in zahlreichen anderen Familien aber, zumal höheren Standes, wird erſt um 2 Uhr zu Mittag gegeſſen, falls nicht überhaupt die engliſche Sitte, erſt gegen Abend die Hauptmahlzeit einzunehmen, eingeführt iſt. Noch ſträuben ſich gegen dieſe Sitte viele deutſche Hausfrauen und auch Dienſtmädchen, da ihnen dadurch der freie Nachmittag verloren gehen würde, es paſſen auch viele unſerer öffentlichen Einrichtungen und geſellſchaftlichen Gewohnheiten ſchlecht dazu.

Umſomehr hat in der Form des Eſſens die engliſche Sitte die deutſche Geſellſchaft erobert. Es iſt guter Ton geworden, die Gabel in der linken, das Meſſer in der rechten Hand bei Tiſch zu halten, und es gilt als ein Zeichen der Barbarei, mit dem Meſſer an den Mund zu kommen oder den Fiſch mit dem Meſſer zu ſchneiden. Selbſt bei bäuerlichen Beſitzern kann man dieſe Form ſorgſam beobachtet ſehen, und ein Verſtoß gegen dieſe geheiligten Regeln ſchadet oft einem jungen Manne mehr als recht erhebliche Verſtöße gegen die Sittlichkeit.

Auf engliſche Anregungen zurückzuführen iſt ferner das vermehrte Eindringen der Bewegungsſpiele auch ins Familienleben. So hat das Croquetſpiel in den letzten Jahrzehnten ſich immer mehr in unſeren Familien eingebürgert und in neuſter Zeit findet Lawntennies immer weitere Aufnahme. Auch das Schlittſchuhlaufen iſt im mittleren und ſüdlichen Deutſchland erſt in den letzten Jahrzehnten allgemeiner geworden, beſonders haben die Damen in dieſen Teilen des Vaterlandes erſt ſeit der angegebenen Zeit dieſer ſchönen und geſundheitsförderlichen Kunſt ſich befliſſen.

Weniger auf engliſche Einflüſſe dürfte es zurückgehen, wenn das Tabaksrauchen inſofern immer mehr in die Familie gedrungen iſt, daß auch die Damen vielfach daran ſich gewöhnt haben und nichts dagegen einwenden, ſondern auf die höfliche Anfrage es gütigſt erlauben, daß die Herren in ihrer Gegenwart eine Cigarre ſich anzünden, falls ſie nicht ſelbſt eine ſolche dem Gaſte anbieten. Natürlich hat allmählich die alte lange Pfeife der teueren Cigarre faſt völlig den Platz geräumt, auch die Cigarette iſt beliebt geworden. Noch gehört es zu den Ausnahmen, aber ſie werden immer häufiger, daß in Deutſchland auch eine Dame die Glimmrolle, oder wie ſonſt der vor einiger Zeit preisgekrönte Name lauten mag, in den Mund nimmt. Früher durfte ſie es nicht thun, ohne als ganz emancipiert zu gelten.

Wie die Stunde des Mittageſſens, ſo iſt auch die Zeit der Abendgeſelligkeit eine immer ſpätere geworden. Sie pflegt erſt gegen 9 Uhr ihren Anfang zu nehmen, oft geht es erſt gegen Mitternacht zu der ſtundenlang ſich ausdehnenden Mahlzeit.

Die Gewohnheit, am Tage viele Mahlzeiten zu machen, iſt geblieben. Die Zumutung, ohne ein zweites Frühſtück vom erſten Frühſtück bis zu Mittag auszuhalten, erweckt bei Leuten auch in den ärmſten Verhältniſſen geradezu Entrüſtung; an dem Nachmittagskaffee mit ſeinen Zuthaten hängt

das ganze Herz der deutschen Hausfrau, wenn irgend möglich, wird zwischen diesem Kaffee und dem Abendbrot noch ein kleiner Imbiß eingeschoben. Vielfach kommt der Deutsche aus dem Essen gar nicht ordentlich heraus. Die Beköstigung selbst ist ziemlich dieselbe geblieben, jedenfalls im großen und ganzen nicht schlechter geworden. Der Kaffee hat immer mehr Boden in der Familie gewonnen. Die kräftige Morgensuppe einer früheren Zeit ist durch ihn immer allgemeiner verdrängt. Oft bildet er auch mittags und abends den Mittelpunkt der Mahlzeit, um den sich die andere Nahrung gruppieren muß. In der Stadt kommt dies zwar nur bei ärmeren Leuten vor, auf dem Lande dagegen ist es auch bei recht wohlhabenden Familien der Fall. In den höheren Ständen ist zum Teil der Thee an die Stelle des Kaffees getreten, für das Abendbrot vielfach auch in der bürgerlichen Welt.

Eine immer gesteigertere Bedeutung hat für das Familienleben die Schule gewonnen. Sie ist geneigt, sich immer mehr von der Rücksicht auf die Familie zu entbinden. Bei der Überfüllung in allen Berufen und dem Wunsche, so schnell als möglich die Kinder ins Brot zu bringen, ist für diejenigen Familien, deren Söhne höhere Lehranstalten besuchen, das Schulzeugnis und der Schulplatz, besonders aber die Versetzung eine Sache von einschneidender Wichtigkeit. Das zeigt sich auch in den schon nicht mehr ganz vereinzelt dastehenden Fällen, daß Knaben, die nicht versetzt wurden, Hand an ihr Leben legten, vor dreißig Jahren wohl etwas ganz Unerhörtes. Auch in der Familie und den zu ihr gehörigen Kreisen richtet sich das Urteil über einen Knaben vielfach nur nach dem, was er in der Schule leistet, und der in manchen Fällen gewiß berechtigte, oft aber doch auch recht beschränkte Philologenstandpunkt, den sittlichen und geistigen Wert eines Knaben nach seinen Extemporalien zu bemessen, wird oft genug auch von der Familie angenommen.

An die Mädchen, die sogenannten höheren Töchter, wird er freilich nicht in gleichem Umfange angelegt. Da die Zukunft eines Mädchens oft sehr wenig von ihren Schulfortschritten abhängt, so bequemen sich auch die Schulen bei den Mädchen weit eher dazu, den Wünschen der Familie Rechnung zu tragen.

Schwer ist festzustellen, wie sich das Familienleben in betreff der Bestrafung der Kinder in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. In den Volksschulen wird — wenigstens im Osten des Vaterlandes — trotz aller principiellen Entrüstung gegen die Prügelstrafe, trotz alles Liberalismus der Lehrer und trotz aller Regierungsverfügungen ganz energisch, eher zu viel, als zu wenig gehauen, und der Rohrstock trifft nicht nur die Knaben, sondern auch die Mädchen. In den Familien ist es nach Gegend und Individualität sehr verschieden. Wenn Riehl einmal sagt, auf die geprügelten Generationen folgten die geschmeichelten und umgekehrt, und meint, er gehöre noch halbwegs einer geschmeichelten Generation an, so gehört unser jetziges Geschlecht wohl noch zu einer geprügelten Generation, die ihrerseits wieder eine überwiegend geschmeichelte großzieht. Jedenfalls ist es selten, daß auf das U gleich folgt das W, auf das Unrecht gleich das Übel, selten, daß für gewisse böse Dinge unweigerlich Schläge im Hause feststehen. Auch zu anderen Strafen, wie Hungern-

laſſen, Einſperren, Stehenlaſſen kommt es wohl ſeltener, ſchon deswegen, weil ſolche Strafen eine längere Aufmerkſamkeit von ſeiten der Eltern erfordern, zu denen dieſen die Zeit und, wenn ſie, müde von der Arbeit, ihre Bequemlichkeit haben wollen, die Luſt fehlt. Sie müſſen dann freilich manchmal erfahren, daß denen, die ſich ſcheuen, ſich von ihren Kindern Kopfweh machen zu laſſen, von denſelben Herzweh bereitet wird.

Für das geiſtige Leben des Hauſes ſpielt die Zeitung eine hervorragende Rolle. Das Zeitungsleſen hat überhandgenommen, in Preußen ſchon ſeit den Konfliktsjahren 1862—1866, in Deutſchland überhaupt ſeit den Ereigniſſen von 1866 und 1870. Auch in den ärmſten Bevölkerungsſchichten iſt das Haus ſelten, in welches nicht wenigſtens eine Zeitung täglich kommt. Viele Häuſer haben ihrer mehr, abgeſehen von Wochen- und Monatsblättern. Zunächſt für die Erwachſenen berechnet, wird die Zeitung oft auch von den Kindern mit Eifer geleſen, und dabei wird oft wenig darauf geachtet, was dieſen vor Augen kommt. Jede Fortſetzung der in kleinen Portionen gebrachten Liebesgeſchichte wird von der ganzen Familie mit Spannung erwartet, den langen Inſeratenreihen wird eine oft geradezu ſtumpfſinnige Aufmerkſamkeit gewidmet, die lokalen Nachrichten von durchgegangenen Pferden und geſtohlenen Paletots oder gar Mord- und Klatſch-, Räuber- und Entführungsgeſchichten ſind des höchſten Intereſſes gewiß.

Jedenfalls übt das viele Zeitungsleſen eine geiſtig abſtumpfende Einwirkung aus. Man füllt mit Unbedeutendem Kopf und Herz, bis allmählich die Fähigkeit und Spannkraft zu einer mehr Nachdenken fordernden Lektüre verſiegt. Vor etlichen Jahrzehnten war es nicht ſo ſelten, daß auch im einfachen deutſchen Bürger- und Handwerkerhauſe Schillers Dramen und andere poetiſche Erſcheinungen gemeinſam geleſen wurden und daß man in dieſen Kreiſen die Aufführung ſolcher Dichterwerke auf der Bühne mit Teilnahme verfolgte. Das iſt heutzutage gar ſelten der Fall. Der Poeſie wird überhaupt auch in den Familien der Gebildeten nur eine äußerſt geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt. Man langweilt ſich daran, und es gehört faſt zum guten Ton, über alles, was in Verſen abgefaßt iſt, von vornherein die Achſeln zu zucken. Die Kunſt des Tages iſt die Muſik geworden. Ohne Muſikſtunde geht es auch bei der Bauern- und Handwerkertochter ſo leicht nicht ab. Überall ſind Singakademien und Geſangvereine entſtanden, und ihre Aufführungen, ſowie die Konzerte durchreiſender Künſtler nehmen das allgemeine Intereſſe faſt ausſchließlich in Anſpruch. Nun iſt gewiß die Muſik eine köſtliche Gottesgabe und kann viel zur Veredlung des Gemüts beitragen, falls nur nicht die virtuoſe Fingerfertigkeit zur Hauptſache gemacht wird. Wenn aber das Salongeklimper an die Stelle der Melodie und der tiefen, innigen Hausmuſik tritt, oder wenn dieſe Kunſt, die den Vorzug hat, daß man bei ihrem Genuß nicht gerade viel zu denken braucht, die Alleinherrſchaft an ſich reißt, ſo iſt das doch ein Zeichen von Verarmung des geiſtigen Lebens.

Neben der Muſik findet noch die Malerei in der Familie ein weites Feld. Viele unſerer Mädchen und Frauen beſchäftigen ſich mit Blumenmalen, mit Schnitzen von Holzgegenſtänden, um die eigene Häuslichkeit zu ſchmücken oder für ein befreundetes Haus ein ſchönes und billiges

Geschenk zu haben. Bisweilen wird auch ein gutes Stück Leinwand in eine weniger gute Landschaft verwandelt. Das Sticken von Pantoffeln, Cigarrentaschen, Sophakissen, Schlummerrollen, zierlichen Decken und sonstigen Sächelchen ist wohl etwas mehr abgekommen, wird aber von vielen weiblichen Händen doch noch immer fleißig geübt.

Sehr erhebliche Fortschritte hat in den letzten Jahrzehnten die Illustration gemacht, und gerade sie ist für das Familienleben bedeutsam. Die Bilderbücher der Kleinen bieten für wenig Geld oft geradezu entzückende Bildchen mit feiner herzansprechender Zeichnung und zarten Farbentönen, während noch in den sechziger Jahren selbst in den besseren Bilderbüchern eine ziemlich grobe Buntmalerei herrschte. Von den Wochen- und Monatsblättern aber, die in die Familie kommen, sucht ein jedes das andere durch Güte und Reichtum der Illustrationen zu übertreffen. Diese sind um vieles besser geworden, als in früherer Zeit, selbst, was etwas sagen will, bei christlichen und erbaulichen Blättern. Bildermappen und Prachtwerke bringen ebenfalls viel Schönes und fein Ausgeführtes ins Haus. In dieser Hinsicht ist eine Verfeinerung des Geschmackes unverkennbar wahrzunehmen.

Eigenartig ist die in den letzten Jahrzehnten stark hervorgetretene Verwendung der Karikatur für die Jugend, wie sie in bekanntester Weise das Struwelpeterbuch bot. So nützlich im einzelnen als Warnung vor manchen äußerlich gefährlichen Unarten die Karikatur sein mag, so wenig eignet sich dieselbe zur Belehrung auf dem ernsteren sittlichen Gebiete, und wir werden es nicht bedauern, wenn die Vorliebe für sie, wenigstens was ihre Verwertung für die Jugend betrifft, neuerdings wieder im Abnehmen begriffen ist.

II.

Sind bisher diejenigen Entwicklungen der häuslichen Lebensgestaltung in Betracht gezogen worden, die, ob auch mannigfach sittlich beeinflußt und sittlichen Einfluß ausübend, doch an sich dem sittlichen Lebensgebiete nicht selbst angehören, so wenden wir uns nun **denjenigen Entwicklungen des deutschen Familienlebens zu, in denen der religiös-sittliche Gesichtspunkt unmittelbar zu Tage tritt.**

Da stehen wir denn vor der schwierigen Frage, ob in Deutschland in den letzten Jahrzehnten das christlich-religiöse Leben überhaupt zurückgegangen ist.

Dies kann so ohne weiteres in keiner Weise behauptet werden.

Gewiß tritt auf der einen Seite der Unglaube offner und unverhüllter denn je auf und ergreift in dieser Gestalt immer weitere Kreise unseres Volkes und unserer Jugend. Gewiß, die offenbare Feindschaft gegen die Kirche und gegen das biblische Evangelium tritt auch in solchen Kreisen zu Tage, wo vor einigen Jahrzehnten nicht etwa eine gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit — denn die war im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts bereits gründlich geschwunden —, wohl aber noch eine anstandbewahrende Gleichgiltigkeit gegen alles Kirchliche vorhanden war.

Diesen Erscheinungen gegenüber steht aber auch ein Fortschritt des gläubigen Christentums in unserem Volke, wie er am Ende des zweiten

Drittels unseres Jahrhunderts noch gar nicht zu erwarten war. Christliche Sonntagsblätter werden in Hunderttausenden von Exemplaren gelesen, christliche Versammlungen aller Art finden den stärksten Besuch, die Sonntagsschule hat erst im letzten Drittel dieses Jahrhunderts in Deutschland Boden gefunden und hat schnell ganz außerordentliche Fortschritte gemacht, die evangelischen Männer- und Jünglingsvereine sind zahlreich geworden und sind fast allenthalben gewachsen, die Zehntausende von Männern zählenden evangelischen Arbeitervereine sind neu hinzugetreten, der Pflege der konfirmierten Jugend unmittelbar nach der Konfirmation wird eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet, und es gelingt an vielen Orten Lehrlings- und Jungfrauenvereine zu sammeln, christliche Jungmännervereine sind unter freudig gebrachten Opfern in den größeren Städten aufgeblüht, die Diakonissensache, die ganze Sache der inneren Mission sowie der Heidenmission hat im letzten Drittel unseres Jahrhunderts unter uns stetig und erheblich zugenommen.

Man sage nicht, das alles sei nur etwas Äußerliches. Mag vielfach Äußerliches dabei sein; ohne daß innere Trieb- und Lebenskraft des christlichen Geistes in unserem Volke wirkt, wäre ein derartiger Aufschwung unmöglich. In allen Ständen treten uns Persönlichkeiten entgegen, die offen, opferfreudig und thatkräftig für die Sache des Herrn Jesu und seines Reiches arbeiten. Immer mehr treten auch Nichtgeistliche in diese Arbeit ein.

Das Verständnis für die selbständige Bedeutung der Kirche, ihrer Aufgaben und Angelegenheiten, hat sich allmählich auch da Bahn gebrochen, wo noch in den sechziger und siebziger Jahren ein anderer Gesichtspunkt als der des staatlichen oder kommunalen Interesses keine Spur von Beachtung fand, ganz abgesehen davon, daß an manchen Aufgaben von hoher sittlicher Bedeutung jetzt zahlreich auch solche Kreise teilnehmen, die nicht im vollen Glauben der Kirche stehen. Dahin gehört neben dem Gustav-Adolf-Verein, der ja schon länger besteht, aber auch in den letzten Jahrzehnten sich sehr erheblich ausgedehnt hat, der Kampf gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, ja für volle Enthaltsamkeit, der Kampf gegen die Unsittlichkeit, der Kampf gegen die Vagabondage durch Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen, sowie die Bekämpfung der Wohnungsnot und ihrer gesundheitlichen und sittlichen Mißstände.

Können wir demgemäß nicht zustimmen, wenn für die letzten Jahrzehnte ein Rückschritt christlichen Glaubens und Lebens in Deutschland im allgemeinen von vielen behauptet wird, so liegt die Sache freilich anders, wenn wir das besondere Gebiet der Familie ins Auge fassen.

Es entspricht dem ganzen Zuge unserer Zeit, die einzelne Persönlichkeit von der Gemeinschaft loszulösen, mit welcher sie naturgemäß zusammenhängt. Darin liegt ja etwas Berechtigtes. Die Gemeinschaft ist mindestens ebensosehr um der Person willen da, als die Person um der Gemeinschaft willen. „Ich" bin noch, wenn meine Familie, wenn das deutsche Volk und Reich, wenn die äußere Kirche, zu der ich gehöre, längst vergangen sind. Und dennoch kommt auch dies mein Ich nur in diesen Gemeinschaften und durch sie zur charaktervollen Ausgestaltung. Das hohe Recht der Einzelpersönlichkeit ist der berechtigte Gedanke des Liberalismus ge-

wesen, das unbeschränkte Recht derselben sein Fehler, der schließlich in die Knechtung der dem Namen nach freien, in Wahrheit aber ohnmächtigen Einzelpersonen durch die Übermacht des Geldes, ferner in eine schablonenhafte Abschleifung und langweilige Unterdrückung alles originellen und eigenartigen Lebens umschlug. Diese liberale Zurückstellung aller charakterbildenden Naturgemeinschaften zu scheinbaren Gunsten der einzelnen Persönlichkeit hat aber in den letzten Jahrzehnten durchaus die Gemüter beherrscht, erst in allerneuster Zeit macht eine Gegenströmung sich bemerklich. So sahen wir, wie auch in der Familie die einzelnen Gruppen derselben nicht nur, was die Wohnräume betraf, sondern auch geistig sich voneinander absonderten, ein jegliches Familienglied ging seinen eigenen Weg, wollte sich möglichst wenig um das Ganze kümmern und wollte von den andern möglichst wenig behelligt sein.

Daraus aber entsprang, daß die Fortschritte des christlichen Lebens in unserer Zeit mehr den Einzelpersönlichkeiten und dem Zusammenschluß derselben in freien Vereinen zu gute gekommen sind, als den Naturgemeinschaften wie Familie und Volk, Kirche und Kirchgemeinde, daß dagegen die Rückschritte ihren nachteiligen Einfluß vorzugsweise auf diese naturgemäßen Gemeinschaftsgefüge, besonders auch auf die Familie und ihr Leben ausgeübt haben.

Letzteres ist allerdings in hohem Grade geschehen. Das tritt zunächst bei der Begründung der Familie hervor.

In den sogenannten höheren Ständen verschmähen es viele überhaupt, eine solche zu begründen. Zu den erschwerten Erwerbsverhältnissen und erhöhten Lebensansprüchen tritt von seiten des Mannes das Verlangen nach ungebundener Freiheit und das Wohlgefallen an sündhafter Lust, der leicht Möglichkeit der Befriedigung sich bietet, auf weiblicher Seite aber die Sorge, durch die Verehelichung vielleicht eine Gesellschaftsstufe herunterzusteigen zu müssen oder in engere Verhältnisse zu kommen, als im väterlichen Hause. So bleiben viele ledig oder schreiten erst in späterem Alter zur Ehe. Eine erziehliche Einwirkung ist aber erschwert, wenn die Kinder den Vater erst als Greis kennen lernen.

Werden die Ehen rechtzeitig geschlossen, so spielt nur allzuoft und ganz unverhohlen die Geldfrage die entscheidende Rolle. Bei den Offizieren wird die Beachtung dieser Frage sogar von Staats wegen und zwar neuerdings in gegen früher sehr verschärfter Weise verlangt. Nun hat freilich von jeher dieser Gesichtspunkt bei der Verehelichung sehr mitgesprochen, aber so schamlos offen, wie es jetzt geschieht, wie es in zahlreichen Heiratsgesuchen zu Tage tritt, deren Inhalt fast immer lautet: „Geld Hauptsache, Religion Nebensache, Diskretion Ehrensache", ist das doch erst in unsern Tagen der Fall.

In den ärmeren Volksklassen fehlt ja die Rücksichtnahme auf äußere Verhältnisse bei der Verehelichung auch nicht ganz. Mancher heiratet die Werkstatt und nimmt die verwittwete Meisterin mit in den Kauf, und der Mann, der von zwei verstorbenen Ehefrauen eine schöne Sache ererbt hat (Möbel und Wäsche), gilt auch als sehr beachtenswert. Im einfachen Tagesarbeiterstand wird ebenfalls auf den Verdienst der Frau oft von vornherein mitgerechnet. Immerhin tritt in diesen Volkskreisen

der materielle Gesichtspunkt beim Eingehen der Ehe viel mehr in den Hintergrund.

Um so häufiger treffen wir hier zu frühe und geradezu leichtfertige Eheschließungen. Ehe auch nur die notwendigsten Mittel zur Begründung eines Hausstandes erspart sind, oft mit auf Borg genommener Einrichtung wird die Ehe begonnen, so daß beim ersten Unglücksfall, bei der ersten Erkrankung, mit der Geburt des ersten Kindes Not und Elend fertig ist.

Oft genug unterbleibt dann die kirchliche Trauung oder wird doch verschoben, nur um deswillen, weil der nach Meinung der Leute dazu unentbehrliche schwarze Anzug fehlt.

Der tiefste Schade aber in diesen Volkskreisen ist, daß die jungfräuliche Trauung immer seltener geworden ist und daß, wie schon erwähnt wurde, vielfach ein voreheliches Zusammenleben der künftigen Ehegatten gar nicht mehr als Unrecht und als Schande gilt.

Hierbei muß auch der Civilstandsgesetzgebung Erwähnung geschehen, die 1874 eingeführt wurde. Daß der staatliche Zwang zu kirchlichen Handlungen aufgehört hat, werden wir nicht bedauern. Die Kirche darf nicht wollen, daß der Arm des Staates irgend jemanden zum Empfang ihrer Segnungen und Güter zwinge. Andrerseits war die Einführung der obligatorischen Civilehe unzweifelhaft geeignet, das Band zwischen Familie und Kirche zu lockern, ohne es mit dem Staate enger zu knüpfen. Es hätte wohl genügt allen, die eine kirchliche Trauung nicht mochten oder denen sie nicht gewährt werden konnte, eine Eheschließung vor dem Richter zu ermöglichen. Der Richter wäre auch in diesem Falle immer noch ein eindrucksvollerer Vertreter des Staates, wie der göttlichen Ordnung gewesen, als der städtische Subalternbeamte oder der ländliche Gutsinspektor, der jetzt den Standesbeamten meist abgiebt. Dabei aber hätte die kirchliche Trauung für die, die sie freiwillig suchten, sehr wohl auch die ihr früher eingeräumte staatliche Bedeutung behalten können. Bei der jetzigen Einrichtung erscheint den einen der standesamtliche Akt als eine lästige und wenig beliebte Weiterung, der sie innerlich durchaus keinen Wert beimessen, anderen aber geht darüber der Gedanke, daß es die vor Gott gelobte Treue bis in den Tod ist, die die Ehe begründet, verloren, auch wenn sie die kirchliche Trauung der Sitte und der schönen Feierlichkeit halber noch begehren.

In der Führung und Ausgestaltung des Ehelebens machen sich die nachteiligen Einflüsse ebenfalls geltend.

Selten ist es geworden, daß die Familie als solche in das Haus des Herrn geht, wie es früher doch, zumal in ländlichen Gemeinden und kleinen Städten, noch häufig anzutreffen war. Spärlicher als früher kommt auch das Wort Gottes in die Familie. Zunächst setzt die Überbürdung mit Arbeit, sowie die Zersplitterung des heutigen Lebens, wie wir bereits gesehen haben, schon äußerlich der Familienandacht, selbst da, wo man sie noch halten möchte, recht erhebliche Hindernisse entgegen, oft ist wirklich kaum eine Stunde am Tage zu entdecken, in der die Familienglieder ruhig eine Stunde zusammen sind, aber auch da, wo solche Hinderungen nicht obwalten, fehlt gemeinsames Bibellesen und Gebet nur allzu

häufig. Daß der Hausvater am Sonntag eine Hauspostille zur Hand nimmt, wie es doch früher, zumal auf dem Lande, vielfach Sitte war, und die Hausgenossen sich andächtig um ihn versammeln, ist gar sehr vereinzelt geworden. Man scheut sich im eigenen Hause, vor Kindern und Gesinde seinen Glauben zu bekennen, selbst wenn man für die eigene Person ihn festhält. Sind Gäste da, so läßt man auch das Tischgebet fortfallen; selbst ernst christlich gesinnte Leute haben nur selten den Mut, einen geselligen Abend in ihrem Hause mit der sonst gewohnten Abendandacht zu schließen.

Am Morgen aber ist vielen die Zeitung zu einer Art von weltlichem Morgensegen geworden. Dahinein müssen sie zuerst blicken, für die Bibel fehlt dann die Zeit.

Die Entfremdung des Hauses vom kirchlichen Leben zeigt sich auch in einer immer geringer werdenden Beachtung der kirchlichen Zeiten. Trauungen in der Advents- und Passionszeit sind keine Seltenheit mehr, auch Gesellschaften, Bälle und sonstige Feste werden bis in die letzten Tage der Passionszeit hinein veranstaltet. Die Familie lebt die Kirchenzeit des Jahres nicht mehr mit. Bei den hohen kirchlichen Festen tritt allerdings eine Beeinflussung des Hauses durch die Kirchenzeit noch zu Tage, aber zumeist in der Form eines großen Scheuerns, Reinmachens, des Kuchenbackens und Bratenessens.

Wie die Religiosität, so ist auch die Wohlthätigkeit weniger familienhaft geworden. Der Wohlthätigkeitssinn selbst ist nicht zurückgegangen. Wenn aber früher die Familien ihre Hausarmen hatten, die in mancherlei Weise an Freud und Leid des Hauses teilnahmen und zu demselben gerechnet wurden, so wird jetzt die Wohlthätigkeit mehr von einzelnen Familiengliedern ohne Beteiligung der Familie als solcher, oder sie wird vereinsmäßig ausgeübt.

Die Abwendung von Gott verbrämt sich im Anfang gern mit einem hochfliegenden Idealismus, allmählich geht sie immer mehr in eine aufs Materielle gerichtete Gesinnung über. So ist sie denn auch in den letzten Jahrzehnten immer mehr in das Sternbild des praktischen Materialismus, besonders in das unheilvolle Dreigestirn der Geldgier, der Vergnügungssucht und der selbstsüchtigen Bequemlichkeit gerückt.

Diesen Götzen wird das stille Herzensglück des Einzelnen und der Friede des Hauses nur zu oft zum Opfer gebracht.

Im Arbeiterstande will gar oft weder der junge Mann noch das Mädchen sich etwas versagen. Schon der Lehrjunge bläst den Dampf seiner Cigarre dem ihm begegnenden Geistlichen oder Lehrer ins Gesicht. Noch vor einigen Jahren schlugen die Gesellen unweigerlich dem unreifen Burschen den Tabakstummel aus dem Munde. Das Mädchen legt vielfach weder im Dienst, noch wenn sie in die Fabrik auf Arbeit geht, etwas zurück; ins Auge fallende, aber darum oft um so wertlosere Stoffe, unechte, aber blitzende Schmucksachen, moderne Hüte und Bänder müssen ja gekauft werden, um sich für den Ausgehsonntag und den Tanzboden zu putzen. Schon bei der Konfirmation darf das goldene, wenigstens nach Gold aussehende Kreuz auch da nicht fehlen, wo das Kleid erbettelt oder geborgt ist und die Wäsche mangelt. In dem meist zu früh und oft mit nichts

begonnenen Eheſtande wird, ſolange etwas da iſt, gut gelebt und allerlei Vergnügungen werden mitgemacht, denn wozu plagt ſich denn ſonſt der Menſch auf Erden? Schreiber dieſes erlebte es, daß auf dem Markt eines Induſtrieortes Arbeiterfrauen mit Oſtentation das kauften, was von der Frau des Direktors als ihr zu teuer beiſeite gelegt worden war. Wo früher die Pfeife geraucht wurde, herrſcht jetzt die Cigarre, trank man früher ein einfaches Bier zu billigem Preiſe, ſo erſcheinen jetzt die Lagerbiere allein würdig von dem freien deutſchen Manne, auch dem Arbeitsmanne, ſeiner Gattin und ſeinen Kindern genoſſen zu werden.

Gewiß war die Sucht nach Genuß allezeit da, aber ſie hat zugenommen und tritt unverhüllt hervor. Jeder Blick in die Zeitung beweiſt es. Täglich wird da angezeigt ein Schlachtfeſt, daß ein neues Faß angezapft wird, daß friſche Mohnſemmel, friſcher Kuchen gebacken iſt, daß eine humoriſtiſche Sängerkapelle, ein Specialitätentheater, ein Pferde- oder Flohcirkus die Bevölkerung beglückt oder ein Entenausſchieben ſtattfindet. In den Sonntagsnummern zumal ſind ganze Seiten mit derartigen Anzeigen bedeckt. Das alles wird ſtark beſucht und gerade auch von Mitgliedern des Arbeiterſtandes. Dazu, wie zu den zahlreichen Tanzvergnügungen, Karuſſells, Paſchbuden und Vereinsfeſten iſt trotz aller Not der Zeit Geld genug vorhanden.

Dieſe Vergnügungsſucht hat auch mehr als früher auf die Familie als Ganzes ſich ausgedehnt, Frau und Kind will mit; und mehr als Geld wird verwüſtet, wenn, wie in großen Städten nicht ſelten geſchieht, Weib und Kind den Mann in das Tingel-Tangel-Lokal begleiten und dort an nicht mehr zweideutigen Witzen und Geſängen unverhohlenes Wohlgefallen finden.

Kommen nun Arbeitsſtockungen, Krankheiten, vielleicht auch nur ein anhaltender ſtrenger Winter, ſo beginnen Schulden und Not, bisweilen der Bettel und oft, da man die Schuld nicht bei ſich ſelbſt ſucht, der verbiſſene Ingrimm gegen Gott, Kirche und alle, die es vermeintlich beſſer haben.

Der Vergnügungsſucht zur Seite geht die *rückſichtsloſe Ausnutzung aller Kräfte zum Gelderwerb*. Oft genug muß die Frau von früh bis Abend mitarbeiten, um für die Familie Geld verdienen zu helfen, ebenſo werden die Kinder in jeder ſchulfreien Stunde zu allerhand Hausinduſtrie angeſtellt. Auch des Sonntags geht dieſe Erwerbsarbeit oft genug raſtlos fort, ſelbſt den Kindern wird ihr zulieb die für Leib und Seele ſo wohlthuende Sonntagsruhe geraubt und der Beſuch des Gottesdienſtes und der Sonntagsſchule, wohin ſie zumeiſt ſo gern kämen, um des Geldgewinns willen verſagt.

Das Leben wird dann zu einem Leben für den Augenblick, für augenblicklichen Nutzen oder für augenblickliches Vergnügen. Ein höheres Ziel des ganzen Lebens tritt in dem ganzen Zuſchnitt des Hauſes ſchon den Kleinen nicht mehr entgegen, von einer Stille, Vertiefung und Erhebung, von einem Frieden des Hauſes wird ihnen nichts ſpürbar. Die Folge davon iſt, daß ſie ebenfalls, ſobald ſie nur können, auch nur für ſich leben wollen, für ihren augenblicklichen Erwerb, für ihren augenblicklichen Genuß.

So erklärt ſich die betrübende und traurige Wahrnehmung, daß die

Liebe und Fürsorge für alte und arbeitsschwache Eltern sehr im Schwinden begriffen ist. Vielfach wird es von jüngeren Leuten als etwas Selbstverständliches angesehen, daß sie um ihre Eltern sich nicht kümmern, zumal wenn sie selbst erst verheiratet sind, daß sie dieselben ruhig der kommunalen oder privaten Wohlthätigkeit überlassen. Bisweilen scheint das Gefühl selbst geschwunden zu sein, daß es die erste Pflicht ist, für die Eltern Sorge zu tragen.

Gewiß kommen gerade bei dem Familienleben der Ärmeren äußere Umstände hinzu, die Schuld des Einzelnen zu mildern. Da ist es vielfach die Selbstsucht und Gedankenlosigkeit der herrschenden Klassen, die neben mancher bedauernswerten Staatseinrichtung den Vater auch am Sonntag der Familie raubt, oft ist es die bittere Not, die Mutter und Kinder zu rastloser Arbeit treibt, unter welcher ein Familienleben nicht aufblühen kann. Da wirkt das verderbliche Beispiel der höheren Stände, da spielt eine große Rolle die Wohnungsnot, die versuchungsreiche Anhäufung vieler Menschen in für Zucht und Scham ungenügenden Wohnräumen.

Trotz alledem bleibt doch ein gutes Teil eigener Verschuldung bestehen. Die Versuche einer gewissen Statistik, nachzuweisen, daß auch die Unsittlichkeit nur ein Produkt der äußeren Verhältnisse sei, übersehen es, daß die Unsittlichkeit auch wieder zum großen Teil diese äußeren Verhältnisse sich schafft, daß zum Beispiel vielfach diejenigen, die für Reinheit und Herzensglück im Familienleben keinen Sinn haben, ihr Geld lieber für andere Dinge ausgeben, als für eine Wohnung, in der ihre Häuslichkeit sittlich gedeihen könnte.

Solche Entschuldigungen fallen freilich weg, wenn wir auf das häusliche Leben der anderen Stände achten.

Das Familienleben unserer Bauern, oder, wie es jetzt heißt, unserer Guts- und Stellenbesitzer, bewahrt noch immer, wie Riehl treffend bemerkt, eine gewisse eintönige Färbung, da hier der Gegensatz der Geschlechter mehr zurücktritt und die eheliche Liebe mehr in der Freundschaft als in der Minne wurzelt, bewahrt aber auch immer noch am treusten die alte Sitte. Freilich hat in weiten Gegenden Deutschlands sich wie ein Alp auf das häusliche Leben vieler unserer Bauernhäuser die Schuldknechtschaft gelegt, in welche Wucherer und zumal jüdische Wucherer den kleinen ländlichen Besitzer zu bringen verstanden. Diese Verschuldung ist in den letzten Jahrzehnten ungemein gewachsen. Sie wuchs aber nicht ohne eigene Schuld. Zwei Sünden haben in unserm Bauernstande sehr überhand genommen. Das ist die Trunksucht und die Spielsucht. Fast scheint es, als ob die Generation, die die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht hat, aus ihnen eine besondere Neigung zum Trunke mitgebracht hätte. Überhaupt übt in diesem Stücke, ebenso wie auch in dem Stücke der Unkeuschheit, die Militärzeit neben vielen trefflichen und erziehlichen Einflüssen eine ungünstige Wirkung auf unsere Jugend aus. Wohl giebt es Offiziere und Unteroffiziere, die mit Ernst auch die religiös-sittliche Hebung des Mannes sich angelegen sein lassen, doch zahlreich genug sind auch solche, die sich darum gar nicht kümmern, ja deren eigene sittliche Haltung geradezu vergiftend auf den jungen Burschen wirkt. Der Einfluß schlechter und meist gerade das große Wort führender Kame-

raden kommt dazu. Neben dem Branntweintrinker finden wir den Spieler zahlreich auch unter besser gestellten ländlichen Besitzern. Nicht nur das Geld geht dahin, die Kraft der Seele, mit höheren Dingen sich ernstlich zu beschäftigen, Gottes Wort noch in Stille zu hören und ins Herz zu nehmen, geht in der Stumpfsinnigkeit des oft allabendlichen Kartenspieles unter.

Im bürgerlichen Mittelstande sehen wir das Familienleben mehr als früher beeinträchtigt durch den rastlosen Eifer des Mannes, Geld zu erwerben, der ihn auch am Sonntag sich selbst, seiner Seele und seiner Familie nicht freigiebt und der sich nur widerstrebend in die neuesten Beschränkungen der Sonntagsarbeit fügt. Wir sehen das häusliche Leben leiden durch das Überhandnehmen des Skatspielens, des Früh- und Abendschoppens beim Vater wie beim heranwachsenden Sohne, durch das Bestreben, immer modern gekleidet zu erscheinen und es darin den Damen der höheren Lebenskreise gleich zu thun bei Frau und Töchtern. Finden gesellige Vergnügungen auch vielleicht nicht allzuoft statt, so doch mit Vorliebe des Sonnabend abends, wodurch die Sonntagsfrische und -Freude leidet und das Kirchengehen noch mehr als es ohnedies geschähe, unterbleibt. Zum gemeinsamen Lesen eines guten Buches -- von der Bibel ganz abgesehen — zu gemeinsamen höheren geistigen Interessen kommt es nur selten.

In den sogenannten höheren Lebenskreisen offenbart sich vielfach eine tief eingewurzelte Selbstsucht, die alle andern nur als dazu bestimmt ansieht, ihr zu dienen. Gerade hier begegnet uns häufig jene Niedrigkeit und Unfreiheit der Gesinnung, die nur nach dem Äußeren, nach Geld und Rang, die Mitmenschen abschätzt und beurteilt. Hier vornehmlich finden sich die so viel Verderben anstiftenden Beispiele von Lebemännern, bei denen Müßiggang und Reichtum sich vereinigt und die daraufhin meinen, sich alles erlauben zu können, deren Gebaren so oft die sittliche Empörung im Volke wachruft.

Besonders hat auch in diesen höheren Kreisen eine geradezu seelenmörderische Geselligkeit überhand genommen. Mütter und erwachsene Töchter, ebenso ältere Damen giebt es hier, die — zumal im Winter — fast jeden Nachmittag oder Abend außer dem Hause, im geselligen Kreise zu finden sind, wodurch eine unbeschreibliche Verödung alles geistigen und tieferen Lebens entsteht. Die Kinder werden nicht aus Gesundheits-, sondern aus Bequemlichkeitsrücksichten erst der Amme, dann dem Kinderfräulein, endlich der Schule und dem Hauslehrer oder der Erzieherin überlassen, und haben so erst in spätern Jahren, wenn sie selbst an der Geselligkeit teilnehmen, das Glück ihre Eltern wirklich kennen zu lernen.

Dabei ist die Geselligkeit materieller und genußsüchtiger geworden, eins sucht das andere durch das Dargebotene an Speise und Trank zu übertreffen, die Toiletten kosten ebensoviel Geld, wie das Anlegen derselben Zeit und Gedanken, die auf bessere Dinge verwendet werden sollten. Vielfach löst auch diese Geselligkeit vom Hause sich los, selbst dann, wenn sie äußerlich im Hause stattfindet, wenn statt des Zusammenkommens der Familien das Herrendiner bis zu 50 Mk. das Couvert und mit zweideutigen Späßen gewürzt oder der Damenkaffee mit seinem Klatsch und seinen Wisttischen regiert.

Beſonders charakteriſtiſch für die Neuzeit iſt die Ausdehnung einer über den häuslichen Zuſammenhang weit hinausgehenden Geſelligkeit auf die Kinderwelt. Da giebt es Kindergartenfeſte und Kinderbälle, Kindertheateraufführungen und Kindercorſos. Die Tanzſtunde muß mit einem Balle ſchließen, bei welchem die Mädchen den Knaben koſtbare Schärpen und dieſe den Mädchen teure Blumenſträuße ſchenken und wobei ſelbſt vielleicht der Sekt nicht fehlt.

Jemehr die Geſelligkeit ihren geſunden familienhaften Zug und damit auch ihren natürlich harmloſen Charakter verloren hat, deſto mehr iſt es alleinſtehenden jungen Leuten erſchwert, an eine gute Familie Anſchluß zu finden, was doch für ihre Entwicklung und ſittliche Haltung von großer Wichtigkeit wäre. Die Familien haben für einen ſolchen Anſchluß vielfach den rechten Sinn verloren, der verflachende Trubel der Geſellſchaftsgeſelligkeit iſt bequemer und ſcheinbar genußreicher. Tritt nun noch dazu das Streben, für die Tochter möglichſt raſch einen Mann zu gewinnen, ſehr in den Vordergrund, und wird von dritten, oft auch von der Familie ſelbſt, jede Bewegung der jungen Leute unter dieſem Geſichtspunkte angeſehen, ſo wird ein unbefangener Verkehr eines jungen Mannes in einem fremden Hauſe faſt zur Unmöglichkeit. Dadurch aber werden die jungen Leute, wenn ſie harmlos verkehren wollen, zum Schaden ihrer Entwicklung auf die Geſelligkeit der Kneipe gedrängt. Ein wirkliches Sichfinden der Herzen aber wird geradezu erſchwert.

Die ſelbſtſüchtige Bequemlichkeit beeinflußt beſonders das Verhalten der Familie zu den Untergebenen des Hauſes. Man liebt es, ſich hier die Sache leicht zu machen und ſich möglichſt wenig mit den Perſonen, die am häuslichen Leben teilnehmen, ohne doch zur Familie zu gehören, zu beſchäftigen. Immer ſeltener iſt es geworden, daß Meiſter die Lehrlinge in ihr Haus aufnehmen, daß die Geſellen, wie es früher die Regel war, in des Meiſters Hauſe wohnen und eſſen. Sie leiſten ihre Arbeit und gehen dann ihren Weg ohne hausväterliche und hausmütterliche Pflege und Aufſicht.

Selten iſt es geworden, daß man um Herz und Heil der Dienſtboten ſich kümmert. Man verlangt ihre Arbeit, giebt ihnen Koſt und Lohn und Weihnachtsgeſchenk, an ihre inneren Bedürfniſſe denkt man nicht. In den modernen Wohnungen findet ſich gar oft für ſie kein ſtilles Räumlein mehr, wo ſie einmal für ſich ſein, in ihrem Geſangbuch oder in ihrer Bibel leſen und beten können, im engen Schlafverſchlag oder unter dem Dache, vielleicht in verſuchungsreicher Nähe, iſt, wenn die Arbeit ſie nicht beanſprucht, ihr Reich. Nun mag es ja viele Dienſtboten geben, die es gar nicht mehr anders haben wollen, ja denen eine innere Teilnahme zuwider iſt, weil ſie die zuchtloſe Freiheit beſchränkt, die Erfahrung lehrt aber doch, daß, wo wirklich eine herzliche Geſinnung denen, die dienend im Hauſe weilen, entgegengebracht wird, zumal wenn einige Rückſicht auf das einmal im Geiſte der Zeit liegende Freiheitsgefühl obwaltet, ein dankbar warmes Verhältnis entſteht, das oft lange über die Dienſtzeit hinaus anhält. Je ſocial zerklüfteter aber unſere Zeit iſt, deſto mehr ſollte man alles thun, um warme Herzensbeziehungen zu pflegen und zu erhalten.

Die innere genußſüchtige Bequemlichkeit iſt es denn auch vielfach,

nicht nur die äußere Inanspruchnahme der Eltern, die so oft dahin führt, daß die Kinder sich selbst überlassen werden und eine frühzeitige falsche Selbständigkeit erlangen. Wenn das Kind nur nicht gerade etwas öffentlich Entehrendes thut, kann es heutzutage in vielen Häusern die Wege gehn, die ihm belieben. Die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit überwiegt auch hier den geistigen Zusammenhang des Hauses.

Unter ärmeren Verhältnissen tritt das dann auch äußerlich hervor. Der konfirmierte Knabe, die konfirmierte Tochter lebt vielfach nur noch als Kostgänger im Elternhause. In den höheren Ständen macht sich ja die äußere Abhängigkeit von dem, der das Geld hat, erheblich länger fühlbar.

Angesichts solcher sittlichen Schäden werden wir uns nicht wundern können, daß die Auflösung des Familienlebens zugenommen hat.

Wir berühren nur kurz das Gebiet der Unkeuschheit und Unzucht. Diese Sünden waren und herrschten zu allen Zeiten. Es läßt sich gerade hier am schwersten feststellen, ob eine erhebliche Verschlimmerung der sittlichen Gesamthaltung eingetreten ist. Statistische Nachweise haben gerade auf diesem Gebiete nur eine sehr geringe Überzeugungskraft. Aber daß diese Sünden innerhalb der Familie selbst geschehen, daß Väter ihre eigenen Töchter zur Unsittlichkeit gebrauchen, war doch wohl früher etwas ganz Unerhörtes und wird jetzt des öfteren gehört.

Zu den das häusliche Leben wie ätzendes Gift zerstörenden Mächten gehört der Alkohol ohne Verbindung mit der Unkeuschheit oder in Verbindung mit ihr. Sein Verbrauch — und das läßt sich statistisch nachweisen — hat in den letzten Jahrzehnten in erschreckender Weise in unserem Volke zugenommen. Zugenommen hat es ferner, daß auch Frauen dem Alkoholgenuß — im einfachen Volke dem Branntwein, in höheren Ständen, oft genug durch Ärzte veranlaßt, schweren Weinen und feinen Likören — frönen, daß auch Kindern dies Gift gereicht wird.

Wo aber der Alkohol herrscht, ist das Familienglück dahin. Oft führt er ja geradezu zur Ehescheidung. Wohl giebt es zumal unter den Frauen Heldinnen der Geduld, die auch dem Trunkenbold die Treue beweisen, ihn und die Kinder mit ihrer Hände Arbeit erhalten und alles über sich ergehen lassen, andrerseits aber giebt es Verhältnisse, in denen man nicht mehr den Mut hat, die Aufrechterhaltung der Ehe anzuraten. Wenn der Mann statt zu arbeiten sich lediglich von der Frau ernähren läßt, ja die von seinem Weibe verdienten Groschen an sich reißt, um sie zu vertrinken, Weib und Kind mißhandelt, wenn er nicht genug zum Vertrinken bekommt oder wenn er zu viel getrunken hat, wenn die ganze Existenz der Familie, ja jeder sittliche Einfluß auf die Kinder auf dem Spiele steht, dann fragt es sich, ob das nicht eine derartige Verkehrung der von Gott gestifteten Ordnung ist, daß hier die Trennung das Richtige wird. Jedenfalls geschieht sie unter diesen Verhältnissen häufiger denn früher.

Den letzten Jahrzehnten gehört auch die Verheerung an, die freilich in einem viel engeren Umfange das Morphium im persönlichen Leben und im Familienleben anrichtet. Seine Sklavinnen und Sklaven sind wie die des Alkohols Mörder alles häuslichen Glücks und Segens.

Zahlreicher sind die Fälle geworden, daß ein Mann einfach in die Welt geht, wenn es ihm zu schwer fällt für die Seinen zu sorgen

und dieſe ſich ſelbſt oder der Wohlthätigkeit überläßt. Die Polizei wird ſelten angegangen, wird ſeiner noch ſeltener habhaft und thut in den allerſeltenſten Fällen etwas Ernſtliches dagegen.

Aus anderen Gründen noch haben in den letzten Jahrzehnten die Eheſcheidungen ſtetig und in erſchreckender Weiſe zugenommen. Wir erſparen uns die ſtatiſtiſchen Zahlen. Neben Ehebruch und böswilliger Verlaſſung ſpielt die unüberwindliche Abneigung eine große Rolle. Man weiß ſich nicht mehr gebunden in Gott und vor Gott. Die Zurückſtellung der kirchlichen Trauung iſt hierfür nicht ohne Bedeutung. Doppelt hält in dieſem Falle nicht beſſer als einfach. Dem entſpricht, daß auch die Wiederverehelichung Geſchiedener ſelbſt für den Fall, daß ſie für den alleinſchuldigen Teil erklärt waren, häufiger geworden iſt.

Noch in anderer Form tritt die Vernichtung der Ehe und des Familienlebens zu Tage. Allezeit ſind Mord und Selbſtmord vorgekommen. Was aber unſerer Zeit vorbehalten iſt, das iſt die Häufigkeit der Fälle, in denen ein Vater oder eine Mutter ſich ſelbſt und zugleich alle ihre Kinder ums Leben bringt, der Untergang ganzer Familien durch Mord und Selbſtmord infolge drohender Not, erfahrener Liebloſigkeit, vor allem aber doch infolge von Glaubensloſigkeit und tiefer Gottentfremdung. Die Geſellſchaft aber wendet weder mit dem Gefühl, daß hier ein ungeheurer Frevel verübt worden iſt, mit ihrem ſittlichen Urteil von ſolcher That ſich ab, iſt vielmehr geneigt, darin noch etwas Heldenhaftes oder doch ſehr Entſchuldbares zu erblicken, noch wendet ſie ſich auf der anderen Seite denen, die in gleicher Gefahr und Verſuchung ſtehen, mit teilnehmender und vorbeugender Liebe zu, ſondern wartet, bis ſie wieder durch einen ſolchen erſchütternden Fall zu kurzer Gefühlsaufregung gebracht wird.

Die trüben Bilder, die vor unſer Auge getreten ſind, beſtätigen es, daß gerade, was die Familie und das häusliche Leben betrifft, zerſtörende Mächte während der letzten Jahrzehnte bei uns wirkſam waren. Aber falſch wäre es doch, die ſtark hervortretenden Schatten als für das geſamte häusliche Leben im deutſchen Volke kennzeichnend anzuſehen. Eine ſolche Verallgemeinerung wäre der Wahrheit nicht gemäß. Zunächſt darf nicht vergeſſen werden, daß unſere Zeit mehr wie früher eine Zeit der Öffentlichkeit iſt. Das aber, was die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, dem man nachforſcht, was ſtatiſtiſch berechnet werden kann, was die Zeitungen bringen, die öffentlichen Redner in Kirche und Volksverſammlung erwähnen, was den Gegenſtand der Unterhaltung abgiebt, iſt immer viel mehr die Krankheit als die Geſundheit, das Schlechte als das Gute.

In allen Ständen unſeres Volkes findet ſich neben den zerſtörenden Einflüſſen, die in neuſter Zeit auf das deutſche Haus einwirken, noch ein reichliches Maß von ſittlicher Tüchtigkeit, von Liebe, Aufopferung und Treue gerade auf dem Boden des Familienlebens. Kann auf der einen Seite ein hervorragender deutſcher Gelehrter und Forſcher, nachdem er ſoeben mit dem Großkreuz des Roten Adlerordens geſchmückt worden war, es wagen, ſeine langjährige Ehe aufzulöſen, um mit einer jungen Perſon eine neue einzugehen, ſo ſteht auf der anderen Seite das Vorbild eines

häuslichen Lebens, wie es unser Kaiserpaar giebt, als ein leuchtender Punkt in der Sitten- und Kulturgeschichte unserer Zeit; und die Herzensfreude, die gerade daran ein großer Teil unseres Volkes empfindet, zeigt, daß der Sinn für ein edles und reines Familienglück noch tief im deutschen Herzen wohnt.

Man hat öfter den Fürsten Bismarck mit Luther verglichen. Wie bei Luther sehen wir an ihm die urwüchsige Heldenkraft, wie bei Luther an ihm die Mannentreue, in diesem Falle gegen seinen irdischen, kaiserlichen Herrn, und es ist mehr wie ein Zufall, es ist die in ihm hervortretende Verkörperung deutschen Wesens, daß wie bei Luther auch bei ihm ein tiefes, inniges, reines Familienleben und häusliches Glück vorhanden ist und war.

Noch ist ein reicher Schatz dieses Erbgutes vorhanden wie im Kaiserschloß und in Fürstenpaläſten so auch in den Bürgerhäusern und Bauernstuben und Arbeiterwohnungen unseres Volkes.

Der Aufschwung des christlichen Lebens in Deutschland während der letzten Jahrzehnte, den wir dem Überhandnehmen des Unglaubens gegenüber feststellen konnten, ist doch auch nicht ganz ohne Einwirkung auf die Familien geblieben. Nicht alle Mitglieder unserer evangelischen Männer- und Jünglingsvereine oder unserer evangelischen Arbeitervereine mögen lebendige, wahre Christen sein, manches für die Ewigkeit wertlose Treiben mag sich auch an die christlichen Vereine anschließen — wobei der Verfasser keineswegs jedes gesellige Vergnügen, jede dramatische oder musikalische Aufführung als weltlich und wertlos bezeichnen will — sicherlich aber haben diese Vereine ein gutes Stück deutschen Familienlebens und deutscher Familiengeselligkeit wieder in den Bannkreis christlicher Einflüsse gezogen.

Sicherlich ist auch die Sonntagsschule und ihre stets wachsende Ausdehnung nicht spurlos an dem häuslichen Leben vieler Glieder unseres Volkes vorübergegangen. Schon daß so viele Familien ihre Kinder zu solchem Kindergottesdienst sonntäglich schicken oder doch gehen lassen, ist in unserer Zeit von Wert. Durch die Kinder aber kommen auch christliche Blätter, zu Weihnachten wohl christliche Büchlein, Bilder und Kalender in die Familie und richten ihren stillen Dienst daselbst aus. Anregungen zum Gebet, zum Opfern für das Reich Gottes, vor allem aber Lieder und christliche Gesänge werden ebenfalls durch die Kinder in die Häuser der Gemeinde getragen. Besonders rhythmische und ins Ohr fallende Gesänge, wie: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh", „Laßt mich gehen", „Ich bete an die Macht der Liebe", „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all", „Stille Nacht, heilige Nacht" sind weiten Kreisen unseres Volkes bekannt und lieb geworden, auch manche der neueren englisch-amerikanischen Weisen. Sonst ganz weltliche Sängerchöre singen jetzt diese Lieder und müssen sie singen, an Gräbern oder bei den Weihnachtsfeiern auch kirchlich neutraler Vereine, während vor wenigen Jahrzehnten diese Lieder dem Volke noch völlig fremd waren.

Auch die sonntägliche Predigtverteilung wirkt auf die Familie vielfach ein. In nicht wenigen Häusern wird die ins Haus getragene Predigt gemeinsam gelesen und so ein Hausaltar wieder aufgebaut.

Es ist eine Thatsache, daß mit christlichen Karten und religiösen Bildern noch immer das beste, mit Predigtwerken und Hauspostillen, auf dem Kolportagewege verbreitet, noch immer ein gutes Geschäft zu machen ist; ein erfreuliches Zeichen nicht immer für die betreffende Verlagsanstalt und die Kolporteure, die sie aussendet, wohl aber für den Sinn, der noch in vielen Häusern unseres Volkes herrscht.

Ob es wahr ist, daß die Feier des Weihnachtsfestes gegen frühere Jahrzehnte in unserem Volke sich noch erheblich ausgebreitet habe — wie dem Verfasser von einer sehr urteilsfähigen Seite versichert worden ist — wagt derselbe nicht zu entscheiden, eine Stelle aber giebt es, wo unsere Häuser noch sehr lebendig mit der Kirche zusammenhängen, das ist die Konfirmation. Selbst da, wo die Taufe den Kindern verweigert wird, wird die Konfirmation derselben begehrt, und man läßt dann um der Konfirmation willen die Taufe zu. Man mag diese falsche Beurteilung des Wertes von Konfirmation und Taufe beklagen, darüber, daß es noch eine Stelle giebt, an welcher das deutsche Haus ganz allgemein die Kirche und ihre Segnungen durchaus nicht lassen will, wird man sich freuen müssen. Die freireligiös-socialdemokratischen Jugendweihen als Ersatz für das, was hier dem deutschen Hause und Herzen noch wert und heilig ist, haben weitere Bedeutung bisher noch nicht erlangt. Die Teilnahme des Hauses an dem Konfirmationsakt der Kinder hat im Gegenteil in den letzten Jahrzehnten eher zu- als abgenommen.

Hiermit ist auch der Punkt gewiesen, an welchem alle Arbeit, die unserm Volke das Evangelium und damit wahres Leben, wirkliche Freiheit und innere Gesundheit erhalten will, einzusetzen hat, Sammlung und Pflege unserer Jugend nach der Konfirmation in christlichem Geist und Sinn. Hier sollten alle mithelfen, die für die Erhaltung des Evangeliums in unserem Volke und seinen Häusern noch ein Herz haben. Hier ist die Ernte groß, der Arbeiter aber gar sehr wenige. Hand in Hand damit müßte alle Mühe angewendet werden, unser Volk — wie es das so sehr liebt — familienhaft zu sammeln, sei es in den bisherigen christlichen Vereinen, die immer mehr gerade dazu auszunützen sind, sei es in neuen familienartigen Zusammenkünften unserer Kirchgemeinden. Nur fehlen auch dazu die Arbeiter in die Ernte, die von ganzem Herzen sich hingebenden Kräfte.

Allerdings fehlt hierzu noch eins, der freie Sonntag. Erfreulich ist es, daß die neuste Gesetzgebung einigen Wandel der Sonntagsberaubung gegenüber geschaffen hat, die in den letzten Jahrzehnten im Schwange war. Aber gerade unsere Jugend verliert noch immer zum größten Teile mit dem Austritt aus der Schule den Sonntag, der bis dahin ihr Ruhe-, Freuden- und Segenstag war. Der Knabe, der früh in des Meisters Werkstatt und dann zur Fortbildungsschule muß, kann mit den Seinen den Gemeindegottesdienst nicht besuchen, auch wenn die Kirchzeit frei bleibt. Schön ist die Fortbildungsschule, aber sie ist zu teuer erkauft, wenn die Gemeinschaft der Familie und die innere Freiheit der Seele für Gott und sein Wort darüber Schaden leidet. Darum heißt es: weiter auf dem Wege, der unserer Jugend und unseren Hausvätern den Sonntag wieder völlig oder doch, so weit es irgend möglich ist, frei macht! Das ist der Weg, das

deutſche Haus und dem deutſchen Volke das Chriſtentum zu erhalten. Es darf uns nicht beirren, daß die Socialdemokratie dasſelbe verlangt, hier wie in manchem anderen Stücke ihrer Forderungen gilt das Wort: „Wo die Kinder ſchweigen, müſſen die Steine ſchreien.“ Wir ſind gewiß, was nach dem Willen Gottes iſt, muß zum Segen werden; wenn ſeine Feinde dasſelbe verlangen, ſo müſſen ſie eben wider ihre Abſicht ſein Werk ausrichten.

Noch in einem anderen, für das Familienleben hochbedeutſamen Punkte zeigt die neuſte Zeit einen Fortſchritt zum Beſſeren. Die Verbeſſerungen der Wohnungsverhältniſſe, von denen ſchon geſprochen worden iſt, haben nicht nur den Wert einer äußeren Veränderung. Sie ſind zum Teil unmittelbar aus dem ernſten Streben, das Volk ſittlich zu heben, hervorgegangen und haben auch eine ſittliche Folge. Die Wohnung giebt die Grundlage zu einem gedeihlichen häuslichen Leben ab. Wohl ſind Maria und Joſeph auch einmal in einem Stalle geweſen, aber es war nicht ihr gewöhnlicher und dauernder Aufenthalt. Darum iſt es mit Freude zu begrüßen, daß auf dieſe Frage die Aufmerkſamkeit mehr als früher ſich gerichtet hat. Auf dem Lande iſt jener menſchenunwürdige Zuſtand doch immer mehr gewichen, der vor nicht allzulanger Zeit im Oſten unſeres Vaterlandes gar nicht ſo ſelten zu finden war, daß in den Geſindehäuſern der Dominien zwei Familien nur ein Zimmer eingeräumt bekamen. In den Induſtriebezirken hat man doch an vielen Stellen dafür Sorge getragen, den Arbeitern freundliche, ausreichende und geſunde Wohnungen zu erbauen, ſei es nun, daß dieſelben allmählich freies Eigentum des Arbeiters werden, oder daß die Fabrikverwaltung die Vermietung ſich vorbehält, um ſittlich verderbliche Elemente fernhalten und ausmerzen zu können.

Aber auch hier und gerade hier gilt es raſtloſe Weiterarbeit, Eintreten des Staates mit ſeinen großen Mitteln, Herzensintereſſe der Wohlhabenden für ihre Brüder, um ihnen zu dem Boden zu verhelfen, auf dem ihre Häuslichkeit ſich ſittlich und chriſtlich entwickeln kann. Geldopfer koſtet es dabei kaum, meiſt nur Verwendung des Geldes an ſolcher Stelle, wo es dem Nächſten, dem ganzen Volke, dem Kleinod und Juwel des deutſchen Hauſes zum Segen wird.

Gewiß, mit all dem Genannten iſt erſt die Grundlage geſchaffen, die eine innere Belebung und Erhebung des häuslichen Lebens ermöglicht. Ohne den Geiſteshauch von oben, ohne Gottes Wort, Glauben und Herzenserneuerung zu Gerechtigkeit und Genügſamkeit, zu Friede und Freude kann kein wahres Familienglück erblühn. Aber das gehört nicht mehr in eine kulturgeſchichtliche Abhandlung hinein; nur hingedeutet ſei darauf, daß auch hier die Ewigkeit es iſt, die aller Entwicklung der Zeit den rechten Wert erſt giebt, und daß alle Entwicklung der Zeit das zum Ziele haben muß, des Menſchen Leben von der Knechtſchaft unter das Zeitliche immer freier zu machen und ſo zu geſtalten, daß die Ewigkeit mit ihren Kräften offene Bahn und freien Zutritt gewinnen kann.

II. Die Sonntagsfeier als Gradmesser des kirchlichen Lebens.

Von Lic. **Weber**, M.-Gladbach.

Der Sonntag ist die große Sparkasse der Nationen, das Erhaltungsmittel ihrer leiblichen und geistigen, ihrer sittlichen und religiösen Kräfte. Nordamerika sowohl wie England sehen in der Bewahrung der Perle der Tage einen Hauptgrund für das Gedeihen ihrer nationalen Wohlfahrt. Das ist fürwahr eine volkswirtschaftliche Frage allererſten Ranges, ob ein Volk noch einen Sonntag hat, ob man dem arbeitenden Manne den Sonntag läßt als das letzte Zeichen und Mittel seiner Freiheit und ob der Sonntag recht benutzt wird von Herrschaften und Dienstboten, von Meister und Lehrling, von Kaufmann und Ladnerin. Der Sonntag ist der Tag, wo ein Odemzug aus einer höheren Welt uns trifft, wo eine heilige Liebes- und Gnadenfülle in ihrem Geschenk sich zu uns herniederneigt. Er ist ein Paradiesgärtlein der Erquickung auf dem fluchtragenden Acker dieser Welt, ein Privileg himmlischer Freiheit in irdischer Knechtschaft. Er ist ein Strahl der Erinnerung an die erste Ruhe der vollendeten Schöpfung, ein Strahl der Hoffnung auf eine am Ende der Tage dem Volke Gottes wieder aufgehende allgemeine Ruhe.

Wenn darum der Wochentag eine Martha sein soll mit immer geschäftiger Hand, ohne Neid und ohne Begehr, die Schwester in die eigene Unruhe zu verstricken, der Sonntag soll eine Maria sein zu Jesu Füßen, dem einen lauschend, was not ist. Werbend geht in der Sonntagsfrühe der Glockenton auch durch die größte Stadt. Und er ruft den Menschenkindern zu: es giebt auch für euch etwas Höheres und Besseres als dies Ebben und Fluten von Arbeit und Erschöpfung. Wacht auf, wacht auf, ihr Menschenseelen! Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Schon der Sonnabend des Alten Testaments hieß „der Tag der Versammlungen"; der neutestamentliche Sonntag soll es erst recht sein. Da soll man sich einwohnen, wo der Herr seinen Herd und sein Feuer hat. Und je regelmäßiger man einander in Gottes Haus be-

gegnet, um so blühender wird das Gemeindeleben, um so fruchtbarer wird es an guten Werken sein.

Der Staat hat für solche Sonntagsfeier gerade in der letzten Zeit die Bahn frei gemacht.

Die Sonntagsruhe gemäß dem neuen Arbeiterschutzgesetze bietet einen bedeutenden Fortschritt dar.

Die bestehende Gewerbeordnung enthielt ein Verbot der Sonntagsarbeit nur für die jugendlichen Arbeiter (bis zum 16. Lebensjahre). Bezüglich der erwachsenen Arbeiter ist nur die Bestimmung vorgesehen, daß dieselben zur Sonntagsarbeit rechtlich nicht verpflichtet werden können, eine Bestimmung, die praktisch bedeutungslos ist, da die Arbeiter aus Furcht, Stellung und Verdienst zu verlieren, thatsächlich selten es riskieren dürfen, die ihnen zugemutete Sonntagsarbeit zu verweigern. So bewendete es denn bis vor kurzem bei den landesgesetzlichen und polizeilichen Bestimmungen zum Schutze der Sonntagsheiligung. Wie wenig dieselben aber den praktischen Bedürfnissen des Arbeiterschutzes genügten, haben die Erhebungen bezüglich der Sonntagsarbeit von 1885 klar erwiesen. Darnach kam z. B. in 15 resp. 16 Regierungsbezirken Preußens Sonntagsarbeit vor in der Großindustrie in beinahe der Hälfte (genauer 49,4 %) der Betriebe und für beinahe 30 % der Arbeiter; im Handwerke in 47,4 % der Betriebe und beinahe 42 % der Arbeiter. Die Polizeiverordnungen verbieten nur die den Gottesdienst störenden öffentlichen, geräuschvollen Arbeiten; darin liegt die Erklärung, daß die Gesellen und Gehülfen im Handwerke mehr zur Sonntagsarbeit verurteilt waren, als die Fabrikarbeiter.

Die bestehenden Polizeiverordnungen, die in erster Linie die Sonntagsheiligung zum Ziele haben, bleiben, sofern sie weiter gehen, wie die neuen Bestimmungen des neuen Arbeiterschutzgesetzes, selbstverständlich auch in Zukunft in Kraft. Unabhängig von diesen sieht nun das neue Arbeiterschutzgesetz ein Verbot der Beschäftigung von Arbeitern, Gesellen, Gehülfen ꝛc. an den Sonn- und (landesgesetzlichen) Feiertagen vor im Betriebe von

1. Berg- und Hüttenwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brüchen und Gruben;

2. Fabriken;

3. Werkstätten (des Handwerks und der Hausindustrie);

4. Bauhöfen, Zimmerplätzen, Werften, Ziegeleien, sowie bei Bauten.

Beschränkt auf zusammen höchstens fünf Stunden wird die Sonntagsbeschäftigung

5. im Handelsgewerbe.

Selbstverständlich beschränkt sich die Novelle und auch das Verbot der Sonntagsbeschäftigung auf den durch die Gewerbeordnung gegebenen

Rahmen, erstreckt sich also nicht auf die Land- und Forstwirtschaft. Von den gewerblichen Arbeitern sind wesentlich nur die im Verkehrsgewerbe und im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe thätigen Personen von den Wohlthaten des Gesetzes ausgeschlossen (§ 105 i); hier schien der Weg der Spezial-Gesetzgebung resp. -Verordnung richtiger und ist dieselbe auch von den Vertretern der verbündeten Regierungen ausdrücklich in Aussicht gestellt. Bezüglich der Gewährung ausreichender Sonntagsruhe beim Eisenbahndienste hat noch eine ausdrückliche Resolution an den Reichskanzler Annahme gefunden: „insbesondere dahin zu wirken, daß der Güterverkehr an Sonn- und Festtagen möglichst eingeschränkt werde."

Die Dauer des gesetzlichen Sonn- und Festtages deckt sich mit den kirchlichen Sonn- und Festtagen, geht also von Mitternacht zu Mitternacht. Nur für die Betriebe, welche mit ununterbrochenem Feuer arbeiten (z. B. Walzwerke, Glashütten ꝛc.) oder aus einem sonstigen Grunde auf regelmäßige Tag- und Nachtschicht angewiesen sind, ist eine andere Regelung der mindestens 24stündigen Ruhezeit zugelassen. Hier ist nur vorgeschrieben, daß zwischen Samstag-Nachmittag 6 Uhr und Montag-Morgen 6 Uhr jedenfalls der Betrieb auf 24 Stunden unterbrochen werden muß. Beginnt diese Unterbrechung Samstags 6 Uhr, so kann Sonntag-Nachmittags 6 Uhr wieder begonnen werden, wird das Werk Samstag-Nachts 12 Uhr stillgestellt, so kann es Sonntag-Nachts wieder in Betrieb gestellt werden, wird bis Sonntag-Morgens 6 Uhr gearbeitet, so darf erst Montag-Morgens 6 Uhr begonnen werden.

Die Regierungsvorlage hatte allgemein bloß eine 24stündige Ruhe der Arbeiter vorgesehen und allgemein es freigestellt, diese Ruhezeit vom Vorabend oder vom Morgen des Sonn- resp. Festtages 6 Uhr ab zu rechnen. Die Centrumsfraktion stellte dagegen den Antrag, die Sonntagsruhe (als Regel) auf 36 (für Doppel Feiertage 60) Stunden zu bemessen, mit dem Rechte des Bundesrats, soweit eine kürzere Ruhezeit aus den besonderen Verhältnissen (also speciell für die Betriebe mit regelmäßiger Tag- und Nachtschicht) sich als notwendig erweise, Ausnahmen zu gestatten, — allein dieser Antrag wurde abgelehnt. Dagegen hat die Centrumsfraktion (mit Hülfe der Deutsch-Konservativen) es wesentlich durchgesetzt, daß (als Regel) der kirchliche (Kalender-) Sonntag von Mitternacht zu Mitternacht auch für den Arbeiterschutz maßgebend bleibt. Die freiere Berechnung (der 24 Stunden vom Vorabend oder vom Sonn- resp. Festtag-Morgen ab) ist 1. auf die Betriebe mit regelmäßiger Tag- und Nachtschicht beschränkt worden; 2. ist selbst für diese Betriebe (so weit es angeht und der Bundesrat nicht Ausnahmen für nötig hielt) eine 24stündige Ruhe des Betriebes — nicht bloß der Arbeiter — vorgeschrieben. Nach der Regierungs-Vorlage brauchten nämlich diese Betriebe bloß 12 Stunden (von Sonntags-Morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr) zu ruhen, indem den Arbeitern der Nachtschicht der vorhergehenden Woche von Sonntag-Morgen 6 Uhr bis Montag-Morgen 6 Uhr, den Arbeitern der Tagesschicht aber die Zeit von Samstag 6 Uhr bis Sonn-

tag-Nachmittag 6 Uhr freigegeben werden konnte. Bei 24stündiger Ruhe des Betriebes haben dagegen die Arbeiter bei Schichtwechsel an dem einen Sonntag eine Ruhe von 24 Stunden, an dem zweiten Sonntag von 48 Stunden, also an zwei Sonntagen eine solche von 72 Stunden.

Bezüglich des Handelsgewerbes werden die Stunden, während welcher die Beschäftigung stattfinden darf, unter Berücksichtigung der für den öffentlichen Gottesdienst bestimmten Zeit, von der Polizeibehörde durch Ortsstatut der Gemeinde festgestellt. Die Feststellung kann für verschiedene Zweige des Handelsgewerbes verschieden erfolgen.

Soweit Personen im Handelsgewerbe an Sonn- und Festtagen nicht beschäftigt werden dürfen, darf überhaupt ein Gewerbebetrieb in offenen Verkaufsstellen nicht stattfinden, also auch nicht seitens des Geschäftsinhabers selbst oder seiner Angehörigen.

Sowohl durch statutarische Bestimmung der Gemeinde resp. eines weiteren Kommunalverbandes, wie auch durch Polizei-Verordnung kann die Zahl der Beschäftigungsstunden weiter herabgesetzt werden, kann auch namentlich die Festsetzung der Stunden so getroffen werden, daß den Beschäftigten der freie Sonntag-Nachmittag z. B. von 3 Uhr ab gesichert ist. Eine solche Festsetzung ist z. B. in fast allen großen Städten recht wohl möglich und zweckmäßig, und hat auch z. B. der preußische Handelsminister Frhr. v. Berlepsch eine Einwirkung nach dieser Richtung hin zugesagt.

Der Gewerbebetrieb im Umherziehen (Hausiergewerbe) ist an Sonn- und Festtagen ganz verboten, soweit nicht die untere Verwaltungsbehörde Ausnahmen zuläßt.

Am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage müssen die Verkaufsgeschäfte ganz geschlossen bleiben.

Durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats kann das Verbot der Beschäftigung der Arbeiter an Sonn- und Festtagen auch auf andere Gewerbe ausgedehnt werden (§ 105g); nach den Erklärungen der Regierungs-Kommissare soll jedoch von diesem Recht mehr zur Deklaration als zur wirklichen Ausdehnung des Gesetzes Gebrauch gemacht werden. Wir würden an und für sich gegen eine umfänglichere Ausdehnung des Sonntagsschutzes auf andere Betriebe einfach im Wege kaiserlicher Verordnung nichts einzuwenden haben, bezweifeln aber auch nicht, daß der Reichstag jederzeit bereit ist, sobald die verbündeten Regierungen eine solche Ausdehnung vorschlagen, derselben zuzustimmen.

So ist der Sonntag in bedeutend größerem Maße als früher für das kirchliche Leben frei geworden. Aber wie steht es nun damit in dem christlichen, evangelischen Deutschland? Ach, leider traurig genug.

Wenn nach den Zählungen des Vereinsdirektors Roch in Leipzig von 300 000 Evangelischen in der Stadt und den Vororten an den Sonntagen, wo die gefeierten Prediger auf den Kanzeln stehn, doch nur 8000 Menschen in den Kirchen sind, so ist das ein Bild des Groß-

ſtadt-Elends, wie es ähnlich mehr oder weniger in jeder Großſtadt ſich findet. Unſer Volk iſt in breiten Maſſen entkirchlicht. Auch in ſolchen Gegenden, die früher wegen ihrer Chriſtlichkeit und Kirchlichkeit gefeiert wurden, gehen heutzutage nur noch 2—5 % der Gemeindeglieder ſonntäglich zur Kirche. In der Gemeinde Rixdorf bei Berlin gehen bei 50 000 Evangeliſchen ſonntäglich noch nicht 800 zur Kirche. Ja, das Gericht der Entkirchlichung großer Maſſen iſt über unſere Kirche gekommen. Das Volk hat vor Seufzen und Geſchrei, vor harter Arbeit und wilder Luſt das Wort des Herrn mehr und mehr überhört, den Weg zur Kirche vergeſſen und iſt in die eiſeskalte Luft, in die Schneewüſte des Unglaubens hineingeraten.

Was fällt aber mit dem Beſuch des Gottesdienſtes, mit dem Hören des Wortes Gottes dahin?

Jeder Segen des Sonntags. Und an die Stelle des Segens tritt der Fluch. Neben Mammonsſinn und Mammonsdienſt iſt in den Sonntag der entkirchlichten Maſſen zerſtreuende Vergnügungsſucht eingebrochen. Es findet eine heidniſche Sonntagsſchändung durch wüſte, gottloſe Luſt ſtatt. Neben den leeren Kirchen die vollen Wirtshäuſer! Was aber die Gaſtwirte mit ihrem Anhang von Muſikanten, Artiſten, Chanſonetten und dergl. bieten, ſteht meiſt tief unter dem Ideal auch nur des Anſtands. Die Freudenſehnſucht des Volkes dient den Gaſtwirten faſt ausnahmslos zu nichts anderem als zum Gelderwerbe. Ballmuſik, Tanz, Militärkapelle, Bockbierfeſt, Vogelſchießen, Theater, Feuerwerk, das iſt das Freudenrepertoir der Wirte, welches unzähligen Seelen zum Verderben wird. Wenn ein Engel fällt, wird ein Teufel daraus — das gilt auch von dem entweihten Sonntag.

Wie anders könnte und ſollte der Sonntag ſein! Da ſollte man ſich zunächſt am Vormittag im Gotteshauſe Troſt und Kraft für die neue Woche holen. Und womit ſoll man den Sonntag Nachmittag ausfüllen? Da können die Getrennten einander ſchreiben, die Erſchöpften ſich in Gottes freier Natur erholen, die Freunde im trauten Geſpräch ſich austauſchen, die Barmherzigen Witwen und Waiſen, Arme und Verlaſſene beſuchen, die Lernbegierigen forſchen in Gottes Wort, die Jünglinge und Jungfrauen, die Arbeiter und Geſellen ſich in Vereinen zuſammenfinden — vor allem aber kann die Familie ihres Zuſammenſeins und Zuſammengehörens froh werden.

So wird der Sonntag ein Tag der Erlöſung, nicht der Gefangennehmung, ein Tag der Ruhe, nicht der Erſtarrung.

Und damit er es endlich wieder werde, muß die Kirche all' ihre Kräfte zuſammennehmen. Sie muß das ihr anvertraute Wächteramt über die Heiligung des Sonntags mit ganzem Ernſt ergreifen. Sie muß in der Kinderlehre und Sonntagsſchule ſchon die Kleinen auf die Segensfülle des Sonntags, aber auch auf ſeine nicht ungeſtraft zu verletzende Heiligkeit und Majeſtät hinweiſen. Sie muß beſondere Predigten über den Sonntag und öffentliche Vorträge über die Sonntagsſache halten laſſen. Sie

muß im seelsorgerischen Verkehr christlichen Arbeitgebern, Kaufleuten, Dienstherrschaften, Offizieren, Beamten einschärfen, daß sie alles thun, um ihren Leuten den Sonntag frei und zum Segen zu machen. Sie muß eine reiche Fülle gottesdienstlicher Formen haben und pflegen, und sie muß an Stelle der schädlichen Erholungen einfache, edle, von christlichem Geist durchhauchte Erholungen setzen. Dann wird der Sonntag wieder ein Wärmespender im deutschen Land, eine Sonne der Tage werden. Das walte Gott.

III. Die Welt der Vornehmen.

Von **Christian Rogge**, Divisionspfarrer in Köln.

Seit einigen Jahren erscheint in regelmäßiger Wiederkehr ein Buch, das den Titel führt „Die Gesellschaft von Berlin ꝛc." und verheißt allen, die zur „Gesellschaft" gehören, ein unentbehrlicher Ratgeber zu sein. Wer das Buch aufschlägt und seine Seiten durchblättert, findet darin „in vornehmer Ausstattung" die Angabe aller Familien, deren Rang oder Vermögen darauf schließen läßt, daß sie zu der Zahl der oberen Zehntausend zu rechnen sind. Bei dem Hausvater sind Titel und Orden mit Genauigkeit verzeichnet, daneben die Titel seiner Werke, wenn er nämlich unter die Schriftsteller gegangen ist, und was ihm sonst von sich selbst bemerkenswert dünkt. Auch der Hausfrau Familiennamen kannst du dort finden. Dazu Anzahl, Namen, selbst Geburtstage der Kinder, bei den Töchtern natürlich (!) ohne Erwähnung des Geburtsjahres. Kurz, es fehlt eigentlich nur die Angabe dessen, was jede einzelne „mitbekommt" zur vollständigen Orientierung über die Gesellschaft von Berlin, oder über welche andere größere Stadt uns gerade das Buch unterrichten will.

Was ist also diese Gesellschaft? Jedenfalls nicht die Gesamtheit der Staatsbürger, sondern nur ein kleiner Teil, ein Ausschnitt davon. Die „oberen Zehntausend", so sagte man früher, die Kreise von „Besitz und Bildung", so lautet der modernste Ausdruck. Sie machen den Anspruch, die Elite der Nation zu sein, die führende Rolle auf allen Lebensgebieten zu spielen, und eine besondere Stellung im Staate einzunehmen.

Es sind diese Ansprüche nichts Neues. Von den ältesten Zeiten an gab es solche Schichten der Bevölkerung, die anerkanntermaßen die Geschicke der Gesamtheit in ihrer Hand hatten. Zuerst waren es die Priester. Nicht nur durch Gaukelspiel, wie thörichte Menschen wähnen, sondern weil in ihren Kreisen, wenn auch oft hinter wunderlichen Formen, zuerst eine Ahnung des Göttlichen aufdämmerte, weil sie zuerst eine Antwort suchten auf die Rätsel des Lebens und in ihrer Art eine Antwort fanden. Den Priestern folgten die Krieger, denn immer ist die Macht ein ausschlaggebender Faktor in der Geschichte der Staaten gewesen. In Griechenland bemerkt ihr hie und da sogar einen kurzen Versuch, die Weisen — Sophisten wie Philosophen — an die Leitung des Staates zu stellen. Ein kurzer Versuch ist es geblieben, denn Gelehrsamkeit und die Kunst, schöne Reden zu halten, ist noch lange keine Weisheit; die Weisen zu finden, ist nicht so leicht, wie viele Menschen meinen, und gelingt selten der Mitwelt. — Als dann das Christentum die Welt eroberte, stellte sich ein ähnlicher Kreislauf von neuem ein. Wiederum begannen die Priester

die Geschicke der Welt zu leiten, teils offen, teils im geheimen. Auch diesmal nicht, weil sie die heuchlerischesten und verschlagensten Seelen waren — wer das glaubt, hat das ABC der Geschichte noch nicht gelernt — sondern weil sie die Samenkörner einer überlegenen Kultur in ihren Händen hielten und damit für die Welt eine neue Zeit heraufführten. Als sie diese Aufgabe erfüllt hatten und dann Luthers Donnerstimme und Gedankenblitze ihre spätere Hohlheit enthüllte, wurden sie in der Herrschaft vom Adel, einer neuen Form der alten Kriegerkaste, abgelöst, bis auch seine Vorrechte unter den Trümmern der französischen Revolution begraben wurden. Seitdem zog eine neue Herrscherklasse auf den Plan, die Leute von „Besitz und Bildung". Aber die Welt hat inzwischen ihr Angesicht sehr verändert. Es ist nicht mehr so, daß die eine Klasse befiehlt und die andern Volksschichten ohne weiteres, willig oder widerwillig, zustimmend oder murrend, gehorchen. — „Warum sollt ihr gerade alles haben?" — hört ihr heute überall sagen — „warum soll euch vor andern alle Macht, aller Genuß zufallen? Wir wollen alle an der Herrschaft teilhaben, einer wie der andere; wir wollen alle, alle herrschen." Ein großer Irrtum, wie uns scheinen will, aber entsprungen aus einer ebenso großen Wahrheit.

Ein großer Irrtum. Wir brauchen gar nicht so weit zurückzugehen, und den alten Homer als Kronzeugen dafür anzurufen, daß Vielherrschaft nimmer gut sei. Es giebt keine Zeit, die es sich nicht gesagt sein lassen sollte:

> Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.
> Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.

Selbst unsere socialdemokratischen Führer, die bisher mit dem Brustton der Überzeugung gepredigt haben: „Von den Massen kommt das Heil!" fangen neuerdings, nicht ohne heimliche oder offene Schadenfreude ihrer Gegner, an, auch das andere Thema öfter zu behandeln. — Es wird immer gut sein, wenn nicht alle herrschen, wenn nicht alle an der Leitung des Staates stehen, sondern wenn sich stets Persönlichkeiten oder Kreise finden, die diese schwere Aufgabe, die erst mühsam erlernt werden will, auf ihre Schultern nehmen. Aber — und das ist die Wahrheit, der der besagte vielverbreitete Irrtum entspringt — damit ist noch lange nicht gesagt, daß die, welche heute an Einfluß, Macht, Besitz und Bildung alle andern überragen, mit Recht diese Stellung einnehmen. Mindestens müssen sie es sich gefallen lassen, daß sie immer wieder auf ihre Berechtigung und Befähigung, die Nation zu leiten, geprüft werden. Ob wir damit gerade ihre Freundschaft uns erwerben, wollen wir billig bezweifeln. Noch immer haben die beati possidentes, wenn jemand sie mit kritischen Blicken betrachtete, es verstanden, alle Register des Zorns wie der Elegie zu ziehen, um solch ein Unterfangen zu tadeln. „Diesen Menschen ist auch nichts mehr heilig", sagte der Hamster, als ihm die Bauern seinen Wintervorrat wegnahmen. Freilich war er ein Hamster, der bekanntlich sich selbst vergöttert und nur das für heilig hält, was ihm selbst gehört.

Indessen, wird man einwenden, kämpfst du nicht gegen Windmühlen? Kann man denn heute in der Zeit des allgemeinen Wahlrechts überhaupt noch von herrschenden Klassen in diesem Sinne reden? Wir meinen, doch. Trotz aller schönen Worte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit

giebt es auch heute gewiſſe Schranken, die ebenſo ſchwer zu überſteigen ſind, wie irgend welche ſocialen Unterſchiede früher. Wohl giebt es keine Mesalliance mehr, wenn der Baron Ritterſprung das ſteinreiche Fräulein Sara Levyſon heiratet, und dadurch ſeinen etwas unſcheinbar gewordenen Adelsſchild wieder vergoldet, aber daß dieſesſelbe Fräulein Sara Levyſon etwa meinen ſollte, auch die Schranken ſeien gefallen, die ſie von dem armen Hauſierer Veitel Itzig oder gar dem Arbeiter Fritz Müller trennen, haben wir noch nie gehört, nicht einmal in Romanen. O, der Schranken ſind noch genug vorhanden in unſerer Geſellſchaft, wenn es auch zumeiſt goldne ſind.

Wir wollen freilich eine Geſellſchaft keineswegs tadeln, weil ſie innerhalb ihrer weiten Grenzen auch noch engere Schranken kennt. Schranken an der rechten Stelle, mit Verſtand aufgerichtet und nicht gerade unüberſteigbar hoch, oder noch beſſer hie und da mit einem Pförtchen zum Durchſchlüpfen verſehen, können wir nur loben, denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Aber daß heute das Geld gerade dieſe Schranken bildet, können wir nicht loben, und noch mehr macht es uns ſtutzig, daß unſere Zeit durch ihren Mund, die Zeitungen, in alle Welt hinausposaunt: „Heute ſind alle Schranken gefallen, ſie ſind alle durch die allgemeinen Menſchenrechte, wie durch die Errungenſchaften des 19. Jahrhunderts hinweggefegt", während ſie in Wirklichkeit noch recht feſt daſtehen. Mancher arme Kerl, der den Zeitungen mehr glaubte als ſeinen Augen, iſt über ſie geſtrauchelt oder hat ſich an ihren harten Wänden die Naſe blutig geſchlagen.

Das macht uns ſtutzig. Unſere „Geſellſchaft" erſcheint uns nicht ganz wahrheitsliebend, und Unwahrheit, Lüge iſt die *eine*, große Todſünde. Wir werden mißtrauiſch, und wer erſt in einem Punkte das Vertrauen verloren hat, behält in andern auch nicht mehr ſeinen Köhlerglauben. So fangen wir an, unſre „Geſellſchaft" zu prüfen. Wir ſagen: „Du Geſellſchaft von Berlin, Hamburg und andern großen und kleinen Städten, ihr Männer und Frauen von Beſitz und Bildung, ihr, die ihr den Zugang habt zu allen Schätzen der reichen Erde, ihr, denen die Hallen der Kunſt und die Tempel der Wiſſenſchaft offen ſtehen, ihr, die ihr über die geſamten materiellen und geiſtigen Genüſſe und Güter der Nation, ja der Menſchheit verfügt, was fangt ihr damit an?"

So fragen wir, und nicht wir allein. So fragen heute Tauſende, Millionen unſers Volkes, die einen noch ſchüchtern und zagend im geheimen, die andern laut und vernehmlich auf den Gaſſen und in den Verſammlungen, ja manche ſeht ihr ſchon drohend die Fauſt erheben, nicht mehr fragen, ſondern antworten. Eine bittere Antwort, gebe Gott, daß ſie ungerecht ſei. Auch wir fragen, ſtill und einfach, aber auch ehrlich und aufrichtig, weil wir gern wiſſen möchten, wie es um unſer Volk ſteht. Wir wünſchen es der „Geſellſchaft", daß ſie eine befriedigende Antwort auf alle dieſe Fragen geben kann.

I.

Wir beginnen mit den materiellen Gütern, deren Beſitz am meiſten ins Auge fällt, und von vielen als das erſte Kennzeichen der „vornehmen Welt" angeſehen wird. Aber es hat noch einen tieferen Grund, daß wir

gerade damit beginnen. Seit den Tagen der römiſchen Kaiſer, da die klaſſiſchen Dichter der Römer den Glanz der damaligen Kultur, und die Apoſtel und Kirchenväter die Verworfenheit ihrer Träger ſchilderten, hat es kaum wieder eine Zeit gegeben, in der eine ſolche Fülle materieller Güter auf einzelnen Stellen zuſammengehäuft war, und materielle Genüſſe ſo den Zeitgeiſt beſtimmten, wie heute. Während aber damals nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Erde ſeine Erzeugniſſe hergeben mußte, ſind heute die Schätze unſers ganzen Planeten erſchloſſen und in unſern Hauptſtädten aufgeſpeichert.

Schaut dies Gemach an! die Tapeten
Hat China bunt uns ausgeſpannt.
Der farb'ge Teppich, drauf wir treten,
Kommt aus der Smyrnioten Hand;
Das Holzwerk, das geädert glänzet,
Hat einſt als laub'ger Wald umkränzet
Den hohen Bord von Martinique;
Antwerpen wob des Vorhangs Sammet
Und aus Venedigs Spiegel flammet
Die Ampel von Paris zurück.

So Geibel vor fünfzig Jahren, wo der moderne Verkehr in ſeinen allererſten Anfängen war. Wie haben ſich ſeitdem noch die Verhältniſſe geändert, ſeit die Rieſendampfer mit immer erhöhter Geſchwindigkeit die Fluten der Weltmeere durchfurchen, und der eiſerne Schienenſtrang auch die kleinſte Stadt in die Wirbel des Weltverkehrs zieht. Selbſt die Jahreszeiten ſcheinen ihren Einfluß verloren zu haben. Wir eſſen Eis im Sommer und ſtellen im Winter duftende Roſen auf unſern Tiſch. Spargel bietet der Herbſt, und am Sylveſterabend magſt du dir eine Maibowle brauen. Auch des Raumes eherne Scheidewand iſt völlig durchbrochen, ſeit das Telephon auf mehr denn hundert Meilen Geſpräche vermittelt, und der elektriſche Funke mit Blitzesgeſchwindigkeit die Weltteile verbindet. Die Entfernungen haben aufgehört. Über die Wagner-Aufführungen in Baireuth bringt der New York Herald bereits in der nächſten Morgennummer ſpaltenlange Berichte, und der Hamburger Großkaufmann ſagt zu ſeinem Geſchäftsfreund auf der Börſe, wenn er eine Reiſe nach Amerika plant: „Ich muß morgen wieder einmal 'rüber fahren!" So Großes haben wir erreicht, und noch iſt nicht aller Tage Abend!

Solche Errungenſchaften wirken natürlich einſchneidend zurück auf die Lebensart der Völker und haben auch in Deutſchland der Lebenshaltung ein völlig verändertes Bild gegeben. In Deutſchland vollzog ſich dieſer Wechſel allerdings ſpäter als in andern Ländern, denn unſer Vaterland war ärmer als ſein Nachbarland Frankreich und das Krämerreich Albion. Erſt als nach der Begründung des deutſchen Reiches ein großer wirtſchaftlicher Aufſchwung eintrat und mit den franzöſiſchen Milliarden Ströme roten Goldes und trügeriſcher Papiere ſich über das Land ergoſſen, begannen die oberen Zehntauſend Deutſchlands in Luxus und Schlemmerei mit dem berüchtigten Seine-Babel und Themſe-Tyrus zu wetteifern. Das Geld lag auf der Straße, warum ſollte man es nicht nehmen und ausgeben? Die hohe Ariſtokratie und ſelbſt das kernfeſte preußiſche Beamtentum ließen ſich in dieſen Strudel hineinreißen. Auf Stroußbergs „ſingenden Stühlen"

ſaß es ſich gar zu ſchön, wenn auch die böſe Spieluhr, die in ihnen der Überlieferung nach verſteckt war, hin und wieder, wie der Börſenwitz erzählte, einen oder den andern der hohen Spekulanten arg erſchreckte, indem ſie „Üb' immer Treu und Redlichkeit" zur falſchen Zeit anſtimmte. Die, meiſtens jüdiſchen, Emporkömmlinge begnügten ſich nicht damit, die auserleſenſten Biſſen und edelſten Weine ihren Gäſten vorzuſetzen, ſondern verbargen ſogar, wie glaubhaft berichtet wird, Kleinode und Koſtbarkeiten in den Sträußen der Damen, und deutſche Frauen aus vornehmen Kreiſen erröteten nicht, ſich mit jenem jüdiſchen Golde zu ſchmücken. Der Krach blieb nicht aus. Jene Reichtümer ſind beinahe noch ſchneller zerronnen, als ſie gewonnen waren. Aber die böſe Nachwirkung jener Orgien verſchwand nicht ſo ſchnell, wie die dunkeln Ehrenmänner, welche ſie veranſtaltet hatten. Unſere höheren Kreiſe hatten zu ausgiebig gekoſtet, daß der Sekt ſüß und Auſtern lecker ſind, und mochten das nicht vergeſſen. Seit jener Zeit iſt allgemein ein luxuriöſerer und damit mehr auf das Materielle gerichteter Zug in unſere „Geſellſchaft" und ihre Geſelligkeit eingezogen, der ihr bis auf den heutigen Tag das Gepräge giebt.

Am meiſten iſt das zu merken in den reichen Städten des Weſtens, in denen ungeheure Reichtümer in den Händen einzelner Großinduſtrieller aufgehäuft ſind, und natürlich in der Reichshauptſtadt Berlin.[1]) Etwas weniger tritt es hervor in den ärmeren Gegenden des Oſtens, wo außerdem die Mangelhaftigkeit der Verkehrswege und die damit zuſammenhängende Verteuerung aller Genüſſe, ähnlichen Luxus, wie er in den Großſtädten getrieben wird, ſelbſt bei den Großgrundbeſitzern von ſelbſt verbietet oder doch ſtark einſchränkt.

Am deutlichſten iſt der Umſchwung in der ganzen materiellen Lebens-

---

[1]) Hier mögen einige ſtatiſtiſche Notizen über die Verteilung der Wohlhabenheit in Preußen eingefügt werden. Nach den Steuerliſten des Jahres 1893/94 war die Verteilung des Vermögens folgende:

Jährliches Einkommen Mark	in den Städten	% der Einwohner	auf dem Lande	% der Einwohner
900 bis 3000	1 204 589	10,09	955 872	5,27
3000 „ 9500	193 831	1,62	69 775	0,38
9500 „ 100 000	44 862	0,38	9 270	0,05
über 100 000	1 284	0,01	295	0,002
zuſammen	1 444 566	12,10	1 035 212	5,70

Die Bevölkerung des Landes, die ungefähr um die Hälfte größer iſt als die ſtädtiſche, bleibt alſo in allen Einkommenklaſſen hinter der ſtädtiſchen zurück.

Von beſonderm Intereſſe iſt die Verteilung der 1579 Perſonen mit „ſehr großem" Einkommen (über 100 000 M.). Es kamen davon auf

das platte Land des Nordoſtens	21
das „ „ der Provinzen Brandenburg, Schleſien und Sachſen	169
das übrige Land	105
Stadtkreis Berlin	472
Städte des Nordoſtens	32
„ von Brandenburg, Schleſien und Sachſen	204
übrige Städte	576

Von dieſen 1579 Perſonen haben 488 ein Einkommen von mehr als 200 000 Mark, darunter 27 ein jährliches Einkommen von über eine Million, das höchſte hat Krupp in Eſſen mit 7 190 000 Mark, danach der Frankfurter Rothſchild mit 5 845 000 M.

haltung vielleicht in Berlin zu merken. Wer kennt nicht die schöngeistigen „ästhetischen Thees", die dem Leben der Berliner Gesellschaft bis in die Mitte dieses Jahrhunderts den Stempel aufdrückten, wo bei dünnem Thee und noch dünneren Butterbröten die Sonntagsreiter auf dem Pegasus einander ihre Paradekünste vorführten. Damals „ästhetischer Thee" und heute — „Abfütterung"! O quae mutatio rerum! Wie drücken aber diese beiden Spottnamen so deutlich die Wandlung der Zeiten aus! Es ist der Krebsschaden der Geselligkeit in unsern höheren Kreisen, daß durch die hohen Ansprüche, die an materielle Genüsse gestellt werden, der ideale Sinn und die Pflege gemütlicher und geistreicher Unterhaltung vielfach verkümmert und erstickt werden. Denn luxuriöse Üppigkeit und geistige Regsamkeit sind unvereinbare Gegensätze. Es geht mit den Früchten des Geistes, wie mit den Früchten der Kultur überhaupt. Nicht am Nordpol, wo alles unter Schnee und Eis erstarrt, aber auch nicht am Äquator, wo der Mensch ohne Arbeit seine Nahrung findet, sind die Hauptsitze der menschlichen Kultur, sondern in den gemäßigten Gegenden, in denen der Mensch nicht leben kann ohne zu arbeiten, und doch gleichzeitig durch angestrengte Arbeit reiche Erträge erzielt. So gedeiht auch in unserer Gesellschaft eine rechte geistige Regsamkeit weder in den Niederungen, in denen der Kampf ums Dasein alle Lebenskraft verzehrt, noch in den Kreisen, in denen dieser Kampf ganz aufgehört hat. Eine Pflanze verliert ihre Fähigkeit Frucht zu tragen auf allzufettem Boden ebenso wie auf sterilem, und die Musen fliehen, wie die Waffen des Ares, so auch die Goldsäcke des Plutus.

Gerade in den Kreisen der „Gesellschaft", in denen die irdischen Schätze am allermeisten zusammengehäuft sind, ist das allgemeine geistige Niveau oft sehr niedrig. Das äußert sich in der flachen und oberflächlichen Art der Unterhaltung, die vielfach in so abgedroschenen Bahnen verläuft, daß wir jenem Mann nicht ganz unrecht geben können, der durch seinen Beruf gezwungen war, viele derartige Gesellschaften mitzumachen, und auf die Bitte, über diese oder jene zu berichten, stets mit ernstester Miene antwortete: „Die Speisenfolge war . . ."

Unter solchen Umständen verlieren auch große Förderungsmittel geistiger Interessen vielfach an Wert. Sehr deutlich zeigt sich das beim Reisen, einem der hervorragendsten unter allen unsern Bildungsmitteln, weil es die Bekanntschaft fremder Länder und ihrer Bewohner ermöglicht und dadurch den Gesichtskreis über die engeren heimischen Grenzen erweitert. Freilich muß es, um diesen Zweck zu erreichen, anders betrieben werden, als von der Mehrzahl der Reisenden heutzutage. Von den Leuten und ihren Gebräuchen, Landessitten und Eigentümlichkeiten lernt der wohlhabende Durchschnittsreisende heute überhaupt nichts kennen, dafür sorgen schon die Hotels. Kellner, Portiers und Fremdenführer sind international, in Kalkutta dieselben wie in Berlin, und die modernen Gasthöfe, die der Reisende, den Sternen seines Bädekers eifriger folgend als einst die Weisen aus dem Morgenlande dem ihren, pflichtgemäß absucht, ähneln einander wie ein Ei dem andern. In Kairo wie in Kopenhagen dieselbe Anordnung der table d'hôte, dieselbe französische Küche, womöglich dieselbe Tafelmusik. Von einer wirklichen Berührung mit den Einwohnern des

Landes ist dabei keine Rede, denn was den Reisenden allenfalls noch von Eingebornen vorgeführt wird, um ihm Tänze oder andere Späße vorzumachen, ist meist schon eigens für diesen Zweck eingeübtes Gesindel, das sein altes Diebs- und Räuberhandwerk nur unter manierlicheren Formen fortsetzt. — Nur wenig mehr als von den Leuten, lernt der Durchschnittsreisende vom Lande kennen, das er durchstreift. Wohl ermöglichen ihm die modernen Verkehrsmittel mehr zu sehen als früher. Drahtseil- und Zahnradbahnen erschließen allen Schauspiele, die früher nur wenige durch Gesundheit und Kraft begünstigte Menschen erblickten. Aber die Fülle der Eindrücke läßt sie auch wieder verflachen. Oft genug übersieht der Reisende, der im Fluge die Gegend durchstreift, gerade die feinen Nüancen, die der Landschaft ihr eigentümliches Gepräge geben, und er vergißt über der großen Heerstraße der Touristen die kleinen, stillen und oft weit interessanteren Seitenthäler. So ist die Ausbeute, die der moderne Reisende heimbringt, auch oft gering im Vergleich zu Zeit und Geld, die er daran gewandt hat. Er ist zwar überall gewesen, er hat sicher alles, was du ihn fragst, gesehen, zumal wenn du ihm versichern kannst, daß es im Bädeker oder Murray verzeichnet steht, aber wir würden dir raten, seinem oft mit großem Selbstbewußtsein vorgetragenen Urteil über Land und Leute nicht allzuviel Wert beizulegen, ganz abgesehen von den vielen Reisenden, die sich Herrn von Quist zum Vorbild genommen haben: „Als Herr von Quist von seinen Reisen zurückkehrte, erzählte Herr von Quist: In Frankfurt im roten Hahnen ist gut speisen.“

Dieser oder jener unter unsern Lesern meint vielleicht, wir übertrieben. Mit nichten! Wohl wissen wir sehr genau, daß unsere Schilderungen nicht auf alle Reisenden passen, daß unter denen, die Gott hinausgeschickt hat in die weite Welt, gar mancher ist, der von Meister Riehl und seinen köstlichen Beobachtungen an Land und Leuten das Reisen gelernt hat. Zwischen solchem Meister der Reisekunst und einem Reisenden nach Art des Herrn von Quist liegen natürlich tausend Zwischenstufen. Aber trotzdem ist die Behauptung nicht übertrieben, daß heute zwar viel mehr, aber mit viel weniger Nutzen gereist wird, wie früher; es ist zu bequem geworden, und unsere besitzenden Klassen haben wohl die Mittel, aber sie haben vielfach verlernt, diese Mittel zu gebrauchen.

Dies letztere tritt noch greller auf einem andern Gebiete hervor. Es ist in Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt, den besitzenden Klassen noch lange nicht genug zum Bewußtsein gekommen, daß Besitz, daß Reichtum Pflichten auferlegen. Mit großer Entrüstung wissen unsere liberalen Blätter und besonders diejenigen, die das Prädikat „vornehm“ für sich und ihre Clique bei jeder Gelegenheit in Anspruch nehmen, dem Adel ein noblesse oblige zuzurufen, so oft einer seiner Angehörigen eine Ausschreitung begeht, aber für die oft haarsträubenden Excesse der jeunesse dorée haben sie keinen Tadel, keinen Bußruf übrig. Unsere vulgär-liberale, meist von Juden geschriebene Presse zählt Offizieren und Landwirten jeden Tropfen Wein in den Mund, aber die Ausschweifungen der Börsenbarone bedeckt sie mit dem Mantel der Liebe. Und doch ist es gewiß, daß die Erörterung der socialen Fragen viel an Schärfe verlieren würde, wenn gerade die Reichen ihren Besitz meist nicht nur als ein Genuß- und Erwerbs-

mittel angesehen, sondern nach dem Grundsatz: „Reichtum verpflichtet" gehandelt hätten. Bis jetzt ist diese Anschauung nur in sehr wenig Persönlichkeiten durchgedrungen. Wir sagen nicht, daß sie völlig fehle. Im Gegenteil, vornehmlich in einigen Gegenden des westlichen Deutschlands, in denen die großen Vermögen weniger durch Spekulation, wie bei den Berliner Banken, sondern durch die eigene persönliche Arbeit und Tüchtigkeit der Großindustriellen erworben und vermehrt werden, finden wir in der That hie und da auch in der Verwendung der erworbenen Reichtümer weiten Blick und soziales Verständnis. Wir erinnern nur an das, was Krupp vor allem und Stumm für ihre Arbeiter thun, und könnten dem noch manche andere dankenswerte Erscheinung zur Seite stellen. Aber abgesehen davon, daß auch diese Männer oft durch starke Beschränkung der persönlichen Freiheit ihrer Arbeiter ihre Wohlfahrtseinrichtungen im Preise etwas herabsetzen, hat ihr Beispiel leider nur in sehr beschränkten Kreisen Nachahmung bewirkt. Am meisten fanden sie noch Nachfolger bei größeren Fabrikbesitzern, deren Fabriken in kleineren Orten liegen, wo ganz von selbst Arbeitgeber und Arbeitnehmer häufiger in persönliche Berührung miteinander kommen. Weit weniger in den Großstädten, am wenigsten in der Reichshauptstadt, in Berlin. Ein Beispiel für viele, wie wenig sich dort die oberen Zehntausend ihrer Pflichten bewußt sind. In Berlin giebt es etwa 500 Arbeitgeber, die Fabrikarbeiterinnen beschäftigen, und doch existierte in ganz Berlin bis vor kurzer Zeit keine einzige Wohlfahrtseinrichtung für diese Mädchen. Ein Geistlicher, der den Plan gefaßt hatte, anständige und billige Wohnungen für alleinstehende Fabrikarbeiterinnen zu beschaffen, wandte sich brieflich an alle 500 Arbeitgeber und bat sie um Unterstützung mit Rat und That. Auf seine 500 Schreiben erhielt er — zwei Antworten, die eine ein grober Schmähbrief, die andere wohlwollend. Wenn angesichts solcher Erscheinungen, die leider nicht vereinzelt dastehen, oder gar der Vorkommnisse in der Singerschen Mäntelfabrik, wo die Arbeiterinnen geradezu auf die Prostitution hingewiesen wurden, einmal die Klage laut wird, unsere Reichen hätten kein Herz für ihre Arbeiter, hätten kein Bewußtsein von den Pflichten des Reichtums, sondern lebten nur behaglich in ihrer Welt des Erwerbes und Genusses, dann sollten verständige Arbeitgeber in ihrem eigenen Interesse die relative Berechtigung solcher Klagen anerkennen und sich nicht zu bitter darüber beschweren,[1]) sondern lieber bessernd auf ihre Genossen einwirken. Leider haben nur sehr wenige Männer in unserm Vaterland den weiten Blick eines Werner von Siemens, der klar und ruhig anerkennt: „Nicht im Besitze — welcher Art er auch sei — ruhen heute und künftig die staatserhaltenden Kräfte, sondern in dem Geiste, der ihn beseelt und befruchtet."[2])

Ebenso reichlich, ja fast noch reichlicher als die materiellen Schätze, sind die geistigen Güter, die unsere Zeit ihren Kindern darbietet. Wohin

---

[1]) Wie z. B. Julius Vorster in seiner Broschüre „Der Socialismus der gebildeten Stände," die neben vielen, praktischen, beherzigenswerten Winken ein völlig schiefes Bild der evangelisch-socialen Bewegung giebt.

[2]) W. v. Siemens, Lebenserinnerungen. 4. Aufl. S. 274.

das Auge auch blicken mag, überall thun sich neue Wissensgebiete auf. Es giebt kaum irgend eine Wissenschaft, die nicht in den letzten Jahrzehnten eine völlige Umgestaltung erfahren hätte. In den uralten Kulturgebieten des Orients erblicken die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts in Stein gehauen und aus ihren Trümmergräbern ausgegraben, aufs neue das Licht des Tages. Längst vergessene Sprachen werden wieder verständlich und eröffnen durch eine Vergleichung mit unsern heutigen Sprachen ganz neue Blicke in die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit. Eine Fülle von alten Schriften, die aus dem Staube der Bibliotheken, aus den Zellen einsamer Klöster hervorgeholt werden, wie die sorgsame Betrachtung alter Denkmäler liefern uns Bilder aus der Vergangenheit von einer Schärfe, auf die unsre Väter nicht einmal zu hoffen wagten. Durch solche und ähnliche Entdeckungen werden alle Wissenschaften vor neue Fragen, vor neue Probleme gestellt, und mit glühendem Eifer arbeiten Tausende ihrer Jünger, die Fragen zu beantworten, die Rätsel zu lösen. An der Spitze schreiten, was Großartigkeit der Entdeckungen und staunenswerte Fortschritte betrifft, bis in die neueste Zeit die Naturwissenschaften. Noch von Alexander von Humboldt († 1859) konnte man sagen, daß er das gesamte Gebiet der Natur beherrschte, heute wird niemand auch nur den Versuch dazu machen, so gewaltig ist der Umfang dieser Wissenschaften angewachsen. Da pocht der Geologe mit seinem Hammer an die Gesteine und liest von ihnen, wie von einem Buche, die Geschichte unendlicher Weltperioden ab, der Physiker spannt die regellos und wild umherschweifenden Naturkräfte in das Joch seiner Experimente, wie unsre Urväter dem wilden Roß den ersten Zügel anlegten, der Zoologe versucht einen Einblick zu thun in die Geheimnisse des Lebens und seiner Entstehung, und die Königin der Naturwissenschaften, die Astronomie, lehrt ihre Jünger die Himmelskörper nicht nur in ihren Bewegungen zu verfolgen, sondern auch in ihre Bestandteile zu zerlegen und beantwortet damit Fragen, deren bloße Anregung die Forscher vor fünfzig Jahren für thörichte Phantasieen gehalten hätten. Wenn es dem Menschengeschlecht als große Kulturaufgabe von Gott gesetzt ist: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan," so ist unsre Zeit durch die Arbeit der Naturwissenschaften ein gut Stück diesem Ziele näher gekommen. Ihre bedeutendsten Kräfte, ihre ersten Geister haben an dieser Stelle mit ihrer Arbeit eingesetzt.

Trotz dieser Erfolge beherrschen die Naturwissenschaften heute nicht mehr das geistige Leben unsers Volkes in dem Grade, wie noch vor zwanzig Jahren. Damals glaubte man in weiten Kreisen schlechthin auf alle Fragen durch sie eine Antwort geben zu können. Seitdem ist hierin eine kleine Ernüchterung eingetreten. Die größten Meister des Naturerkennens, Helmholtz und Du Bois Reymond, haben ihrer Wissenschaft auch ihre Schranken gezeigt, damit sie innerhalb derselben um so größeres leiste, und gerade Du Bois' ignoramus et ignorabimus hat — mehr vielleicht noch als der berühmte Gelehrte selbst beabsichtigte — die Geister darauf hingewiesen, die Antwort auf die höchsten und letzten Fragen anderswo zu suchen, als auf dem Experimentiertisch und im Laboratorium. So vollzieht sich heute bereits ganz leise und allmählich anhebend eine

Schwenkung im geistigen Leben. Unsere Zeit lernt wieder das Wort Goethes verstehen, daß das Interessanteste für den Menschen doch immer der Mensch selbst sei, und wendet ihr lebhaftestes Interesse wieder den Wissenschaften zu, die sich mit dem Menschen beschäftigen, zunächst den Socialwissenschaften, deren Bearbeitung immer mehr Geister fesselt.

Alle diese geistigen Strömungen und Errungenschaften kommen am schnellsten und leichtesten den oberen Klassen der Gesellschaft zu gute. Dazu tragen schon die persönlichen Beziehungen bei, die zwischen ihnen und den Trägern der Wissenschaft, der Gelehrtenaristokratie bestehen. Wir verkennen es nicht, daß der Bildungsdurst bei den arbeitenden Klassen oft ebenso groß, selbst größer ist, als bei den Gebildeten, aber leichter erreichbar sind die Gebiete der Wissenschaft ohne Frage für diese. Erfordert doch die Erreichung einer wissenschaftlichen Bildung heutzutage im Durchschnitt nicht unbedeutende Mittel. Gelingt es hie und da einem armen Schlucker, durch ungewöhnliche Begabung, eiserne Ausdauer und Entbehrungen aller Art sich zu dem ersehnten Ziel hindurch zu arbeiten, so bestätigen diese Ausnahmen nur die Regel. Außerdem herrscht zur Zeit die Tendenz vor, das Schulgeld der höheren Schulen zu erhöhen und die Dauer des Universitätsstudiums zu verlängern. Kommt nun noch die Überfüllung der gelehrten Berufe hinzu, so ist es leicht einzusehen, wie gerade in dem Zugang zu den geistigen Gütern die Vornehmen und Begüterten einen ganz bedeutenden Vorsprung vor den übrigen Volksklassen haben.

Die ganze Fülle der geistigen Interessen strömt also auf unsere oberen Klassen ein und — überflutet sie. Den Fachgelehrten selbst wird es oft nahezu unmöglich, sich durch die Überfülle des Stoffes hindurchzufinden, wieviel weniger vermögen es die andern. Es wird immer schwieriger, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen, in der Menge der Wissensgebiete eine Auswahl zu treffen, die eine gediegene harmonische Bildung verbürgt, in der Beschränkung den Meister zu zeigen und doch dabei nicht im engen Kreis den Sinn zu verengern. Wie Scylla und Charybdis stehen dem modernen Gebildeten zwei Gefahren gegenüber; wer der einen entrinnt, fällt der andern zum Opfer. Der eine beschränkt sich auf einen ganz kleinen Kreis und hat für nichts, was außer ihm liegt, Augen; der andere nascht auf allen Wissensgebieten und bleibt dabei überall auf der Oberfläche haften. Je sorgenfreier jemand leben kann, umsomehr kann sich natürlich sein Hang nach einer dieser beiden Seiten zum Specialistentum oder zum Dilettantismus frei ausbilden. So ist es gekommen, daß gerade in unserer Zeit, die so reich ist an geistigen Gütern, mehr denn je zwei Typen unter unsern Gebildeten herrschend geworden sind, die beide im Grunde genommen als ein Hohn auf wahre Bildung bezeichnet werden können. Auf der einen Seite finden sich zahllose Menschen, die, wie ein treffender studentischer Ausdruck sagt, völlig „versimpelt" sind in den täglichen Geschäften ihres Berufs. Ist es doch vorgekommen, daß im Doktorexamen ein junger Chemiker, der eine ganz tüchtige Arbeit verfaßt hatte und in den experimentellen Handgriffen sehr gewandt war, stetig Galilei und Galvani miteinander verwechselte. Wenn das am grünen Holz, bei den Trägern der Wissenschaft, geschieht, was soll beim dürren werden? Dem gegenüber steht ein geradezu ungeheuerlicher Dilettantismus. Ihn

pflegen jene nur zu zahlreichen Leute, die überall hineingepfuscht haben und nun alles besser wissen, stets dazu bereit sind, sich als Staats-, Gesellschafts-, Weltretter aufzuspielen, jene oberflächlichen Naturen und unerträglichen Durchschnittsmenschen, welche — nach H. v. Treitschkes trefflicher Schilderung — „jetzt eine Bemerkung über die sixtinische Madonna, dann ein Urteil über den Bonapartismus, dann wieder eine Betrachtung über die Dampfmaschinen zu sagen wissen, selten eine Dummheit, aber noch seltener etwas Gescheites, und sicherlich niemals eines jener derben, urkräftigen Worte, wobei dem Freunde des Menschlichen das Herz im Leibe lacht, wobei der Hörer im stillen aufjubelt: das war Er, so, gerade so konnte nur Er sprechen!“ Und dieses flache Geschlecht wächst auf in unsern Großstädten mit ihren einförmigen Häuserreihen und aller Individualität entbehrenden Wohnungen, es lebt in einer Welt, in der Tausende von Kräften täglich daran arbeiten, alle Schranken zwischen den Nationen niederzureißen, in der an den Knotenpunkten des Weltverkehrs ein nahezu gleichmäßiges Kulturniveau herrscht, wie wenig Frische und Ursprünglichkeit bleibt da den Menschen übrig! Der innere Mensch in unsern obern Volksklassen wird nachgerade ebenso schablonenhaft wie der äußere in der gleichmäßigen, langweiligen, wenn auch praktischen Kleidung, in der unsere Männerwelt jetzt einherwandelt.

Und nun noch der größte Übelstand. Es ist keinerlei gemeinsame Hingabe an einen großen Gedanken oder an ein bedeutendes Ziel zu finden, wodurch die Kräfte und Gedanken unserer oberen Zehntausend vereint und das Leben des Einzelnen mit einem höheren Wert erfüllt würde. Es giebt nichts, wir kennen wenigstens nichts, was imstande wäre, die Herzen unserer Gebildeten und Begüterten einhellig mit einer starken und echten Begeisterung zu erfüllen. Das geistige Leben unsrer vornehmen Welt leidet unter einer argen Zersplitterung, infolge deren die mannigfachen geistigen Faktoren einander nicht unterstützen, sondern sich gegenseitig aufheben. Unsere Zeit steht darin in einem traurigen Gegensatz zu früheren Epochen der deutschen Geschichte, in denen bei äußerer Zerrissenheit des Vaterlandes doch mehr innere Einheit herrschte. Am Anfang des Jahrhunderts bildeten die litterarischen Bestrebungen ein einigendes Band zwischen den Gebildeten. In der Mitte des Jahrhunderts trat an ihre Stelle die Sehnsucht nach nationaler Einheit, die in den besten Männern wach war. Heute ist kein gemeinsames Interesse aufzuspüren. Unsere oberen Klassen haben selbst manchmal das Gefühl, daß sie zusammenhalten müssen, weil sie auf einem Vulkan stehen, aber die Furcht allein kann niemals ein geistiges Band abgeben. So finden alle Aufforderungen zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung nur ein schwaches Echo. Warum? Weil in den Kreisen derer, die Religion, Sitte und Ordnung schützen sollen, ein jeder darunter etwas anderes versteht. — Eine Zeitlang schien es, als ob die Beschäftigung mit der Politik im edlen Sinne, das freudige Mitarbeiten an der Größe der Nation, ein Bindemittel für unsere besten geistigen Kräfte werden könnte, aber das wilde Parteigetriebe, das sich im neuen deutschen Reiche breit macht, hat vielen die Lust zur Beteiligung am öffentlichen Leben verdorben, und uneingedenk der hohen Pflicht, die sie als Bürger

des Staates haben, werfen sie die Flinte ins Korn und rufen wieder: politisch Lied, ein garstig Lied!

Von allen andern geistigen Strömungen aber, welche überreichlich sich im Leben des Volkes geltend machen, ist bisher keine einzige imstande gewesen, das allgemeine Interesse dauernd zu fesseln und das Geistesleben der Gebildeten zu beherrschen. Das Theater hat seinen Einfluß auf die Bildung des Geistes fast völlig verloren, und mit Recht. Denn teils ist es immer frivoler geworden und pflegt das sittenlose französische Ehebruchsdrama mit besonderer Vorliebe, teils giebt es sich zum Experimentierplatz für verrückte psychologische Künsteleien und Spielereien her. Die Welt, die auf den Brettern, die die Welt bedeuten, dargestellt wird, ist zu gekünstelt oder zu erbärmlich, als daß ein Mensch von Geist und Gemüt sich darin auf die Dauer wohl fühlen könnte. Bisher finden sich nur sehr wenig Anzeichen, daß hierin eine Wendung zum Besseren eintreten wird, und die Bühne wieder den lebendigen Kräften des Volkslebens Spielraum geben will.

Noch weniger vermag die Beschäftigung mit den Künsten unsere Gebildeten und Vornehmen zu einen. Dazu ist schon die ganze Zeitströmung der Kunst viel zu ungünstig. Reale Interessen beherrschen die Gemüter im öffentlichen, wie im Privatleben so sehr, daß für die idealen Aufgaben der Kunst nur wenig Verständnis übrig bleibt. Zeiten, in denen der Kampf ums Dasein so harte Formen angenommen hat, wie heute, und in denen Reichwerden das einzige Ziel von Tausenden und Abertausenden ist, lassen den Menschen nur wenig Zeit übrig, um ideale Interessen zu pflegen. So werden auch jene wahrhaft kunstsinnigen Mäcene immer seltener, die mit feinem Kunstverständnis und wohlwollender Teilnahme an dem Künstler fördernd und belebend auf Kunst und Künstler einwirken. An ihre Stelle treten Männer, die vor allem über einen schweren Geldsack verfügen und sich etwas Teueres leisten können. Die große Menge der Besitzenden besucht wohl ab und zu eine Kunstausstellung „um mitreden zu können," und weil es zum guten Ton gehört, aber ohne ein tieferes Interesse an der Sache selbst zu nehmen. Außerdem sind, soweit wir darüber urteilen können, die modernen Kunstrichtungen, in denen auf allen Gebieten Künsteleien oder schillerndes Virtuosentum die gediegene vielseitige Ausbildung überwuchert, wenig geeignet, ein Gemeingut der Gebildeten zu werden. Technische Kunststücke, wie sie in Malerei und Musik vorherrschen, sind noch lange nicht wahre Kunst. Das oberflächliche, nur nach schillerndem Glanz trachtende, friedlose und zerfahrene Wesen unserer Zeit findet auch in der Kunst sein getreues Abbild.

Noch weniger vermögen irgendwelche andere Bestrebungen ein allgemeines tiefgehendes Interesse bei unsern Gebildeten zu erwecken. Zwar giebt es heute kaum irgend ein wissenschaftliches oder technisches Problem, das nicht irgendwo Freunde fände, die infolge der vorzüglichen Verkehrsmittel leicht miteinander in Verbindung treten können. Ein reiches Vereinsleben hat sich entwickelt, das Massen von Material zu Tage fördert, aber der Wert dieser Publikationen steht nur zu oft mit ihrer Menge im umgekehrten Verhältnis. Auch vermögen nur sehr wenige dieser Vereinigungen über die Kreise der Berufsgenossen hinaus allgemeine Teilnahme zu er-

wecken. Zerfahrenheit und Zersplitterung, verbunden mit einer ungeheuren Kräftevergeudung, bleiben die Signatur unserer Zeit, und nirgends sehen wir das erhebende Schauspiel, daß ein großer Gedanke die Köpfe, Herzen und Hände der Vornehmsten im Volke einte zu einem großen Werk. Nirgends ist ein Geist bei mancherlei Gaben, sondern überall recht verschiedenartige und noch mehr verschiedenwertige Geister.

Diese Zersplitterung ist um so schmerzlicher, als zahlreiche Schranken, die sonst eine Einigung unserer besitzenden und gebildeten Klassen wenn nicht verhinderten, so doch erschwerten, heute gefallen sind. Fast nirgends finden wir mehr jene sich abschließende Zurückhaltung und das engherzige Kastenwesen, das früher die Berufsstände trennte. Bürger und Beamte, die Aristokratie des Blutes und die Aristokratie des Geistes, verkehren ungezwungen miteinander, und auch der in sich abgeschlossenste Stand, den wir haben, das Offizierkorps, bleibt dieser allgemeinen Geselligkeit nicht fern, sondern bewegt sich in ihr um so lieber, als ihm ohne Ausnahme die erste Stelle darin eingeräumt wird. Es ist sogar für die Welt der Vornehmen in Deutschland die Stellung, die der Soldatenstand in ihr einnimmt, charakteristisch und bezeichnend.

Diese bevorzugte Stellung verdankt der Offizierstand in erster Linie der Gunst, die ihm die hohenzollernschen Monarchen allezeit erwiesen haben. Es wäre aber verkehrt zu meinen, daß dies oder die Neigung der jungen Mädchen zum bunten Tuch der einzige Grund dafür sei, daß der Gegensatz, der früher zwischen Heer und Bürgentum bestand, heute so gut wie verschwunden ist. Es wäre das nicht möglich geworden, wenn unser deutscher Offizierstand nicht durch eigene Tüchtigkeit seine Stellung in der Gesellschaft befestigt hätte. Schon die drei letzten Kriege, in denen die vorher verspotteten Lieutenants sich als kernhafte Männer von echtem Schrot und Korn, und die Heerführer sich als hervorragende geistige Kapazitäten zeigten, der oberste Feldherr, Graf Moltke aber vielleicht als der geistvollste und schärfste Denker der Nation sich erwies, mußten die Achtung vor der preußischen Armee bedeutend vergrößern. Man sah, daß hier nicht nur rohe Kraft, furor teutonicus, sondern auch ebenso hochbedeutende geistige Fähigkeiten vorhanden waren. Seitdem sind die Ansprüche an die Bildung des Offiziers noch bedeutend gestiegen, während sein soldatischer Beruf ihm stets eine gewisse Ursprünglichkeit und derbe Frische erhält. Und gerade durch diese Vereinigung von körperlicher und geistiger Durchbildung bewahrheitet sich immer von neuem die Bemerkung Goethes, daß „die größten Vorteile im Leben überhaupt, wie in der Gesellschaft ein gebildeter Soldat hat". Wir sind gewiß nicht blind für die Schattenseiten, die naturgemäß mit diesen Vorzügen verbunden sind, und am meisten hervortreten, wenn ein junger Mann mit einem Schlage eine sociale Stellung erhält, der er in seinen Jahren und mit seiner Erfahrung noch nicht gewachsen ist, aber wir finden in der militärischen Erziehung dreierlei, was wir sonst bei der Erziehung unserer vornehmen Klassen mit Bedauern vermissen: die Betonung der unverbrüchlichen Treue im großen und kleinen, die gleichmäßige Ausbildung des Geistes und Körpers, und die stete Berührung mit dem Volke. Man braucht nicht Anglomane zu sein, um besonders die geringe Wertschätzung, die dem zweiten Punkte trotz aller höheren Maß-

nahmen bei uns noch immer zuteil wird, lebhaft zu bedauern. Wir hätten nicht so viele Schwächlinge und verzärtelte, weichliche Männer, wenn kräftige Leibesübungen von früher Jugend an den Leib gestählt hätten. Etwas spartanische Erziehung thut unseren oberen Volksklassen dringend not. Jetzt muß man fast das studentische Waffenspiel der Mensur, trotz seiner kindischen Auswüchse, mit Freude begrüßen, war es doch bis vor kurzem die einzige körperliche Übung, die bei unserer akademischen Jugend als dem guten Ton entsprechend galt.

Das Bild, das wir von unsern Vornehmen zu entwerfen haben, würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht einige kurze Bemerkungen über die Stellung der Frauen hinzufügten.

Unsere gebildeten Stände lassen keine Gelegenheit vorüber, ohne ihrer Hochachtung und Verehrung für die Frauen, die „Blumenduft und Sonnenschein in unser Dasein weben", Ausdruck zu verleihen. Kaum dürfte ein größeres Fest vergehen, ohne daß in der Reihe der Toastredner sich jemand erhebt, der die geistreichsten Einfälle, deren er fähig ist, und die witzigsten Bemerkungen, über die er verfügt, zusammensucht, um eine humorvolle Rede auf das Ewig-Weibliche, auf die Damen, zu halten, die stets des allgemeinsten Beifalls sicher ist. Allerdings ist uns im Lauf der Zeit aufgefallen, daß bei solchen Gelegenheiten stets nur in humoristischer Weise von den Frauen und auf die Frauen geredet wird, und daß es die allermeisten von vornherein als ausgeschlossen betrachten, daß dieses Thema auch mit ernsten Worten behandelt werden könnte. Der Damenredner muß witzig sein, ob er will und kann oder nicht. Wenn wir solchen ketzerischen Gedanken nachhingen, kam es uns auch weiter so vor, als ob noch in andern Dingen die Schätzung der Frauen, die man stets im Munde führt, nicht so ernst zu nehmen sei.

Das zeigt z. B. ein vergleichender Blick auf die Erziehung der Knaben und „höheren Töchter". „Das ist bei euch eine große Kunst, ein gutes Zeugnis zu bekommen! schlechte Nummern giebt es da überhaupt nicht!" sagte geärgert der hoffnungsvolle Sprößling einer Beamtenfamilie zu seinen Schwestern, die ihre guten Censuren seinen mittelmäßigen entgegenhielten, und er hatte in der That damit nicht ganz unrecht. Der Staat, der das Erziehungswesen der männlichen Jugend auf das strengste, vielleicht zu streng, geregelt hat, läßt auf dem Gebiete des Mädchenschulwesens individuellen Wünschen und Einrichtungen weit mehr freien Spielraum, so daß zahlreiche Privatschulen die Bildung der Mädchen leiten. Das hat durchaus innere Berechtigung und kann in Anstalten, die unter der Leitung einer tüchtigen Frau stehen, ungemein viel Segen stiften. Daneben ist es aber auch eine Quelle von mancherlei Unheil, da Privatschulen natürlich von den Wünschen und Ansprüchen der Eltern weit abhängiger sind, als staatliche Schulen. Und viele Eltern nutzen diesen Umstand nur zu sehr aus. Der Besuch der Mädchenschulen ist nicht annähernd so regelmäßig, wie z. B. der Gymnasien. Bei leichtem Unwohlsein, bei dem kein Vater seinen Sohn von der Schule fern bleiben ließe, darf die Tochter ruhig den Unterricht versäumen, ihre Ferien werden ungebührlich verlängert, „es kommt beim Mädchen nicht so darauf an". Auf dem Lande gar liegt

die Erziehung größtenteils in der Hand von Erzieherinnen, deren Stellung in den meisten Häusern eine recht schwierige sein dürfte, und deren Unterricht naturgemäß einseitig ist und niemals den Wetteifer der jugendlichen Köpfe und die Abwechslung der Lehrkräfte ersetzen kann, die eine ordentliche Schule bietet. So ist fast durchweg die Bildung unserer „höheren Töchter", wenn sie die Schuljahre hinter sich haben, lückenhafter und weniger innerlich verarbeitet, als es wünschenswert ist. Für die meisten Mädchen aber hört damit jede geregelte Beschäftigung mit den Gebieten des Wissens auf, und an ihre Stelle tritt in achtzig unter hundert Fällen lediglich die Lektüre seichter Romane. Wenige Eltern sorgen für die Ausbildung ihrer Töchter nach dieser Seite, ein Mädchen kann ja mit solchen Sachen nach allgemeiner Überzeugung nichts anfangen.

Nach Beendigung dieser Vorbildung, zu der im günstigsten Falle noch ein Aufenthalt in einer mehr oder weniger tüchtigen Pension kommt, ist das junge Mädchen „erwachsen", wie der Kunstausdruck lautet, d. h. — es wird auf Bälle und Gesellschaften mitgenommen. Eine recht merkwürdige und für unsere höheren Kreise und ihre gesellige Befähigung charakteristische Erscheinung, diese Bälle; es wäre schade, wenn sie der Aufmerksamkeit späterer Kulturhistoriker entgingen. In Reihen längs der Wände des Saals sitzen oder stehen in Gruppen die jungen oder noch jung sein wollenden Mädchen, nach dem neusten Modejournal ausstaffiert, und warten hoffnungsvoll oder angstvoll der Dinge, die da kommen sollen. Ihnen gegenüber die Herren der Schöpfung, die mit prüfenden, um nicht zu sagen frechen Blicken die Tänzerinnen mustern und dann nach Pflicht, Neigung oder andern Rücksichten ihre Auswahl treffen. Die Mädchen, die sich bewußt oder unbewußt fremd fühlen in dieser Welt, in die sie durch die unbarmherzige Herrschaft der Sitte hineingetrieben werden, kämpfen mit jedem „Ballfieber" ein Stück ihrer echten Weiblichkeit nieder, während die andern, die bereits an diese Dinge gewöhnt sind und sich im Ballsaal so recht in ihrem Elemente befinden, jenes kleine und kleinliche, den Charakter der Frau entwürdigende Spiel der Koketterie und Intriguen beginnen, um ihren Willen dadurch ein wenig zur Geltung zu bringen und nicht willenlos von der Laune der Herren abzuhängen. Das ist die vielgepriesene Hochschätzung der Frauen in unserer „besseren Gesellschaft"!

Wunderbar, wirklich höchst wunderbar, daß es angesichts solcher Erziehung und Behandlung neben der zahllosen Menge der gedankenlosen und oberflächlichen Frauen, noch so viele edle und ernste Frauen giebt, die sich durch alle diese Nichtigkeiten ein fröhliches Herz, ein tiefes Gemüt und einen reich entwickelten Sinn für alles Gute, Schöne und Wahre gerettet haben. Es ist der beste Beweis dafür, wie viele köstliche und unvergängliche Güter in einem Frauenherzen schlummern, daß trotz der vielen Mißstände und Unwahrhaftigkeiten in der Stellung der Frauen, in unserer vornehmen Welt die Familien glücklicherweise nicht allzuselten sind, in denen treue Fürsorge der Familienglieder füreinander, schlichte und gediegene Lebensweise mit ernster Weltanschauung sich paaren, und eine Häuslichkeit begründen, die den Angehörigen Schutz vor bösen Einflüssen und segensreiche Bildung des Herzens bietet, und dabei zugleich anregend und anmutend für den Gast ist, der des Hauses Schwelle überschreiten darf.

Wer etwas aufmerksamer hineinschaut in solche Häuser, wird fast immer finden, daß die Hausfrau als des Hauses Herz es ist, von der dieses Leben ausströmt, daß sie den stillen aber unverrückbaren Mittelpunkt bildet, um den sich alles schart.

Unwillkürlich haben wir soeben schon von den verheirateten Frauen gesprochen, aber wie viele Mädchen erreichen dies Ziel? Statistische Untersuchungen ergaben als wahrscheinliches Resultat,[1]) daß 39 % aller ehemündigen Frauen ledig bleiben. Beachten wir nun, daß in den niederen Klassen unseres Volkes unverheiratete Frauen eine Seltenheit sind, so ergiebt das für die höheren Schichten noch traurigere Zahlen. Diese Zustände haben ihren Grund nicht nur in der Überzahl an Frauen und Mädchen, sondern auch in einer, für die Beurteilung unserer vornehmen Welt höchst bemerkenswerten Erscheinung, dem Überhandnehmen der Ehelosigkeit unter den Männern. Die Schwierigkeit, eine Familie bei den stets gesteigerten Ansprüchen standesgemäß zu ernähren, die Zerfahrenheit unserer Geselligkeit, die es, zumal in Großstädten, dem Manne nahezu unmöglich macht, ein Mädchen wirklich näher kennen zu lernen, die ungenügende, mehr auf das Blendende wie auf das Tüchtige gerichtete Erziehung unserer weiblichen Jugend, und nicht am wenigsten der Hang zu einem an materiellen und sinnlichen Gütern reichen und bequemen Junggesellenleben wirken zusammen, um gerade in unsern höheren Ständen die Ehescheu der Männer zu befördern, und die Zahl der unverheirateten Frauen zu vermehren.

Wie verhält sich nun unsere „Gesellschaft" gegenüber diesen ledig bleibenden Frauen? Nun, ganz gewiß nicht als „gute Gesellschaft". Wir brauchen nur den Spottnamen „alte Jungfer" zu nennen, um an ein, allerdings nicht immer geduldig getragenes Märtyrertum zu erinnern, das sich täglich vor unsern Augen abspielt. Ist es ein Wunder, daß diese jungen Mädchen, die nie ernsthaft für irgend einen Beruf vorgebildet sind, wenn sie den einzigen Beruf, an den man für sie gedacht hat, — Gattin und Mutter zu werden, nicht erreichen, nun zum größten Teil verbittert und vergrämt vor einem leeren und öden Dasein stehen? Sie haben nie gelernt, ihr Leben ernstlich zu gebrauchen, zum Teil nie eine Thätigkeit gehabt, die Geist und Kraft völlig in Anspruch nahm, sie haben ihr Dasein wie einen Frühlingstag angesehen, durch den sie als bunte Schmetterlinge flatterten, und stehen nun schutzlos da, wenn der Reif getäuschter Hoffnungen sich auf ihre Zukunftspläne legt und die Stürme des Lebens sie haltlos machen. Und nun hindert unsere „gute Gesellschaft" mit ihren Lebensanschauungen und Gewohnheiten womöglich noch diese armen Mädchen an ihrem Fortkommen. Unter den Frauen der arbeitenden Klassen, wie des Mittelstandes ist es längst ganz selbstverständlich geworden, daß ein Mädchen irgend etwas Ordentliches lernen muß, um durch die Welt zu kommen. Als Buchhalterinnen, Erzieherinnen, Telephonistinnen u. a. er-

[1]) Wir entnehmen diese Zahl den Mitt. d. evang. soz. Kongresses vom Febr. 1894. S. 3. Eine andere Statistik, die a. a. O. April 1894. S. 3 verwendet ist, beginnt die Ehemündigkeit bereits beim 16. Lebensjahr. Danach waren am 1. Dez. 1885 ca. 15 Millionen Frauen über 16 Jahren in Deutschland, und unter diesen fünf Millionen unverheiratet und zwei Millionen Witwen.

werden Tausende ihr gesichertes, obzwar oft kümmerliches Brot. Den Frauen und Mädchen der vornehmen Welt dagegen erscheint der Gedanke, sich selbst den Unterhalt zu erwerben, immer noch „unstandesgemäß". Da müssen erst eine Menge eigener Vorurteile und noch mehr der Freunde und Verwandten durchbrochen werden, oder es muß die bittere Not ihren Zwang ausüben, bevor sich diese Mädchen dazu entschließen, ihren Unterhalt zu verdienen. Und wenn dann der große Entschluß gefaßt ist, dann zeigt es sich nur zu oft, wie sehr alle Kenntnisse zu irgendeiner ordentlichen Arbeit fehlen, und zu spät klagt solch ein armes Wesen sich selbst und — seine Eltern an wegen der Versäumnisse, die nicht mehr einzuholen sind.

Diese Verhältnisse haben gerade in den höheren Schichten unseres Volkes die Frauenfrage zu einer brennenden Frage gemacht. Kommt bei ihrer Verhandlung auch hie und da noch manches ungereimte Zeug zum Vorschein, so sollte man doch niemals vergessen, daß das Streben nach einer gediegeneren Bildung und nach der Möglichkeit, durch einen festen Beruf im Leben einen Halt zu finden, der Frauenfrage Kern ist, an dessen Berechtigung und Tüchtigkeit auch einige krause oder bittere Schalen nichts ändern. Dieses Gären und Ringen in der Frauenwelt, die sich mit einer erlogenen, oder doch allen Wertes entbehrenden Hochachtung nicht begnügen will, sondern eine wahrhaftigere Stellung erstrebt, können wir nur mit Freude begrüßen.

II.

„Und nun? — Wer mag die Strömung nennen, in welcher das Schiff unserer Tage fährt? Wer das Wort des Rätsels aussprechen, an dem die Geschlechter der Erde nagen? So viel ist richtig: der Tod und der Himmel sind zurückgewichen in den Hintergrund der Gedanken, und auf der Erde will der Mensch wieder menschlich heimisch werden. Heißt das: er will das Fleisch bei Champagner und Austern emancipieren? Nein. — Heißt's: die Erde soll ihm nur das Mistbeet sein, in dem er sich sein Gemüse zieht? Nein. — Sondern mit den Blitzen seines Geistes will er die Erde durchdringen, daß sie geistschwanger werde; er will sich an ihr eine Freundin seiner besten Stunden, eine ernste und doch heitre Gefährtin seiner reifsten und männlichsten Jahre gewinnen." So weissagt an der Schwelle der neuen Zeit Immermann, unserer besten Männer einer, als er dem neu emporsprossenden Leben den Puls fühlte. Mit solchen frohen Hoffnungen begann das 19. Jahrhundert seinen Siegeslauf auf den Gebieten des Verkehrs, der Technik, der Naturwissenschaften. Die ganze Energie des menschlichen Geistes versuchte in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Eine ungeheure Fülle von unbekannten Kräften, die uns auf Schritt und Tritt umgeben und nur ihres Bezwingers harren, wurde entdeckt, und der Menschengeist errang eine Herrschaft über die Natur, wie sie frühere Geschlechter niemals auch nur in ihren kühnsten Träumen erhofft hatten. Aber eben dieser Geist, der mit erstaunlicher Macht die Materie beherrschte, verlor, während er seinen Blick fest auf die Erde gerichtet hatte, darüber den Himmel, seinen Ursprung und sein Ziel völlig aus den Augen und begann in eigentümlicher Verirrung sich selbst für ein

Erzeugnis der Materie, die er beherrschte, zu halten. Anstatt daß der Mensch aus der Größe seiner Erfolge seine Göttlichkeit immer klarer erkannte, verfing er sich in einen seltsamen Widerspruch und sah sich selbst für den willenlosen Sklaven der Materie, für ein Spiel der Naturkräfte und des Zufalls an, für ein Wesen, das keinerlei eigener Selbstbestimmung fähig sei, sondern lediglich durch die ihn umgebende Welt bestimmt werde. So entstand jener krasse Materialismus, der lange Zeit von den Gebildeten wie ein Evangelium geglaubt wurde, und seinen bezeichnendsten Ausdruck fand in den Worten Moleschotts: „Der Mensch ist, was er ißt" und Karl Vogts, „daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnis zum Gehirn stehen, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren."

Eine solche Weltanschauung, die den Geist durch die Herrschaft der Materie knechtete, konnte nicht fröhlich machen. Bald trat an Stelle der hoffnungsvollen Siegesstimmung, wie sie aus Immermanns Worten herausklingt, ein öder Pessimismus, der bis auf den heutigen Tag der geistigen Welt unserer Vornehmen die Grundstimmung giebt.

Der erste, der philosophisch-pessimistische Anschauungen mit großem Erfolge vertrat und durch seine pikante und paradoxe Schreibart die Gebildeten bezauberte, war Arthur Schopenhauer. Gerade an seinem Beispiel, an dem grellen Kontrast, in dem bei ihm Lehre und Leben stand, hätte freilich auch jeder, der Augen im Kopfe hatte, deutlich die innere Hohlheit dieses Standpunkts erkennen können. Derselbe Schopenhauer, der diese Welt für die schlechteste aller möglichen erklärte, ließ es sich doch recht wohl in ihr sein. Er ermunterte zu einer Askese, die an die der Buddhisten heranreichte, und lebte als Lebemann in dem wahrlich nicht asketisch gesinnten Frankfurt a. M. Er lehrte, daß man dem Tode mit der größten Freudigkeit entgegensehen müsse, denn er sei „die große Gelegenheit, nicht mehr Ich zu sein: wohl dem, der sie benutzt", und flüchtete selbst mit Extrapost vor der Cholera. Welch prächtige Philosophie für unsere mit Genüssen übersättigten höheren Stände! Sie genießen mit dem Meister und erklären die Katzenjammerstimmung, die dem übertriebenen Genuß allemal folgt, für eine philosophische Anschauung. Ja selbst ein Mensch, der innerlich und äußerlich bankerott geworden ist, dem es an Kraft und Energie fehlt, um die Pflichten des Lebens zu erfüllen, und der seinem verfehlten Dasein durch den Revolver ein Ende macht, kann sich noch beim Selbstmord mit dem Mantel des Philosophen drapieren. Ein Meister, der solche Dinge zustande bekam, mußte bald in der Welt der Vornehmen Modephilosoph werden.

Indes selbst in der Philosophie sind unsre nach Besitz und Bildung maßgebenden Kreise nicht abgeneigt, die Mode zu wechseln. An die Stelle Schopenhauers trat der ernstere Eduard von Hartmann, dessen gemeinverständlich geschriebenes und durch zahlreiche, besonders naturwissenschaftliche Beispiele interessant erläutertes Hauptwerk „Die Philosophie des Unbewußten" in 12 Jahren neun Auflagen erlebte. Auch Hartmann erklärt, daß die Welt besser nicht da wäre, und daß der Wert des Lebens gering sei im Vergleich zu seinem Unwert. Er bekennt sich damit ebenfalls unzweideutig zur pessimistischen Weltanschauung, deren Überhandnehmen nur in Zeiten möglich ist, die zu ihrer Arbeit und Thatkraft kein rechtes Ver-

trauen haben, und an ihrer eigenen Daseinsberechtigung verzweifeln. Zwar mildert er seinen Pessimismus etwas, indem er diese schlechte Welt doch immer für die bestmögliche erklärt, da sie „zur Erlösung kommt und nicht eine solche ist, deren Qual in unendlicher Dauer perpetuiert wird"; aber „Erlösung" bedeutet für ihn doch nur das Eingehen in die Schmerz- und Lustlosigkeit der Nirwana, des völligen Nichts. Das ist die Philosophie einer todmüden Welt, die nichts will als — ruhen und schlafen.

Schopenhauer und Hartmann haben dem Buddhismus Eingang in die Welt unserer Vornehmen verschafft, in der er heute von Tag zu Tage Anhänger gewinnt. Buddhistische Katechismen werden in zahllosen Exemplaren verbreitet, in unsern Großstädten bilden sich kleine buddhistische Gemeinden, und weit verbreitete Zeitschriften bringen werbende Aufsätze für diese maß- und formlose indische Religion, deren Wesen sich in dem Leben ihres Stifters Buddha oder Sakyamuni verkörpert, der nach zügellosen Ausschweifungen sich in natürlichem Rückschlag einer harten Askese ergab und in ekstatischen Visionen neue Genüsse suchte, nachdem an dem abgelebten Leibe alle Reizmittel erschöpft waren. Ist es noch nötig auszuführen, warum seine Lehre heute so viel Verbreitung findet? Wir glauben kaum.

„Schopenhauer und Hartmann sehen die allgemeine décadence und halten sie für einen normalen Zustand; ich sehe gleich ihnen, daß wir in der décadence leben, aber ich lehne mich dagegen auf!" So ungefähr kennzeichnet Fr. Nietzsche einmal sein Verhältnis zu den beiden Philosophen. Nietzsche ist nicht mit Unrecht als der Philosoph der Bourgeoisie bezeichnet. Brutal und kraß spricht er aus, was viele Tausende praktisch üben. In seiner an Wahnsinn grenzenden Selbstüberhebung [1]) erblickt er sich selbst auf einsamer Höhe, auf die ihm nur sehr wenige „freie Geister" folgen können, nämlich die, welche gleich ihm willens sind, eine „Umwertung aller Werte" vorzunehmen, d. h. alles, was bisher für gut galt, für verderblich zu erklären und umgekehrt. Tief in den sumpfigen Niederungen haust für Nietzsche die gesamte übrige Menschheit. Voller Verachtung blickt er auf sie herab als auf erbärmliches Pack, das man sich am besten durch das „Pathos der Distanz" vom Leibe hält. In diesen Niederungen — so fährt er fort — sind auch die Begriffe der Sittlichkeit und die Forderungen der Moral entstanden, als Lüge und Erfindung der Schwachen, die sich dadurch vor dem wohlverdienten Untergang durch die Stärkeren retten wollen und leider oft damit Erfolg haben. Wohl dem genialischen Übermenschen, der diese „moralischen Vorurteile" durchbricht, sich „jenseit von gut und böse" stellt und seinem „Willen zur Macht" rücksichtslos Ausdruck giebt. Von diesem Standpunkte aus erklärt Nietzsche Machiavellis Buch vom Fürsten als ihm aus dem Herzen geschrieben, und das Scheusal Cesare Borgia ist ihm eine sympathische Persönlichkeit. Mit einem Wort: Heil dem Starken! Wehe dem Schwachen! Es ist ein System, wie geschaffen für die beati possidentes, eine Philosophie, die es unbedingt

---

[1]) „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste." Gesammelte Werke Abt. I. Bd. VIII. S. 165. Leipzig b. Naumann 1895.

rechtfertigt, wenn bei einigen Wenigen sich die Fülle der Genüsse anhäuft, während im übrigen die Menschheit darbt, eine Lehre, die den Kreisen von Besitz und Bildung alles erlaubt. Und wagen es vorläufig immerhin nur sehr wenige, sich offen zu diesen brutalen Anschauungen zu bekennen, so ist es doch ein Zeichen der Zeit, daß die Werke dieses Mannes, deren Deutschenhaß und Christusfeindschaft mit H. Heine wetteifert, gerade jetzt in einer großen Gesamtausgabe erscheinen können und augenscheinlich viel gekauft und gelesen werden.[1])

Neben diesen großen Systemen beeinflussen zahllose andere Strömungen, die wir nicht alle aufzählen können, die Denkungsart der modernen Gebildeten. Die Zersplitterung der Interessen, die wir vorher beklagten, ist nur eine Folge der Zersplitterung der geistigen und sittlichen Anschauungen. Auch der Oberflächlichste findet heute Anhänger. Selbst Egidys „Einiges Christentum", diese Aufwärmung des abgestandenen Rationalismus, die vom Christentum freilich nur noch einiges Weniges enthält, hat eine Zeitlang eine große Erregung der Geister hervorgerufen. Neuerdings versuchen besonders die Gesellschaften für ethische Kultur weitere Kreise zu interessieren. Erschreckt über den Verfall der Sitten und der Volksmoral, wollen sie es unternehmen, die Sittlichkeit zu fördern oder eine neue Sittenlehre zu begründen, jedoch mit Ausschluß jeder religiösen Basis, da die Religion doch immer nur Uneinigkeit gestiftet habe.

Alle diese Weltanschauungen, so verschieden sie im einzelnen sein mögen, sind darin einander gleich, daß sie versuchen, auf dem Grunde empirischen, sinnlichen Erkennens allein ein Weltbild zu entwerfen. Gerade dadurch haben sie in den Kreisen der Gebildeten ihre ungeheure Verbreitung gefunden. Dem modernen Menschen ist nur das eine Realität, was er mit den Augen sehen, mit den Händen greifen kann. Die Seele ist ihm nichts als eine Funktion des Leibes. Eine Welt, die sich über die Welt der Sinne erhebt, giebt es nur in der Vorstellung, nicht in der Wirklichkeit. Es ist erstaunlich, mit welcher erschreckenden Schnelligkeit der alte Rationalismus abgewirtschaftet und einem krassen Materialismus Platz gemacht hat. Noch vor hundert Jahren waren: Gott, Unsterblichkeit, Tugend drei Dinge, in deren Anerkennung sich die gesamte gebildete Welt einig fühlte. Heute ist kaum eine Spur davon zu finden. In der Frage nach Gott kommt der Durchschnitt unserer Gebildeten, wenn sie ehrlich gegen sich selbst sind, im günstigsten Falle zu einem „kann sein, kann auch nicht sein". Auf Grabkränze schreibt man zwar aus alter Gewohnheit: auf

---

[1]) Wie weit Nietzsche in seinen Folgerungen geht, zeigt am deutlichsten seine Schrift „Antichrist", die von wilden und rohen Beschimpfungen des Christentums strotzt: „Das Christentum ist ein Aufstand alles Am-Boden-Kriechenden gegen das, was Höhe hat: Das Evangelium der Niedrigen macht niedrig" VIII, 273. „Habe ich noch zu sagen, daß im ganzen Neuen Testament bloß eine einzige Figur vorkommt, die man ehren muß? Pilatus, der römische Statthalter. Einen Judenhandel ernst zu nehmen — dazu überredet er sich nicht. Ein Jude mehr oder weniger — was liegt daran? . . . Der vornehme Hohn eines Römers, vor dem ein unverschämter Mißbrauch mit dem Wort „Wahrheit" getrieben wird, hat das Neue Testament mit dem einzigen Wort bereichert, das Wert hat — das seine Kritik, seine Vernichtung selbst ist: „Was ist Wahrheit?"!" VIII, 281.

Wiederſehn! Aber es iſt den meiſten nicht recht ernſt damit, den Kopf würden ſie ſich jedenfalls dafür nicht abreißen laſſen. Endlich ſind wohl kaum je die Begriffe über das, was recht und unrecht iſt, ſo verwirrt geweſen wie in der Gegenwart. Nur zu genau iſt eingetroffen, was Geibel befürchtete, als er vor fünfzig Jahren der neuen Zeit ein „Glückauf, Glückauf du junge Zeit von Erz" zurief, aber gleichzeitig fortfuhr:

Und doch — muß ich ſo ganz verſenkt dich ſchauen
In Stoff und Wucht — beſchleicht mit leiſem Grauen
Mir oftmals eine Furcht das Herz:
Du möchteſt einſt im Rauche deiner Eſſen,
Im Trotze deines Rieſenwerks vergeſſen,
Daß droben einer ſitzt auf ew'gem Thron.

Das hat unſre Zeit in der That gründlich vergeſſen. Nicht, daß ſich alle Atheiſten nennten, oder ſich darüber klar wären, daß ſie es ſind. Aber unſere an Beſitz und Bildung maßgebenden Kreiſe ſind zum großen Teil praktiſche Atheiſten, oder doch in ihren Anſchauungen über dieſe Dinge ſo unklar, daß ihnen jedenfalls Gott und Göttliches, Himmel und Hölle keine Gewißheit, kein Motiv ihres Handelns, keine Realität, kein feſter Grund ſind, auf dem ſie leben und ſterben mögen. Nicht vereinzelt iſt heute die Erfahrung eines Profeſſors der Theologie, zu dem einer ſeiner Zuhörer blaß und ermattet von innern Kämpfen kam, um ihm zu bekennen: er könne keine Gewißheit gewinnen, ob ein Gott überhaupt exiſtiere, er halte die Unſterblichkeit für einen Wahn und werde von Zweifeln zermartert, ob die Grundforderungen der Sittlichkeit berechtigt ſeien. Unſelige Zeit, deren Signatur ein Fragezeichen iſt!

So glaubt der moderne Gebildete gar nichts? O doch, gewiß, er glaubt ſteif und feſt — an die unheilvollen Wirkungen der Zahl 13. Ich bitte dich, verehrter Leſer, unſer Vaterland und die angrenzenden Länder von Nord nach Süd, von Oſt nach Weſt zu durchſtreifen und ein Hotel erſten Ranges zu ſuchen, in dem es ein Zimmer Nr. 13 giebt. Wenn du es findeſt, ſo iſt es die größte Merkwürdigkeit unſerer Zeit und verdient im Bädeker mit Sternen verſehen zu werden. „Das würde viele Gäſte nicht angenehm berühren, wenn wir ſie in ein Zimmer Nr. 13 führen wollten," wird dir jeder Oberkellner antworten, wenn er es nicht vorzieht, mit vielſagendem Lächeln zu ſchweigen. — Oder haſt du vielleicht ſchon eine Geſellſchaft von 13 Perſonen mitgemacht, ohne daß eine gepreßte Stimme laut geworden wäre: „Wir ſind ja dreizehn", worauf ein gebildeter Wirt ſchnell eine Stecknadel als Vierzehnte in die Decke ſteckt? Auch iſt es der Mühe wert, Geſellſchaften von vierzehn Perſonen etwas näher ins Auge zu faſſen, ob nicht ein Freund oder eine Freundin des Hauſes dir vertraulich ins Ohr flüſtern, ſie wären kaum fertig geworden mit ihrer Toilette, man hätte ſie noch ſchnell herübergerufen, damit nicht dreizehn bei Tiſche wären. Kinderfräulein, mit denen ſonſt wenig Federleſens gemacht wird, ſind auf einmal nützliche Glieder der Geſellſchaft, wenn es gilt, dieſe Unglückszahl zu umſchiffen, und ſelbſt ein halber Säugling kann unter ſolchen Umſtänden dein Tiſchnachbar werden. Willſt du der Sache auf den Grund gehen, ſo frage noch den Hausherrn, und er

wird dir mit verschämtem Lächeln antworten: „Ich selbst glaube natürlich nicht daran, aber es könnten doch unter meinen Gästen einige sein, die daran Anstoß nehmen; die Frau Rätin wußte nur kürzlich von einem auffallenden Fall zu erzählen . . . es wäre jedenfalls nicht taktvoll, wenn dreizehn bei Tische säßen.“ Ja es ist eine böse Zahl, diese 13. Wenn die Zeitungen ausnahmsweise die Wahrheit berichten, so giebt es sehr vornehme Straßen in deutschen Städten, in denen die Hausbesitzer gegen diese ominöse Zahl als Hausnummer mit Erfolg protestiert haben, um nicht ihre reichen Mieter zu verlieren, und selbst Droschkenkutscher haben sich geweigert, ihre Karre durch die Zahl 13 zu einem Unglücksgefährt zu stempeln. Das ist der Glaube, der nach unsern Erfahrungen in den gebildeten Kreisen fast allgemeine Verbreitung hat — der Glaube an die Zahl 13!

In neuester Zeit hat man es sich nicht nehmen lassen, in solche und ähnliche Tollheit noch Methode zu bringen. Wie Pilze nach Regenwetter schießen die spiritistischen Vereine aus dem Boden, die verrückte Reaktion auf den sinnlosen Materialismus. Im Jahre 1883 verfügte nach unsern Erkundigungen der Spiritismus im ganzen über 33 Zeitschriften, von denen jedoch nur eine, die Psychischen Studien, in Deutschland erschien. Das dürfte sich seitdem bedeutend geändert haben. Man kann heute kaum eine größere Gesellschaft, besonders in der aufgeklärten Reichshauptstadt, finden, in der nicht einige geheime oder offene Anhänger des Spiritismus vorhanden wären. Abgelebte Aristokraten finden dort noch einen neuen Reiz für ihre abgestumpften Nerven, lassen sich mit kaltem Schauer von nassen Händen über das Gesicht fahren, und nehmen es mit ehrerbietiger Scheu hin, wenn ihnen einmal ein neckischer Kobold mit einem Prügel über den Rücken fährt. Überspannte Weiber treten mit Geistern von Verstorbenen in Verbindung, die sie an ihrem Lieblingsparfüm und ähnlichen untrüglichen Anzeichen wiedererkennen, und es ist anzunehmen, daß die Gedichte aus dem Jenseits von Fr. von Schiller und W. von Goethe samt Prophezeiungen von E. M. Arndt, die vor Jahren wenn wir uns recht erinnern, in spiritistischen Blättern angepriesen wurden und sogar in eleganten Einbänden mit Goldschnitt käuflich waren, in der Zwischenzeit zahlreiche Auflagen erlebt haben. O, wenn Shakespeare gewußt hätte, wie viele Narren sich auf ihn berufen würden, er hätte schwerlich seinem Hamlet den Ausspruch in den Mund gelegt:

> Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden
> Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

Der Spiritismus gehört in das Gebiet des religiösen Aberglaubens, der heute weit mehr von den sogenannten Gebildeten, als von den einfacheren Volksklassen kultiviert wird. Viele seiner Anhänger halten sich sogar für besonders fromm, reden von der läuternden Kraft ihres Unsinns, und stellen ihren Aberglauben selbst als eine höhere Stufe des Christentums dar. Das Seitenstück auf wissenschaftlichem, medizinischen Gebiete ist der Hypnotismus und die Suggestionen. Nicht, als ob wir zweifelten, daß es im Bereich des Seelenlebens, wie des leiblichen Lebens noch eine große Reihe höchst wunderbarer und seltsamer Erscheinungen gebe, die der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und des eindringendsten Studiums seitens unserer Seelsorger und Ärzte, Philosophen und Naturforscher wert seien.

Aber die Art, wie heute dieſe Erſcheinungen behandelt, und die Naivetät, um nicht einen ſchärferen Ausdruck zu gebrauchen, mit der ſie verwertet werden, neuerdings ſogar vor Gericht, laſſen nur einen traurigen Rückſchluß zu auf das geiſtige und ſittliche Niveau unſerer höheren Klaſſen, die ausſchließlich an dieſem Humbug beteiligt ſind. Wenn die Anſicht jenes Sachverſtändigen durchdringt, der kürzlich in einem viel beſprochenen Prozeß nach den Zeitungsberichten erklärte, ein Schwindler habe eine Dame unter andern durch wiederholte Küſſe der Freiheit des Willens beraubt (NB die ſie ſich doch muß haben gefallen laſſen!), ſo kommen wir vielleicht noch dahin, daß Verlöbnis und Ehe als Freiheitsberaubung gerichtlich verfolgt werden! fin de siècle.

Es geht ein Zug von Narrheit durch unſer bildungsſtolzes Jahrhundert; aber es iſt nicht die luſtige Narrheit der Komödie, ſondern die unheimliche Narrheit eines Hamlet, die krankhafte Ausgeburt einer kranken Zeit voller problematiſcher Naturen.

Es iſt die einfache Folgerung aus unſern bisherigen Darlegungen, daß die beſitzenden Klaſſen unſers Volkes, wie die Gebildeten ſich im großen Ganzen den Kirchen gegenüber gleichgültig, ja mehr noch, ablehnend verhalten. Ihre naturaliſtiſche Weltanſchauung geht bis zur Leugnung des chriſtlichen Gottesglaubens, ihr Egoismus iſt das Gegenteil der hingebenden Liebe, ihre ſchwankende, zweifelnde Haltung gegenüber einer höheren Welt unvereinbar mit der gewiſſen Zuverſicht, die nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet. So iſt vielen aus dem Herzen geſprochen, was Virchow, zunächſt von der römiſchen Kirche, dann aber auch mit allgemeiner Geltung ausſprach: „Die Kirche iſt an ſich nur eine fremdartige Erſcheinung . . . ich und meine Freunde, wir wollen weder ihre Freiheit, noch Unfreiheit; am liebſten möchten wir gar keine Kirche.“ Indeſſen ſind mit ſolchen frommen oder unfrommen Wünſchen die Kirchen noch nicht aus der Welt geſchafft, und auch unſere vornehmen und gebildeten Stände müſſen ſich irgendwie mit ihnen abfinden.

Da iſt nicht zu verkennen, daß in den Kreiſen der Vornehmen die römiſche Kirche immer mehr an Einfluß und Anſehen gewinnt, obwohl ſie ihrer ganzen Natur nach der ſchroffſte Widerſacher jeder modernen Weltanſchauung iſt. Sie macht daraus auch nicht den geringſten Hehl, ſondern ſchleudert ihr Anathema gegen alles, was ihrem ſtarren Dogma widerſpricht. Je ſchärfer und frecher, beſonders in den ſechziger und ſiebziger Jahren, der Materialismus auftrat, um ſo entſchiedener ſchlug Rom allen Empfindungen und Erkenntniſſen des modernen Menſchen in ſeinen Bullen und Syllaben ins Geſicht, und es iſt in dieſem Sinne eine durchaus treffende Äußerung, wenn Stöcker einmal das Unfehlbarkeitsdogma die Antwort auf die Affentheorie nennt. Aber gerade durch dieſe rückſichtslos reaktionäre Haltung gewinnt Rom an Anſehen in vielen vornehmen Kreiſen. Denn natürlich haben die oben geſchilderten Anſchauungen nicht ohne Kampf und überhaupt nicht völlig den Sieg gewonnen. Neben der Menge, die ihnen zugefallen iſt, ſtehen weite Kreiſe, die ſie mit Mißtrauen betrachten. Beſonders ein Teil der hohen Ariſtokratie iſt jeder durchgreifenden Neuerung auf geiſtigem wie wirtſchaftlichem Gebiet, ja überhaupt jeder Weiterentwicklung, abhold. Auch ſonſt giebt es unter der Menge der Gebildeten viele, die zu träge

oder zu schwach sind, den großen Kampf um die Weltanschauung im eigenen Herzen durchzukämpfen, und nun ratlos vor den Angriffen auf ihren Glauben sehen, den sie doch andrerseits nicht preisgeben wollen. Sie sehnen sich nach einer Autorität, der sie blindlings folgen können, und halten in ihrer Urteilsunfähigkeit nur zu oft die Kirche für die größte Autorität, die am selbstbewußtesten auftritt. Alle diese Naturen fühlen sich zur römischen Kirche hingezogen, weil sie gerade durch ihre äußere Geschlossenheit, wie durch den Nachdruck, mit dem sie Gehorsam fordert, unfreien und schwachen Geistern imponiert, und sich dabei gleichzeitig mit großem Geschick den Anschein giebt, als sei sie wirklich der unerschütterliche Felsen, an dem die Jahrhunderte fruchtlos nagen, und den die Wogen des Zeitgeistes vergeblich umbrausen.

Ist so der „mütterliche Schoß der alleinseligmachenden Kirche" jetzt wie früher die Zuflucht derer, die geistig bankerott sind oder auf ein eigenes Urteil in den großen Fragen des inneren Lebens verzichten, so weiß Rom andrerseits die schwankenden Gebildeten in seiner eignen Mitte mit großem Geschick an sich zu fesseln durch die vorzügliche Organisation, die es auf religiösem Gebiete in den Katholikenvereinen und Versammlungen, auf politischem Gebiete in dem Centrum besitzt. Jeder einzelne wird getragen und festgehalten durch die ganze Gemeinschaft, und er müßte erst zahllose zarte Bande und starke Fesseln zerreißen, wenn er auch nur gleichgültig gegen seine Kirche werden wollte.

Das größte Ansehn verschafft freilich der römischen Kirche bei unserer vornehmen Welt und den maßgebenden Persönlichkeiten nicht der Zauber, den sie auf schwache oder ästhetisch veranlagte Naturen ausübt, sondern ihre sehr realen Machtmittel, deren zähe Kraft sie im Kampfe mit dem preußischen Staate bewiesen hat, und die geschickte Politik des Papsttums, das sich seit seiner Restitution unter Pius VII. (1814) fortdauernd mit vollem Munde als den Hort der Legitimität und den Retter der Gesellschaft in den großen Krisen der Gegenwart anpreist. Mit vollendeter diplomatischer Kunst, um die es die gewandtesten Staatsmänner beneiden, spielt Rom sein ränkevolles Doppelspiel, indem es durch seine aus dem Volk hervorgegangenen Kapläne die religiösen, politischen und socialen Leidenschaften der Massen aufwiegelt, und gleichzeitig durch seine welt- und formgewandten, zum Teil dem alten Adel entstammenden höheren Geistlichen, besonders durch die mit fürstlichem Glanz auftretenden Bischöfe und Kardinäle, auf die Interessen der Vornehmen eingeht und ihnen die Erhaltung ihrer Macht verheißt, wenn sie nur geneigt sind, die im einzelnen Falle vielleicht geringfügigen, im ganzen aber unersättlichen Ansprüche der Kirche zu erfüllen.

Unsere vornehme Welt ahnt es wohl, daß der Preis, den Rom fordert, auf die Dauer mit seinen Leistungen in keinem Vergleich steht, und darum ist ihre Hinneigung zu Rom stets mit einer gewissen Beklemmung und Furcht gepaart, aber sie glaubt mit der Macht Roms rechnen zu müssen und merkt es dabei kaum, daß sie dadurch erst recht diese Macht verstärkt. Diese innere Abneigung vor der römischen Kirche, die den Deutschen allmählich in Fleisch und Blut übergegangen ist, hat uns bisher vor Massenübertritten, wie sie in der Aristokratie Englands vorgekommen sind, bewahrt, aber der Einfluß Roms hat doch bedeutend zugenommen und in

weiten Kreisen Vorstellungen von der geistigen und materiellen Macht Roms erweckt, die weit über die thatsächlichen Verhältnisse hinausgehen.

Ganz anders ist die Stellung unserer Gebildeten der evangelischen Kirche gegenüber. Die Gleichgültigkeit oder Feindschaft, die sich Rom gegenüber wenigstens in einzelnen Kreisen nicht offen herauswagt, braucht sich der evangelischen Kirche gegenüber keinen Zwang anzuthun, und die Folge ist, daß die Unkirchlichkeit der sogenannten Gebildeten, zumal in den kleinen und mittleren Städten des Ostens, jeder Beschreibung spottet. Die Städte sind nicht selten, deren Honoratioren in der Kirche stets durch Abwesenheit glänzen. In den meisten großen Städten ist es nicht viel besser. Die Berührung der Mehrzahl der Gebildeten mit der Kirche und dem Geistlichen beschränkt sich auch hier im allgemeinen auf die Amtshandlungen, bei denen aus guter alter Sitte, und weil der standesamtliche Akt doch zu öde und inhaltlos ist, die kirchliche Feier beibehalten wird. Doch gilt in vielen Fällen — es ist traurig zu sagen, wird aber durch die Erfahrung nur zu sehr bestätigt — der Geistliche mehr als Dekoration, als daß sich wirklich ein Verlangen nach Gott und Gottes Segen offenbarte. Natürlich nicht überall. Wer wollte es undankbar verkennen, wie viele lebendige, christliche Persönlichkeiten gerade in den wahrhaft vornehmen Kreisen zu finden sind! Noch lebt in den Herzen ungezählter hochstehender Frauen ein tiefer religiöser Sinn, lebendiger Glaube und aufrichtige Frömmigkeit. Noch ist so manches gutsherrliche Haus auf dem Lande, auch manches alte ehrbare Kaufmannshaus in der Stadt, eine Heimstätte echten evangelischen Glaubens. Noch sind auch unter den Männern bis zu den Vornehmsten im Lande nicht wenige, die sich des Evangeliums nicht schämen und ihren Glauben nicht verleugnen, und sollten sie deshalb selbst Schaden leiden an ihrer Laufbahn. Aber sie sind doch sehr in der Minderheit. Wohl ist es von Grund aus verkehrt, was etliche geistliche Heißsporne oder Pessimisten aussprechen, daß christlicher Sinn und christliche Sitte aus unsern bessern Kreisen beinahe völlig geschwunden seien, aber die große Masse der Gebildeten hat allerdings innerlich und zum Teil auch äußerlich der evangelischen Kirche den Rücken gekehrt oder verharrt ihr gegenüber in stumpfer Gleichgültigkeit.[1]) Wir möchten nicht ohne weiteres auf unsre modernen Villen und Prachthäuser übertragen, was in den Psalmen von Jerusalem gesagt ist: „Gott ist in ihren Palästen bekannt, daß er der Schutz sei."

Allerdings ist es nicht zu verkennen, daß diese kirchliche Gleichgültigkeit ihren Tiefpunkt bereits überschritten hat. Die Not der Zeit lehrt wieder beten. Die Herzen sind leer geblieben bei aller Vergötterung der Materie, wie bei dem Hexentanz ums goldene Kalb, und die Seelen beginnen zu ahnen, daß man ihnen Steine anstatt des Brotes gereicht hat. Unstreitig haben Kirchlichkeit und Kirchenbesuch der höheren Stände, die äußeren Gradmesser der inneren Stellungnahme zur Kirche in den letzten Jahren langsam aber stetig zugenommen. Natürlich würde es eine Täuschung sein, daraus sofort auf eine veränderte Herzensstellung der Gebildeten zu schließen. Die

---

[1]) Als charakteristisches Beispiel wurde gelegentlich einmal angeführt, daß von den sämtlichen sehr zahlreichen Professoren der Berliner Universität nur ein einziger, außer einigen Theologen, sich am kirchlichen Leben Berlins aktiv beteilige.

größere Würdigung der Kirche hat bei vielen und gerade bei tonangebenden Persönlichkeiten oft — nicht immer — auch recht äußerliche Ursachen. Von dem Modechristentum, das zu dem „allgemein beliebten, lieben und geistreichen" Modepfarrer hinläuft, sehen wir dabei ganz ab, denn das ist weniger aufrichtiges Bedürfnis als Laune, die kommt und verfliegt, spätestens beim Abgang des betreffenden Predigers. Weit bedenklicher ist die plötzliche Neigung zur Kirche, wenn sie hervorgeht aus der stillen oder ausgesprochenen Hoffnung in ihr eine „schwarze Polizei" zu haben, die der staatlichen Polizei im Kampfe gegen umstürzlerische Mächte ergänzend zur Seite tritt. Denn so wahr es ist, daß die Kirche nicht damit ihre Aufgabe erschöpft hat, wenn sie predigt: „Lasset euch versöhnen mit Gott!" sondern daß sie als einfache, unumgängliche Folgerung dieser Botschaft auch Frieden auf Erden verkündigen und verbreiten soll, so wahr ist es auch, daß sie dieses Ziel nur erreichen kann, wenn sie zwischen reich und arm, vornehm und gering keinen Unterschied macht, sondern sich streng an das Wort des Apostels hält: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu!" Die Waffen der Kirche im Geisteskampfe der Gegenwart sind und bleiben immer nur die beiden alten: Glaubenswort und Liebesthat. Ob diese es gerade sind, die die Herzen heute mehr anziehen wie früher, wer will es sagen außer dem großen Herzenskündiger droben? Immerhin aber verzeichnen wir es unter den erfreulichen Zeichen der Zeit, daß im kirchlichen Leben unserer oberen Klassen das Thermometer nicht mehr so wie früher auf dem Gefrierpunkt steht, sondern langsam zu steigen beginnt.

Der beste Gradmesser für die Wahrhaftigkeit der Religiosität und den Wert der Kirchlichkeit einer Volksklasse ist und bleibt ihr Verhältnis zu den Armen und Niedrigen. Ja, es wird schließlich das entscheidende Moment für die Beurteilung unserer oberen Klassen sein, wie ihre Stellung zu den andern Schichten des Volkes ist. Sie sollen des Volkes Leiter und Führer sein, sie sind es, die letzthin die Geschicke des Volks in der Hand haben. Darum ist es von großer Bedeutung, ob die Geringeren zu ihnen rechtes Vertrauen haben und haben können. Das ist nicht nur eine für die Geschichte eines Volkes wichtige Zeitfrage, es ist ein Stück Ewigkeitsfrage. Wenn vor dem Richterstuhl Gottes „alle Völker" versammelt werden, um ihr Urteil zu empfangen, dann werden sie „gerichtet werden nach dem einen überwältigend großen Gesichtspunkt: wie ging es euren armen Leuten? Ein Volk, das hierin nicht besteht, ist verloren."[1]) Das soll darum die letzte Frage sein, die wir an unsre durch Besitz und Bildung maßgebenden Kreise richten: Ihr, denen des Lebens Tafeln reich gedeckt sind, wie steht ihr zu denen, die durch ihrer Hände Arbeit ein gut Teil zur Herstellung dieser Genüsse beitragen, wie zu denen, die nichts ihr eigen nennen?

Wohl jeder, der mit dieser Frage auf dem Herzen zu unsrer „guten Gesellschaft" kam, ist erschreckt und betrübt von dannen gegangen. Es

---

[1]) Naumann, Jesus als Volksmann S. 13 mit Bezug auf Matth. 25, 31—46.

besteht eine tiefe Kluft zwischen arm und reich, die durch die schändlichen, planmäßigen Hetzereien der Socialdemokratie und die Gleichgültigkeit der oberen Zehntausend von Tag zu Tage erweitert wird. Die „oberen" und „unteren" Schichten des Volkes sind so weit voneinander gekommen, daß die einen gar keine Ahnung mehr von den Lebensanschauungen der andern haben. Ausnahmen mögen es vielleicht noch sein (freilich nicht überall), daß der Ärmere in jedem Reichen einen Tagedieb und Schlemmer, der Reiche in jedem Armen einen bettelnden und begehrlichen Lumpen sieht, aber so weit sind wir doch gekommen, daß beide einander nicht mehr die einfachsten und natürlichsten Gefühle zutrauen. Wer mit ärmeren Leuten zu thun hat, wird oft bei ihnen die Anschauung finden, daß die Reichen ihre Kinder nur als Spielzeug ansähen und keinen rechten Begriff von ihrem Wert hätten, während umgekehrt manche vornehme Dame, die von einem Todesfall in der Familie eines Armen hört, gelassen äußert: „Die Leute empfinden das nicht so." Recht oft begegnet dem Geistlichen, der von erfreulichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Seelsorge zu erzählen weiß, die erstaunte Frage: „Verstehen denn die Leute etwas von solchen Dingen?" Und ebenso selten findet er bei Arbeitern Verständnis dafür, daß ein reicher Mann doch noch Sorge und Plage genug haben kann. Das sind betrübende Anzeichen einer gegenseitigen Entfremdung, die für die Entwicklung unsers Volkslebens unheilvoll werden kann. Es ist fast so, als ob nicht ein Volk, sondern zwei Völker in unserm Vaterlande nebeneinander wohnten.

Vor einigen Jahren erschien ein Buch, welches großes Aufsehn erregte, so daß schnell mehrere Auflagen nötig wurden. Darin hatte P. Göhre, damals als junger Kandidat, in fesselnder und anschaulicher Weise seine Erlebnisse während einer dreimonatlichen Arbeitszeit als Fabrikarbeiter beschrieben und im Anschluß daran ein Bild von den Lebensanschauungen und Gewohnheiten der arbeitenden Bevölkerung entworfen. Inhaltlich bot das Buch Männern, die in lebendiger Berührung mit dem Volksleben standen, verhältnismäßig wenig Neues, aber wie eine Offenbarung ward es von großen Kreisen unserer höheren Stände verschlungen. Die darin geschilderte Welt war der Mehrzahl unserer Gebildeten so fremd geworden, daß es einer Entdeckungsreise im eigenen Lande bedurfte, um unsere oberen Klassen mit dem Leben von Menschen bekannt zu machen, die unter uns wohnen, mit uns leben und für unsere Bedürfnisse sorgen. Und solche Unbekanntschaft mit den Lebensgewohnheiten der Arbeiter findet man nicht etwa nur bei Gelehrten und Männern vom grünen Tisch, sondern selbst bei Arbeitgebern und Männern aus praktischen Lebensberufen. — An dieser Entfremdung tragen unsere oberen Klassen die Hauptschuld, denn sie haben weit mehr Gelegenheit, sich den Arbeitern zu nähern und auf deren Interessen einzugehen, als das Umgekehrte der Fall ist. Wie wenig sie aber solche Gelegenheit zu benutzen und zu schätzen wissen, beweist am besten der geradezu ungeheuerliche, aber noch überall eingebürgerte Sprachgebrauch, der eine Gesellschaft, ein Wirtshaus, einen öffentlichen Garten nur dann als „anständig" bezeichnet, wenn vornehm gekleidete und wohlhabende Menschen darin verkehren.

Zu dieser Verständnislosigkeit für das Leben der andern Volksschichten trägt noch besonders bei die mit der Entwicklung unserer Groß-

städte zusammenhängende Erscheinung, daß die wohlhabenden und die ärmeren Volksklassen auch räumlich immer mehr voneinander getrennt werden. Der Zug nach dem Westen, der unter unsern Augen eine zweite Völkerwanderung verursacht, macht sich nicht nur im ganzen Lande, sondern selbst in einzelnen Städten geltend. Der Westen von Berlin ist die Gegend der Vornehmen, der Osten die Heimstätte der Arbeiterbevölkerung. Im Westen Geschmack, Reichtum, Luft und Licht; im Osten die öden, grauen, eintönigen Fronten der Arbeiterkasernen mit ihren dumpfigen Kellern und kalten Dachkammern. Verschiedene Welten in einer Stadt.

So verlieren unsere besser gestellten Kreise äußerlich und innerlich immer mehr die Fühlung mit den Arbeiterkreisen und den Ärmsten der Armen; sie kennen sie nicht, sie verstehen sie nicht, sie thun darum auch nichts oder nur wenig für sie. Daran ändert nichts das ganze große Heer von Wohlthätigkeitsanstalten und Vereinen; im Gegenteil, so barock das klingt, sie verschlechtern unsere Verhältnisse, denn sie verhindern oft den Verkehr zwischen den verschiedenen Volksschichten. Zwischen den Wohlthäter und den Empfänger schiebt sich der Verein. Etwas Unpersönliches tritt an Stelle der lebendigen, liebevollen Berührung zweier Menschen miteinander. „Es ist mir so unangenehm, wenn die Leute mit ihren schmutzigen Sachen in meine saubere Küche kommen. Da bezahle ich lieber einen Beitrag zum Suppenverein, und die Leute haben ganz dasselbe, sie sind sogar weniger geniert.“ „Nicht ganz dasselbe, mit Verlaub, meine Gnädige. Denn erstens glaube ich doch, daß Ihre Suppen etwas kräftiger sind als die des Suppenvereins, und dann — können Sie nicht den Leuten, die zu Ihnen kommen, ein freundlich Wort sagen, ihre, wie Sie selbst sagen, nicht ganz mustergültigen Sachen durch andere ersetzen und ihnen die Stunde, in denen sie in Ihr Haus kommen, zu einem Lichtblick in ihrem schweren Dasein machen?“ Aber in unsern wohlhabenden Häusern sind wohlthätig sein und Geldgeben identische Begriffe geworden. Ins Jahresbudget wird eine bestimmte Summe als Beiträge an Vereine aufgenommen, zumal solcher Vereine, die unter dem Protektorat hoher Persönlichkeiten stehen, und der Betreffende hat dafür das Bewußtsein, ein ganz besonders wohlthätiger Mann zu sein.

Weit größeren Vorzug geben unsere höheren Stände indessen solchen Veranstaltungen, bei denen sie das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden können. Selbst in kirchlichen Kreisen zeigt sich vielfach eine uns nicht ganz sympathische Vorliebe für Bazars, Promenadenkonzerte und ähnliche Unternehmungen. Man verteidigt sie mit der Notwendigkeit, größere Mittel zu schaffen, als ob der Herr der Kirche niemals das Wort vom Scherflein der Witwe gesprochen hätte. Aber das ist harmlos gegenüber andern Erscheinungen. Man führt lustige Theaterstücke auf zum Besten der Cholerakranken, man schmaust zum Wohle der Hungerleidenden in Notstandsgebieten, man tanzt zur Unterstützung von Überschwemmten, und selbst der Kölner Karneval, vielleicht das liederlichste aller deutschen Volksfeste, feiert seine Orgien „zum Besten der Armen“. Non olet! ist das alte Losungswort, wo es gilt, Geld zu beschaffen.

Wie groß ist aber das Erstaunen, wenn alle diese „Wohlthaten“ auf die, denen sie zu gute kommen, nicht den geringsten Eindruck machen, wenn sie alle Gaben ruhig einstecken, als ob sich das von selbst verstände,

und höchstens dadurch begehrlicher werden. Da ist dann des Klagens kein Ende über die Undankbarkeit der niedern Volksklassen. Ob mit Recht, mag der verehrte Leser selbst entscheiden.

Es giebt Zustände und Zeiten, auf denen es wie ein Fluch liegt, so daß sich Arznei in Gift verwandelt, wohlmeinende Absichten böse Erfolge haben und Wohlthaten die Wurzeln von Schäden sind. Oft sieht es so aus, als ob es unsrer Zeit so gehe. Es wird weit mehr gegeben, gethan, gearbeitet denn je, aber es liegt kein Segen darauf. Selbst Maßnahmen, die die Kluft zwischen arm und reich vermindern sollen, tragen dazu bei, sie zu erweitern. Immer größer wird der Abstand, der die Glieder desselben Volkes voneinander trennt, immer mehr nähern wir uns dem Zustande, den einst der Größte unter den Menschenkindern mit den kurzen Worten geschildert hat: es war ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden; es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen. Oder wollt ihr es mit modernen Worten vernehmen, so hört der Größten einen aus unserm Jahrhundert, Thomas Carlyle, wie er in seiner ergreifenden Weise einen Stutzer, einen Gigerl würden wir heute sagen, und einen Tagelöhner, einen Packesel, einander gegenüberstellt und dann fortfährt: „Mir kommt es wahrscheinlich vor, daß diese beiden Sekten eines Tages England unter sich teilen werden, nachdem eine jede sich aus den dazwischen liegenden Parteien so lange rekrutiert, bis keiner mehr da ist, um sich irgend einer Partei anzuschließen. Die stutzerhaften Manichäer mit der ganzen Menge der modernisierenden Christen werden die eine Partei formen, die Armensklaven oder Packesel, die alles um sich sammeln, was, wie sie selbst, im Schweiße des Angesichts arbeitet, ohne Rücksicht auf Christentum oder Heidentum, und die gleichfalls alle Utilitarianer, Radikale u. s. w. zu sich hinüberziehen — die andre Partei. Ich möchte Stutzertum und Packeseltum mit zwei bodenlosen siedenden Strudeln vergleichen, die auf entgegengesetzten Punkten des festen Landes ausgebrochen sind. Bis jetzt scheinen sie bloß unruhige, müßig sprudelnde Brunnen zu sein, die durch menschliche Kraft leicht zugeschüttet werden können. Beobachte sie aber genau und du wirst sehen, wie ihr Durchmesser täglich zunimmt; sie sind hohle Kegel, die aus der unendlichen Tiefe heraufkochen, über welcher das feste Land nur eine dünne Kruste bildet. So bröckelt das dazwischen liegende Land täglich hinweg, täglich dehnt sich die Macht der Strudel weiter aus. Bald ist nur noch ein Fußpfad, ein bloßer Nebelstreifen von Land zwischen ihnen übrig. Auch dieser wird hinweggespült und dann — dann haben wir die wahre Hölle des Wassers und Noahs Fluten übertroffen. — Noch besser möchte ich sie zwei grenzenlose und in der That beispiellose, von der Maschinerie der Gesellschaft gedrehte Elektrisiermaschinen mit Batterien von entgegengesetzter Eigenschaft nennen. Das Proletariat ist die negative, das Stutzertum die positive Elektricität. Letzteres zieht stündlich die sämtliche positive Elektricität der Nation (nämlich das Geld) an und macht sie sich zu eigen; ersteres ist ebenso geschäftig mit der negativen Elektricität (d. h. dem Hunger), die ebenso stark ist. Bis jetzt siehst du nur vorübergehende Funken sprühen, aber warte nur ein wenig, bis die gesamte Nation sich

in einem elektrischen Zustand befindet, bis die ganze Lebenselektricität nun nicht mehr der Gesundheit zuträglich, d. h. neutral ist, sondern in zwei isolierte Teile, in einen positiven und einen negativen — Geld und Hunger — geschieden wird, und so in zwei Weltbatterien eingeschlossen, sich gegenübersteht! Die Bewegung einer Kinderhand kann die beiden zusammenbringen und dann — was dann? Die Erde wird mit diesem Donnerschlage des Verhängnisses in haltlosen Rauch zerschmettert, und die Sonne vermißt einen ihrer Planeten im Raum — — —".

Also das ist das Ende, dem wir zusteuern? Das Ende dieser schönen, stolzen, großen Zeit, die mit den Blitzen ihres Geistes die Erde durchdringen und den Kräften der Natur das Joch auf den Nacken legen wollte. Und nun ihr Ende — ein Trümmerhaufen?! In der That triumphiert die Socialdemokratie, daß die oben erwähnte Scheidung in eine „reaktionäre Masse" einerseits und das geeinigte Proletariat andererseits bereits nahezu vollendet sei, und eine nicht geringe Anzahl treuer Volksfreunde stimmt ihr in dieser Auffassung der Gegenwart bei, erwartet aber von der Zukunft nicht den geträumten Himmel auf Erden, sondern einen furchtbaren Zusammenbruch. Daß dieses Ende möglich ist, wer will es leugnen, der das unsociale Verhalten unserer oberen, den wütenden Haß der unteren Klassen einmal kennen gelernt hat. Zudem baut unsere Zeit an einem babylonischen Turm, und es hat den Anschein, als werde sie den Herrn der Welt

> So lang vergessen, bis er in Gewittern
> Herabsteigt, was du bautest zu zersplittern,
> Wie einst den Turm von Babylon.

Und doch wagen wir es zu hoffen, daß dies nicht das Ende sein werde, wenn wir dabei auch oft fürchten, daß die Jesaiaspredigt „nur ein Rest bekehrt sich, nur ein Rest bekehrt sich zum Herrn unserm Gott" eine gar traurige Anwendung auf unsere Zeit haben kann.

Aber ein Rest, welcher der Wurzelschoß zu einem neuen Baume werden kann, ist ohne Zweifel vorhanden. Es geht dem, der unsere Zeit und besonders das Leben der höheren Stände zu schildern unternimmt, leicht so, daß er verfährt wie unsere Zeitungen, die jeden Mord, jede Unthat, jedes Verbrechen und jeden Unglücksfall getreulich aufzeichnen, aber für die nicht geringe Zahl edler Thaten großer Herzen, froher Ereignisse keine Zeile übrig haben, weil diese meist den Lärm der Öffentlichkeit fliehen. Die Schäden der Zeit und der höheren Stände drängen sich heute dem ernsten Beobachter so auf, daß er leicht darüber die erfreulichen Züge übersieht, zumal das Gute nicht die Reklametrommel schlägt, wie das Oberflächliche und Nichtige, sondern still seine Saat aussät in der Hoffnung, daß Gott Gedeihen spenden werde. Auch ernste Christen und ehrliche Volksfreunde lassen sich heute nur allzu leicht bestimmen, mit der Socialdemokratie darin zu wetteifern, daß sie das Bild der Verhältnisse überhaupt und der oberen Klassen im besonderen nur grau in grau mit den düstersten Farben malen. Sie sind farbenblind geworden auf den Geistesaugen.

Bitterböse ist es allerdings und soll niemals von uns beschönigt

werden, daß der erste Blick auf die Kreise unserer Besitzenden und Gebildeten meist ein recht unerfreulicher ist, und daß eine nähere Prüfung der Zustände in vielen entscheidenden Punkten Ergebnisse zeitigt, die uns einstimmen lassen möchten in das alte Prophetenwort: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist siech.“ Aber als gerechte Beurteiler wollen wir nicht vergessen, daß neben diesen traurigen Erscheinungen auch eine Reihe anderer stehen. Noch haben wir zahlreiche pflichttreue Beamte und treue Geistliche, noch ruhen Schätze von Vaterlandsliebe und Königstreue in vielen Herzen deutscher Männer und Frauen, noch ist mehr Christensinn im deutschen Volk als viele ahnen, und auch in unserm Großkaufmannsstand, der den meisten Angriffen vielleicht nicht mit Unrecht ausgesetzt ist, finden wir noch manche ehrenwerte, solide Firma, die nicht mit einhertaumelt in der Jagd nach dem roten Gold, sondern ihren Beruf in einem höheren sittlichen Lichte auffaßt, wie es der klassische Dichter des deutschen Bürgertums, G. Freytag, in seinem Romane „Soll und Haben“ geschildert hat.

Was uns aber die meiste Hoffnung giebt beim Blick in die Zukunft, ist, daß unter dem Einfluß christlicher Persönlichkeiten immer weiteren Kreisen unserer höheren Stände die Erkenntnis aufdämmert, daß die Nöte der Zeit nicht vom Himmel gefallen sind, sondern in der Schuld der Menschen ihre Ursache haben. Immer mehr wird das Verlangen kund nach einer inneren Wendung zur Wahrheit. Hie und da erwacht schon Opferbereitschaft, die den Ernst des Strebens besiegelt. Der Wunsch nach Annäherung der verschiedenen Volksschichten wird überall laut. Das Christentum aber, das lang verhöhnte und totgesagte Christentum ist es, das wieder lebendig geworden an der Spitze dieser Bewegung steht und kühn zum neuen Kampfe um die Weltanschauung und das leibliche Wohl unsers Volkes sein Panier erhoben hat.

Adolf Stöcker ist der Erste gewesen, der in weiteren Kreisen derartige Stimmungen geweckt hat. Sein mannhaftes Auftreten in socialdemokratischen Volksversammlungen, das ihm das Wohlwollen des scharf blickenden und jeden Beweis persönlichen Mutes anerkennenden alten Kaiser Wilhelm eintrug, erregte allgemeine Aufmerksamkeit und wies auch die Kreise der Gebildeten auf eine schwere, bis dahin gedankenlos geübte Unterlassungssünde, wie auf ein neues Arbeitsfeld hin. Leider erkannten Stöckers Feinde mit dem durchdringenden Scharfblick des Hasses die große Bedeutung des Mannes weit früher als die, deren Sache er führte. Die zumeist von Juden geleitete liberale Presse arbeitete der Socialdemokratie so tüchtig in die Hände, daß das Bild des treuen Kämpfers für Christentum, Deutschtum, Königtum bald völlig entstellt und besudelt erschien. Wenn auch überall, wo Stöcker hinkam, die Macht seiner Persönlichkeit die arglistigen Lügengewebe seiner Gegner mit kräftiger Faust zerriß, so ist es doch durch die zum Teil mit infernalischer Bosheit verbreiteten Ausstreuungen seiner Feinde dahin gekommen, daß bis auf den heutigen Tag in großen Kreisen der Gebildeten zu viele Vorurteile gegen ihn herrschen, als daß seine Wirksamkeit von dem Erfolg unter den oberen Ständen begleitet sein könnte, die sie verdiente. Aber daß er mit seiner ganzen Person in die Bresche gesprungen ist und dadurch zuerst eine christlich-

ſociale Bewegung ermöglicht hat, ſoll ihm nie vergeſſen und ſeinen Nachfolgern ſtets ins Gedächtnis gerufen werden.

Unabhängig von Stöcker machte ſich ungefähr gleichzeitig eine andere, durch die Kathederſocialiſten verbreitete Bewegung geltend, die ſich von vornherein an die Kreiſe der Gebildeten wandte. Die ſocialen Werke Carlyles, Robertſons und Kingsleys, die bis dahin in Deutſchland verhältnismäßig wenig Beachtung gefunden hatten, weil die wirtſchaftliche Entwicklung in unſerm Vaterland zu ihrem Verſtändnis noch nicht genügend vorgeſchritten war, begegneten immer allgemeinerem Intereſſe, und das Vorbild der engliſchen chriſtlich-ſocialen Bewegung und ihrer anfangs überſchätzten praktiſchen Erfolge ermunterte zur Nacheiferung.

Im Jahre 1890 kam es, auch dank den Bemühungen des Herausgebers dieſes Sammelwerks, Lic. Weber, zu einer Vereinigung der beiden chriſtlich-ſocialen Strömungen im evangeliſch-ſocialen Kongreß, der ſeitdem jährlich getagt und mit wachſendem Erfolge daran gearbeitet hat, die Kreiſe der Gebildeten für chriſtlich-ſociale Anſchauungen zu gewinnen und bei ihnen ein Bewußtſein ihrer ſocialen Pflichten wachzurufen. Das Zuſtandekommen des Kongreſſes wurde nur ermöglicht durch eine ſtarke Selbſtverleugnung der verſchiedenen theologiſchen und kirchenpolitiſchen Parteien, die ſich in ihm die Hand gereicht haben. Daß ſeine Mitglieder dieſe Selbſtverleugnung geübt und bewahrt haben, iſt uns eine gute Vorbedeutung für den Erfolg ihrer Arbeit, durch die ſie die ſociale Kluft überbrücken wollen, damit wir wieder ein einig Volk von Brüdern werden.

Bei der Zerfahrenheit in den Anſchauungen unſerer oberen Zehntauſend war es nicht anders zu erwarten, als daß dieſe Beſtrebungen, die unſre Gebildeten mit feſter Hand aus ihrem Schlummer aufrütteln, bei ihnen eine ſehr verſchiedenartige, oft recht kühle Aufnahme finden würden. Am wenigſten freundlich zeigen ſich die Arbeitgeber, die zum großen Teil, wie mit Blindheit geſchlagen, immer mehr auf eine gewaltſame Revolution hinarbeiten und den Satz „der Säbel haut und die Flinte ſchießt“ als größte ſocialpolitiſche Weisheit preiſen. Daneben haben aber die chriſtlich-ſocialen Beſtrebungen auch begeiſterte Anhänger gefunden, und ihre Träger können ſich der berechtigten Hoffnung hingeben, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ſein und ihre Bußpredigt an das zerfahrene Geſchlecht unſerer Tage nicht gänzlich ungehört verhallen wird.

Jedenfalls ſind es die ſocialen Fragen, an denen ſich heute die Geiſter ſcheiden. Im Kampfe um ſie wird das Geſchick unſerer Kultur, wie unſerer durch Bildung und Beſitz bevorzugten Klaſſen entſchieden. Welchen Ausgang dieſer Kampf nehmen wird? — Wer will es wagen, den Propheten zu ſpielen? Indes: „wir heißen euch hoffen!“ So Gott will, naht nicht eine Zeit der Vernichtung, auf die die wilden Träume der Socialdemokraten und Anarchiſten hoffen, wohl aber eine große Zeit der Sichtung. Die Spreu — und wer wollte leugnen, daß viel Spreu da iſt? — wird von dem Winde zerſtreut werden, aber das echte goldene Samenkorn — und auch daran mangelts nicht — wird erhalten bleiben, damit es wachſe und blühe und reiche Frucht trage.

IV. Die Welt des Mittelstandes.

Von Pastor **H. Meinhof** in Neutorney bei Stettin.

Liegt die große sociale Gefahr unsrer Zeit darin, daß die gesamte Gesellschaft sich immer mehr in zwei völlig getrennte, sich feindlich gegenüberstehende Lager teilt — auf der einen Seite Kapitalisten, auf der andern nur noch Proletarier, die ohne jede Selbständigkeit in völliger Abhängigkeit stehen, — so springt auf den ersten Blick ins Auge, welch schwere und wichtige Stellung *der Mittelstand* in dieser Lage hat. Schwer, verzweifelt schwer, denn er befindet sich zwischen jenen beiden unerbittlich harten, in beständiger Reibung befindlichen Mühlsteinen. Aber doch auch unendlich wichtig, denn von der größten Bedeutung für die glückliche oder verderbenbringende Entwicklung wird die größere oder geringere Widerstandsfähigkeit des Mittelstandes sein. Ob an seinem Widerstand der ganze Anprall der feindlich ringenden Mächte sich brechen und in friedliches altväterliches Geleise zurückgleiten wird? Viele wünschen es, ob es aber wohl einer ernstlich glaubt? Oder ob seine gesunde Lebenskraft einer der Hauptträger ist, der durch Reform oder — was Gott verhüte — durch Revolution hindurch aus überlebten zu neuen Gesellschaftsformen hindurch tragen hilft? In *jedem* Falle ist die sittlich-religiöse Widerstandskraft des Mittelstandes einer der beachtenswertesten Faktoren unsrer Zeit. Ich rechne zum Mittelstand im eigentlichen Sinne alle die, die ohne Abhängigkeit von einem Arbeitgeber in ihrem Beruf selbst Hand anlegen. Mit der sittlich-religiösen Entwicklung der Bauern — die ihr eigen Gut mit eigener Hand bestellen —, der selbständigen Handwerker und kleinen und mittleren Kaufleute in den letzten 35 Jahren haben wir uns also im Folgenden zunächst zu beschäftigen, während sodann noch die Welt der kleinen und mittleren Beamten für sich angesehen sein will.

Wir wenden uns zuerst zum ländlichen Mittelstande, zu den *Bauern*.[1])

So mannigfaltig, wie die Karte Deutschlands vor 40 Jahren sind die Gestaltungen des bäuerlichen Lebens in Deutschland. Der, welcher die Erträgnisse seines Gartens vor den Thoren von Berlin verwertet,

[1]) Ich bemerke, daß das Wort „Bauer" hier durchweg nicht im Sinne des Ehrentitels, gleichbedeutend mit „Vollbauer" gemeint ist, wie es in vielen Gegenden Deutschlands ausschließlich gebraucht wird, sondern als „die Bäuerlichen insgesamt" d. h. Bauern, Kossäten, Büdner, Halb- und Viertelbauern, Halbhüfner, Gartenbesitzer, Stellenbesitzer und wie die Bezeichnungen in den verschiedenen Gegenden sein mögen.

jener, welcher im entlegensten Winkel Ostpreußens 3 Meilen von der nächsten Bahnstation von den Verkehrsmitteln und dem industriellen Leben der Neuzeit nicht berührt ist, der „Ökonom" Mitteldeutschlands, der seine Söhne aufs Gymnasium und seine Töchter auf die „Benehmige" schickt und der Zwergbauer des Gebirgs oder mancher Weingegend am Rhein — was für Unterschiede und dazwischen wie unendlich viele große und kleine Abstufungen, Mischungen, Schattierungen der allerverschiedensten Art. Da scheint es auf den ersten Blick ganz unmöglich, überhaupt irgend etwas Einheitliches über die Entwicklung des bäuerlichen Lebens zu sagen. Dieselbe wird sich eben nach den verschiedenen Einflüssen ganz verschieden gestaltet haben. Was ein thüringischer Landgeistlicher treffend aus seinen Erfahrungen herausschreibt,[1]) wird vielleicht für Pommern, Mecklenburg oder Bayern ganz und gar nicht zutreffen. Und dennoch läßt sich ein gemeinsamer Zug der Entwicklung, eine Tendenz nachweisen, an der die einzelnen Bauerschaften sehr verschiedenartigen, namentlich sehr verschieden starken Anteil haben, die eine viel mehr als die andere, der aber keiner sich ganz entziehen kann.

1861 konnte Riehl schreiben[2]): „Es giebt ein unsichtbares Band, welches alle verknüpft zu einer Einheit, von welcher sich der Bauersmann selbst am wenigsten etwas träumen läßt: überall ist es der oben gezeichnete historische Charakter, und überall ist die Sitte sein oberstes Gesetz; wo Religion und Nationalgeist, Gesellschafts- und Familienleben noch naiver Instinkt, noch Sitte ist, da hebt der deutsche Bauer an." Wir müssen sagen: der Zug der Zeit, die Tendenz der Entwicklung geht unaufhaltsam dahin, diese alte bäuerliche Sitte aufzulösen und — Anzeichen wenigstens dafür sind vorhanden — ein neues, nur um so kräftigeres bäuerliches Leben zu gestalten.

Vermöge seiner größeren Abgeschlossenheit und bäuerlichen Zähigkeit hat sich beim Landvolk die altgewohnte Sitte vielfach erhalten, wo sie bei der städtischen Bevölkerung seit Jahrzehnten geschwunden ist. Für viele Gegenden gilt es, daß bei der Auflösung der alten korporativen Ordnungen die Bauern, bei denen Sitte mehr gilt als Gesetz, in ihrer natürlichen Gliederung blieben, daß Freizügigkeit und Gewerbefreiheit ihr persönliches Leben kaum berührten, daß die Einführung der Civilstandsgesetzgebung an den kirchlichen Sitten nichts änderte und höchstens als eine lästige bureaukratische Formalität angesehen ward, ja es giebt abgelegene Bauerngemeinden, die überhaupt kaum irgend eine Entwicklung erkennen lassen. Und doch würde der sich ungeheuer täuschen, der diese kirchliche Sitte, wo Sonntag für Sonntag die Kirche gefüllt ist, wo die Zahl der Abendmahlsgäste jährlich die Seelenzahl übersteigt, für das Ideal christlichen Gemeinschaftslebens halten wollte. Vielmehr wird man dem Thüringer Landpfarrer recht geben müssen, wenn er sagt S. 316: „Gewöhnlich steht und fällt solche Kirchlichkeit mit der Abgeschiedenheit vom großen Verkehr, mit der Ungestörtheit und Stille, mit der Weltunkenntnis und -Fremdheit; die Leute sind eben kirchlich, weil und solange noch kein Anlaß

[1]) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. Gotha 1890. Höchst beachtenswert!

[2]) Die bürgerliche Gesellschaft. Von W. H. Riehl. Stuttgart 1861.

zur Unkirchlichkeit da ist." Eine Bestätigung dieser Anschauung ist folgendes. Bauersöhne aus sehr kirchlichen Gemeinden verfallen in der Großstadt sofort der großstädtischen Unkirchlichkeit, aber mehr noch: Dieselben Leute beteiligen sich bei der Rückkehr ins Heimatsdorf nicht selten, wie selbstverständlich, an der kirchlichen Sitte. Das erklärt sich nicht bloß daraus, daß den Landmann das kirchliche Leben der Großstadt so fremd anmutet, daß keine Gemeinde dort sich seiner annimmt und ihm die Wege weist, und daß bei seiner Rückkehr bessere, bisher unterdrückte Regungen wieder oben aufkommen. Das alles gilt auch, aber mehr noch dies, daß den Bauern Sitte gleich Sittlichkeit ist. Auf dem Dorf ist die Kirchlichkeit Sitte, in der Stadt — das sieht er bald, — die Unkirchlichkeit, und nach der Sitte hält man sich.

So wenig man die hohe Bedeutung solcher bestehenden kirchlichen Sitte verkennen darf, so wenig darf man sie mit sittlich-religiösem Leben gleichsetzen und ihre Auflösung als sittlich-religiösen Untergang ansehen. Denn jene Weltabgeschiedenheit — ohne welche sie hinfällt — wird und muß aufhören, so gewiß die Eisenbahnen ꝛc. ꝛc. nicht „eine Erfindung des Teufels" sind, wie vor Zeiten ein alter Pastor meinte, sondern in 1. Mose 1, 28. und 1. Kor. 10, 26 geheiligt sind. Wenn aber nun gerade aus derartig abgeschlossenen Gemeinden von Leuten, die nach lebendigem Christentum ringen, schwere Seufzer über Tod, Stumpfheit, fast unerträgliche Kleingeisterei ꝛc. laut werden, so ist das nur ein Zeichen dafür, daß die gottgewirkte Entwicklung auch des ländlichen Lebens durch Verkehrsmittel und Industrie auch für das sittlich-religiöse Leben eine Notwendigkeit ist, eine göttliche Gnadenführung. Ich bin mir bewußt, hiermit bei vielen scharfen Widerspruch hervorzurufen und kann's doch nicht verschweigen, ja ich hoffe, im Folgenden manches zum Beweise beizubringen. Denn bei der großen Mehrzahl der deutschen Landgemeinden ist diese Entwicklung nicht mehr bloß eine Notwendigkeit, sondern — in höherem oder geringerem Grade — bereits eine Thatsache, die wir in ihren Wirkungen beobachten können.

Unverkennbar ist auf den ersten Blick, daß durch die Einflüsse des gesteigerten Verkehrs die Erscheinung, welche Riehl „den entarteten Bauer" nennt, weit zahlreicher geworden ist, als früher. In Zeiten der Krisis gehen eben die ohnehin Kranken zu Grunde. Mehr und mehr werden die ländlichen Kleinbesitzer zu Proletariern, die vom Stehlen leben, mit ihrer Unfähigkeit zu existieren ein bereiteter Boden für die Socialdemokratie, der sie in vielen Gegenden bereits verfallen sind.[1]) Das Gegenstück dazu bilden — ebenfalls abnorm — die Bauern, die vor den Thoren von Berlin durch die Häuserspekulation oder an den Kohlengruben Schlesiens in einer Nacht zu reichen Leuten geworden sind und mit wenigen Ausnahmen dem sittlich haltlosesten Protzentum verfallen. Ähnlich auch zum Teil die Bauern Mitteldeutschlands, die ihren Acker zum Rübenbau verpachten und selbst in die Stadt ziehen. Sie haben aufgehört „Bauern" zu sein, sind im besten Falle solide, oft stupide „Rentiers",

[1]) Vergl. die Nachrichten aus Schwarzburg-Rudolstadt in der Zeitschrift „Das Land" 1894. Nr. 24.

in vielen Fällen verlumpen sie.[1]) Ganz anders schon derjenige Bauer der Magdeburger Börde — ähnlich wohl auch im Oderbruch und der Weichselniederung — der, wie man zu sagen pflegt, „sein eigener Inspektor" ist, der selbst wirtschaftet, aber nicht selbst Hand anlegt. Aber auch er ist aus den „bäuerlichen" in ganz andere Lebensverhältnisse eingetreten. Er rangiert vielfach als Reserveoffizier durchaus mit den Gebildeten, betreibt seine Wirtschaft mit sehr regem Fleiß, Geschäftssinn und Sparsamkeit, ist nicht unkirchlich, vielfältig wohlwollend und wohlthätig gegen die Leute, ohne sich um weitere, allgemeine sociale Angelegenheiten, die ihm sehr fern liegen, zu kümmern.[2]) Auch er bildet eine Ausnahme des bäuerlichen Lebens, die nur unter ganz besondern Bedingungen in die Erscheinung treten kann.

Nun aber der eigentliche Bauernstand, der heute noch mit der Hand seinen Acker bestellt. Welchen Einfluß hat die Entwicklung der letzten Jahrzehnte auf ihn gehabt da, wo er mit derselben in lebendige Fühlung getreten ist? Jenes mehrfach genannte Buch eines thüringischen Landpfarrers giebt dem wirklichen Leben getreulich abgelauscht ein außerordentlich treffendes Beispiel dafür, wobei freilich nicht ganz übersehen werden darf, daß gerade in Thüringen so sehr, wie kaum irgendwo der Rationalismus es glänzend verstanden hat, das kirchliche Leben seines innerlichen Halts zu berauben. Wir können hier nur auf die dort näher begründeten Resultate kurz eingehen. Während sonst die Kirche für den Bauern die einzige Stätte seiner geistigen Anregung war, sucht und findet er diese jetzt wo anders, hauptsächlich in der Stadt und in der Zeitung. So wenig er sich vom Strom der Civilstandsgesetzgebung hinreißen ließ — der Bauer ist vorsichtig und sagt sich: „das kommt noch wieder anders" —, so hat er doch sehr wohl begriffen, daß er die kirchlichen Pflichten nicht mehr leisten muß. Während er immer schon seine ganz eigene Philosophie, namentlich auch in Religionssachen im stillen hegte, ist er jetzt gegen die „Pfaffen" und „Orthodoxen" ganz außerordentlich mißtrauisch, was ihn davon nicht abhält, seinen Pastor, wenn er irgend vertrauenswert ist, hochzuschätzen. Kurz der Bauer ist unkirchlich geworden, ohne darum schon gottlos zu sein.

Das also ist die Tendenz der gegenwärtigen bäuerlichen Entwicklung und dieser Zug berührt, — wenngleich in ganz außerordentlich verschiedenem Grade — das gesamte bäuerliche Leben. Namentlich durch die Presse in Gestalt der billigen Morgen- und Abendblätter dringen diese Anschauungen selbst in die entlegensten Ortschaften hinein. Außer der Anlegung von Fabriken in ländlichen Bezirken und dem Einzug von Sommerfrischlern, sind es aber namentlich noch drei Wege, auf denen diese Tendenz der Entwicklung im Landvolk mächtig fortschreitet. Die drei Wege sind: die städtischen Handwerker, die auf dem Lande wohnen, der Wucher auf dem Lande und in seinem Gefolge die Agitation des Rassen-Antisemitismus. Socialdemokraten, Juden und Antisemiten — ein selt-

---

[1]) cf. „Das Land" 1894. Nr. 3.

[2]) Der „Bund der Landwirte" findet bei ihm wenig Verständnis, denn er weiß nichts von der Not der Landwirtschaft.

ſames Kleeblatt — und doch, ſo unſäglich viel Verderben und Fluch ſie ins Land hineintragen, mir ſcheint, daß ihr Wirken nicht bloß durch keine Macht der Erde vom Landvolk ferngehalten werden kann, ſondern daß es — nach der Weiſe des Satans — unter Gottes Führung dennoch widerwillig auch mit dazu helfen ſoll, unſre Landbevölkerung zu einer weiteren Stufe ſittlich religiöſen Lebens zu fördern!

Schönlank hatte recht, wenn er auf dem Frankfurter ſocialdemokratiſchen Parteitage äußerte: „Wir müſſen ſolche Leute aufs Land ſchicken, die die Verhältniſſe kennen, nicht Berliner, obwohl die ja alles am beſten wiſſen wollen. Wenn man Leute aufs Land ſchickt, wie Mechaniker, Schloſſer u. ſ. w., die keine Ahnung haben, wie der Hopfen gebaut wird, wie ein Pflaumenbaum ausſieht u. ſ. w., dann iſt es nicht zu verwundern, wenn wir keine Erfolge erzielen. Wir müſſen Leute aufs Land ſchicken, die womöglich auf dem Lande gearbeitet haben.“ Wo die Socialdemokraten auf dem Lande bisher keine Erfolge erzielten, lag es wohl in erſter Linie daran, daß dieſe Grundſätze nicht beobachtet wurden. Wo dagegen z. B. Maurer, die über Sommer in den großen Städten arbeiten, im Winter ihr Quartier im Heimatsdorf aufſchlagen, bleibt ihre Agitation nicht ohne Erfolg, freilich nur Zwergbauern und Landarbeiter zeigen ſich ihren offen ausgeſprochenen atheiſtiſchen und revolutionären Anſchauungen geneigt.[1])

Für die Phantasmen eines „Zukunftsſtaats“ iſt der praktiſche, nüchterne Bauer nun und nimmermehr zu haben. Mit dem „Teilen,“ das beim ſtädtiſchen Proletariat doch immer wieder eine ſehr große Rolle ſpielt, könnte er ſich nur etwa ſo befreunden, daß er darunter das gemeinſame Anrecht an Wild und Wald verſtände, das nun einmal dem bäuerlichen Rechtsbewußtſein unauslöſchlich eingeprägt iſt — vergleiche die Vorgänge in Königsmühl —, aber ſolange die Socialdemokratie ihm nicht — entgegen ihrem Programm — ſeinen Bauernhof als Privatbeſitz garantiert, iſt der Bauer für ſie nicht zu haben. Die Socialdemokratie ſcheint das zu ſpüren, wie aus einigen — ſpäter noch anzuführenden Äußerungen (cf. Anm. 2 und S. 210) — hervorgeht. In einem ſocialdemokratiſchen Flugblatt im Kreiſe Randow war das „Teilen“ als der reine Unſinn bekämpft.

Um ſo mehr aber iſt er zu haben für jeden, der ihn von ſeinen Drängern befreit oder zu befreien verſpricht,[2]) von denen, die ihm in ſeinem Kreiſe perſönlich unbequem ſind. Das iſt in erſter Linie in weiten Kreiſen der bäuerlichen Bevölkerung der Wucher- und Handelsjude; das iſt vielfach der Großgrundbeſitzer und, wie wir aus dem ganz aufgeklärten Thüringen hörten, auch ſchon „der Pfaffe.“ Wer die Nöte der ländlichen

---

[1]) Bemerkt ſei, daß bei der letzten Reichstagswahl in dem Kreiſe Cammin in Pommern in einer Reihe ländlicher Ortſchaften 30—65 % der Stimmen für den Socialdemokraten abgegeben wurden!

[2]) „Jetzt (! bis der Bauer reif iſt) muß die Notlage der Bauern und Landarbeiter durch eine gründliche Reformthätigkeit gelindert werden. Der Bauernſchutz ſoll den Bauern als Steuerzahler, als Schuldner, als Landwirt vor Nachteilen bewahren und ihm den rationellen und den genoſſenſchaftlichen Betrieb durch Staatshülfe erleichtern,“ heißt es in der beſchloſſenen Reſolution des ſocialdemokratiſchen Parteitages. Die Socialdemokratie ſieht alſo ganz genau, wie den Bauern beizukommen iſt, und ändert unbeſchadet ihrer Grundſätze ihre Taktik!

Bevölkerung und ihre Stimmung kennt, wird ſagen müſſen, daß der Ruf: „wider Juden, Junker und Pfaffen“ zur Zeit der gefährlichſte iſt.

Seitdem der Liberalismus den Bauernſtand von der entarteten Feudalhörigkeit befreit und ihn dem Kapital zinspflichtig gemacht hat,[1]) ſeitdem der Boden in die freie Konkurrenz hineingeworfen wurde nach dem reinen Intereſſe des Beſitzers, und der Bauer des früheren Wucherſchutzes beraubt wurde, iſt er zur ſteigenden Verſchuldung gezwungen. Zuerſt fand dieſelbe in ſteigenden Produktpreiſen ihren Ausgleich. Aber der Umſchwung des Welthandels zu Beginn der ſiebziger Jahre enthüllte die Lage. Durch die Verkehrsmittel diktieren die auswärtigen Länder unſrer Landwirtſchaft die Preiſe für Getreide und Vieh. Auch jene Rübenbauern der Magdeburger Börde, die jetzt von der Not nichts ſpüren, können durch einen Sturz der Rübenpreiſe oder durch Aufhebung der Zuckerprämien in die gleiche Kalamität verſetzt werden. Bereits 30 000 Bauernfamilien ſind auf dieſe Weiſe von der Scholle vertrieben. Die moderne Entwicklung und Geſetzgebung hat hier alſo einen Vorgang geſchaffen, der recht eigentlich als eine Parallele zu dem verrufenen „Bauernlegen“ bezeichnet werden kann. Eine beſonders ſchlimme Rolle in dieſem ſchnellen Ruin vieler Bauern ſpielt aber der Händler, Agent — in der Regel kurzweg „der Jude“ genannt. Wohl giebt's auch genug getaufte Leute ariſcher Abſtammung, die „Halskrauſen fabrizieren“, aber der jüdiſche Händler, der vielleicht als Hauſierer angefangen hat, bis er einen Bauern der Umgegend nach dem andern in ſeine Zinsabhängigkeit gebracht, iſt in vielen Gegenden eine nur zu bekannte, ſprichwörtliche Perſönlichkeit. Es war eins der wirkungsvollſten Agitationsmittel in Heſſen und im Kreiſe Arnswalde, als unter pikanter Überſchrift nur die in den letzten Jahren ſubhaſtierten und parzellierten Bauernhöfe aufgeführt wurden mit Angabe des früheren und des ſpäteren Beſitzers! Solche Thatſachen, deren Richtigkeit der Landmann in ſeinem Dorfe kontrollieren kann, in ihrer Geſamtwirkung ihm vor Augen geführt, ſie allein machen es begreiflich, wie eine Agitation von zum Teil ſittlich recht anfechtbaren und intellektuell kaum hervorragenden Männern ſolche Erfolge erzielen kann.

Wenn aber der Parole gegen die Juden die zweite gegen die Junker hinzugefügt wird, ſo möge man ſich ja in dieſem Punkt durch das Zuſammengehen der Bauern mit dem Großgrundbeſitz nicht täuſchen laſſen. Wo es ſtattgefunden hat, wo der Bauer nicht längſt ſchon aus Trotz gegen den „Junker“ freiſinnig gewählt hat, da wählte er konſervativ nicht aus Freundſchaft für den Großgrundbeſitzer, mit dem er um die Grenze, die Wegebeſſerung, die Jagd, um die Leiſtungen für Schule und Kirche in häufige, größere oder kleinere Reibung kam, ſondern entweder aus Bequemlichkeit, oder weil er überzeugt war, bei der konſervativen Politik ſeinen eigenen Vorteil zu finden — „Ich that's aus Haß der Städte, doch nicht um euren Dank!“ (Uhland) —

So iſt's denn kein Wunder, wenn er den Lockungen einer Partei, die ihm ſeine Intereſſen in ſehr viel ſchärferer Tonart zu vertreten vor-

---

[1]) Vergl. Dr. Jaeger-Speyer. Referat im praktiſch-ſocialen Kurſus in M.-Gladbach.

giebt gegen den Junker, aus Herzensgrunde huldigt. Außerordentlich bemerkenswert aber ist es, daß ihn auch der wilde Haß der Antisemiten gegen die „Pfaffen", ja selbst gegen das Alte Testament nicht durchaus abschreckt. Freilich letzteres wird der Bauer nur erst dann vertragen, wenn er im wirtschaftlichen Ruin, in völliger Verbitterung und Verzweiflung versunken ist. Aber der Bauer, der sich nicht mehr retten kann, verliert jeden sittlichen und religiösen Halt. Weiß er sich unrettbar dem Wucherer verfallen, dann devastiert er sein Gut, ergiebt sich dem Trunk und — flucht seinem Gott![1])

Gottlob ist es bis zu diesen äußersten Stadien vorerst in wenigen Gegenden Deutschlands gekommen, aber in weitesten Kreisen gilt der Ausspruch Riehls: „wenn der Bauer bei vollen Speichern darben muß, das macht ihn an sich selbst irre!" Mißernte verträgt der Bauer, er nimmt sie vermöge des tief ausgeprägten religiösen Sinnes als aus Gottes Hand oder mindestens als unvermeidlich.[2]) Aber wenn es bei guten Ernten, bei treuer Arbeit und Sparsamkeit aus früherem Wohlstand rückwärts geht und schließlich in die Hände des Juden, dann ist er auf dem Punkt, wo sein gesamter sittlich-religiöser Fond auf dem Spiele steht, wo er an seiner eigenen harten und schweren Arbeit, an dem Erfolg seiner oft bis zum Geiz gesteigerten Sparsamkeit, — an seinem König und seinem Gott irre wird und revolutionär und gottlos wird. Wir bewegen uns in dieser Richtung, und wenn von „verständnis- und maßloser agrarischer Demagogie" geredet wird, so mag dies wunderliche Urteil sich vielleicht daraus erklären, daß in der agrarischen Bewegung mancher Stoßseufzer laut geworden ist, der in etwas an jene oben gezeichneten Töne der Verzweiflung anklingt.

Das deutsche Reichswuchergesetz vom Jahre 1880 ist übrigens nicht ohne segensreichen Einfluß geblieben.

Aber wir sind hiermit auf einem Punkt angekommen, der uns das neueste Entwicklungsstadium bezeichnet. Riehl sagt am Ende seiner Besprechung des Bauernstandes: „Bei den centralisierten, von der Schreibstube abhängenden Gemeindewesen des Polizeistaats war der Bauer nur durch seine Trägheit — ich möchte sagen durch seinen passiven Widerstand und die Zähigkeit seiner Sitte — eine erhaltende Macht im Staate. Bei erhöhter Selbständigkeit der Gemeinde wird er erst recht auch handelnd zur erhaltenden Macht. Wo das deutsche Bauerntum sich je zur höchsten Kraft, zur wirklichen Thatkraft entwickelt hat, wie etwa bei den Dithmarsen des Mittelalters, da war auch ein streng gegliedertes, freies genossenschaftliches Leben vorhanden, das sich auch ohne die Stütze kaiserlicher Freibriefe durch seine eigene Tüchtigkeit lange Zeit erhielt." Wir

---

[1]) Vergl. Roseggers erschütternde Schilderungen in „Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unsern Tagen" und das Vorwort dazu.

[2]) Als empörenden Hohn dagegen empfindet er solchen „Geschäftssinn," wie er aus einem Rundschreiben der Firma Mühsam & Co. Berlin spricht, vergl. Werner, „Sociales Christentum". Es heißt darin, daß die Aussichten schlecht gewesen seien wegen des guten Standes der Saaten; aber die letzten Nachtfröste haben die Chancen wesentlich gehoben ꝛc. Den Inhabern der Firma, den Herren Paul Mühsam, A. Cohn und Alex Bernstein ist nicht zu raten, derartige Äußerungen mündlich vor Bauern laut werden zu lassen. Sie könnten sehr leicht „schlagende" Widerlegung finden, es brauchte nicht im Kreise Arnswalde zu sein.

ſtehen auf dem Zeitpunkt, wo der Bauer handelnd zur erhaltenden Macht werden oder — untergehen muß, wie auf dem wirtſchaftlichen, ſo nicht minder auf dem ſittlich-religiöſen Gebiet. Die Darſtellungen jenes thüringiſchen Landpfarrers gipfeln ebenfalls in dieſer Erwägung (S. 321): „Iſt es denkbar, daß unſer Volk von Weltglauben, Weltſinn und Weltdienſt zum Kindesglauben, zum gewohnheitsmäßigen Kirchenbeſuch, zur äußerlichen Beobachtung der Sitte zurückkehren werde? An wohlmeinenden, dahin zielenden Verſuchen hat es nicht gefehlt; ſie tauchen, wenn auch immer ſeltner und ſchüchterner von Zeit zu Zeit noch auf; aber mehr als eine vorübergehende Galvaniſierung der alten Kirchlichkeit vermögen ſie nicht zu bewirken — und, möchte ich hinzufügen, oft genug deſto ſchärferen Rückſchlag mit Haß und Verbitterung gegen die „Pfaffen". Eine wirkliche, gründliche und dauernde Erneuerung des kirchlichen Lebens iſt einzig und allein in der Weiſe möglich, daß unſer Volk zu ſelbſtändigem Glauben, ſelbſtändiger Frömmigkeit und ſelbſtändiger Sittlichkeit gelangt." Nachdem ſtaatlicher und kirchlicher Zwang hingefallen iſt, die kirchliche Sitte ins Wanken kommt, kann nur dadurch geholfen werden, daß einzelne chriſtliche Perſönlichkeiten zu ſolcher Selbſtändigkeit heranreifen, daß ſich um ſie die Gleichgeſinnten, wenn auch Schwächeren ſammeln und ſo von neuem eine kirchliche Sitte bilden, die doch in ihrer Art von der früheren verſchieden und ungleich wertvoller iſt, als ſie.

Es ſind aber Zeichen zur Genüge vorhanden, daß ſolche Kräfte ſittlich-religiöſer und dann auch wirtſchaftlicher Selbſtändigkeit in unſerm Volk vorhanden ſind und geweckt werden können. Es fehlt bis in die neueſte Zeit hinein nicht an ſtarken religiöſen Bewegungen unter den Bauern — ich denke z. B. an die vereinigten Brüder in Chriſto —, die bei manchen ſektiereriſchen Neigungen bei vielen ihrer Mitglieder eine bewundernswerte religiöſe Kraft aufweiſen können. Wofern ſie als „chriſtliche Laien" in ihrer gewohnten Umgebung und Thätigkeit bleiben und nicht als „Evangeliſten" im Umherziehen oder im fremden Ort in gefährliche Bahnen geraten, geht von manchem dieſer Bauern ein Segen aus, wie von wenigen Predigern.

Welch ruhige Kraft aber heute noch von Bauerſchaften ausgehen kann, davon mögen Vorkommniſſe meiner engſten Heimat ein Beiſpiel geben.

Im Jahre 1892 verkannten die Viehhändler des Kreiſes ihre lange geübte Macht über die Bauern ſo weit, daß ſie in Nr. 24 des Kreisblatts folgende Anzeige erließen: „Wir unterzeichneten Viehhändler zeigen hiermit an, daß wir von heute ab pro Rind 6 Mark, pro Schwein und Kalb 1 Mark Verſicherung von dem ausbedungenen Kaufgelde in Abzug bringen." Sie hatten offenbar auf ſchweigende Einwilligung der Bauern gerechnet und hofften mit dem einzelnen leicht fertig zu werden. In Nr. 25 aber erſchien folgende Annonce: „Wir unterzeichneten Grundbeſitzer zeigen auf die pp. Annonce hiermit an, daß wir jedes Stück Vieh nur unter der Bedingung verkaufen, wenn uns das ausbedungene Kaufgeld ohne jeglichen und *nicht, wie bisher allerhand Abzüge* (sic!) gezahlt wird." In Nr. 28 ebenſo die ſämtlichen Grundbeſitzer einer weiteren Ortſchaft des Kreiſes. In Nr. 29 desgl. 6 Ortſchaften mit dem Zuſatz: „daß ſie *von jetzt ab in Jahresfriſt kein Stück Vieh*

an die betreffenden Viehhändler verkaufen werden, weil dieselben durch ihre Bekanntmachung einen gemeinsamen Druck auf die Verkäufer ausüben wollen." In Nr. 30 die sämtlichen Grund- und Viehbesitzer von 2 Ortschaften, die noch besonders „reelle Behandlung beim Verwiegen" fordern; ebenso in Nr. 32 und 33 drei weitere Ortschaften. — Ja nun erwachte der Schalk im Bauern. Man verabredete, daß der Viehhändler für jedes Besehen des Viehs 1 Mark zu zahlen habe. Kam nun der Händler und fragte: „Kann ik din Veih seihn?" Jo, kost't 1 Mark! „Jo, willst du't mi denn verköpe?" Ne! — Die Leute erzählten, daß in einigen Ortschaften am Eingang des Dorfs Tafeln angebracht seien: „den Händlern N. N. ist der freie Durchgang durchs Dorf gestattet!"

Im selben Jahre noch kam es zur Gründung eines Vereins der Fettviehbesitzer des Kreises, der zum Zweck hat, „gemeinsame Versendung des Fettviehs nach Berlin oder Verkauf an die Zwischenhändler ohne Abzüge, nach reellem Gewicht und unter angemessenem Preis (nach Berliner Markt)." Die Reellität des Handels hat sich seitdem ganz wesentlich gehoben.

Ein Bauer der dortigen Gegend, der nichts anders als die Dorfschule besucht hat, aber durch Aufsätze über Thomasschlacke im Kreisblatt zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, ward zum Landtagsabgeordneten vorgeschlagen und im ersten Gange mit überwältigender Majorität gewählt. Dieser Abgeordnete thut zu Hause seine Arbeit, wie jeder andere, seine Leute essen an seinem Tisch, und er hält mit ihnen und auch wohl mit einem größeren Kreise die Hausandacht, wozu er den Gesang mit der Geige begleitet.

Gewiß das mag eine Ausnahme sein, die Gegend ist vielfältig bevorzugt: durch Wohlstand, durch alten ungestörten, bäuerlichen Besitz, durch Abgeschiedenheit einerseits und durch den Seeverkehr seit alters und den dadurch erweiterten Blick andrerseits, durch gewohnt-kirchliches und doch zugleich lebendig-religiöses Leben, das aus der „Erweckungszeit" der 30er Jahre in sehr lebhafter Bethätigung für Heidenmission und allerlei christliche Liebesthätigkeit bis jetzt rege geblieben ist, — aber es darf als ein Anzeichen gelten, welcher sittlich-religiösen Kraft ein wirtschaftlich und sittlich-religiös selbständiger Bauernstand fähig ist. Ich meine, daß die Verhältnisse der Westfälischen Bauern vielfach ähnliche sein werden.

Die Raiffeisenschen Darlehnskassen, über deren segensreiche Wirksamkeit aus den verschiedensten Gegenden rühmliches berichtet wird, die landwirtschaftlichen Vereine und Genossenschaften[1]) aller Art, die landwirtschaftlichen Winterschulen zeigen die Wege, wie der Bauer aus seiner Vereinzelung wieder zu einer Organisation kommen kann, die seiner Sitte entspricht und ihm zugleich die Möglichkeit giebt, durch gemeinsame Aus-

[1]) Wiederholt weist auch v. d. Goltz in Schoenbergs Handbuch der politischen Ökonomie II. p. 112. 123 auf das gute Gedeihen, die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der landwirtschaftl. Genossenschaften und Vereine hin, insbesondere auch auf ihre Bedeutung für „die geistige Hebung", „die geistige und sittliche Bildung" der ländlichen Bevölkerung. „Die Selbstsucht durch Gemeinsinn in Schranken gehalten" u. s. w.

nutzung der wirtschaftlichen Fortschritte auch im Zeitalter der Maschinen seine Stellung zu behaupten.

Der Bauer mit seiner ausgeprägten Persönlichkeit, seinem tiefen religiösen Fond,[1]) seinen starken Tugenden in Arbeitsfleiß und Sparsamkeit und daneben mit seinem ererbten Zuge zur Genossenschaft, ist zweifellos einer der gewichtigsten Faktoren der weiteren Entwicklung. Mit Recht wird zwar gesagt, daß der Bauer wenig „social denkt," — Geiz ist seit alters die eigentliche Standessünde des Bauern, es giebt vielfach keinen unerbittlich härteren Herrn als den Bauern, besonders wenn der Knecht nicht mehr arbeiten kann, an vielen Orten ist die Kluft zwischen dem Bauern und dem Tagelöhner viel größer, als der Abstand zwischen dem Herrn und dem Bauern. Daneben aber will doch auch die andre Beobachtung gestellt sein, daß z. B. auch in meiner Heimat der Bauer beim Tagelöhnerkind Gevatter steht und den ganzen Nachmittag an der Tauffeier teil nimmt, daß ein väterliches Verhältnis zum Gesinde — wie in Immermanns Oberhof — noch heute angestrebt wird, freilich durch den Mangel an Dienstboten und die damit zusammenhängende Auffätzigkeit derselben oft unmöglich gemacht wird. Gewiß der Bauer ist ein unerbittlicher Gegner aller Gleichmacherei, denn er ist ein Praktiker, aber er hat Respekt vor Gottes Regierung, Achtung vor jeglicher Arbeit — neuerdings sogar oft vor der geistigen Arbeit, die ihm früher sehr fern lag — und hat Sinn für Gemeinschaftsleben und damit die Grundlage für eine wahrhaft sociale Gesinnung.

Auf dem Frankfurter socialdemokratischen Kongreß äußerte von Vollmar unter „stürmischem Beifall" der Versammlung folgendes: „Es ist für uns unmöglich auf die Landbevölkerung zu verzichten. In einem Lande wie Deutschland ist es absolut unmöglich, mit einer proletarischen Minderheit die politische Macht zu erobern und eine wirtschaftliche Umwälzung herbeizuführen, ohne daß die Landbevölkerung auf unsrer Seite oder wenigstens uns nicht feindlich gegenübersteht. In solchem Falle würden wir einen Eintagserfolg erzielen, wobei ein Rückschlag nicht ausbleiben könnte. . . . Wir müssen, so schwer es auch sein mag, die Landbevölkerung für uns zu gewinnen suchen." Treffender kann die Bedeutung der Landbevölkerung für unsre Zukunft nicht ausgesprochen werden. Kurz zuvor aber sagte derselbe Redner: „Es ist erforderlich, daß bei der Landagitation nie über Religion, von der wir doch im allgemeinen wenig verstehen, gesprochen wird (Rufe: Sehr richtig!). Wer der Meinung ist, daß Religion, Geistlichkeit und Kirche über einen Kamm geschert werden kann, der irrt sich gewaltig." Welch ein Zeugnis für die Kraft des religiösen Lebens in unserm Landvolk ist das, doppelt wertvoll aus dem Munde eines Atheisten! Hier liegt ein Faktor von ganz unschätzbarem Wert, aber er will bewahrt sein vor mutwilliger Zerstörung,

---

[1]) „Dem Bauern bleibt einesteils die Hand Gottes, welche alles Irdische lenkt, stets sichtbar und erfüllt sein Herz mit Demut, während andernteils er mit seinem Verstande eine Mannigfaltigkeit von Verhältnissen umfassen und auf ein Ziel lenken muß."

Festschrift des landw. Bauernvereins des Saalkreises nach 25jähriger Wirksamkeit. 1884.

will gehoben und gepflegt sein. Mögen Staat und Kirche mit all ihren Dienern das Ihre thun für Wahrung und Hebung der sittlich-religiösen Kraft des Bauernstandes!

Um ein ganz bedeutendes einschneidender als beim Bauern haben die Wandlungen der letzten Jahrzehnte in das Leben des *städtischen Mittelstandes* eingegriffen. *Das Handwerk* zunächst hat eine solche Veränderung durchgemacht, daß es zum Teil zum Mittelstande nicht mehr zu rechnen, ja als Handwerk nicht mehr zu bezeichnen ist. Die Konkurrenz der Fabriken, die Großunternehmung mit ihren Maschinen und ihrer Arbeitsteilung hat es dahin gebracht, daß eine große Zahl selbständiger Existenzen ihre Selbständigkeit verloren haben, ebensoviele fort und fort alljährlich sie verlieren, daß die betreffenden Personen als „gelernte Arbeiter" in den Fabriken arbeiten. Für sie ist jede Aussicht geschwunden, jemals sich selbständig zu machen; auch wenn sie „Meister" sind, haben sie als „Stückmeister" oder „Werkmeister" nicht annähernd die Stellung inne, die man sonst bei einem „Handwerksmeister" verstand. Sie sind vielmehr „gelernte" Aufseher in der Fabrik. Zum „Mittelstand" im oben bezeichneten Sinn gehören diese alle nicht mehr, wenngleich sie „Handwerksgesellen" sind, sie bilden vielmehr die höheren Klassen der Arbeiterschaft. Die Besprechung ihrer Lage wird also der Hauptsache nach in jenen Abschnitt zu verweisen sein. Noch viel mehr gilt das von der großen Zahl derer, die man als „angelernte" Arbeiter zu bezeichnen pflegt. Man versteht darunter den Schneider, der sein Lebtage nichts weiter gethan hat, als Knöpfe annähen, oder Knopflöcher machen, oder auch den, der *nur* Westen oder *nur* Hosen nähen kann, den Schlosser, der stets nur eine Maschine bedient hat, stets nur einen Maschinenteil hergestellt hat ꝛc. Die Arbeitsteilung, wie sie durch die Maschinen und die Massenproduktion hervorgerufen ist, hat diese früher unbekannte Erscheinung geschaffen. Die Zahl der so beschäftigten Personen im Vergleich zu den wirklichen Handwerkern ist sehr groß (cf. die Anm. 1, S. 212.). Kaum mehr als ein Anklang an den früheren Namen ist es in den meisten Fällen, daß die in gleichartiger Thätigkeit Beschäftigten sich zum „Gewerk"-Verein zusammenschließen.

Neben dieser großen Zahl fehlt es nun aber auch in den Handwerken, die vom Maschinenwesen stark beeinflußt sind, nicht an selbständigen Meistern. Neben den Kleidermagazinen und Schuhfabriken giebt es Schuhmacher und Schneider, die ihre Materialien selbst beziehen, ihre Gesellen beschäftigen und an den Konsumenten selbst verkaufen. Ihre Zahl scheint sogar sehr viel größer zu sein, als man gemeinhin glaubt. Wenigstens zählt Prof. Dr. Stieda-Rostock[1]) unter 3 005 457 Hauptbetrieben im deutschen Reich 2 556 215 handwerksmäßige d. h. *sie beschäftigen bis zu 5 Personen in ihrem Betriebe*. Das sind also etwa 85 % aller Betriebe! Von 7 340 789 Gewerbethätigen sind 4 012 898 in *handwerksmäßigen* Betrieben beschäftigt, also mehr als die Hälfte

[1]) „Grundriß zu den Vorlesungen im Evang.-socialen Kongreß 1893."

aller Gewerbetreibenden, und wohlgemerkt, hier sind als „handwerksmäßige“ nicht jene Fabrikschlosser und -schneider bezeichnet, sondern die, deren Betrieb höchstens 5 Personen beschäftigt. Die deutsche Gewerbezählung von 1875 ergab (nach Roscher, System der Volkswirtschaft. III. Band S. 555) in einem begrenzten Kreis für den Großbetrieb (über 5 Arbeiter) 122 976, für den Kleinbetrieb 1 428 388 Beschäftigte.[1]) Auch jetzt noch gelingt es einzelnen wirtschaftlich und sittlich Tüchtigen sich zu leidlichem Wohlstand heraufzuarbeiten. Es ist eine arge Übertreibung, wenn man meint, der selbständige Handwerker sei schon verschwunden, oder doch im Verschwinden. Unverkennbar aber ist, wie gerade auch er mehr und mehr in Abhängigkeit von den Fabriken kommt, von denen er oft genug die Ware zu drei Viertel fertig bezieht, so daß seine Arbeit manchesmal einer Art „Hausindustrie“ ganz verzweifelt ähnlich sieht.

Aber nicht alle Handwerke sind vom Maschinenwesen berührt, am wenigsten vielleicht die Essenkehrer und Barbiere (letztere 1875 26 928 im Kleinbetrieb gegen 145 im Großbetrieb), mehr schon die Bäcker und andere. Selbständig in ihrer Weise sind namentlich auch die Flickschuster und Flickschneider, deren kärgliches Brot aber kaum für den Lebensunterhalt einer größeren Familie ausreicht, die deshalb mit Vorliebe einen kleinen Nebenposten als Portier oder Hausmann ꝛc. suchen. Die Handwerker auf dem Lande wieder betreiben teils neben dem Handwerk die Wirtschaft, teils stehen sie bei dem Gutsherrn in festem Brot, meist etwas besser gestellt, als die gewöhnlichen Tagelöhner.

Vor allem aber ein Handwerksgebiet von großer Bedeutung ist vom Maschinenwesen wenig, vom Unternehmertum freilich desto mehr betroffen, das gesamte *Bauhandwerk*. Wir werden ihm noch besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Rein äußerlich angesehen hat das Bauhandwerk einen vorher nie geahnten Aufschwung genommen, da wohl kaum zu einer Zeit so *viel* gebaut worden ist, wie in den letzt verflossenen Jahrzehnten. Man sehe nur die Häusermassen nicht allein Berlins, sondern ebenso aller bedeutenderen Städte an, wie sie Jahr um Jahr immer neu vorher unbebaute Flächen bedecken. Freilich *rein äußerlich* angesehen! Gebaut wird, aber — „fragt mich nur nicht, wie.“ Schon 1867 schreibt B. A. Huber,[2]) „wie aus einer Masse *unwissender, verwilderter* Lehrlinge ebensolche Gesellen werden mit gesteigerter Roheit und Zuchtlosigkeit — so werden dann auch die Meister.“ „Daß die *Durchschnittstüchtigkeit sich bedeutend verringert hat*, darüber ist man einstimmig in allen gewerblichen Kreisen;“ „die Mehrzahl der werdenden Handwerker lernt ihr Handwerk nicht ordentlich“ sagt Dannenberg 1872.[3]) Jul. Schulze[4]) redet 1879 „von der *wachsenden*

[1]) Dort sind nur 12 Handwerke aufgeführt, Maurer, Zimmerer, Maler ꝛc. fehlen ganz. Überhaupt ist die Statistik auf diesem Gebiet überaus schwierig, weil wie Schoenberg a. a. O. S. 424 sagt, Handwerk und Industrie seit Einführung der Gewerbefreiheit überhaupt nicht mehr scharf gegeneinander abzugrenzen sind.

[2]) „Sociale Fragen. Handwerkerbund und Handwerkernot.“ Nordhausen, 1867.

[3]) „Das deutsche Handwerk und die sociale Frage.“ Leipzig, 1872.

[4]) „Die Gewerbegesetzgebung des deutschen Reichs“ in den Zeitfragen des christl. Volkslebens. Von Jul. Schulze, Sekretär der Gewerbekammer in Hamburg. Heilbronn, 1879.

Leiſtungsunfähigkeit der gelernten Arbeiter. Der Durchſchnittsgeſelle von heute leiſtet nicht mehr dasſelbe, wie der Durchſchnittsgeſelle vor 20 Jahren". 1878 ſchreibt F. Knauer in Halle: „Wenn heute ein Meiſter in der Stadt ſeinen Geſellen zu reeller Arbeit anhalten will, ſo ſagt dieſer: „Das laſſe ich mir nicht gefallen, ich gehe weiter." Ebenſo äußert ſich aber auch noch 1891 Schoenberg[1]) (S. 778): „Der wichtigſte Übelſtand bei den Handwerksgeſellen iſt die geringe Arbeitsfähigkeit infolge einer ſchlechten (ungenügenden techniſchen und moraliſchen) Ausbildung während ihrer Lehrlingszeit" und 1892 Roſcher[2]) (S. 72 mit Kleinwächters Worten): „Man kann faktiſch beinahe ſagen, daß die Gewerbefreiheit für die Lehrlinge und Geſellen nichts anderes bedeutet, als die Freiheit von dem Zwange, ordentlich lernen und arbeiten zu müſſen." Alſo von 1867—1892 dasſelbe Lied! Daß aber dieſe Äußerungen über zunehmende Untüchtigkeit im eigenen Fach auch das Bauhandwerk ebenſo, wie die andern betreffen, erklärt ſich insbeſondere noch „aus der gründeriſchen Gleichgültigkeit gegen wirklich gediegene Leiſtungen" (Jul. Schulze). Wie oft iſt mir von Geſellen erzählt worden, daß der Polier ſagt: „wenn Sie ſo accurat bauen wollen, können wir Sie nicht brauchen." In draſtiſcher Weiſe erzählte mir jüngſt ein Maurermeiſter, der von 1856 bis jetzt ſein Geſchäft betrieben hat: „Damals wurden die Lehrlinge auf dem Bau zwiſchen die Geſellen verteilt, ſie freuten ſich, wenn ſie nach 2jähriger Lehrzeit ſchon beſſer arbeiteten als der Geſelle und ihn drängten. Jetzt fragt der Lehrling nur: wieviel bekommt der Geſelle? Wieviel bekomme ich? (vom erſten Tage an 1 Mark). Alſo — brauche ich auch nur ſoviel weniger zu thun als der Geſelle." Ähnlich Jul. Schulze: „Der gute Wille zur Arbeit, zur tüchtigen Anſtrengung und Verwertung deſſen, was er kann, iſt verloren gegangen."

Ohne Zweifel haben wir hierin einen Grundzug unſrer Zeitentwicklung überhaupt zu ſehen, die Flucht vor ſchwerer Arbeit und ernſtlicher Anſtrengung iſt ein hervorſtechendes Zeichen unſrer Zeit faſt in allen Ständen, aber wenn die Blüte des Handwerks ganz gewiß in der Arbeitsfreude begründet war, ſo iſt dieſe Unluſt zur Arbeit ohne Zweifel ein Zeichen ſchweren ſittlichen Niedergangs[3]) faſt des geſamten deutſchen Handwerks!

Aber dieſer Niedergang iſt, wenn ich recht ſehe, nicht aus neuer Zeit. V. A. Huber, der alte, warme Freund und Vorfechter des Handwerks — freilich auch gewiſſermaßen ſein altes ehrliches Gewiſſen — ſagt 1867, daß in den Handwerker-Verſammlungen und Tagen „von Anſtalten zur geiſtigen und ſittlichen Hebung des Handwerkerſtandes, beſonders der Lehrlinge und Geſellen oder Einrichtungen zur materiellen, wirklich praktiſchen Förderung des Gewerbes oder des Hausweſens der Handwerker nichts oder faſt nichts zu finden war," „daß dieſe Dinge nur — Schande

---

[1]) Schoenberg, Handbuch der politiſchen Ökonomie II. Bd.

[2]) Roſcher, Syſtem der Volkswirtſchaft III. Bd.

[3]) Bemerkt ſei, daß je weniger bei einem Handwerk die Arbeitsteilung ſtattfindet, deſto mehr Freude an der Arbeit zu finden iſt, namentlich im Kunſthandwerk.

halber erwähnt wurden, ohne daß es den Wortführern und Majoritäten ein rechter Ernst damit gewesen wäre, obwohl auf dem Berliner Handwerkertage (1860) vielleicht mit etwas Übertreibung bezeugt worden war, daß die Hälfte, ja zwei Drittel der Lehrlinge fast ohne alle Schulkenntnisse in die Lehre treten!" „Die wichtigsten Punkte der geistigen und sittlichen Reform des Handwerks und der genossenschaftlichen Stärkung der vereinten und gehobenen Einzelkräfte wurde auf dem Quedlinburger Tage auch nicht einmal anerkannt oder von irgend einer Seite erwähnt. Dagegen Redseligkeit in angenehmer Selbsttäuschung und Phrase!" Indem er die jüdische Spekulation im Lieferungswesen des Jahres 1866 beklagt, fügt er hinzu: „Der Staat verlangt mit Recht, daß das Handwerk ihn nicht solange auf die Arbeit warten lasse, wie leider der Privatkunde es nur allzusehr gewohnt ist[1]) — ohne daß die Arbeit darum besser wird. Und dann der Neid, die Intriguen (im Handwerk selbst) bei solchen Anlässen!" a. a. O. S. 11. „Die große Mehrzahl der Meister und Väter erweist durchaus kein thätiges Interesse für die Fortbildung ihrer Lehrlinge und Söhne" (S. 22). „Das Innungsvermögen wurde bei der Auflösung statt es zu genossenschaftlichen Zwecken weiter zu verwenden, in kindischem Trotz geteilt, so daß man gar nichts mehr miteinander gemein hatte. Die Schoßsünden des Neides und Mißtrauens blühten" (S. 28). Zwar giebt es unter den Handwerkern „einen starken Durchschnitt, denen keine groben Untugenden vorzuwerfen sind, aber das Verhältnis der meisten Handwerker zur Kirche und Gottes Wort stimmt zu jenem Lobe schlecht," als wenn nämlich das Handwerk in einem ganz besonders nahen Verhältnis zu Gott stehe (S. 17).

„Mithin bleibt das Bedürfnis größerer sittlicher und geistiger Tüchtigkeit auch dann, wenn einmal wieder der Weizen für Zünfte blüht" (S. 25).

Dieses Bild von den sittlich-religiösen Zuständen des Handwerks giebt ein warmer Freund und tüchtiger Kenner desselben vor dem Jahre 1869, vor der Einführung der eigentlichen Gewerbefreiheit. So liegt das also klar zu Tage, daß der Niedergang des Handwerks gerade auch in sittlich-religiöser Tüchtigkeit — vielleicht durch die Gewerbefreiheit verschärft, aber nicht durch dieselbe hervorgerufen ist. Man könnte auch wohl sagen, daß jene Untüchtigkeit zur Gewerbefreiheit gedrängt habe. So auch Jul. Schulze (S. 15). „Das Handwerk war wirtschaftlich und moralisch heruntergekommen z. T. ohne seine Schuld, diskreditiert durch eingerostete Mißbräuche." „Die Zunftschmäuse dauerten vielfach länger als die Zünfte" (Riehl).[2])

Unter diesen Umständen ist es sehr begreiflich, wie die liberale Ära geradezu vernichtend auf den Handwerkerstand wirken mußte. Treffend schildert Jul. Schulze die Grundanschauungen des vulgären Liberalismus der siebziger Jahre, wie er namentlich im städtischen Mittelstande herrschte, daß der Mensch von Grund aus gut sei, daß bei einem freien Spiel der

[1]) Der Handwerker muß lügen, sagte mir ein angesehener Meister.

[2]) Ich habe geflissentlich in diesem ganzen Abschnitt nur citiert, kein eigenes Urteil ausgesprochen, weil gerade hier das vielstimmige Urteil der Fachmänner und Freunde die Wahrheit und den Ernst der Sache bezeugen muß.

Kräfte immer die Besten die Herrschaft haben würden, daß nur eine Pflege der Intelligenz und eine dem Bedürfnis des Beisammenseins genügethuende Moral nötig sei, darum denn etwas sentimentale Humanität, der Religion gegenüber aber eine 1/3 herablassend anerkennende, 1/3 spöttische, 1/3 ablehnende Haltung.

Ein ganz besonders starker Einfluß in dieser Richtung ist ohne Zweifel von den Schulze-Delitzschschen Darlehnskassen ꝛc. und den damit verbundenen Volksbibliotheken ausgegangen. Sie waren das Einzige, was gerade dem Mittelstande an wirklich praktischer Hülfe gegeben wurde. Sie boten aber nicht bloß den seichtesten Aufklärichtt, sondern auch Schriften wie Büchner, Kraft und Stoff ꝛc. „Wer die Arbeit thut, hat das Vertrauen", das ist ein alter Satz; auf Schulze und auf alles, was Schulze sagte, schwur der kleine Mann.

Geradezu typisch für die Anschauungen, die der Handwerker damals mit der Luft einsog, ist ein mir vorliegendes Heft des Lehrers G. Kalb[1]) in Gera aus dem Jahre 1878. Da heißt es: Religion ist Sache des Gemüts, sie kann nicht gelehrt werden. Das ganze Schulleben muß und wird sich, wenn es gut ist, zu einem religiös-sittlichen gestalten, aber — das Zeichnen muß gelehrt werden! Da wird bestritten, daß es „so schlimm" sei mit der zunehmenden Verwilderung und im selben Atem gesagt, daß der Meister sich nach der Arbeitszeit gar nicht um die Lehrlinge, die im andern Stadtteil wohnen, kümmert, daß es mithin kein Wunder sei, wenn letztere verwildern (S. 25. 26). Da wird über die Gesellen geklagt, daß sie keinen Trieb haben, mehr zu lernen, besuchen die Tanzvergnügen, aber nicht die Fortbildungsschulen, verlangen reichlichen Lohn und leisten nicht viel S. 31 ff. Empfohlen aber wird dafür nur: „verschaffe dir Bildung, Kenntnisse und Geschicklichkeit" S. 42. Der Klempner soll Geschichte des Klempnergewerbes studieren, dann die Herstellung, Verwendung und Brauchbarkeit seines Rohmaterials theoretisch studieren ꝛc. ꝛc.!! Also neben dem Eingeständnis des zunehmenden sittlichen Niedergangs doch nur jene halbwahren, nichtssagenden Phrasen über Religion und der ganze pharisäische Hochmut von der sittlichen Güte des Menschen. Als Mittel der Hülfe aber nur das Wissen, kaum noch einmal die Fertigkeit. Nun soll nicht übersehen werden, welche großen Verdienste gerade jene Zeit für die — wie wir hörten dringend nötige — Hebung der Schulen, speciell vielmehr des *Wissens* in den Schulen unstreitig hat. Aber bezeichnend ist es, daß keine Ahnung davon sich findet, daß, wie Jul. Schulze sagt: „je selbständiger man die menschliche Persönlichkeit sich entfalten lassen will, desto notwendiger die Ausbildung nach *allen* Seiten ist," vor allem auch die Ausbildung der sittlichen Persönlichkeit. Die *Erziehung* hat man vor lauter Wissen gering geschätzt und hat vergessen, daß Erziehung ohne Zwang ein Unding ist. „Leute (Lehrlinge), welche das Gefühl der Verantwortlichkeit nicht kennen, welche *daran gewöhnt werden*, eingegangene Verpflichtungen zu miß-

[1]) „Die Handwerker nach den Forderungen der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Erziehung und Bildung desselben."

achten (das massenhafte Weglaufen der Lehrlinge) müssen in sich verkommen" (Dannenberg a. a. S. 121).

Ich sehe die providentielle Bedeutung der schrankenlosen Gewerbefreiheit und Konkurrenz der siebziger Jahre darin, daß unserm Volke und insbesondere dem am schwersten betroffenen städtischen Mittelstand zum Bewußtsein gebracht werden mußte, daß Freiheit ohne sittliche Kraft zum Untergang führen muß, daß die vorhandene Hohlheit offenbar werden muß, daß aber nun im harten Kampf um die Existenz die eingerosteten, aber doch noch vorhandenen sittlich-religiösen Kräfte erwachen sollen.

Seit 1879, so bemerkt Jul. Schulze, ist eine Gärung im Mittelstande, es ist nicht mehr das jubelvolle, instinktive Einstimmen in die liberalen Bestrebungen. Speciell im Handwerkerstande regt sich positive Arbeit zur Besserung, namentlich zu besserer Zucht im Lehrlingsstande. Eine Frucht dieser Bestrebungen ist die Gesetzgebung von 1878, 1884, 1886 und 1887. Ich darf auf deren Darstellung im einzelnen verzichten und nur schließlich ein Wort von Prof. Dr. Stieda-Rostock anführen, „daß befriedigende Zustände noch nicht erzielt sind.[1])" Ähnlich äußert sich auch mein oben genannter Maurermeister, der nie einer Innung angehört hat, auch von den bestehenden Innungen sich nichts verspricht, aber hinzufügt: „Wenn kein Zwang ist, helfen die Innungen nichts. Aber dann schreien sie „Zünfte, Zünfte" und wir wollen doch nur „Ordnung"; Ordnung in erster Linie für die Ausbildung der Lehrlinge, die der Meister jetzt erst „wie große Herrn verklagen muß," wenn er sein Erziehungsrecht an ihnen durchsetzen will." So waren dem Nachfolger dieses Meisters einmal wieder 2 Lehrlinge nach zweijähriger Lehrzeit davongelaufen. Weil es zu oft vorkam, wollte er ein Exempel statuieren und beschritt also den Rechtsweg. So wurde angeordnet, daß die Jungen per Schub zurückgebracht werden sollten, aber — vorher solle der Meister für die 2 Jungen und 2 Transporteure das Reisegeld erlegen. „Und, wenn sie hier sind, drehen sie um und laufen wieder weg, und ich kann das Spiel von vorne anfangen, bestraft werden sie nicht," sagt der Alte. „Die Pastoren kriegen (in den Jünglingsvereinen) nur die paar Gutmütigen in die Hände; die, denen es am nötigsten wäre, kommen nicht," wie auch „die Fortbildungsschulen nur von einem kleinen Bruchteil besucht werden, während die unwissenden, leichtsinnigen und böswilligen Elemente nicht kommen" (Dannenberg).

Welche Zucht in dieser Beziehung auch jetzt schon geübt werden kann,

---

[1]) „Korporationen, deren Mitglieder nur berechtigt, nicht verpflichtet sind, werden regelmäßig Tummelplätze von Selbstsucht und eitlem Geschwätz." Roscher S. 739. „Da das Lehrgeld meist abgekommen ist, so erscheinen die Gesetze, daß ein kontraktbrüchiger Lehrling dasselbe noch eine Zeitlang fortzahlen soll, als ganz wirkungslos. Die deutsche Gewerbeordnung hält die Ordnung im Lehrlingswesen eigentlich nur durch Verfall des Lehrgelds aufrecht!" Roscher S. 721.

Dagegen sagt Schoenberg S. 613: „der durch gewerbliche Korporationen erreichbare gute Zustand des Gewerbewesens und des Handwerks im besondern ist angebahnt und hängt es nur noch von der Energie und der sittl. Thatkraft der gewerblichen Bevölkerung ab, wie weit sie ihn erreichen." S. 613. Jedenfalls „völlig verwerflich und völlig unausführlich ist die Forderung von Zwangskorporationen dieser Art." S. 614.

zeigt ein Beispiel, das meines Wissens ganz einzigartig dasteht, oder vielmehr dastand: „Die Buchdrucker bilden eine Genossenschaft, in welche kein Ausgelernter aufgenommen wird, der nicht eine ordnungsmäßige Lehrzeit durchgemacht hat. Wer „aus der Lehre gelaufen ist", wird nicht nur von den gemeinschaftlichen Kassen und sonstigen Einrichtungen ausgeschlossen, sondern vielfach — in England immer — weigern sich die der Genossenschaft Angehörenden, mit einem solchen zu arbeiten d. h. ein nichtgenossenschaftlicher Arbeiter findet die große Mehrzahl der Werkstätten gegen sich verschlossen. Das geschieht, weil die Arbeiter selbst am besten beurteilen können, wie schwer die Nachteile sind, welche aus einer mangelhaft verbrachten und vorzeitig unterbrochenen Lehrzeit entspringen" (Dannenberg 1872). Bemerkenswert ist, daß diese Genossenschaft der Gehilfen bis zum letzten Buchdruckerstrike in Gemeinschaft mit einer Vertretung der Prinzipale tagte, also ganz nach altem Innungsrecht. Erst seit jenem Strike ist die Socialdemokratie eingedrungen und hat auch hier das Band der Verständigung künstlich zerschnitten. Seitdem sind meines Wissens viele gerade der Ernstgesinnten ausgetreten. Es handelt sich also bei der gegenwärtigen Handwerkerfrage keineswegs *nur* um Erreichung gesetzlicher Bestimmungen, sondern mit diesen und zwar in erster Linie um ein Erstarken der eigenen sittlichen Kraft im Handwerkerstand, ohne welches alle gesetzlichen Bestimmungen wertlos sein werden. Ja, es ist wohl darauf zu achten, daß über dem Rufen nach Staatshülfe nicht wieder, wie zu Hubers Zeit das Sichselbstaufraffen vergessen wird!

Aber ob nun bei den Meistern soviel sittliche Kraft sich finden wird, daß sie imstande sind, entgegen dem zuchtlosen, genußsüchtigen Zuge der Zeit ein tüchtiges, sittlich starkes, junges Geschlecht heranzuziehen? Die Gesellen stellen sich gegen den Kleinmeister auf denselben rein geschäftlichen Standpunkt, wie ihre Kollegen gegen den Fabrikherrn. Sie sehen es als eine Unverschämtheit an, wenn der Arbeitsherr sich irgend um ihr privates Leben bekümmert. Hier steht also der Kleinmeister machtlos einer Zeitströmung gegenüber. Er teilt die sittlichen Übelstände des Fabriklebens, insbesondere auch noch in seiner Abhängigkeit vom Kapital, die ihm oft genug die Hände bindet, daß er nicht kann, wie er möchte. Es kann ihm Hülfe in dieser Beziehung nur werden, wenn zugleich dort Abhülfe geschaffen wird. Wie das geschehen könne, das zu besprechen, gehört nicht in unsern Abschnitt. — Aber ob nur auch der Meister seinerseits will? Die fast allerorten beklagte Interesselosigkeit der Handwerksmeister für Jünglingsvereine und ähnliches, deren Wirken man gelegentlich anerkennt, gelegentlich verspottet, jedenfalls nicht unterstützt, scheint darauf hinzudeuten, daß noch immer eine große Zahl der Meister keine Zucht und Erziehung an den Lehrlingen üben — nicht bloß, weil sie nicht *können*, sondern auch, weil sie selbst — nicht mehr, oder immer noch nicht — *wollen*! „Die Gewerbetreibenden dazu anzuhalten, daß sie die Lehrlinge durch eigenes Beispiel ꝛc. zu moralischem Lebenswandel anleiten, ist eine Hauptaufgabe der gewerblichen Korporation (Innung) und der obrigkeitlichen Organe" (Schoenberg a. a. O. S. 593).

Riehl hat in seinen geistvollen Ausführungen, die freilich „mit einem Körnlein Salz" angesehen sein wollen, gewiß nicht unrecht, wenn er sagt:

„Der ſtabile Bauer iſt geſund, der ſtabile Bürger iſt krank. Wo im ſtädtiſchen Leben das ſelbſtthätige Schaffen erlahmt iſt, da iſt der Tod; wer im ſtädtiſchen Leben nicht handelnd eingreift, wird unerbittlich an die Wand gedrückt, und die Folge iſt, daß bald „die ganze Politik im Geldſack ſitzt“ (Riehl S. 279). Das „biertrinkende und kannegießernde Philiſtertum,“ das jeder höheren Intereſſen bar, zu jedem ernſtlichen Handeln unfähig, in ſeinen ſittlichen Tugenden lediglich von der Vergangenheit zehrt und den Nachkommen kein Erbe ſittlicher Erziehung hinterläßt — wem wäre es nicht in manchen traurigen Erſcheinungen bekannt!

Eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordert aber meines Erachtens in dieſer Beziehung das religiöſe und kirchliche Leben. Otto von Leixner giebt in ſeinen „Socialen Briefen aus Berlin (1888—1891)“ manche beachtenswerte Bemerkung über das häusliche Leben des kleinen Mittelſtandes in Berlin, wovon nicht weniges auch allgemeiner zutreffen wird. Er beſchreibt die Harmloſigkeit der Erholung gerade im kleinen Bürgerſtand, wo „Muttern“ mit dem „Freßkober“ auszieht in einen öffentlichen Garten, wo „Familien Kaffee kochen können;“ dann die Sparſamkeit und Wirtſchaftlichkeit der Frau, die oft vom Lande als Dienſtmädchen in die Stadt gekommen iſt und einen Schatz häuslicher Tugenden mitbringt und nicht ſelten bewahrt, die enorme Arbeitsleiſtung, das heroiſche Martyrium mancher ſolcher Frauen, wenn etwa neben großer Kinderzahl Krankheit oder der Trunk die Exiſtenz untergraben; ferner das herzliche Miteinanderleben, das der Großſtadt ſonſt ſo unbekannt iſt, gerade in dieſen Kreiſen zeitigt es wohl einerſeits den Klatſch und Zank, andererſeits aber auch in Notzeiten nachdrückliche und ſelbſtloſe Hülfe, von der nichts in die Öffentlichkeit dringt — das alles ſind Momente von ſehr bedeutendem ſittlichen Wert, die nicht überſehen werden dürfen. Dann aber fährt Leixner fort: Das religiöſe Gefühl iſt z. T. lebendiger, als man annimmt. In Vierteln, wo ein Prediger beliebt iſt und in echter Teilnahme ſich auch um die kleineren Leute kümmert, dort gewinnt es auch im Leben Ausdruck. Aber leider ſind die Gemeinden zu groß und die Prieſter (warum dieſer Ausdruck?) verſtehen oft das Volk nicht, bekümmern ſich nicht ſelten nur aus der Ferne um deſſen Leiden und Freuden. Iſt's dann ein Wunder, wenn ſelbſt die einfachen Frauen das Religiöſe nur mehr als eine Formſache, die Kirche als Einrichtung der höheren Stände anſehen? (Radikale Frauen, die im Arbeiterſtande nicht mehr ſelten ſind, finden ſich nur ganz vereinzelt beim kleinen Mann.) — Das iſt ein leider wahres Urteil von der allergrößten Bedeutung. Es ſind gerade im kleinen Mittelſtande religiöſe Stimmungen[1]) vorhanden, die außer jedem Zuſammenhang des kirchlichen Lebens und — von beiden Seiten her — ohne Verſtändnis exiſtieren, eben darum aber auch verſchwommen, unlebendig, unkräftig bleiben. Den Hauptgrund hierfür ſehe ich, wie Riehl und Leixner darin, daß es bisher wenig gelungen iſt, den ſtädtiſchen Mittelſtand zu kirchlicher Selbſtthätigkeit heranzuziehen, denn am allermeiſten beim Bürgertum entfaltet ſich die Kraft nur in der Thätigkeit.

[1]) Stindes Schilderungen aus dem Berliner Leben geben unter all dem Humor manchen ſehr feinſinnigen und ganz außerordentlich ernſthaften Wink!

Was Riehl von den Bauern sagt, und was vor 30 Jahren zutraf, trifft heute in den allermeisten Fällen nicht mehr zu: „wo die Kirche dem Bauern nicht mit strenger Autorität entgegentritt, wird er keinen Respekt vor ihr haben." Die Bauern wollen heute auch nicht mehr bloß angeschrieen[1]) sein und ja, ja sagen. Vielmehr wo irgend es gelungen ist, die Thätigkeit der „Laien" in Bauerngemeinden heranzuziehen, da ist kirchliches Leben. Aber was er über das Bürgertum sagt, trifft heute noch zu: „Bei diesem schafft die eigene Teilnahme des Standes an den religiösen, der Gemeinde an den engeren kirchlichen Entwicklungen erst den rechten Eifer für das kirchliche Leben. Die Einrichtung der Pfarrgemeinderäte und ähnlichen Körperschaften zur Mitberatung in Sachen der örtlichen Verwaltung ist eine echt bürgerliche, die, wenn sie recht ausgeführt und gehandhabt wird, das religiöse Leben in der Gemeinde wohl segensreich erhöhen kann." Der erste Schritt dazu ist mit den kirchlichen Gemeinde-Organen gethan und „mit vielen darf ich es dankend bezeugen, daß ich bisher an ihnen noch nie etwas Anderes als bedeutsame Stützen und willige Helfer gehabt habe" (Pank[2]). Es ist viel geschehen mit Teilung der Gemeinde-Kolosse und Abschaffung der Stolgebühren, die Pank damals forderte, aber noch längst nicht annähernd ist eine Übersehbarkeit der Gemeinde, eine Selbstthätigkeit der Gemeindeglieder, eine Entwicklung der Vereinsthätigkeit zur Gemeindeangelegenheit erreicht. Wenn irgendwo, so wird die Kirche die Personen hierzu namentlich auch im Mittelstande finden müssen. Es ist zu hoffen, daß die im Mittelstand schlummernden religiösen und Gemütskräfte, zu solcher Thätigkeit herangezogen, erstarken werden, sei es nun, daß dies geschieht nach der Weise des Sulzeschen Gemeindeideals oder nach den bewährten Vorbildern der Barmen-Elberfeldischen Gemeindeordnungen, die beide, — bezeichnend für unsre Zeit — in der Praxis auf dasselbe hinauslaufen dürften.

Noch steht es so, daß die große Mehrzahl des Bürgertums dem kirchlichen Leben und seinen Bedürfnissen mit einer ganz erstaunlichen Verständnislosigkeit gegenübersteht und das liberalem Doktrinarismus genau so, wie der Orthodoxie. — Ja seltsam genug ist es, welche Rolle gerade diese beiden Schlagworte „liberal" und „orthodox" namentlich im Kleinbürgertum spielen. So wurde von dem hiesigen Führer der „Positiven" gerühmt, er sei „auch nicht ein bißchen orthodox," während gelegentlich ein eifriger protestantenvereinlicher Geistlicher von dem richtigen Philister, den jede Erwähnung der Religion in seinem Lebensgenuß stört, als „mir viel

---

[1]) „Ihr Ochsen, die ihr alle seid,
euch Eseln geb' ich den Bescheid:
ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrer nehmen.
Sagt: wollt ihr oder nicht, denn jetzt bin ich noch da?"
„Ach ja, Herr Amtmann, ja."
Zu diesem Gellertschen Verslein könnte ich ein Gegenstück aus neuster Zeit erzählen, dessen Schlußsatz heißt: „Herr Superintendent, denn willen wi En dat seggen, grad as dat is: wi willen em nich!"

[2]) P. Pank, damals noch in Berlin, auf dem XVIII. Kongreß für innere Mission zu Danzig. 1876 „Die großen Städte und das Evangelium."

zu orthodox" bezeichnet wird.[1]) — Es gehört viel wahrhaftiges, aus der heil. Schrift klar gegründetes Christentum dazu und viel sorgfältiges Eingehen in die Anschauungs- und Denkweise der der Kirche Entfremdeten, um auch nur die wirklich vorhandenen Funken religiösen Empfindens zu treffen und zu wecken. Daneben soll nicht vergessen sein, daß speciell auch im Handwerk manche Familie mit lebendigem, bewußtem und thätigem Christentum zu finden ist. So äußerte jüngst ein Schneidermeister in Berlin, der früher socialdemokratischer Agitator gewesen ist, er sei alter Christlich-Socialer und zugleich Konservativer und Antisemit. Der antisemitischen Bewegung aber konnte er sich wegen deren unchristlicher Haltung nicht anschließen, „das Christentum und mein Heiland geht mir über alles." Wir werden noch später sehen, inwiefern diese Äußerung, deren Träger ich übrigens nicht weiter kenne, allerdings etwas von wirklichem Christentum spüren läßt.

Ich habe absichtlich in diesen ganzen letzten Ausführungen über die Verhältnisse des Handwerks hinausgegriffen und allgemein vom städtischen Mittelstand geredet, weil das, was zu sagen war, in der That sich nicht auf das Handwerk beschränkt. Es ist nun noch übrig auf eine Bewegung hinzuweisen, die den Mittelstand überhaupt, insonderheit aber das Bauhandwerk und den kleinen und mittleren Kaufmannsstand angeht, ich meine die zur Zeit außerordentlich stark in die Öffentlichkeit tretende Reaktion gegen „Bauschwindel" und „unlautern Wettbewerb." Vincke äußerte, als die Aufhebung des Zunftwesens in Preußen in Frage stand (1810 und 1811) in einem Votum an das Ministerium: die Folge werde sein, „wer das Publikum am besten zu betrügen versteht, der hat das Spiel gewonnen, und jeder treibt es fort, bis Bankrott oder Bettel es endigt."[2]) Er wußte damals noch nicht, daß *nach* dem Bankrott das Spiel erst recht wieder von vorne beginnen könne. Sonst aber ist seine Voraussage schließlich in einem Maße eingetroffen, daß ein Schrei der Entrüstung sich erhob, als wieder einmal z. B. der Fall Seeger die unerhörten Zustände aufdeckte, die den Bauhandwerker rechtlos machen zu Gunsten betrügerischer Spekulanten. Ist doch der Handwerksmeister, der beispielsweise die Fenster zu einem Bau auf dem Bau abgestellt hat, ohne daß sie noch eingefügt sind, der das Material und zum Teil den Arbeitslohn dafür aus seiner Tasche bezahlt hat, gezwungen, diese Fenster dem bankrotten Bauschwindler zu überlassen und mit seinen Forderungen „auszufallen."[3]) Dem Eingeweihten war das allerdings nichts Neues. Wer je mit Bauhandwerkern in Beziehung gekommen ist, kennt seit lange diese Klagen: „bei diesem und jenem Bau habe ich so und soviel verloren." Auf die Frage aber, warum man sich denn mit solchen Schwindlern einlasse, heißt die Antwort: man findet im Bauhandwerk keine Arbeit, wenn man nur bei denen arbeiten

---

[1]) Ganz ähnliches erzählt der thüringer Landpfarrer S. 38 f. vom aufgeklärten thüringer Bauern.

[2]) Otto Glagau „Deutsches Handwerk und historisches Bürgertum." S. 28.

[3]) Der Fall Seeger, ein Notschrei des rechtlosen Bauhandwerks von Kassandra, 1894.

„Eine bloß negative Gewerbefreiheit führt zur Verbrechensfreiheit." Roscher a. a. O. S. 681.

wollte, die man als ſolide kennt. Man muß ja froh ſein, wenn man irgendwo ankommt. Iſt es ein Wunder, wenn bei derartigem Überhandnehmen des Schwindels eine vielleicht nicht geringe Zahl der Bauhandwerker ſelbſt in die Schwindeleien hineingezogen werden? Wenige ruinierte Exiſtenzen denken wie Seeger: „Ich konnte nicht mehr weiter, ohne zu betrügen, wie ich betrogen worden bin“ (bekanntlich ſein ſchriftliches Abſchiedswort an ſeine Arbeiter), ſondern nachdem ſie betrogen worden ſind, betrügen ſie weiter. Es ſcheint mir zweifellos, daß das eigentliche Motiv Seegers nicht in dem Gedanken lag, daß er und ſeine Kinder nun zu Proletariern herabſinken würden — das Berliner Tageblatt ſagt ihm das als „falſche Standesehre“ nach — es war vielmehr der ihm unerträgliche Gedanke, daß er, wenn er am Leben blieb, von ſeinen Arbeitern als Betrüger angeſehen würde, und daß man ſeinen Kindern nachſagen könne: „das ſind die Kinder des Mannes, der uns um unſer Geld betrogen hat!“ Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ein Chriſt auch in dieſer furchtbaren Lage nicht das Recht hat, Hand an ſich und noch viel weniger an die Seinen zu legen, aber es iſt auch im hohen Maße beachtenswert, daß das Berliner Tageblatt und die gleichgeſinnte Preſſe für dieſes Ehrgefühl auch nicht ein einziges Wort des Verſtändniſſes hat! „Mannesehre und Mannestugend beſtehen darin, daß man ſich offen zu der Wahrheit bekennt, daß man den Kampf nach jeder Niederlage wieder aufnimmt... Ein Amerikaner (! und wer noch?) an Seegers Stelle hätte ſich nicht umgebracht,“ ſagt das Berliner Tageblatt. Alſo das iſt einfach eine „Niederlage,“ ob ich, indem ich „hineinfiel,“ auch andere um das Ihre brachte, die, die mir vertrauten, betrog, das macht mir keine Skrupel und Bedenken, — das bringt das „Geſchäft“ ſo mit ſich!

So beklagenswert die Verirrung Seegers iſt, es ſcheint mir dennoch ein Verzweiflungsſchrei aus dem deutſchen Handwerk heraus zu ſein, das ſich mit innerlicher Entrüſtung dagegen empört, durch den Betrug, der an ihm geübt wird, ſelbſt in betrügeriſche Aktionen hineingezogen zu werden. Möchte dieſe ſittliche Reaktion ſo erſtarken, daß ſie die Oberhand gewinnt, und möchte ſie, nicht wie Seeger zu falſchen und verzweifelten, ſondern zu den richtigen und wirkſamen Mitteln greifen, um einen Feind von ſich abzuſchütteln, der am Mark unſeres Volkes zehrt!

Eine ganz verwandte Bewegung geht durch das Handelsgewerbe. Gegen „unlautern Wettbewerb“ heißt jetzt die Parole, während vor noch nicht zu langer Zeit die „freie Konkurrenz“ als Palladium des Handels gefeiert wurde. Im Herzogtum Braunſchweig iſt (§ 1 der Statuten des betreffenden Vereins) zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs von ſeiten der Handelskammer für das Herzogtum Braunſchweig aus Vertrauensmännern beſonders beteiligter Gewerbe ein ſtändiger Ausſchuß gebildet, der beſtimmt iſt, die Intereſſen des redlichen Gewerbes[1]) gegenüber ſchwindelhaftem und zweideutigem Geſchäftsgebaren nach jeder Richtung hin zu

[1]) Ähnlichen Zwecken dienen auch die Firmen-Auskunftsbüreaus. „Kein ſolider Kaufmann kann ohne dasſelbe fertig werden“ hörte ich jüngſt. Aber ob nicht gerade ſie in unrechten Händen auch ſehr gefährlich werden können?

wahren. Wo keine Handelskammern bestehen, und in der „Korporation der Kaufleute“ die Großkaufleute überwiegen, die an diesen Nöten keinen Anteil haben, da bilden sich „Gewerbeschutzvereine“, welche sich besonders „gegen Schleuderverkäufe jeder Art, gegen alles schwindelhafte, auf Täuschung des Publikums berechnete Reklamewesen“ ꝛc. wenden. Fast tagtäglich werden nun in der Presse Schwindelfirmen mit Namen und unter Darlegung der Praktiken genannt. Welchen Erfolg dies Auftreten haben wird, muß sich erst noch ausweisen, namentlich auch, inwieweit man gegen die weit eingerissenen Sünden des Detailhandels auch am eigenen Platz mit Ernst vorgehen wird. Immerhin ist diese gemeinsame öffentlich kräftige, sittliche Reaktion ein Fortschritt im Vergleich zu der Zeit, wo es bei Klagen über Schwindel im Handel nur hieß: ja du mußt eben noch schlauer und geriebener sein, das ist des Handels Art und „für die Dummen kann man keine Gesetze geben.“[1])

Bemerkenswert ist, daß nach dem Statut des Gewerbeschutz-Vereins in Stettin „konfessionelle Debatten nicht statthaft sind“ — „ich weiß wohl warum,“ Katholiken giebt's hier kaum —, daß dagegen jüdische Schwindelfirmen ebenso scharf angefaßt werden, wie die nicht jüdischen. Auf einer Seite, wo man bisher fast nur über den „rohen, kulturfeindlichen Antisemitismus“[2]) schalt, ist man also doch in der Praxis jetzt soweit gekommen, gegen die Ausschreitungen auch des Judentums vorzugehen. Sofern nicht das Kriechen vor jüdischer Geldmacht häßlich dabei mitspricht, liegt ein Stück des echtesten deutschen Idealismus darin, daß der liberale Bürger, der einen anständigen Juden kennt und 200 jüdische Schwindler, sobald „die Juden im allgemeinen“ angegriffen werden, für den einen und unsre „jüdischen Mitchristen“ insgesamt mit sittlicher Entrüstung Partei nimmt und leicht die 200 darüber ganz vergißt. Neuerdings aber schreibt doch auch die nationalliberale Braunschweigische Landeszeitung (September 1893)[3]): „Mit moralisierenden Redensarten kommt man der antisemitischen Bewegung nicht bei. Es ist die elementare Macht eines herausgeforderten Volksbewußtseins . . ., die sich jetzt in vielen Äußerungen Bahn bricht, gereizt durch Verschuldungen auf seiten der israelitischen Geschäftswelt.“ Und es ist in der That sehr hohe Zeit, denn in den am härtesten um die Existenz ringenden klein-bürgerlichen und Handwerker-Kreisen hat sich ein so erbitterter antisemitischer Sprengstoff gehäuft, daß eine Äußerung, wie die jenes christl.-socialen Schneidermeisters in Berlin (cf. S. 294 f.) allerdings als eine sittliche That erscheinen muß. Wird diese wildantisemitische Strömung nicht durch ernstliche Geltendmachung der berechtigten Klagen in die rechten Bahnen geleitet, so wirkt sie, sittlich-religiös betrachtet, nicht minder radikal verderblich, als die socialdemokratische, so scharf auch Socialdemokraten und Antisemiten zur Zeit sich bekämpfen mögen.

---

[1]) „Ein guter Zustand des Gewerbewesens kann nicht entstehen, wo die gewerbliche Bevölkerung in ihre Atome aufgelöst ist und die einzelnen isoliert in freiem Wettkampf miteinander ringen.“ Schoenberg a. a. O. S. 611. „Einer ist dem andern sein Deiwel,“ äußerte sich zu mir einmal ein Barbier.

[2]) „Bürger und Beamte“. Ernste Worte eines deutschen Bürgers anonym. Braunschweig 1894. S. 47.

[3]) Werner „Sociales Christentum.“ S. 83.

Gleichzeitig richten sich jene Bestrebungen der Kaufleute auch gegen Konsum-[1]) und Beamtenvereine. Insofern hierin bestehende Mißstände, nicht die Vereine selbst bekämpft werden, mit unzweifelhaftem Recht. Wenn z. B. der Breslauer Konsumverein, der mit 36 000 Mitgliedern unter anderm auch einen schwunghaften, konzessionsfreien Spiritushandel betreibt, zu 100 000 M. Gemeinde-Einkommensteuer herangezogen, in 2 Instanzen verurteilt, dann aber vom Oberverwaltungsgericht freigesprochen wird, weil — es durch besonders geschickte Maßnahmen (Bildung eines Unterverbandes) gelungen ist, den Wortlaut des Gesetzes zu umgehen, so kann man den Kaufleuten, die hierbei über Unterdrückung des redlichen Handels klagen, wahrlich nicht Brotneid vorwerfen. F. Hitze stellte auf dem prakt.-soc. Kursus zu M.-Gladbach die Forderung nicht auf Aufhebung der Konsum- und Beamtenvereine, wohl aber „daß jede obrigkeitliche Förderung (Beeinflussung von Beamten) verboten und die Steuerprivilegien beseitigt werden müssen." Thatsächlich erwecken diese beiden Punkte unter den Kaufleuten sehr viel Erbitterung gegen die Beamten.

Eine bedeutsame Neuerung im Leben der Kaufleute ist endlich die Verschärfung der Sonntagsruhe. Ihre Einführung ist noch zu neu, als daß eine sittlich-religiöse Wirkung davon festzustellen wäre. Sicher wird ja zum Teil die Befürchtung zutreffen, daß dadurch die Gotteshäuser nicht voller werden, wohl aber die Wirtshäuser.[2]) Es gilt eben auf allen Gebieten, daß das beste Gesetz allein nur dem Mißbrauch wehren, aber nicht den rechten Gebrauch bringen kann, wenn nicht der rechte Geist da ist. Es wird die Aufgabe des Kaufmannsstandes sein, in der rechten Verwendung der notwendigen Sonntagsruhe für die eigne Person und Familie und für die Handlungsgehülfen seine selbständig-sittliche Kraft zu beweisen! Freilich kann ich hierbei nur Leixners Beobachtungen bestätigen (a. a. O. 13. Brief), wenn er klagt über materialistische Auffassung des Lebens besonders im mittleren Kaufmannsstande, über Mangel an geistigen Interessen (überhaupt; erst recht an religiösen), über das „Geldverdienen" als einzigen Lebenszweck, darüber, daß im mittleren Kaufmannsstande ein ganz unverhältnismäßiger Luxus zu finden sei, daß immer noch die Anschauung zu herrschen scheine, man müsse durch den Putz der Frau Kredit gewinnen. Nur um nicht mißverstanden zu werden, füge ich das Selbstverständliche hinzu, daß in mancher kleinen und mittleren Kaufmannsfamilie reges christliches Leben zu finden ist. Wenn Leixner jedoch meint, daß auch in diesen Kreisen des Mittelstandes das Familienleben im großen und ganzen noch intakt sei, so kann ich ihm leider nicht beistimmen. Ich

---

[1]) Es ist ein Verdienst der Konsumvereine, dem Borgsystem überhaupt und damit namentlich dem „wucherischen Kreditieren bei übermäßigen Preisen" (Schoenberg S. 873) entgegengearbeitet zu haben. Leider sind sie längst nicht immer diesem Grundsatz treu geblieben. Vergl. Zeidler. Geschichte des deutschen Genossenschaftswesens der Neuzeit S. 243. Wenn die Konsumvereine der sinnlosen Vermehrung der Detaillisten entgegenstehen, daß nicht mehr an jeder Straßenecke ein Materialwaren- und ein Cigarrenladen entsteht, so ist das gewiß kein Schade. In dieses Gewerbe flüchten sich besonders viel arbeitsscheue Elemente, die bequem reich werden wollen. Die sinnlose Konkurrenz zwingt zur Unreellität.

[2]) Die nächste logische Folgerung daraus wäre eine gesetzliche Beschränkung der überhandnehmenden Lustbarkeiten des Sonntags.

will davon nicht sagen, daß man mit jungen Kaufleuten selten in der Eisenbahn zusammenfahren kann, ohne durch Erzählungen der indiskretesten Art belästigt zu werden. Aber ich habe auch Grund anzunehmen, daß die Lebensgewohnheiten dieser Männer, auch wenn sie in die Ehe eingetreten sind, oft keine andern werden. Das dagegen ist richtig „ein Fehltritt des Weibes ist in diesen Kreisen sehr selten, findet kein duldsames Lächeln, sondern unterliegt scharfer Verurteilung." Sehr zu denken giebt Leixners Bemerkung (11. Brief): „Auch (!) bei den kleinen Leuten steuern wir dem Zweikindersystem zu!"

Und nun vor dem Schluß noch ein Wort über die Beamten. Gemeinhin versteht man ja unter „Mittelstand" „alles, was III. Klasse fährt." Wenn diese Definition auch nicht gerade an einem Übermaß begrifflicher Klarheit leidet, so wäre es doch auch nicht richtig diejenigen, die „persönliche Dienstleistungen produzieren," weil sie sich in die Kategorie nicht logisch einfügen wollen, ganz zu übergehen. Ohne Zweifel gehört ein Teil der Beamten zu den mittleren Schichten des Volks — ohne daß hierbei sich irgend genaue Grenzen ziehen ließen. Über diese sei noch ein kurzes Wort hinzugefügt.[1])

Es wird nicht unzutreffend sein, wenn Leixner sagt (17. Brief), das einzige Erbe, das der Beamte seinen Kindern hinterläßt, sei in der Regel eine gute und gediegene Bildung, und daß daher vielleicht in diesen Kreisen die meiste sittliche Kraft und Gesundheit zu finden sei. Pflichtgefühl, Steifheit und bureaukratischen Dünkel des Beamten nennt er als drei hervorstechende Züge, die offenbar im engsten, seelischen Zusammenhange stehen. Daneben häuslicher Sinn und hauswirtschaftliche Tüchtigkeit, durch die allein es möglich ist, durchzukommen und den Kindern angemessene Erziehung zu teil werden zu lassen. Ähnlich äußert sich in einem mir vorliegenden Schreiben ein Beamter, der fast 30 Jahre vom äußersten Westen bis Osten an den verschiedensten Orten thätig gewesen ist. Auch die „Schwindeljahre" haben der früheren Gewissenhaftigkeit der Beamten einen sichtbaren Schaden nicht zufügen können. Bestechlichkeit ist fast ein Fremdwort in der preußischen Beamtenwelt.[2]) — Auch der Bestechlichkeitsprozeß der Hamburg-Berliner und Berlin-Stettiner Eisenbahnschaffner erweckte den Eindruck, daß die betreffenden Beamten zwar den sehr stark an sie herantretenden Versuchungen unterlagen, aber wahrlich nicht auf Bestechung eingerichtet waren. Bedenklicher schon erschien die Sache bei jenen Prozessen gegen Militär- und Marinebeamte. — Das ist aber nicht gering anzuschlagen, wo heute nicht selten der Arbeiter besser steht als der kleine Beamte. Arbeitsunlust trifft man unter den kleinen Beamten sehr selten, eher schon höher hinauf. Das umgekehrte Verhältnis hat statt in Bezug auf Kirchlichkeit und religiösen Sinn. Leider ist in letzterer Beziehung für eine Zahl der kleinen Beamten, speciell auch der Staatsbeamten trotz des energisch erhobenen öffentlichen Protestes noch immer in ganz ungenügender Weise für Sonn-

[1]) Pastoren, Lehrer ꝛc. finden in andern Abschnitten noch eingehende Erwähnung.

[2]) Der früher sprichwörtliche kleinstaatliche Beamte, „der Nassauer" dürfte wohl im Aussterben sein.

tagsruhe geſorgt. Es wird lange dauern, bis derartige ſchwere Verſündigungen, die eine völlige Entwöhnung pflichttreu geſinnter Männer von der Kirche hervorrufen, wieder ausgeglichen ſind. Wie unbegreiflich ſinnlos hier und da in dieſem Stück verfahren wird, davon ein Beiſpiel. In beſtimmten Betrieben des Güterbahnhofs iſt es vorgekommen, daß am Sonntag gearbeitet wurde und am Montag — war nichts zu thun. — Auch viele kleine Privatbeamte, als Pferdebahnſchaffner, Omnibuskutſcher ꝛc. haben nicht gebührende Sonntagsruhe. Mir iſt ein Fall bekannt, wo ein ſolcher die ſichere Lebensſtellung, zu der ein großer Zudrang ſtattfindet, verließ und in andere Arbeit trat, weil er ſagte, er könne es nicht mehr verantworten, daß er ohne Sonntag ſein ſolle. Predigten, Sonntagsblätter ꝛc. werden von dieſen Sonntagsloſen ganz beſonders gern entgegengenommen.

Die Behandlung der untern Beamten, ſo äußert ſich mein Gewährsmann, iſt in den letzten 20 Jahren bedeutend beſſer geworden, vielleicht iſt das eine ſegensreiche Frucht der „Schwindeljahre“. Schroffheit gegen das Publikum kann nur noch in Oſtpreußen und Poſen vorkommen, iſt wenigſtens in den weſtlichen Provinzen ganz ausgeſchloſſen. Man kann in der That häufig beobachten, daß Grobheiten von ſeiten der Beamten von dem Publikum ſofort mit derartigem Nachdruck zurückgewieſen werden, daß ihre Wiederholung meiſt ausgeſchloſſen iſt.

Die Socialdemokratie hat einen Erfolg hauptſächlich bei den Poſtunterbeamten gehabt, nämlich unter ſolchen, welche ohne erworbene Anſprüche als Hülfsbeamte bei ſehr kärglichem Lohn angenommen ſind. Iſt auch bei den Beamten, wie in allen Ständen die Genügſamkeit und Einfachheit zurückgegangen, ſo iſt doch das Streben, den Kindern eine beſſere Ausbildung zu geben neben der gewiſſenhaften Pflichterfüllung ein ſo hervorſtechender Zug des kleinen und mittleren Beamten, daß hierin ein ſtarkes Gegengewicht gegen Luxus und Üppigkeit und ſeine entnervenden Folgen liegt.

Ein beachtenswerter Zug iſt es, daß der Kaufmann, ſo ſehr er mit Recht oder Unrecht auf den Beamten ſchilt, ihm immer ſeine „geſicherte Lebensſtellung“ vorhält, und daß der Arbeiter, ſo ſehr er ſich über den Staat ereifert, gar nicht ſelten eine ſichere, kleine Beamtenſtellung bei knappem Gehalt einer reichlicheren, „unabhängigen“ d. h. ungewiſſen Stellung vorzieht und bei dieſem Wechſel manchesmal an innerer Zuverſicht und ſittlicher Widerſtandsfähigkeit gewinnt. Abſchätzig wird wohl manchesmal geſagt: „Der Staat mit ſeinen Beamten kann's doch nicht machen.“ Das iſt unbedingt richtig, wenn man dabei an bloße Polizeigewalt und an die Beamten als willenloſe Maſchinen eines höheren Willens denkt. Aber die in der Disciplin und Pflichterfüllung des Beamtentums wurzelnde ſittliche Kraft darf darum nicht gering angeſchlagen werden. Sie iſt in der That ein ſtaatserhaltender Faktor.

Ich bin am Ende. Neben manchem Licht hat ſich uns auch viel Trübes gezeigt im Blick auf die ſittlich-religiöſen Zuſtände der Bauern, Handwerker, kleinen und mittleren Kaufleute und Beamten, und doch muß ich den Geſamteindruck deſſen, was ich wahrgenommen habe, dahin zuſammenfaſſen: es iſt im Mittelſtand ein Fond von häuslichem und Fa-

milienſinn, von Heimatſinn, von Arbeitſamkeit und Wirtſchaftlichkeit und auch von Religioſität vorhanden, der vielfach nicht geweckt, vielfach angekränkelt, aber noch nicht verloren iſt. Die Hebung und Mehrung dieſes Fonds ſcheint mir eine der bedeutſamſten Aufgaben unſerer Zeit.

Man pflegt wohl zu ſagen: der gewerbliche Mittelſtand iſt nun einmal dem Untergange geweiht.[1]) Es iſt Unſinn, wenn ein Fußgänger neben dem Kurierzuge herlaufen will. Für ihn giebt's nur eine Hülfe, er muß drauf ſpringen! — Ich will dem keineswegs widerſprechen, daß der Bauernſtand nur beſtehen kann, wenn er auf genoſſenſchaftlichem Wege mit der Induſtrie, dem Maſchinenweſen ſich vereinigt, daß der Handwerker nicht im Gegenſatz zur Induſtrie, ſondern nur, indem er die Maſchine ſeinem Handwerksbetrieb dienſtbar macht, bleiben wird, daß endlich der Kleinhandel immer mehr in die Wege des gemeinſamen Einkaufs ꝛc. gehen wird — ich überlaſſe dieſe Fragen den Nationalökonomen und der Zukunft, aber das darf ich als Theologe und als Chriſt ſagen, daß dieſe Umwandlung in (gemeinſchaftlichen) Großbetrieb nicht ſo geſchehen darf, daß man „den Menſchen nur als eine lebendige Maſchine anſieht, aber weder einer ſorgfältigen Ausbildung des Arbeiters, noch eines ſittlichen Zuſammenhangs mit ihm bedürftig iſt" (Jul. Schulze). Den Arbeiterſtand hat die Großinduſtrie ſo rückſichtslos verſchlingen dürfen, ohne die gewaltſame Zerſtörung der ſittlichen Mächte zu achten, nur auf das „Geſchäft" bedacht, und — wir haben die Früchte vor Augen! Mag der Mittelſtand ſich die Vorteile des Großbetriebs aneignen, das wäre kein Schade, wenn es in ſolcher Weiſe geſchieht, daß die Großinduſtrie gezwungen würde, ſich auch umzuwandeln. So nämlich, daß ſie den häuslichen Tugenden, der Erziehung, der gediegenen Tüchtigkeit, kurz der Ausbildung der ſittlichen Perſönlichkeit und des religiöſen Lebens Raum giebt, ſich zu üben und zu entfalten. Darum Hebung der ſittlich-religiöſen Selbſtändigkeit und Kraft des Mittelſtandes!

---

[1]) Dagegen Roſcher, Syſtem der Volkswirtſchaft III. S. 552. „Die neueren Tendenzen durch Unterricht, Genoſſenſchaftsbildung ꝛc., dieſe hochwichtige Unterlage des kleinen Mittelſtandes und damit die geſamte ſociale Ordnung und Sicherheit neu zu befeſtigen, ſind keineswegs hoffnungslos."

V. Die Künstlerwelt.

Von Dr. **Karl Friedrich Jordan**-Berlin.

Wie die Künstler sind, so ist auch die Kunst; und umgekehrt wird der junge Künstler, wenn er nicht einen eigenen, ursprünglichen und tiefen Grundbestand von Anschauungen und Idealen in sich trägt, durch die Kunst, wie sie gerade ist, gebildet und erzogen. Aus diesen beiden Wahrheiten folgt, daß wir ein Urteil über den Geist der Kunst gewinnen können, wenn wir Blicke in das Leben der Künstlerwelt thun; und nicht nur in das äußere Leben, sondern auch und sogar vor allen Dingen in das innere Leben, in die Anschauungs- und Ideenwelt, welche die Künstler erfüllt und von der das äußere Leben schließlich nur ein Spiegelbild ist.

In erster Linie handelt es sich für unsere Zwecke um die *schaffenden* Künstler; aber auch die *ausübenden* kommen in Betracht, insofern sie — auf dem Gebiete der dramatischen Kunst und der Musik — den Werken *jener* erst zum wahren Dasein verhelfen.

Man sagt oft, daß die Künstler ein ganz besonderes Völkchen seien; und man hat in gewisser Hinsicht recht. Sind sie es doch, die aus Empfindungen und Ideen *Seiendes* erzeugen; die das Traumland der Phantasie in die Wirklichkeit zaubern. So nehmen sie gewissermaßen eine Zwischenstellung ein zwischen jenem und dieser und sind keinerseits recht heimisch, sondern schweben und flattern auf- und niederwärts, hinunter und empor. An keine beider Welten — weder an die der Gedanken noch an die der Dinge — halten sie sich für gebunden und achten nicht bedingungslos die Regeln und Gesetze beider. Aber immerhin sind sie Menschen, Menschen wie die übrigen auch, mit Vorzügen und Fehlern, Bedürfnissen und Grundsätzen. Neben dem Leichtsinn und wildem Freiheitsdrang findet man auch bei ihnen ernste Gesinnungen und das Gefühl der Ehrfurcht vor dem durch Alter und innern Wert Geadelten. Und schließlich muß auch das erkannt werden, und gerade dies ist für uns von besonderer Wichtigkeit: In einer Zeit geistigen Niedergangs eines Volkes treten die Anzeichen des Verfalls, der Schwund der Ideen und der Ideale und das Vorherrschen weltlicher, materialistischer Ansichten und Wünsche zumal in der Künstlerwelt deutlich sichtbar und unangenehm hervor.

Es ist ein nicht zu verkennender Zug, der sich gerade bei unseren hervorragendsten oder doch berühmtesten Künstlern offenbart, daß sie in so hohem Maße auf Erwerb und Gewinn bedacht sind. Die Ansprüche an das Leben sind andere geworden als vor hundert Jahren. *Schiller* war nie mit Glücksgütern gesegnet und hatte oft mit der Not zu kämpfen;

Wildenbruch, den urteilslose Leute als einen „zweiten Schiller" bezeichnet haben, ist, soviel ich mir denken kann, ein reicher Mann. Mozart und Wagner bilden in dieser Hinsicht gleichfalls Gegensätze.

Aber nicht das ist das Hervorstechende und zu Bedauernde, daß ein Künstler, sei es durch den Erfolg seiner Werke, die er, wie z. B. Wagner, allein seinem Genius folgend geschaffen, sei es durch die Gunst eines Fürsten, den die Größe dieser Werke hingerissen hat, überhaupt zum Wohlstande gelangt; sondern: daß in unserer Zeit so mancher auf Kosten seines innern Dranges und Talents nur danach trachtet, einzelnen oder der Menge zu gefallen, damit er hohe Einnahmen erzielt.

Die Kunst ist — rühmliche Ausnahmen zugegeben — zum Geschäft geworden. Ausübende Künstler gehen in die Häuser reicher Juden, um daselbst für die Unterhaltung einer nur oberflächlich gebildeten Gesellschaft zu sorgen. Und die schaffenden Geister werfen sich von vornherein, mögen sie nun Musiker oder Maler, Dramatiker, Epiker oder Roman- und Novellenschriftsteller sein, auf das, was zieht und was geht. Und das Publikum ist närrisch; hat einmal ein Künstler einen Namen gewonnen, so taumelt es ihm ferner kritiklos zu: er ist Mode geworden. Und wie gewinnt er einen Namen? — Bisweilen durch einen ersten glücklichen Wurf; öfter aber durch die Machenschaften einer schamlosen Reklame und die Wirksamkeit eines ebenso verwerflichen Cliquenwesens. Wer nicht zur Clique gehört, wird unbarmherzig schlecht gemacht — und das Publikum hört auf die Stimme der Zeitung und denkt nicht an eigenes Urteil, notabene: weil es im allgemeinen kein eigenes Urteil hat.

Und wie bezahlt man die Leistungen eines in Mode gekommenen Künstlers? — Eine Patti, eine Lucca, ein Wachtel — man wirft ihnen die Tausende, die Millionen an den Hals, während man die zu stiller seelischer Größe gereiften Künstler, die nicht Virtuosen sind, im Verhältnis zu jenen stiefmütterlich behandelt. Das Virtuosentum ist etwas Äußerliches — wie Cliquenwesen und Reklame. Man geht eben im Äußerlichen auf. Das zeigt sich auch darin, daß man, wie ich's z. B. in einem Konzert der Singakademie (zu Berlin) erlebte, dem Klavierspiel der Witwe Schumanns, das nichts besonders Hervorragendes bot, rasenden Beifall zollte, während man beim Anhören einer bedeutenden Brahmsschen Komposition nur lauwarm wurde.

Es herrscht ein ähnliches Verhältnis auf dem Gebiete der Tantiemen, die man den schaffenden Künstlern zahlt.

Auf die Künstler selbst aber wirken solche Praktiken verderblich. Sie reifen oft nicht aus; sie kommen nicht zur wahren inneren Vertiefung; sie gewinnen ein falsches Urteil über sich selbst, über ihr Können und ihren Wert. Nur der übermächtige Genius in einer Künstlerseele vermag sich selbst treu zu bleiben, sei's in einem oft jahrelang vergeblichen Ringen nach Anerkennung, sei's im Taumel grenzenloser Triumphe.

Es sollte doch — auch vom vernünftigen socialen Standpunkte aus — so sein, daß jede gute Leistung angemessen, aber nicht sinnlos bezahlt würde und daß keinem leistungsfähigen Künstler sein gerechter Lohn

vorenthalten, noch der Weg zur vollen Entfaltung seiner Kräfte abgeschnitten würde.

Noch in anderer Weise indessen werden die Modekünstler, die Ruhm und Ehre und Geld oft nicht verdienen, durch die gerügten Umstände verdorben. Wenn die Wogen sie aufwärts tragen, so bemächtigt sich ihrer häufig ein äußerlicher Zug ins Große und der Hang zur Üppigkeit. Unter die Tische der Reichen strecken sie ihre Füße und fangen an, ein verschwenderisches Leben zu führen; statt zu essen und zu trinken, dinieren und soupieren sie, halten Gelage ab und spielen, bauen sich Villen und beißen den großen Herrn oder die Weltdame heraus. Das aber ist gerade für unsere Zeit das Allerschlimmste; denn sie hat Künstler nötig, die einfachen Sinn, sociale Anschauungen und als Grundlage für alles: christliche Gesinnung besitzen. Nur so kann die Künstlerwelt — und das sollte sie doch mehr als alle anderen Menschen — den Geist der Zeit fördern nach oben, auf der Bahn der Ideale, und nach innen, in das Reich des reinen Geistes.

Eine andere Erscheinung, die sich den vorgenannten anschließt, ist die, daß hohe Herren und reiche Männer, um die sinnlichen Freuden des Lebens zu genießen, sich, statt eine reine Liebe in ihrem Innern zu pflegen, in der Welt der Bretter nach einer schönen „Sklavin und Gebieterin" umsehen und, wenn sie eine solche gefunden haben — mag sie nun Sängerin, Schauspielerin oder Tänzerin sein — dieselbe in mehr oder minder glänzender Weise „aushalten"; d. h. ihr eine Wohnung mieten, für ihren Lebensunterhalt sorgen und sie mit Kleidern und Luxusgegenständen beschenken. Manche (ausübende) Künstlerin ist dergestalt im wesentlichen die Dirne, oder sagen wir Maitresse, eines Geldmannes. — Wo bleibt da die Kunst? —

Es giebt auch Ausnahmen; ich will sogar zugeben: eine stattliche Anzahl derselben. • Aber ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Mehrzahl der ausübenden Künstlerinnen in geschlechtlicher Beziehung nicht auf den besten Wegen wandelt.

Ähnlich liegen die Dinge bei den männlichen Schauspielern; nur daß ihre Verirrungen und Ausschweifungen auf sexuellem Gebiete sich in anderen Formen darstellen.

Über einen berühmten Heldendarsteller und ersten Liebhaber wurde mir erzählt, daß er sich rühme, vierzig uneheliche Kinder gezeugt zu haben. Es mag das eitle Prahlerei sein; jedenfalls aber zeigt die Äußerung, wes Geistes Kind der Betreffende ist. Derselbe ließ sich auch, wie ich sicher weiß, von mehreren lüsternen „höheren Töchtern" weitgehende, wenn auch — soviel festgestellt werden konnte — unschuldige Schwärmereien gefallen. Soll er doch behauptet haben, daß ihm noch nie ein Weib — gleichgiltig welchen Alters und welcher gesellschaftlichen Stellung — widerstanden habe, wenn er mit seiner „Liebesforderung" an sie herangetreten sei. Und dieser Mann wird von dem größten Teil der Damenwelt, soweit sie ihn kennt, gefeiert und vergöttert. Auf diesem letzteren Gebiete (der Vergötterung) wird überhaupt, auch weiblichen Mitgliedern des Theaters gegenüber, Unglaubliches, ja Frevelhaftes und Verrücktes geleistet. Muß man nicht einerseits die Frauenzimmer still bedauern, die einer Schauspielerin,

welche das Theater verläßt und in ihren Wagen einsteigt, in vollster Verzückung die Hände küssen? Und verdienen nicht andererseits die Männer Verachtung, die einem gefallsüchtigen und eitlen Weibe, das in der Oper für 20 000 Mark oder, was weiß ich, wieviel gesungen hat, die Pferde ausspannen, um gleich Sklaven des verkommenen Roms selbst ihren Wagen zu ziehen? — Bemerkt sei übrigens auch hier, daß, wie der Beifall *im* Theater oft durch eine bezahlte Claque gemacht oder künstlich eingeleitet wird, Scenen der genannten Art gleichfalls nicht selten der Reklame wegen, von gedungenen Subjekten ausgeführt oder angezettelt werden. — Auf alle Fälle beweisen die erwähnten Dinge, daß Künstler wie Publikum nicht mehr gleichermaßen der hohen und reinen Kunst ergeben und *sie* zu bieten wie entgegenzunehmen gewillt sind, sondern daß ein *Verfall* der Kunst eingetreten ist und an ihrer Stelle ein verblendeter Personenkultus Platz gegriffen hat. Statt des Objekts hat man das Subjekt zum ersten Gegenstande der Bewunderung und Verehrung gemacht. Dieser Zug ist weibisch, da auch das Weib seinem ganzen innern Wesen nach weniger sachlich als persönlich ist. Wo aber des Weibes Art tonangebend und herrschend wird, da hat sich ein geistiger Niedergang des lebenden Geschlechts eingestellt. — Man merkt dies übrigens auch an zahlreichen sonstigen Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens unserer Zeit.

Doch ich war zuvor dabei stehen geblieben, die sittliche Eigenart der männlichen Bühnenkünstler zu beleuchten.

Ich führe nun einen andern bezeichnenden Umstand an, dem man vielfach begegnet; das ist die Mitwirkung von Künstlern an sogenannten „Herren-Abenden." Was an solchen an Zoten und Gemeinheiten geleistet wird, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der, wenn auch nur gelegentlich, derartigen Veranstaltungen beigewohnt hat. In Berlin giebt es einen Verein „Tyll Eulenspiegel", der, wenn ich mich recht erinnere, die Unterstützung bedürftiger Bühnenkünstler bezweckt, der aber auf Grund seiner öffentlichen „Herrenabende" keinen feinen und schmeichelhaften Titel beanspruchen kann.

Hervorgehoben soll indessen auch jetzt wieder werden, daß *nicht alle* männlichen Bühnenkünstler von der gekennzeichneten Sinnes- und Lebensart sind. Von verschiedenen Schauspielern und Sängern ist es bekannt, daß sie ehrenwerte Familienväter sind und ein häusliches und biederes Leben führen.

Ich erinnere an das, was ich im Anfange gesagt habe: Auch die Künstler sind Menschen, Menschen wie die übrigen auch, mit Vorzügen und Fehlern, mit Bedürfnissen und Grundsätzen. Und *schließlich* ist die Zügellosigkeit auf sittlichem Gebiet in *anderen* Berufsständen gleichfalls stark ausgeprägt. Sie ist ein Merkmal unserer Zeit. Aber freilich: diese Thatsache darf uns nicht hindern, auszusprechen, daß sie sich auch bei den Künstlern findet und bei ihnen sogar besonders auffallend zur Erscheinung kommt. Und zwar nicht nur bei den ausübenden, sondern auch bei den schaffenden Künstlern. Doch davon nachher. Zunächst wollen wir unsere Aufmerksamkeit noch auf zweierlei lenken, was die Bühnenkünstler männlichen und weiblichen Geschlechts, besonders aber die letzteren, betrifft.

Der Künſtler, der doch mit beſtimmt iſt, an der geiſtigen Führung des Volkes teilzunehmen, ſollte billigerweiſe im Beſitze einer guten Bildung ſein, die er entweder in ſeinen Beruf bereits mitbringt oder innerhalb desſelben durch treue Arbeit und Fleiß ſich aneignet. Leider aber trifft man gar zu oft, zumal bei den Bühnenkünſtlerinnen, eine erſtaunliche Unwiſſenheit, gepaart mit thörichter Anmaßung, an. Und was noch ſchlimmer: außer der rechten Geiſtesbildung geht ihnen auch eine tiefere Herzensbildung ab.

Es hat dies zum großen Teile darin ſeinen Grund, daß viele Künſtlerinnen gar nicht aus wahrer, innerer Begeiſterung für die Kunſt und, weil ſie den Beruf zu derſelben in ſich fühlten, zur Bühne übergegangen ſind, ſondern weil ſie „Luſt“ dazu hatten; weil ſie frei ſein wollten von dem leitenden Zwange ihrer Familie; weil ſie Genuß ſuchten.[1]) Manche „Künſtlerin“ hat ſogar vorher einen anderen, wenig ehrenvollen Beruf gehabt: ſie beſaß ein „reiches Verhältnis“, das ſie für die Bühne ausbilden ließ, damit das Theater einen Deckmantel für ihr wahres Gewerbe abgeben könnte, das nach wie vor als einträglicheres weiter betrieben wird.[2]) Auf dieſe Weiſe wird die Unſittlichkeit, wie ſie einerſeits innerhalb der Welt der Bretter entſteht, andererſeits noch von außen in ſie hineingetragen.

Nun zu den ſchaffenden Künſtlern! Wie leben ſie? Und in welchen Anſchauungskreiſen bewegen ſie ſich?

Ich führe einige Beiſpiele aus dem wirklichen Leben an, die uns dies lehren mögen.

Ein junger Maler hat ein Modell gefunden, das ihm gefällt. Nennen wir es Lene. Anfänglich beſucht ihn die Lene nur, oft und öfter, um ihm zu „ſitzen“. Aber es wird nicht nur „geſeſſen“ und gemalt; auch anderes wird getrieben, bei Tage und bei Nacht. Der Maler und die Lene gehen auch aus; aber ſie iſt anſpruchslos. — Schließlich zieht ſie zu ihm, um ihm — die Wirtſchaft zu führen. Sie leben ſehr ungeniert miteinander; auch andern Perſonen gegenüber legen ſie keine allzu große Scheu an den Tag. Sie erzählen von ihren vertrauten Erlebniſſen, reißen Zoten und werden ſogar handgreiflich. Aber in das Atelier des Malers kommen feine Herrſchaften, um ſich malen zu laſſen; das Geſchäft geht gut. Da muß die Lene ſchließlich fort. Es geht nicht mehr ſo weiter. Der Zuſtand wilder Ehe, der bisher herrſchte, muß aufgehoben werden. Sie aber iſt dagegen; ſie macht eine Scene und weint. Sie hat es ja ganz gut gehabt und hat den Maler auch auf ihre Art geliebt. Schließlich hilft ihr alles Sträuben nichts; ſie geht. Aber das Verhältnis dauert, unter anderen Formen, weiter fort, bis — der Maler, wenn's Glück gut iſt, eine paſſende Partie findet und ſich verlobt und verheiratet. Auch hierin muß ſie ſich ſchicken. Vielleicht heiratet auch ſie einer von der Straße weg. —

Ein anderer Maler, ein älterer Mann bereits, entdeckt ein Modell, das ihn zu bedeutſamem Schaffen anrregt. Er feſſelt es durch außer-

---

[1]) Vergl. „Über den Bildungsgrad unſerer Bühnenkünſtlerinnen“ von Spektator; in der Monatsſchrift „Berliner Kosmos“, Mai 1894, S. 85.

[2]) Ebenda S. 89.

ordentliche Geldsummen, die er ihm zuwendet, an sich und geht so ebenfalls ein Verhältnis mit ihr ein, von dem er behauptet, daß es ein rein ideales sei, während Beweise dafür sprechen, daß auch hier das sinnliche Moment eine große Rolle spielt. —

Ein Architekt, der sich verheiratet hat, nachdem er vieles kennen gelernt und so manche Nacht der Göttin der fleischlichen Liebe geopfert hat, spricht sich für die Polygamie aus, behauptet, daß er infolge seiner großen Liebesfähigkeit mehrere Frauen nebeneinander vollauf beglücken könne, und äußert sich schließlich dahin, daß seine Ehe nicht Schaden zu erleiden brauche, wenn er sich außer mit seiner Frau gelegentlich noch mit einer käuflichen Dirne einließe; gerade durch den Gegensatz käme er erst zum wahren Bewußtsein des Wertes, der dem ehelichen Verkehr innewohne. —

Ein Litterat, der als Student in den Räumen der Hochschule schon Zola gelesen hat, statt für sein Fach thätig zu sein, und der nach einigen guten Anläufen dabei anlangte, Artikel über Zirkusleben u. dergl. zu verfassen, verheiratet sich, nachdem er gleichfalls „alles kennen gelernt" hat, mit einem Mädchen, das bereits die Mutter seines Kindes ist. — Nicht pharisäisch zu richten über diesen Fall wie die vorher erwähnten Verhältnisse, kommt mir in den Sinn; wir alle sind schwach und können nicht gut für uns selber sagen. Wir sind alle der Sünde unterthan, der eine auf diesem, der andere auf jenem Gebiet. Was ich aber doch hier wie anderwärts tief beklagen muß und wogegen ich meine Stimme erheben möchte, ist das: daß das Sündhafte der Handlungen in all' diesen Beispielen nicht erkannt wird und die Anschauungen der Thäter ihrem Treiben und Verhalten völlig entsprechen. Es ist aber notwendig, daß wir unsere Gesinnung zu adeln, unser geistiges Wesen zu reinigen suchen und dann — wenn wir auch noch so oft der Schwäche unseres Fleisches und dem Drange der Leidenschaften erliegen — fortgesetzt dahin streben und daran arbeiten, uns zu besseren Wesen zu entwickeln, zu Wesen, die zwar noch auf der Erde stehen und im Irdischen wurzeln, deren Stirn aber bereits umweht wird von dem Geisteshauche, der von oben kommt, und deren Auge in die Klarheit des Welt- und Menschenerlösers Jesus Christus blickt.

Nur verschwindend wenige der mir bekannt gewordenen Menschen, die die Veranlagung zu wahrhafter Kunst im Innern tragen, nehmen den Standpunkt christlicher Sittlichkeit ein. Viele huldigen durch ihr thatsächliches Verhalten dem Grundsatz der freien Liebe, und mit manchem kam ich in Berührung, der sich offen für denselben aussprach, wenn die Rede darauf kam.

Ausnahmen giebt es natürlich auch hier; eine nennenswerte Schar rühmlicher Ausnahmen. Aber sie ändern nichts an dem wenig erfreulichen Gesamtbilde, das von der Lebensanschauung und Lebensführung der Künstlerwelt dargeboten wird.

Sind denn aber, frage ich wieder — auch im Vergleich mit den schaffenden Künstlern — die Angehörigen anderer Stände oder Berufsarten besser? Die Börsenspekulanten und die Kaufleute? die Offiziere und die verschiedenen Beamtenkategorien? oder schließlich die Handwerker und Arbeiter? — Muß nicht vielmehr abermals betont werden, daß eine Auflösung unserer alten sittlichen Anschauungen allgemein, besonders aber in

den durch äußere Bildung und Besitz hervorragenden Klassen oder Kreisen, Platz gegriffen hat? — Und kann man etwa verlangen, daß die Künstler Engel und Heilige sein sollen?

Ganz gewiß nicht. Sie sind Menschen wie die übrigen auch — ich sag' es zum drittenmal. Aber *eins* kann man verlangen: Wenn die Künstler zur Geistesaristokratie (der einzigen Aristokratie, die *berechtigt* ist — Geburts- und Geldaristokratie sind es nicht) gehören wollen, wenn sie die berufenen geistigen Führer des Volkes und der Menschheit sein sollen, dann müssen sie — mögen ihre *Thaten* auch vielfach fehlerhaft sein, wie es bei allen Menschen, hier mehr und da weniger, der Fall ist — doch *wenigstens* mit ihren *Anschauungen* auf der Höhe wandeln: dort, wo die Sonne der Ideale glänzt und nicht der Dunst der Wirklichkeit den Blick umflort. *Blinde* Blindenführer müssen ja selbst in die Irre gehen.

Leider aber zeigt sich diese Forderung in der Gegenwart und seit Jahrzehnten schon *nicht* erfüllt. Man hat sich in eine rein weltliche, irdische, fleischliche, in eine völlig materialistische Anschauungsweise hineingelebt. Darwin, Büchner, Häckel und jüngstens Nietzsche — diese Namen haben auch die Künstlerwelt in Bewegung versetzt; Büchner und Häckel viel mehr, als sie es verdienen, denn Büchner ist seicht und Häckel phantastisch, beide aber nicht scharf logisch genug; auch ein Helmholtz, ein Tyndall, ein Robert Mayer u. a. sind von zahlreichen Künstlern wohl gekannt. Die *Bibel* aber, die *Worte Christi* kennt man meist nur von der Schule oder von einem Sonntag her, wo man die Schritte einmal wieder zur Kirche lenkte — wer weiß, wie's eigentlich kam.

Aber es ist, wie allerwärts in der Welt, nicht beim *wissenschaftlichen, theoretischen* Materialismus geblieben. Sondern die Beschäftigung mit ihm hat einen wesentlichen Anstoß dazu gegeben, daß auch der praktische Sinn sich fast ausschließlich auf die Materie lenkte und alle Bestrebungen in dem einen Ziele des Wohllebens und Genusses sich verdichteten. Arno Holz singt in seinem „Buche der Zeit, Lieder eines Modernen":

„Unsre Welt ist nicht mehr klassisch,
Unsre Welt ist nicht romantisch,
Unsre Welt ist nur modern."

Ja, sie ist es, und leider auch die *Künstlerwelt*. Setzt doch Holz selbst einem seiner Gedichte ein von Alfred Meißner verfaßtes Motto vor, das die Worte enthält:

„Vom Jenseits mag ich nichts mehr wissen,
Seit ich das Diesseits erst erkannt." [1])

Das ist moderner Geist. Steht ihm gegenüber der romantische nicht viel schöner und edler und erhabener da, sofern er nur nicht unklar und sofern er christlich ist? — Wir *brauchen* wieder *Mystik*; nur darf sie nicht wild phantastisch sein und nicht aus unlautern Quellen geschöpft werden. Die reinste und heilkräftigste Quelle für unser gesamtes geistiges und im

[1]) Vergl. meinen Artikel über den „Einfluß der Kunst" im vorliegenden Werke.

Verfolge davon auch für unser leibliches — individuelles wie soziales — Leben ist aber der Geist und die Lehre Christi, des Sohnes Gottes.

Mit dem Materialismus ist der Egoismus eng verknüpft; nicht als ob es nicht auch selbstlose Materialisten geben und unter der großen Schar derjenigen, die Christi Namen tragen, nicht auch krasse Egoisten vorkommen könnten; aber doch so, daß im Materialismus kein wahrhaft ausschlaggebendes, kein wirklich bestimmendes Moment enthalten ist, das gegen den Egoismus spräche. Im Gegenteil, wer es will, kann jederzeit aus jenem den letzteren folgern. Und nun? was ist das für ein Künstler, der, statt sich selbst dem Ideale hinzugeben und dafür zu wirken und zu kämpfen mit all' seinen Fähigkeiten und seiner ganzen Persönlichkeit, nur auf seinen Vorteil bedacht ist! Wo bleibt da Begeisterung und innere Freiheit? Wo die heilige Glut, die seine Seele erfüllen soll?

Einen Teil der Schuld an den gekennzeichneten unleidlichen Verhältnissen in der Künstlerwelt trägt, es kann nicht verschwiegen werden, das Judentum. Wie sich dasselbe der Presse größtenteils bemächtigt hat, so hat es auch mit vielem äußeren Erfolge versucht, innerhalb der Kunst seine Geschäfte zu machen und, was hier bei weitem mehr ins Gewicht fällt, die geistige Führung in die Hände zu bekommen. Die seitens der verbündeten Presse ins Werk gesetzte Reklame, das Cliquenwesen, Schlauheit, Unverschämtheit und eine nicht abzuleugnende oberflächliche Begabung waren die Momente, die es dahin gebracht haben, daß heutzutage nicht nur an den meisten deutschen Bühnen, die Hoftheater nicht ausgenommen, großenteils oder gar vorwiegend jüdische Künstler das Publikum unterhalten, sondern auch in der Litteratur zahlreiche jüdische Federn seit Jahren und Jahrzehnten thätig sind, den guten deutschen und christlichen Geschmack zu verderben. Auf dem Gebiete der Malerei und der Musik macht sich der Einfluß des Judentums nicht in dem Maße geltend. Auffallend aber und charakteristisch ist es, daß die Direktion so vieler renommierter Bühnen in jüdischen Händen ruht; so sind Barnay, der frühere Direktor des „Berliner Theaters", L'Arronge, der frühere Direktor des „Deutschen Theaters", Oskar Blumenthal vom „Lessing-Theater", Löwenfeld vom „Schiller-Theater", Sternheim, der frühere Direktor des „Belle-Alliance-Theaters" — diese alle in Berlin und wahrscheinlich nicht wenige sonst in anderen Städten — zum mindesten der Abstammung nach Juden. Es ist klar: der Direktor eines Theaters ist zum Teil Geschäftsmann, Unternehmer. Das zieht den Juden noch mehr an als die Aussichten, die ihm die bloße Bühnenthätigkeit eröffnet. Für diese befähigt ihn übrigens noch eine Eigenschaft besonders: nämlich daß er gut heucheln und sich verstellen kann. Freilich ist so — von Ausnahmen abermals abgesehen — die Kunst, zu der er es bringen kann, eine Afterkunst; denn der wahre Künstler soll seine Rolle nicht spielen, sondern leben; er soll sich in sie so versenken, daß er die Figur, die er darzustellen hat, aus sich heraus ins Dasein zaubert.

Es liegt mir fern, die Schuld an allem Übel auf das Judentum als einen willkommenen Prügelknaben abzuwälzen. Nicht behaupte ich, daß es allein die bestehenden schlechten Zustände verursacht hat, noch daß wir ohne das Judentum nicht auch auf falschen Bahnen wandeln würden.

Aber das ist gewiß, daß, wo der Jude seine Hand im Spiele hat, die Korruption vollkommener wird und schneller vorwärts schreitet. Wie kann auch ein Volk — im allgemeinen — Gutes schaffen, solange es nicht den alten egoistischen Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" sich aus der Seele gerissen hat! Und wehe *uns*, daß auch weite Kreise innerhalb des *deutschen* Volkes und der *Christenheit* in ihren Grundanschauungen und ihrem praktischen Verhalten sich noch nicht über diesen Grundsatz erhoben haben — trotz der Lehre und des Vorbildes unseres Herrn und größten Meisters!

Ausgesprochen aber muß es auf alle Fälle werden, daß wir so lange nicht zu einer von christlichem Geiste getragenen Kunst gelangen können, als das Judentum auf dem Gebiete derselben eine bedeutsame Rolle spielt. Das ist vollkommen klar, denn christlicher und jüdischer Geist decken sich nicht, sondern stehen, in ihren *Grundzügen* sogar, zu einander im Widerspruch. Beweis dafür ist, daß die Juden einst mit *blutigem* Hasse Christus zu vernichten getrachtet haben. Die Deutschen, wenn sie freilich auch noch lange nicht in ihrer Mehrzahl dem Geiste Christi voll ergeben, noch voll für ihn empfänglich sind, hätten doch, glaube ich, den Heiland achtungs- und liebevoller behandelt, mehr ihn als einen unnützen Schwärmer angesehen, aber nicht ihn so grimmig gehaßt, verfolgt und verhöhnt. Aber ich täusche mich vielleicht. Zu wünschen ist es sicherlich, daß auch die Deutschen den Versuch machen möchten, *wahre* und *ganze* Christen zu werden. Auch sie sind aufzurütteln, auch ihnen thut innere Umkehr not — nicht *nur* den Juden. Daher muß ich auch den *einseitigen deutsch-nationalen* Aufschwung, den man von mancher Seite unserm Volke zu geben bestrebt ist, aufs entschiedenste *tadeln*. Tausendmal wichtiger als *deutsch* zu sein oder zu werden, ist es: *christlich* zu denken und zu handeln! Ich wüßte nicht, daß Gott irgendwo von uns ausdrücklich verlangt hätte, daß wir deutsches Wesen pflegen sollten; wohl aber hat er uns durch seinen Sohn geoffenbart, daß es sein Wille ist, uns auf christlicher Bahn wandeln zu sehen.

Es besteht in Berlin ein Verein (die „Klause"),[1]) der es sich ursprünglich und nach der Idee seines Begründers zur Aufgabe machte, die deutsch-nationale Litteratur zu pflegen und den sonstigen Litteraturströmungen unserer Zeit vom deutsch-nationalen Standpunkte nahezutreten. Als ich den Versuch machte, das christliche Moment in diesem Verein zur Geltung zu bringen, fand ich Widerstand; und bald machte sich einerseits das selbstzufriedene philiströse Bourgeoistum (statt nationalen Geistes) und andererseits die modern-realistische Denkweise (statt christlicher Anschauung) breit. Ein anderer Umstand trug noch dazu bei, den Verein trotz äußerlicher Blüte zu innerem Niedergang zu bringen: er wurde im wesentlichen eine Vereinigung von Blaustrümpfen und alten Jungfern, die beim Anhören litterarischer Erzeugnisse verschiedenster Art — die Abende verbringen.

Die vorstehende Thatsache liefert mit einen Beweis dafür, daß

---

[1]) Eigentlich sogar zwei: Mutter- und Tochterverein, die aber verfeindet miteinander sind.

unſere Zeit für eine deutſch-nationale Kunſt nicht geeignet iſt. Wäre ſie nur für eine chriſtliche Kunſt erſt wieder reif und — bereit, ſie aufzunehmen und ſich in ſie einzuleben!

In dem erwähnten Verein fand ſich nur ein kleiner Teil moderner Litteraturgrößen; ſonſt hätte es ſich gezeigt, daß auch dem Geiſt des Bourgeoistums keine Stätte darin bereitet war — was natürlich keineswegs zu bedauern geweſen wäre. Unſere „Modernen" empfinden nämlich vorwiegend ſocialiſtiſch, oder ſagen wir, um nicht mißverſtanden zu werden: ſocial; man könnte ſich deſſen freuen und könnte es anerkennen, wenn nicht in engſter Verbindung mit den ſocialen Anſchauungen eine irreligiöſe und oft geradezu antichriſtliche Denkweiſe einherginge.

Beſonders unſere neueren Dichter haben den Kopf voll ſocialiſtiſcher oder gar anarchiſtiſcher Ideen. Und manche aus dem Grunde, weil ſie die Proletarier nicht nur in ihr Herz geſchloſſen haben, ſondern ſelbſt zu ihnen gehören. Es muß dies, entgegen dem vorherrſchenden mammoniſtiſchen Zuge in der Künſtlerwelt, wie wir ihn anfangs geſchildert haben, gleichfalls hervorgehoben werden. Nun bewegt ſie zweierlei: auf der einen Seite das aus der Not geborene berechtigte Verlangen nach einem beſſeren Daſein, ſowie der gleiche Wunſch für die wie ſie unter dem Drucke des Schickſals Seufzenden, für die ſie warmes menſchliches Mitgefühl hegen; auf der andern Seite aber der Egoismus und der von ihm erzeugte Neid. Und wo bleibt das rein ideale Moment, das als Beweggrund ſie bei ihrem ſocialen künſtleriſchen Schaffen leitet? — Auch für ſie giebt es ein ſolches, aber es iſt nur der Grundſatz der Gerechtigkeit, dem die Verbindung mit dem Geiſte chriſtlicher Liebe und chriſtlichen Glaubens fehlt. Eine Gerechtigkeit, die allein auf menſchliche Gründe ſich ſtützt, hat keinen wahren Halt, und das noch ſo warme und treu gemeinte Eintreten für ſie kann nicht die Herzen umgeſtalten.

Warum denn eigentlich, und zwar gerade vom ſocialen Standpunkt aus, bezw. trotz desſelben, der Haß gegen den Glauben und die Kirche, wie ſie Chriſtus gewollt hat? Dieſer oft giftige und blutige Haß, der ſich ſowohl in den Werken wie in dem perſönlichen Auftreten unſerer neueren Dichter ſo vielfach offenbart?

Ehe ich darüber ausführlicher mich äußere, möchte ich noch bemerken, daß die ſocialiſtiſche Geſinnung ſich bei den Muſikern und Malern, vor allem aber bei den Bühnenkünſtlern weniger ausgeprägt findet als gerade bei den Litteraten. Die Architekten gehören ſogar meiſtenteils — auch in ihrem Denken — zum Bourgeoistum und tragen ein ſehr entwickeltes und oft unangenehm ſich bemerkbar machendes Standes- und Rangbewußtſein zur Schau, und bei vielen zeigt ſich, je weniger ſie Künſtler im höheren Sinne des Wortes ſind, eine um ſo größere Anmaßung in ihren Urteilen über Kunſt und über andere Dinge. —

Und nun zur religiöſen Frage! — — — Ich trete in das Zimmer eines mir wohlbekannten Künſtlers,[1]) eines hochbegabten und in vielfacher Beziehung prächtigen Menſchen. Er zeigt mir ein kleines, thönernes Bildwerk, das einen indianiſchen Götzen darſtellt; er hat es von einem Ver-

[1]) Er iſt ſeinem Weſen nach Schriftſteller.

wandten bekommen, der in Nordamerika lebt. „Sehen Sie hier — meinen Gott. Ich hab' auch meinen Gott. Zu dem bet' ich. Das ist ein guter Gott. Der kann mir nicht widersprechen." Und er wiegt das Götzenbild in seinen Händen und liebkost es.

Einerseits sollte dies Verfahren Scherz sein, spottender Scherz, der denen galt, die noch an einen Gott glauben, zu ihm beten und von ihm die Erfüllung ihrer Wünsche erhoffen, sofern dies nicht den Plänen und Gedanken Gottes widerstreitet. Andererseits aber lag darin auch voller Ernst: den „rückständigen" Ansichten einer „unaufgeklärten" Minderheit des Menschengeschlechts sollte bitterer, blutiger Hohn zu teil werden. Ich gehörte zu dieser Minderheit; aber nicht meine Person, nur die Stellung, die ich einnehme, sollte getroffen werden; mir selbst — wenn ich mich nicht täusche — ist der genannte Künstler gewogen, um nicht zu sagen: herzlich zugethan, und achtet mich.

Bisweilen, in Gesprächen mit ihm, die stets außerordentlich anregend und — gewinnbringend für mich waren (denn er ist ein geistvoller Mensch), brach aus seinem Herzen ein flammender Haß gegen den Kirchenglauben und das Priestertum hervor; der bloßen Lehre Christi steht er freundlicher gegenüber, wenngleich er manches aus derselben nicht unterschreibt und nicht zu befolgen geneigt sein wird; aber schon Paulus erscheint ihm als der erste Verderber der Christenlehre und des Christentums, und alles Spätere — wie sagte doch Voltaire und der „Moderne" Arno Holz? — „Ecrasez l'infâme!"

Wir haben es hier mit keiner Ausnahme zu thun; sondern mit dem Typus, wie er die Künstlerwelt beherrscht. Die Ausnahmen finden sich auf dem gerade entgegengesetzten Felde der Anschauungen.

Ein anderes Beispiel: Ich komme mit einem Musiker zusammen, der von katholischen Eltern gläubig erzogen worden ist und sich auch beileibe nicht geneigt zeigt, sich von seinem Glauben offen loszusagen. Aber doch ist er kein Sohn der Kirche mehr: er geht nicht zur Ohrenbeichte und zur Kommunion. „Das kann keiner von mir verlangen," sagt er, „daß ich dem Priester alles sage, was ich gemacht habe — Verkehr mit kleinen Mädchen ꝛc. Fällt mir gar nicht ein. Auch glaube ich nicht alles, was die Kirche lehrt. Das sind doch vielfach überwundene Sachen. Aber unsere Kirche ist doch in vieler Hinsicht gut. Sie ist mächtig. Ich will gewiß nichts gegen sie thun."

Recht bezeichnend. Eine gewisse Pietät ist noch da, aber keine Verehrung, keine Spur von Liebe; im Gegenteil: völlige Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Die Künstler sind heutzutage Kinder der Welt. Sie sind wirklich moderne Menschen. Ich wundere mich darum auch nicht, daß sie sich „modern" nennen und die „Moderne" im Gegensatz zur Antike gegründet haben — freilich eine etwas spaßhafte Gründung; denn sie wird für die Zukunft keine Bedeutung haben. —

Das schon vorhin erwähnte Malermodell, die Lene, sitzt vor der aufgeschlagenen Bibel und liest darin. Ich wundere mich darüber. „Ja," sagt der Maler lachend, „die Grete ist fromm." — „Wirklich?" frage ich. — „Wer weiß, was die gelesen hat," entgegnet er, indem er es als selbstverständlich betrachtet, daß sie die Bibel nicht als ein Buch benutzt,

aus dem man die Wahrheit und hehre, reine Lebenskräfte schöpfen kann, sondern daß sie darin liest, um sich durch die Lektüre gewisser Stellen einen Sinnenkitzel zu bereiten.

Wie wenige Künstler mag es geben, in deren Brust es warm wird und die Glut der Begeisterung zur hellodernden Flamme entfacht wird, wenn ihr Sinn und ihre Seele sich in das Leben und das Wesen des Heilands versenken! Wie wenige sind ihrer, deren innere Kraft nach religiösen Stoffen verlangt, oder die auch nur fähig wären, solche Stoffe würdig und wirksam zu gestalten! — Es fehlt der Geist — jener über die Welt sich erhebende und dennoch sie ganz umfassende Geist, wie ihn Christi Persönlichkeit atmet.

Aber — die alte Frage: Ist das bloß bei den Künstlern so? Stehen sie tiefer als die übrige Menschheit? — Gewiß nicht. Vielleicht sogar — eines gewissen idealen Schwungs und idealer Flugfähigkeit wegen — noch etwas höher. Aber man verlangt mehr von ihnen; man verlangt, daß die Künstler der Zeit voraneilen sollen auf aufwärts führender Bahn. Nicht als ob sie Heilige sein oder ein völlig außermenschliches Denken und Empfinden in ihnen walten sollte; aber — wie ich's schon einmal dem Sinne nach ausgesprochen habe: es muß ihnen der Blick geöffnet sein ins Reich des wahrhaft Schönen, des Schönen, das die Göttin Phantasie[1]) in seiner Ganzheit und seinem tiefsten Kerne selbst erschafft, indem sie nur die Elemente, die Bausteine aus der Wirklichkeit nimmt, und dem sie dann zwar kein materiell-wirkliches Lebens-Dasein giebt, wohl aber ein Dasein im Bilde oder Gleichnis, von wo aus es auf die Menschheit wirken und sie zur Schaffung jenes Lebens-Daseins veranlassen kann.

Richard Wagner hatte solche Phantasie. Aber wer hat sonst sie sich bewahren, in wem hat sie entstehen können inmitten unserer nüchternen, geld- und genußgierigen Zeit mit den groben Ansichten und dem egoistischen Sinn? Die arme Künstlerwelt! Man verlangt zu viel von ihr, wenn man will, daß sie von solcher Phantasie erfüllt sein, von ihr sich leiten lassen solle und nun das reine Feuer der heiligen Kunst schüre und zu leuchtender Flamme entfache; daß sie die Ideale wenigstens hüte, wenn sie unfähig sein sollte, sie zu fördern und zu vertiefen.

Die Ideale hüten! Das sollen ja wohl auch die Frauen. Werden sie nicht auch „Hüterinnen der Ideale" genannt? — Es liegt etwas Wahres in diesem Ausspruch, aber nicht viel. Die Frauen sind zu schwach, um mit dem Hergebrachten schlankweg brechen zu können; und wenn das Hergebrachte nun Ideale sind, so halten sie ferner daran fest. Sie lassen sich ihrer mehr zurückhaltenden Eigenart wegen nicht so leicht zur Frivolität hinreißen und wehren darum den Männern, wenn sie den alten Glauben zerstören und die Altäre stürzen möchten. Aber — aus hingebender Begeisterung für die Ideale, die sie selbst in sich entbrennen lassen, die sie — ich möchte sagen: schöpferisch dem hohen Ziel entgegentragen, thun sie jenes nicht; weil sie das nicht können. Wenn die Frauen im vollsten, eigentlichen Sinne, bewußt und willensstark, die Hüterinnen der Ideale wären, dann hätte die

[1]) Nach Goethe.

traurige und öde Erscheinung des Blaustrumpftums sich nicht ausbilden können. Mir kommen die meisten schriftstellernden Frauen vor wie naseweise junge Burschen oder vorlaute Backfische, die altklug dareinreden und mitschnacken, wenn verständige Männer sich über ernste Lebensfragen unterhalten. Sie haben kein selbständiges Urteil.

Was vertreten sie denn auf dem Gebiete der Romanlitteratur und der Poesie im engeren Sinne, auf dem Gebiete der Malerei und der Musik für eine Richtung? — Entweder sind sie unendlich fade und seicht, oder sie lassen sich von der herrschenden Meinung und dem Strome der Zeit mit fortführen. Nur selten taucht eine kraftvollere Natur daraus auf und nimmt ihren eigenen Weg, behauptet eine eigene, achtungswerte Stellung. Mir fällt eine Novellistin ein, Frau Bertha Wegner-Zell, die gesellschaftlich-flach und langweilig schreibt. Man sagt von ihr, daß sie, bezw. die Bekanntschaft mit ihr zu fürchten sei, weil die Personen, die sie neu kennen lernt, in Gefahr stehen, in ihrer nächsten Novelle eine Rolle zu spielen. Gewöhnlich sind die schriftstellernden Frauen ehrgeizig, ja eitel und offenbaren im privaten Leben wie in den Produkten ihrer Schreibthätigkeit dieselbe Ränkesucht und Neigung zum Klatsch, die den meisten weiblichen Wesen eigen ist.

Es fehlt ihnen Charakter. Dies spricht beispielsweise auch daraus, daß von Malerinnen so vielfach Stillleben gemalt werden, oder Portraits oder Landschaften. Packende Darstellungen von Ereignissen sind nicht ihre Sache.

Das Eindringen der Frauen in das Kunstgebiet und die Künstlerwelt hemmt das Hervorbrechen genialer Kraftnaturen. Denn die Frau nivelliert. Und wir haben doch gerade heutzutage eigenartige Menschen auf allen Gebieten so außerordentlich nötig. Die Halben, die Zaghaften, die am Gewohnten Haftenden und jeden Anstoß Fürchtenden können uns nicht helfen. Sie fördern uns nicht. Männer brauchen wir, die durch ihr Erscheinen schon beweisen, daß die Emancipation der Frauen eine Thorheit ist.[1])

An den Aufgaben der Zukunft mitzuarbeiten, sollten sich auch die Künstler angelegen sein lassen. Aber so, wie sie sind, sind sie dazu nicht fähig. Sie verstehen diese Aufgaben nicht oder verstehen sie nur halb, oder — wollen überhaupt nichts von ihnen wissen. Die Aufgaben der Zukunft liegen wesentlich im Socialen; aber nicht im Socialen an sich, nicht im Socialen als einer rein wirtschaftlichen Frage, sondern: als einer Form christlicher Lebensäußerung. Socialistische Anschauungen sind ja in unserer Künstlerwelt, wie erörtert, reichlich vertreten; sogar anarchistische Dichter giebt es; aber fast durchweg ist die Auffassung des Socialen bei den Künstlern derjenigen der Socialdemokratie gleich. Das heißt: man stellt sich, edel gesprochen, ausschließlich auf den Standpunkt der Gerechtigkeit; gerade heraus gesagt aber und gründlicher: man ruft den Haß der Proletarier gegen den Egoismus der Besitzenden auf, der es — dank dem herrschenden System — verstanden hat, sich selbst den größten Wohlstand

---

[1]) Vergl. über die Frauenfrage auch meine „Herben Bemerkungen über die Frauen“ im „20. Jahrhundert“, 1892, Heft 8 und 9, S. 883 und 996.

zu bereiten, während die Arbeiter mit notdürftigen Löhnen abgespeist werden. Dieser Haß ruht aber selbst, wenn er auch durch den Hinweis auf die Zustände, durch die Wahrnehmung der Verhältnisse entfacht wird, seinem innern Wesen nach auf dem Egoismus der Armen, der in ihrer Seele ebenso wie in der der Besitzenden breit entfaltet daliegt; aus diesem Egoismus schöpft jener Haß seine Nahrung und seine Kraft. Egoismus gegen Egoismus! und damit: blutiger Kampf der Einzelnen, der Stände und Klassen! ist somit die Losung der Socialdemokratie und der socialistischen Künstler.

Zeigt sie den Weg zum wahren Ziele und zum Heil? — Gewiß nicht! Denn sie besagt nichts anderes als: Treibt den Teufel durch Beelzebub aus! — Wollen wir vielmehr nicht bloß die äußeren Schäden, sondern ihre innere Ursache angreifen und zu beseitigen suchen, damit nicht von neuem wieder aus der alten Ursache, die nur ihren Ort und ihr Gewand gewechselt hat, Schäden gleicher Art wie zuvor sich entwickeln: so müssen wir dem Beelzebub selber, d. h. aber dem Egoismus in allen Menschenherzen den Krieg erklären und statt seiner die Liebe, wie sie Christus uns gelehrt hat, herrschend werden lassen.

Volles Christentum! — das muß die Losung sein für alle, die nach einer Erneuerung des Menschheitslebens, nach einer Verjüngung des Menschengeschlechtes inniges Verlangen tragen.

Es ist betrübend, daß die Gegner des Christentums — unter den Künstlern und sonst — nicht zu unterscheiden wissen zwischen der Lehre und Persönlichkeit des Heilands und der Kirche, zwischen dem Geiste Christi und dem Geiste der meisten Christen unserer Tage. Wenn die Kirche vom Heiland in mancher Hinsicht sich entfernt hat, wenn die heutige Christenheit sich ein Christentum zurechtgemacht hat, das zu ihren nicht-christlichen, aber ihr angenehmen Anschauungen und Grundsätzen paßt: ein geknicktes, unbiblisches, unchristliches Christentum — warum geht man da nicht wieder an die wahre Quelle, um reine Wahrheit zu erlangen? an Wort und Leben des Heilands? — statt mit der Kirche und der heutigen Christenheit das Christentum überhaupt zu verwerfen?

Es thut uns not, daß wir alle — vor allen aber die berufenen Führer der Menschheit, zu denen die Künstler gehören — uns scharen um die Person Christi und in ihm unsern absoluten und vollkommenen Meister sehen.

Und es thut uns not, seine Lehre, die er uns in Worten und Thaten hinterlassen hat, im Bewußtsein aller, rein und groß, wieder lebendig und geliebt zu machen. Aufgerüttelt mögen die Gewissen, in heilige Glut versetzt die Herzen, auf Christus gerichtet alle Sinne sein! Und dann zeige man der Welt, wie sie die Lehre Christi erfassen, von seinem Geiste sich beseelen lassen muß, damit, durch die Schaffung socialer Gesinnung und socialer Einrichtungen, am blühenden Baume des Lebens prangende Früchte gedeihen!

VIa. Die Landarbeiter im oſtelbiſchen Deutſchland.

Von Paſtor **Wittenberg**, Vereinsgeiſtlichem in Liegnitz.

Die ſittlich-religiöſe Entwicklung des Landarbeiterſtandes im oſtelbiſchen Deutſchland während der letzten fünfunddreißig Jahre zu ſchildern, bereitet deswegen nicht geringe Schwierigkeit, weil der Ausgangspunkt der Darſtellung, alſo etwa das Jahr 1860, für die Geſchichte der in Rede ſtehenden Arbeiterſchaft weder in ihrem äußern noch in ihrem innern Leben den Abſchluß einer alten oder den Beginn einer neuen Periode bezeichnet.

Die ſittlich-religiöſe Entwicklung während dieſes Zeitraumes weiſt im Grunde nichts weſentlich Neues auf; ſie iſt lediglich Weiterentwicklung. Die Richtung, welche ſie bereits am Anfange dieſes Jahrhunderts bei der Entſtehung des Landarbeiterſtandes verfolgte, iſt bis heute im ganzen dieſelbe geblieben. Es haben große Ereigniſſe auf ihn eingewirkt, beſonders auf dem Gebiete der Geſetzgebung; aber nirgends haben ſie in ſeiner Entwicklung einen entſcheidenden Wendepunkt herbeigeführt und dieſelbe gehemmt oder in andere Bahnen geleitet, ſo ſehr die Notwendigkeit dazu auch ſtets vorlag. Man kann im Gegenteil ſagen: Gleich bei ſeinem Werden iſt der Landarbeiterſtand auf eine ſchiefe Ebene geſetzt und ins Gleiten gebracht, und in demſelben Gleiten befindet er ſich noch jetzt, nur daß dasſelbe dem Geſetze der ſchiefen Ebene gehorchend, bereits in ganz anderer Schnelligkeit ſich vollzieht als bei Beginn der Bewegung.

Daß die äußeren Schickſale eines ganzen Standes ſeine ſittlich-religiöſe Entwicklung in hohem Grade beeinfluſſen iſt unverkennbar; ſelten aber tritt die Wechſelwirkung zwiſchen äußerem und innerem Leben ſchärfer in die Erſcheinung als gerade bei der oſtelbiſchen Landarbeiterklaſſe. Es iſt darum völlig unmöglich, ihre Geſchichte ganz außer acht zu laſſen, auch ſelbſt bei einer Darſtellung, die ſich auf das ſittlich-religiöſe Gebiet begrenzt ſieht.

Gewiß war es hohe Zeit im Jahre 1807 die mittelalterliche Einrichtung der Hörigkeit zu beſeitigen. War dieſelbe gleich immer eine Verſündigung gegen die Menſchenrechte geweſen, ſo war ſie vorher doch weniger als ſolche empfunden. Nunmehr hatte aber dank der ſchweren Prüfungen, die über unſer Vaterland ergangen waren, eine Läuterung der Anſchauungen ſtattgefunden und das Unrecht, welches in der Inſtitution der Hörigkeit lag, wurde jetzt faſt allgemein auch als ſolches erkannt. Geſtand man das aber zu, ſo durfte man ſie nicht abſchaffen auf Koſten der Leibeigenen. Und doch iſt das geſchehen. Die glebae adscriptio, die dem Hörigen die Verpflichtung auflegte, auf einer beſtimmten Scholle wohnen

zu müſſen, verlieh ihm zugleich auch das Recht, auf dieſer Scholle wohnen zu dürfen. Sie forderte von ihm gewiſſe Leiſtungen für die Gutsherrſchaft; aber ſie bürdete auch der Gutsherrſchaft die Laſt auf, für ſeinen Lebensunterhalt ausreichend zu ſorgen, ihm denſelben ſicher zu ſtellen.

Während nun in der Aufhebung der Leibeigenſchaft dem hörigen Bauernſtande nichts weiter als ſein Menſchenrecht wurde, behandelte ihn die Geſetzgebung ſo, als ob ihm mit der perſönlichen Freiheit eine Gabe zuerkannt ſei, die er ſich nun erſt durch ſchwere Opfer verdienen müſſe. Dieſe Opfer beſtanden in der Darangabe des Rechts auf eine geſicherte Exiſtenz. Indem man ihn perſönlich frei- machte, machte man ihn zugleich wirtſchaftlich unfrei. So ging er aus einer Knechtſchaft heraus in die andere hinein. Die geſetzlich erlaubten Bauernlegungen beraubten die Bauern ihres Landbeſitzes und machten ſie zu einer beſitzloſen Arbeiterklaſſe; ſie ſchufen ein ländliches Arbeiterproletariat. Und damit hatte ſich die Geſetzgebung keineswegs genug gethan. Durch die Gemeinheitsteilungsordnung vom Jahre 1821 wurde das letzte Band, welches den Landarbeiter noch mit ſeiner heimatlichen Scholle verknüpfte, zerriſſen, wurde ihm ſein Anteil an der Allmende geraubt, und endlich nahm man dem Landarbeiter auch noch den letzten Reſt, das Recht des Krautens und Ährenleſens.

Nun war das große Werk vollbracht, das ein Flecken auf der preußiſchen Geſetzgebung bleiben wird, ſo lange es nicht mit ſeinen Folgen beſeitigt iſt. Der Landarbeiter, der früher mit allen Faſern ſeines Herzens an der Scholle hing, war nun innerlich ſo gründlich von ihr losgelöſt worden, daß er frei wie der Vogel auf dem Dache ſaß, an allzufreiem Fluge nur noch ein wenig gehindert durch etliche geſetzliche Beſchränkungen der Freizügigkeit. So ſtand es um den Landarbeiter des Oſtens im Anfang der ſechziger Jahre.

Die revolutionären Ideen des Jahres 1848 hatten ihn faſt gar nicht ergriffen. Einige Krawalle, die auch auf dem Lande vorkamen, waren ſchnell verflogen und hatten keine bemerkbaren Spuren hinterlaſſen. Von der politiſchen Selbſtändigkeit, die ihm verliehen war, machte der Landarbeiter des Oſtens ſehr geringen Gebrauch. Von ſeinem Herrn ließ er ſich den Landtagskandidaten bezeichnen, den er zu wählen habe und that, wie ihm geheißen. Eine Vertretung im Parlament hatte er am Anfange der ſechziger Jahre noch weniger als heute.

Zwiſchen dem Arbeiter und dem Herrn beſtand das ſogenannte patriarchaliſche Verhältnis noch eine Weile weiter, ein Verhältnis, das die Arbeitgeber noch heute nicht ohne Grund als ein gutes bezeichnen; denn es räumte ihnen ſtillſchweigend manche Rechte und Vorteile ein. Der Arbeiter, deſſen Bildung ſich auf einem ſehr niedrigen Standpunkte befand, hatte noch nicht angefangen, über ſeine Lage nachzudenken. Er war, wenn auch gerade nicht beſonders zufrieden mit ſeinem Loſe, ſo doch auch nicht direkt unzufrieden. Mit ſeinem Lohn verſtand er ſich einzurichten. Das Stehlen von Naturalien, das er nicht als Unrecht anſah, half einigermaßen nach. Mochte die Wohnung noch ſo eng, klein und ungeſund ſein, das machte ihm nichts aus. „Nahe bei einander hält warm," dachte er, und war der Meinung, recht gut untergebracht zu ſein, wenn das Dach keinen

Regen, Wände und Fenster keinen Wind durchließen und der Kachel- oder Backsteinofen Tag und Nacht recht tüchtig wärmte.

Auch an Nahrung und Kleidung stellte er geringe Anforderungen. Er behalf sich mit kleinen Fleischrationen; er lebte nach dem Grundsatz, daß nicht die Güte, sondern die Menge der Kost es bringen müsse, und so zog er ein an die Grenze des Menschenmöglichen streifendes Quantum von Kartoffeln, dicker Milch, Brot u. dergl. einer maßvoll zugeteilten kräftigeren Nahrung vor. Für Kaffeebohnen, Chokolade u. dergl. trug er verständigerweise noch kein Geld zum Materialisten; seine Milchsuppe nährte ihn besser. Dem leichten Bäckerbrote aus der Stadt hatte er noch keinen Geschmack abgewonnen; „grobes Brot macht die Wangen rot" hieß es; und seinetwegen hätte der Kaufmann seine Anzugstoffe und sein Leinen selber auftragen können. Die Leinwand wurde auf eigenem Webstuhle aus selbstgebautem Flachse, der auf dem Deputatlande wuchs, gewebt und nicht minder der Arbeits- und Sonntagsanzug, zu dem die eigenen zwei oder drei Schafe die Wolle geliefert hatten.

Ein Mensch von dieser Art ist für den Arbeitgeber leicht zu behandeln. Noch überwiegt in ihm die natürliche Trägheit und Schwerfälligkeit die Sucht nach Veränderung. Zwar deutet auf ein Vorhandensein derselben und zugleich auf die Sehnsucht nach eigenem Besitz eine nicht unerhebliche Auswanderung hin. Allein die Regel ist, daß man nicht nur im Lande, sondern möglichst lange auch auf dem heimischen Dorfe oder Gute und unter derselben Herrschaft bleibt, und gern dient dem Arbeitgeber, mit welchem der Vater gemeinsam alt und grau geworden ist, auch der Sohn noch weiter.

In der Arbeit hält man sich an den Grundsatz: Eile mit Weile! Man arbeitet ruhig und gelassen fort den ganzen Tag, mit seiner Kraft soweit haushaltend, daß dieselbe bis zum späten Abend nicht erlahmt. Von einem Normalarbeitstage hat der Arbeiter natürlich keine Ahnung, und wird der Arbeitstag selbst über Gebühr lang ausgedehnt, so macht ihn das nicht allzu verdrießlich. Was der Herr auf diese Weise zu gewinnen glaubt, das entzieht er ihm ruhig aber sicher wieder dadurch, daß er im ganzen etwas langsamer arbeitet.

Sein Ehrgefühl ist nicht besonders hoch entwickelt; selbst als verheirateter Mann nimmt er Schimpfworte, ja Thätlichkeiten von seinem Herrn, oder auch dessen Stellvertreter nicht selten schweigend hin, und wenn er überhaupt gegen sie sich zur Wehr setzt, so geschieht es oft in einer hinterlistigen Weise, indem er dem Herrn wirtschaftlichen Schaden zufügt, aufs äußerste gereizt ihm gar einmal „den roten Hahn aufs Dach setzt".

In sittlicher wie in religiöser Beziehung steht er im allgemeinen auf einer recht niedrigen Stufe. Sehr häufig kommt es vor, daß der unverheiratete Knecht mit einem Mädchen des Hofes ein Liebesverhältnis hat. Das dauert so lange, bis die Folgen desselben in Gestalt eines unehelichen Kindes vorhanden sind. Tritt nun an den Vater die Wahl heran, entweder die Alimentationspflichten zu erfüllen, oder die Mutter des Kindes zu heiraten, so entschließt er sich, um dem ersteren zu entgehen und weil einmal doch geheiratet werden muß, meist zu letzterem. Lehnt er aber jetzt viel-

leicht die Heirat noch ab, so willigt er zum wenigsten dann in dieselbe, wenn dem ersten Kinde ein zweites gefolgt ist und er sich außer stande sieht, den so vermehrten Geldansprüchen zu genügen. Den Töchtern des Arbeiterstandes aber bedeutet es im allgemeinen nicht eine Schande, die weibliche Ehre darangegeben zu haben, ganz und gar nicht, sobald nur einige Aussicht vorhanden ist, daß der Verführer die Ehe eingehen werde. In diesem Falle ist das Vorwegnehmen der ehelichen Rechte in der Meinung des Arbeiters ein so harmloses Ding, daß die Eltern meistens den Umgang der Tochter mit ihrem Liebhaber nicht nur geschehen lassen, sondern oft ihn geradezu billigen.

Die Kindererziehung kann bei diesem niedrigen Standpunkt der Sittlichkeit nicht gedeihen, das liegt auf der Hand. Wo überhaupt Ansätze dazu vorhanden sind, werden sie mehr von der Laune als von festen Grundsätzen regiert. Zerbricht der Junge aus Unvorsichtigkeit einen Topf, oder kränkt er den Geldbeutel des Vaters in anderer noch so schuldloser Weise, so giebt es Schläge, manchmal geradezu unbarmherzige; lügt er oder verübt er noch schlimmere Dinge, die jedoch dem Vater oder der Mutter nicht persönlich weh thun, so bleibt das meistens ungeahndet, ja sogar unverwiesen.

Wird die Zahl der Kinder groß, so empfindet man sie als eine schwere Last und man schafft sie sich möglichst schnell vom Halse, indem man sie sogleich nach der Einsegnung, also mit vierzehn Jahren, vermietet oder, was im Grunde das Gleiche ist, sie bei sich selbst als Hofgänger oder Scharwerker eintreten läßt. Man grämt sich auch nicht zu sehr, wenn ein kleines Kind stirbt. Gerade in dem Umstande, daß die Kinder des Landarbeiters schon in sehr frühen Jahren zu verhältnismäßig schwerer Arbeit heran müssen, liegt eine große Entschuldigung für sie, wenn sie später als Erwachsene das Ideale über dem Materiellen so sehr zu vergessen scheinen.

Das ist allerdings der Fall und zwar in einer geradezu erschreckenden Allgemeinheit. Ich rede hier, wie überhaupt bisher, von dem eigentlichsten Typus des Landarbeiters, dem besitzlosen Gutstagelöhner. Wenn man tausend Geistliche fragen will, welche ihrer Gemeindeglieder die unkirchlichsten sind, so wird man tausendmal die Antwort hören, die nicht ansässigen Arbeiter; in manchen Gegenden wird freilich noch hinzugefügt werden: und die Gutsherrschaft. So war es damals vor 35 Jahren, so ist es noch heute. Das Wort „heimatlos" enthält einen furchtbaren Fluch, und ich möchte wohl wissen, wie diejenigen, welche diesen Fluch einer ganzen, schuldlosen Menschenklasse aufgeladen haben, sich mit ihm vor Gottes Angesicht abfinden wollen.

Bei der Kürze des mir zu Gebote stehenden Raumes müssen diese wenigen Züge ausreichen, um ein Bild von der besitzlosen Landarbeiterschaft vor 35 Jahren zu ersetzen.

Es ist keine erfreuliche Schilderung, die wir entwerfen mußten; aber nur einseitige Parteilichkeit kann uns beschuldigen, tendenziöse Schwarzseherei zu treiben. Wir müssen, um das Bild zu vervollständigen, vielmehr noch hinzufügen, daß es um einen großen Teil der Landbevölkerung des Ostens

faſt in jeder Beziehung noch ſchlimmer ſtand, nämlich um die Landarbeiter polniſcher Zunge in Poſen und Preußen.

Viel höher als ſie ſtand der Teil der Landarbeiter, der einen kleinen Grundbeſitz ſein nannte, alſo der Büdner, der Koſſat oder der Gärtner. Vor allen Dingen entbehren dieſe Leute nicht des Heimatgefühls. Ein Stück der Mutter Erde, und wäre es auch noch ſo klein, nennen ſie ihr eigen; ſie ſind Grundbeſitzer. Daß ſie etwas haben, das legt ihnen die Verpflichtung auf, etwas zu erhalten, das bewahrt ſie vor dem proletariſchen Leichtſinn: „ich hab mein Sach' auf nichts geſtellt, valleri juchhe!" Das giebt ihnen nach der einen Seite hin mehr Elaſticität, den Druck des Lebens zu ertragen; das verleiht ihnen nach der anderen Seite hin mehr Ernſt, der Verführung zum gedankenloſen in den Tag Hineinleben zu begegnen. In den ſechziger Jahren war aus verſchiedenen Gründen, auf die näher einzugehen ich mir leider verſagen muß, die Abneigung der kleinſten Stellenbeſitzer, Lohnarbeit zu verrichten, entweder noch nicht recht vorhanden, oder ſie kam noch nicht zum faktiſchen Ausdruck. Im Gegenteil, ſie waren meiſtens froh, wenn ſich ihnen Arbeitsgelegenheit bot. Daß ſie dann ihr Anweſen nur nebenher beſorgen konnten, ſchadete demſelben nicht; denn dieſe Leute entwickelten meiſt einen enormen Fleiß, häufig ſo ſehr, daß ihre Kräfte ungleich mehr herhalten mußten als die der eigentlichen Tagelöhner. Aber da ein Teil dieſer Arbeit, nämlich der im eigenen Intereſſe ausgeübte, mit voller Luſt und Liebe betrieben wurde, ſo blieb ihnen nicht der Hochgenuß der freudig vollbrachten Leiſtung unbekannt und darum ſtanden ſie viel glücklicher und höher da als die Fröner, die Knechte des ewig geſtrigen Muß.

Dazu kam noch das erhebende Bewußtſein, nicht völlig an die Abhängigkeit von Fremden ausgeliefert zu ſein, zur Not auch einmal eine Weile auf eigenen Füßen ſtehen zu können. Das alles trug weſentlich dazu bei, ſie auf eine höhere Stufe zu ſtellen als die war, welche der Tagelöhner einnahm. Dem Arbeitgeber gegenüber eignete ihnen eine größere Freiheit; ſie erfuhren von ihm eine beſſere Behandlung. War gleich ihre Lebenshaltung im Äußeren oft kaum höher als die der Gutstagelöhner, ſo hielten ſie doch weit mehr auf Sittlichkeit; ihnen galt es entſchieden als Schande, wenn ihre Töchter gefallen waren; auch war hier die Verführung zur Unzucht lange nicht die gleiche wie dort, weil die Wohnung geräumiger war und ein Hofgänger nicht gehalten wurde. Die beſitzende Arbeiterklaſſe verwendete auch etwas mehr Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder, ja ſie bildete im geraden Gegenſatz zu den Tagelöhnern einen Teil der kirchlich angeregten Gemeindeglieder.

Wohl gab es auch unter den beſitzloſen Arbeitern ſolche, die ſich und den Ihrigen ein höheres Ziel ſteckten, als die Verhältniſſe gewährten, in die ſie hineingeſetzt waren. Ihr Streben ging nach größerer perſönlicher Freiheit und nach einem kleinen Beſitz. Das Vaterland bot ihnen beides nicht, dagegen konnten ſie jenſeits des Meeres das eine umſonſt, das andere für wenig Dollar haben. Wer darum kleine Erſparniſſe gemacht hatte, der wanderte aus, erwarb in Nordamerika ungerodetes Land und machte mit deutſchem Fleiß ein blühendes Gefilde daraus. Wenn vor dreißig Jahren und ſpäter der Druck, der auf der Landarbeiterſchaft laſtete,

geringer gewesen wäre, so wäre die Auswanderung in engen Grenzen geblieben und die Konkurrenz, welche Amerika mit seinem Getreide uns heute macht, wäre lange nicht so groß. Die Auswanderung nahm wiederholt einen Umfang an, der Besorgnis erregen konnte. Eine Auswandererstatistik haben wir erst seit 1871. Für frühere Jahre sind wir auf die Angaben der Amerikaner angewiesen. Danach wanderten in die Vereinigten Staaten an Deutschen ein:

1861	31 661	1864	57 276	1867	133 426
1862	27 529	1865	83 424	1868	123 070
1863	33 162	1866	115 892	1869	124 788

Wenn wir aus der Statistik späterer Jahre auf die in Rede stehenden einen Rückschluß machen dürfen, so ergiebt sich, daß die Auswanderung hoch ist in den Provinzen mit einem starken besitzlosen ländlichen Arbeiterproletariat und abnimmt in den Gegenden mit viel Kleingrundbesitz, während z. B. im Jahre 1885 auf 1000 Einwohner Auswanderer kommen in

Pommern 7,56 Westpreußen 6,97 Posen 5,70

kommen in demselben Jahre auf

Ostpreußen nur 0,91 Schlesien 0,70 Sachsen 0,85 Westfalen 1,15.

Dem Arbeiterstande freilich konnte es in materieller Hinsicht nur nützen, wenn die Auswanderung im Osten, zu der er ja die Mehrzahl stellte, recht stark war; denn dadurch minderte sich das Arbeitsangebot, dadurch hob sich die Nachfrage nach Arbeitskräften. Die Arbeit stieg in der That dadurch im Werte. Allein das war für den Arbeiterstand die sittlich bedenkliche Kehrseite der großen Auswanderung, daß es gerade die tüchtigsten und besten Leute waren, die ins Ausland gingen. Das trug zur Herabminderung des Standes in wirtschaftlicher und sittlich-religiöser Beziehung bei.

Zu großes Gewicht in dieser Hinsicht legt man dagegen von vielen Seiten der Einführung der Freizügigkeit im Jahre 1867 bei. Das läßt sich freilich nicht verkennen, daß infolge der Aufhebung der die Freizügigkeit einschränkenden Gesetze die Abwanderung teils nach den Städten, teils in dem Gebiet des flachen Landes selbst eine Ausdehnung angenommen hat, wie es ohne jene niemals möglich gewesen wäre. Und wir sind weit entfernt, diese Völkerwanderung freudig zu begrüßen, und etwa mit Kärger in dem Teil derselben, den man unter dem Namen „Sachsengängerei" begreift, eine segensreiche Einrichtung zu sehen. Im Gegenteil ist gar nicht zu verkennen, daß aus der Abwanderung sich schwere Gefahren nicht nur in socialpolitischer, sondern auch in sittlich-religiöser Beziehung ergeben haben. Aber nur unbegreifliche Kurzsichtigkeit oder heuchlerischer Pharisäismus kann als die Ursache der Abwanderung die Einführung der Freizügigkeit hinstellen. Dieselbe ist vielmehr eine sehr schätzenswerte Probe auf die bestehenden Verhältnisse. Wenn sie befriedigend sind, wenn sie im allgemeinen allen Ständen ein leidliches Auskommen gewähren und den Einzelnen gestatten, zufrieden in ihrem bisherigen Wirkungskreis zu leben, so ist die Gewährung der Freizügigkeit nun und nimmermehr imstande, eine ganze Volksklasse aus ihrem bisherigen Sitz auf die Landstraße, d. h. aus der Sicherheit in die Unsicherheit, aus der traulichen Häuslichkeit in eine Art Vagabondage hineinzulocken.

Wo die Neigung zum Wandern bei einer bisher seßhaften Bevölkerung in dem Maße um sich greift, wie wir es seit 1873 bei dem Landarbeiter des Ostens haben verfolgen können, da muß nicht nur etwas, da muß schon sehr viel sehr faul sein im Staate Dänemark. Diese sogleich zu berührenden faulen Zustände sind es gewesen, die den Arbeiter in Bewegung brachten, nicht aber die Einführung der Freizügigkeit; mit demselben Rechte wie sie könnte man etwa den Erfinder der Eisenbahn dafür verantwortlich machen.

Die Freizügigkeit wurde eingeführt im Jahre 1867. In den nächstfolgenden Jahren stieg keineswegs die Zahl der Abwandernden in sehr erheblicher Weise und von einem Zug nach dem Westen war vollends wenig zu merken. Im Gegenteil, die Wanderung deutscher Arbeiter nach Osten bis nach Rußland und Galizien überwog die der polnischen Arbeiter nach dem Westen um ein Erhebliches bis 1873. Erst da bahnte sich der mächtige Umschwung an.

Wenn man die Ursachen der Sachsengängerei nennt, so sucht man sie meistens in äußeren Verhältnissen, vornehmlich in dem Niedergange der Landwirtschaft im Osten und dem schnellen Emporblühen der Zuckerrübenindustrie im Westen. Und gewiß sind das die Hauptfaktoren. Es giebt aber auch eine Anzahl auf geistigem Gebiet liegender Motive, welche die Wanderung der Arbeiter mit hervorgerufen haben, und auf diese kommt es uns hier allein an. Einen dahin gehenden Einfluß übten die großen Kriege aus, besonders der letzte. Ein Mensch, der einen Krieg mitgemacht hat, zumal einen siegreichen, ist ein anderer, als er vorher war. Nicht nur daß er andere Länder und Verhältnisse gesehen und den Gesichtskreis erweitert hat; er wird auch besonders von den weniger Gebildeten mit viel mehr Achtung behandelt, hat er doch eine Leistung hinter sich, die ihm nicht der Zehnte nachmacht. Kein Wunder, daß sein Selbstgefühl sich mächtig hebt, kein Wunder, daß er andere Ansprüche macht als vorher, besonders auch an die Behandlung im Dienstverhältnisse. Vieles, was ihm vorher genügte, ist ihm jetzt nicht mehr gut genug. Die Zufriedenheit mit den bisherigen Verhältnissen hat ein Loch bekommen. Und diese Wandlung bleibt nicht lediglich auf die aus dem Felde Heimkehrenden beschränkt, sie teilt sich den hinter ihnen im Heere Dienenden mit; sie geht mehr oder weniger auf den ganzen Stand über. Viele Sachsengänger, die ich fragte, warum bleibt ihr nicht zu Hause? antworteten: „Weil hier die Behandlung besser ist."

Und um so mehr und um so allgemeiner teilt sich die Wandlung mit, wenn ein Krieg so entsetzliche wirtschaftliche Folgen nach sich zieht wie der von 1870 und 1871 in dem Gründungsschwindel. Wenn da nicht nur Juden und Judengenossen, wenn da alle Stände vom kleinen Handwerker bis zum durchlauchtigen Fürsten, von dem wahnsinnigsten, skrupellosesten Hunger nach Gold erfaßt wurden, wie sollte allein der Landarbeiterstand davon unberührt bleiben, wie sollte nicht auch er für sich etwas begehrt haben aus dem Taumelkelch des Gewinnes, aus dem sie alle damals mit gierigen Zügen tranken.

Jene Jahre lehrten den Landarbeiter, die Augen aufzumachen, lehrten ihn sehen, daß er ein jämmerliches Leben führe, mit seinen Kameraden in der Stadt verglichen. Die verdienten in den Gründerjahren mit Steine-

tragen ihre 10 ja 20 Mark täglich, der Arbeiter auf dem Lande nicht mehr Silbergroschen.

Und daß letzterem jene Verhältnisse nicht verborgen blieben, dafür war gesorgt. Die Presse machte sich in ihrer Weise die bessere, immer sich steigernde Volksschulbildung, die auch der Landarbeiter erhielt, zu nutze. Kein Städtchen, und wenn es 1500 Einwohner hätte, ohne ein, meist natürlich fortschrittliches, Käseblättchen, das war die Losung. In Dörfer, in welche der Briefträger noch vor kurzem *eine* Zeitung gebracht hatte, trug er jetzt 50 und 100. Der Blick des Landarbeiters, der sonst nicht wesentlich über den Horizont seines Dörfleins schweifte, wurde jetzt durch die ganze Welt gelenkt. Es wurde verglichen, es wurde gegrübelt, und die Zufriedenheit ging verloren.

Ich will das nicht unbedingt beklagen; es kann das in vielleicht nicht allzuferner Zeit seine guten Früchte tragen. Die Zustände, in denen der Landarbeiter lebte, waren vielfach faul, und ein so hohes Gut die Zufriedenheit an sich ist, so verderblich wirkt sie, wenn sie sich auf schlimme Zustände bezieht; sie wird dann zum Tod jeder Reform. Zunächst aber hat der Arbeiter, dem jetzt ein Licht über die Unzulänglichkeit seiner Verhältnisse aufgegangen ist, den Schaden davon; denn allein mit der besseren Erkenntnis ist noch nichts gebessert; aber sie thut weh.

Übrigens kam dieser aus richtiger Erfassung des Thatsächlichen hervorgehenden Neigung zur Unzufriedenheit auch eine allmähliche Verschlechterung der Lage des Landarbeiters entgegen, die durchaus geeignet war, den Brand zu schüren. Dieselbe bestand nicht in einer *positiven* Verminderung des Lohnes, wohl aber in einer *relativen*. In Wirklichkeit hat die Löhnung des Landarbeiters im Osten während der letzten fünfunddreißig Jahre stets eine steigende Tendenz aufgewiesen, und das Gegenteil wäre auch geradezu unmöglich gewesen, denn auch seine Lebenshaltung ist kostspieliger geworden. In *der Natur* des Lohnes aber vollzog sich während dieser Zeit eine unheilvolle Veränderung, die zwar immer noch nicht am letzten Ziel angekommen ist, jedoch demselben mit unfehlbarer Sicherheit entgegengeht. Es ist dies die *Umwandlung des Naturallohnes in Geldlohn*. Im Anfang der sechziger Jahre überwog noch der Naturallohn. Die besitzlosen Arbeiter hatten dadurch dennoch einen gewissen Anteil am Landbesitz. Sie erhielten einen sehr kleinen Teil des Gutes zu eigener Nutznießung, konnten sich eine Kuh, mehrere Schafe, Schweine und Gänse darauf halten und werteten so das Stücklein Acker sehr hoch. So lange das Land geringen Wert hatte, war diese Art der Löhnung auch dem Arbeitgeber die willkommenste und vorteilhafteste. Nun warf in jenen Jahren die Landwirtschaft sehr hohe Renten ab, so war der Durchschnittspreis für die Tonne Weizen in dem Jahrfünft von 1871—1875 in Altpreußen 235,2 Mark, für Roggen 179,2 Mark. Es stieg infolge dessen der Wert des Bodens sehr, und das veranlaßte die Grundbesitzer immer allgemeiner, dem Arbeiter statt des Naturallohnes Geldlohn zu bieten. „Bar Geld lacht" dachte der Arbeiter und ging gerne auf den Wechsel ein; aber er wußte nicht, was er that, und der Jammer kam nach. Bisher hatte er statt der *Wirklichkeit* doch noch die Illusion gehabt, Landbesitzer zu sein und zum wenigsten ein gewisses lebendes landwirtschaftliches Inventar sein Eigen genannt. Jetzt war es auch damit aus und vorbei; das bare Geld

aber rollte leicht durch die Finger, und in Wahrheit hatte er sich trotz nominell höheren Lohnes wirtschaftlich verschlechtert. Noch mehr als bisher war er der Unstätigkeit ausgeliefert; denn je weniger Inventar er sein nannte, um so leichter wurde ihm das Verziehen von einem Ort zum andern.

Hierher gehört auch ein scheinbar geringfügiges Ding, aber kleine Ursachen, große Wirkungen. Mit der Entziehung des Deputatlandes war dem Arbeiter auch die Möglichkeit des Flachsbaues genommen und gerade dieser war von eminenter wirtschaftlicher und sittlicher Bedeutung für ihn. Von der ersteren zu geschweigen so hatte gerade an seiner Verarbeitung die Frau eine ruhige, nicht zu anstrengende, den häuslichen Fleiß fördernde Beschäftigung. Wir sind sozusagen an dem poesievollen Spinnrade groß geworden; mein sechsjähriger, bisher auf dem Lande aufgewachsener Sohn hat noch nicht einmal ein Spinnrad gesehen. Mit dieser einfachen Thatsache ist dem einsichtigen Beurteiler ein gut Stück der Landarbeiterfrage erklärt. Was will es der Entziehung des Flachsbaues gegenüber heißen, wenn man heute den Mädchen in der Volksschule Handarbeitsunterricht erteilt. Und darauf thut man sich viel zu gut. Den ganzen Handarbeitsunterricht gäbe ich für den halben Flachsbau von früher und den Unterricht in Mathematik und Physik, den doch kein Arbeiterkind verdaut, würfe ich gern hinterdrein.

Und noch ein Motiv der Unzufriedenheit kam hinzu. Mit der intensiveren Kultur fand die Dampfmaschine immer umfangreichere Verwendung in der Landwirtschaft. Nun hat aber die Maschine bisher nur dem Arbeitgeber genutzt, dem Arbeiter aber noch nie auch nur im geringsten. Im Gegenteil, sie hat seine Arbeit sittlich entwertet; sie hat ihm eine größere Arbeitslast aufgeladen und seine wirtschaftliche Lage unsicher gemacht. Sehr scharf fallen diese Schäden in der Industrie in die Augen, nicht ganz so sehr in der Landwirtschaft; aber vorhanden sind sie deswegen hier um nichts weniger. Ich kann das hier nicht näher ausführen, nur darauf sei beispielsweise hingewiesen, daß der Dreſcher, solange er mit dem Flegel oder auch noch mit dem Göpel drosch, den ganzen Winter hindurch Arbeit hatte. Jetzt wird das Korn in wenig Wochen vermittelst Dampfmaschine gedroschen und mit dem Winterverdienst des Dreschers ist es vorbei. Die Dampfmaschine hat es bewirkt, daß, während am Anfange der sechziger Jahre bei ausreichenden Arbeitskräften das ganze Jahr hindurch jeder Arbeit hatte, heute bei im Sommer unzureichenden Arbeitskräften im Winter Arbeitslosigkeit vorhanden ist.

Der Boden war also gut vorbereitet für die Völkerwanderung, der Landarbeiter systematisch mit allen Wurzeln aus dem heimatlichen Boden losgelöst, mit Unzufriedenheit reichlich vollgepfropft und ihm die gesetzliche Freiheit zum Wandern gegeben. Aber hatte denn nicht wenigstens die Kirche die Macht ihn zu halten? Die Mehrzahl der Sachsengänger bestand aus Katholiken; für sie war es doch wahrlich keine Kleinigkeit, acht Monate lang in vorwiegend evangelische Landstriche zu gehen und der kirchlichen Versorgung ganz zu entbehren. Und auch der wandernde evangelische Arbeiter fand in der Fremde doch lange nicht den Anschluß an die Kirche wie daheim. Nun, wenn der Arbeiter einmal wandern wollte, so wären diese Rücksichten wohl die letzten gewesen, ihn zu halten; denn, wie wir schon

oben ausführten, die besitzlose Landarbeiterschaft steht in kirchlicher Beziehung auf einer sehr niedrigen Stufe. Und es wäre doch merkwürdig gewesen, wenn die Gesetzgebung nicht nach Möglichkeit das Ihre gethan hätte, um den Arbeiter auch noch von dem Wenigen, was er noch an kirchlichem Sinne hatte, zu enteignen. Das Civilstandsgesetz hat diese Arbeit zum guten Teil verrichtet. Man vergegenwärtige sich nur einmal, was es für entsittlichende und entchristlichende Folgen gehabt hat, daß so viele katholische Gemeinden auf der Höhe des Kulturkampfes der geistlichen Versorgung entbehrten. Freilich was das Gesetz der katholischen Kirche innerlich schadete, das hat es ihr äußerlich mit Zinsen wieder eingebracht; aber die evangelische Kirche blutet noch aus den Wunden, die ihr damals geschlagen wurden. Der geringste Anlaß, den der Arbeiter zu haben glaubte, mit dem Geistlichen unzufrieden zu sein, genügte, um zu drohen: ich lasse mich nicht trauen, ich lasse mein Kind nicht taufen. Hätten die evangelischen Geistlichen nicht mehr Einsicht bewiesen als die Gesetzgebung, hätten sie nicht durch Nachgeben, Milde, Zureden und unermüdliche Arbeit die schlimmsten Folgen abgewehrt, das Landvolk wäre in eben dem Maße der Kirche entfremdet worden, wie es mit dem städtischen Proletariat so gut gelungen ist. Daß gleichwohl der kirchliche Sinn der Landarbeiter, soweit er noch vorhanden war, schwer geschädigt wurde, konnten die Geistlichen nicht hindern, zumal infolge mancher neuen Einrichtungen im Schulwesen der Seelsorger in so einsichtiger, glücklicher Weise mit dem Schulinspektor in Konflikt gebracht wurde. Man muß selbst Schulinspektor auf dem Lande gewesen sein, um eine Ahnung davon zu haben, wie schwer schädigend es wirkt, wenn der Schulinspektor Dinge ausführen soll, die der Seelsorger als Härten gegen den Arbeiter verurteilen muß.

Es könnte auffallen, daß die bisherige Darstellung der sittlich-religiösen Entwicklung vielfach unter den Gesichtspunkt der großen Wanderbewegung gestellt ist, um so mehr als positiv angesehen der Teil der Landarbeiter, der abwandert, nicht so ungeheuer groß ist. Indessen relativ betrachtet ist er von geradezu erstaunlichen Dimensionen und hat von Jahr zu Jahr so zugenommen, daß es demjenigen, der sich einigermaßen mit der Bewegung bekannt gemacht hat, auch nicht im entferntesten wie Übertreibung klingt, wenn Sering meint, die alte Völkerwanderung sei ein Kinderspiel gewesen gegenüber dieser neuen. Zudem ist die Sachsengängerei diejenige historische Erscheinung im Leben des östlichen Landarbeiters, in welcher die meisten Schäden, auch die auf sittlich-religiösem Gebiet liegenden, eine gewisse Greifbarkeit gewinnen. Sie zeigt am deutlichsten, wie die systematische Enteignung des Landarbeiters auf wirtschaftlichem und sittlich-religiösem Gebiet es nun so herrlich weit gebracht hat, daß nichts mehr zu thun übrig bleibt. Endlich aber hat die Sachsengängerei auch auf denjenigen Teil der Landwirtschaft einen tief einschneidenden Einfluß ausgeübt, der ihr noch nicht anheimgefallen ist.

Diejenige Arbeiterschaft nämlich, die nach wie vor daheim dem Gutsbesitzer dient, sieht in dem Sachsengänger einen sehr unliebsamen Eindringling; sie fürchtet von ihm verdrängt zu werden und meint, er werde ihr in der Löhnung vorgezogen. Wenn das nun auch nicht gerade der Fall ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Lebenshaltung der einheimischen Arbeiter durch den Einfluß der auf niedrigerer Kulturstufe

stehenden Sachsengänger allmählich herabgedrückt werden muß. Und auch wenn jener Argwohn des thatsächlichen Grundes entbehrt, schlimm genug ist es schon, daß er überhaupt vorhanden ist. Er verschlechtert das Verhältnis von Arbeiter und Arbeitgeber zusehends und bereitet der Socialdemokratie, von der wir weiterhin noch zu reden haben werden, den Boden. Und weiter das alte, friedliche Verhältnis, infolge dessen ein Arbeiter unter demselben Herrn alt und grau wurde und das vor 35 ja 25 Jahren noch bestand, ist dahin. Unzählige Arbeiter haben jedes Jahr eine neue Feuerstätte, und stolz antwortete ein Rittergutsbesitzer dem Landrat: „Dazu lasse ich es gar nicht kommen, daß ein Arbeiter auf meinem Gut heimatsberechtigt wird." Zuerst wanderte der besitzlose Landarbeiter von einem Gut zum andern eine oder zwei Meilen weit, jetzt kommt es ihm gar nicht mehr darauf an, durch die halbe, ja durch die ganze Provinz zu ziehen. Früher kam es fast gar nicht vor, daß der Landarbeiter in die Industrie überging; heute drängt er scharenweise nach derselben hin. Heimatlos, heimatlos bis in die letzten Konsequenzen! Das ist der Fluch, der auf ihm lastet, und das ohne seine Schuld.

So weit zurück wir die Nachrichten verfolgen, welche wir über die Verhältnisse des besitzlosen Landarbeiterstandes haben, überall finden wir die Klage, daß er sittlich-religiös auf einer niedrigen Stufe stehe. Es ist doch merkwürdig, daß ein ganzer Stand stets diesem Verhängnis unterworfen war, und wenn wir auch nicht den Menschen für ein Produkt der Verhältnisse halten, so können wir doch auch andrerseits nicht in Abrede stellen, daß die äußeren Verhältnisse bei den Einzelindividuen und mehr noch bei ganzen Ständen dazu beitragen, sie auch innerlich nach der einen oder andern Seite hin zu beeinflussen. Wenn wir z. B. darüber zu klagen haben, daß dem Landarbeiterstande des Ostens kein sehr hoch entwickelter Familiensinn eignet, so kommt das nicht daher, daß er von vorneherein in dieser Beziehung schlechter veranlagt gewesen wäre als andere Stände; vielmehr hat die Not ihn härter gemacht. Will man dagegen einwenden, daß doch eigentlich von Not nicht die Rede sein könne, wo die Mehrzahl ihr leidliches Auskommen hat und ein geringer Teil sogar in der Lage ist, zu erübrigen, so wird das doch eben nur dadurch erreicht, daß nicht nur der Hausvater sondern die Hausmutter, ja die Kinder nach Möglichkeit und darüber hinaus zur Lohnarbeit herangezogen werden. Es könnte ja nichts schaden, wenn die Frau während der Stunden, in welchen sie daheim abkömmlich ist, Lohnarbeit verrichtete. Allein wenn die Frau, wie es in Schlesien, Posen, Preußen, Hinterpommern vielfach vorkommt, ganze Jahreszeiten hindurch Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend außer dem Hause arbeitet, so liegt darin eine schwere sittliche Gefahr, nämlich die der Zerstörung der Häuslichkeit. Man wolle nicht einwenden, daß man der Not gehorchend vieler Orten Kindergärten und Krippen eingerichtet hat. Es liegt darin ja allerdings eine gewisse Milderung des Notstandes für einige Orte, aber keineswegs schon seine Beseitigung; ersetzt wird dadurch die mütterliche Pflege und Erziehung nicht. Ja in einer Beziehung haben diese Einrichtungen sogar etwas gegen sich; sie dienen nämlich dazu, den Schaden nicht in seiner ganzen Größe erkennen zu lassen, ihn zu verschleiern und dadurch die Besserung von Grund aus hintan zu halten. Die Innere Mission erfüllt selbstver-

ständlich nur ihre Pflicht, wenn sie diesen Schäden nachgeht und sie zu mildern sucht durch Errichtung der entsprechenden Anstalten; aber sie muß sich stets dessen bewußt bleiben und stets betonen, daß es eben nur Notstandsarbeit ist, die sie verrichtet, wenn sie Krippen, Kindergärten und dergl. gründet und daß das Ziel dahin geht, Zustände zu schaffen, die diese Einrichtungen unnötig machen, Zustände, die nicht mehr nach Heilmitteln schreien, weil die Krankheit überwunden ist. Für sehr bedenklich halten wir es auch, wenn die Kinder zu früh zur Lohnarbeit herangezogen werden. Daß darunter die Schulbildung leiden muß, erkennt jeder Vernünftige von selbst. Aber noch Höheres nimmt ebenfalls dabei Schaden. Wenn das Kind von Jugend auf aus einem Joch in das andere, aus dem der Schule in das der landwirtschaftlichen Arbeit geht, so wird ihm die zu seiner harmonischen Ausbildung notwendige Freiheit geraubt, der Sinn ganz auf das Materielle gerichtet und für das Ideale, Ewige abgestumpft. Der Vater aber und die Mutter, die ihre Kinder in frühem Alter schon zur Arbeit anhalten müssen, werden gezwungen, gegen die Gefühle der Elternliebe fortwährend zu sündigen und büßen daher allmählich an ihnen ein.

In Bezug auf Frauenarbeit, mehr aber noch auf Kinderarbeit, hat sich die Lage des Landarbeiterstandes seit 35 Jahren entschieden verschlechtert. Frauen und Kinder sind billige Arbeitskräfte, und einmal die dauernde Ungunst der wirtschaftlichen Lage hat die ländlichen Arbeitgeber veranlaßt, immer mehr diesen Vorteil auszunutzen, sodann hat sich aber mit der allgemeineren Einführung des Hackfruchtbaues die Arbeitsgelegenheit für Kinder sehr vermehrt, so daß dieselben jetzt trotz der strafferen Schulgesetze mehr belastet sind als vor 35 Jahren. Wenn jetzt zuweilen gar Stimmen laut werden, welche fordern, man solle die Schulferien noch mehr, als es schon geschieht, nach der Ernte regeln, also die Sommerferien kürzer machen als die Herbstferien, so wäre es demgegenüber doch an der Zeit, von maßgebender Stelle hervorzuheben, daß nicht alles auf dem Lande den agrarischen Interessen zu dienen hat und daß Lehrer und Kinder ihre Erholungszeit um ihretwillen, nicht aber um des Gutsbesitzers willen haben.

Wo die Häuslichkeit aufgehoben wird, da wird der Sinn für Häuslichkeit begraben, wo er erloschen ist, da stürzt der Familiensinn hinterdrein und damit hat der religiöse Sinn ein starkes Fundament eingebüßt. Ich habe es wiederholt erlebt, daß noch am Sarge der Gattin, mit der er friedlich und einträchtig lebte, der Witwer an die nunmehr einzugehende Ehe dachte; ich habe es erlebt, daß Mütter ihr einige Wochen altes Kind nicht ungern sterben sahen, weil die Last mit den Kindern zu groß sei; ich habe an Kindergräbern gestanden, über denen kein Hügel geschichtet war, die der Erde gleich waren, weil die Eltern es nicht der Mühe für wert hielten, die Grabstätte in Ordnung zu bringen. Nicht die Arbeiter will ich damit anklagen; ihre historische Entwicklung klage ich an; die hat es dahin gebracht, daß jetzt in den Herzen der Arbeiter eine unendliche Gleichgültigkeit wohnt. Sie wissen, ein Tag bringt ihnen dasselbe wie der andere, wozu sich aufregen, wozu etwas anderes thun als in den Tag hineinleben?

Ja ein Tag wie der andere, der Werktag wie der Sonntag, der Sonntag wie der Werktag. Am Werktag auf dem Hofe, am Sonntag im eigenen Hause. In Neuvorpommern habe ich's erlebt, daß am Erntedankfest

den Leuten die Kartoffeln eingefahren wurden, in Schlesien, daß am Totenfest das Deputatholz herangefahren wurde, Holz und Kartoffeln, das ist der ganze Unterschied. Der Sonntag des Gutstagelöhners sieht sich überall in Pommern, in der Mark, in Schlesien, Posen, Preußen so ähnlich wie ein Ei dem andern. Mit einem Wort ist er zur Genüge geschildert. Sein Charakteristikum ist eben das, daß er kein Sonntag, kein Tag der Ruhe ist. Wenn dem gegenüber die Arbeitgeber sagen: „Sind wir etwa schuld daran, verlangen wir die Arbeit für uns?" so erwidere ich ihnen: „Da sollst du kein Werk thun, noch dein Knecht, noch deine Magd." Das heißt: du sollst deinen Untergebenen so stellen, daß er Sonntags nicht zu arbeiten braucht, auch nicht in seinem Interesse. Wenn du das gethan hast, dann frage wieder! Wenn du es aber nicht thust, so entheiligt nicht er, sondern du den Sonntag. Büßen muß er allerdings dafür, wenigstens hier auf Erden. Er wird um die Erhebung des Herzens zu Gott im Gottesdienste, er wird um die stillen Sonntagsfreuden im Kreise seiner Familie gebracht. Enteignet, enterbt auch hier! Wo überhaupt denn nicht? —

Und wieder muß es heißen: mit der Entheiligung des Sonntags ist es trotz Sonntagsgesetz und anderem Augenverblenden heute schlimmer bestellt als vor 35 Jahren. Wenn damals Sonntagsarbeit vorkam, so ging sie meist gegen das Gesetz; heute geschieht sie auf Grund des allerdings mißbräuchlich angewendeten Gesetzes. „Ein Amtsvorsteher giebt dem anderen die Erlaubnis und vice versa", so schilderte neulich ein Pastor eines schlesischen Dorfes mir die Sache. Ich kannte sogar einen Amtsvorsteher, der, wenn die Erntezeit begann, aus eigenem Antriebe in dem amtlichen Kreisblatte eine Generalerlaubnis für seinen Amtsbezirk veröffentlichte zur Erntearbeit an den folgenden Sonntagen und das unter den Augen des königlichen Landrats und der königlichen Regierung.

So hat der Gutstagelöhner eigentlich überhaupt keinen Tag der Ruhe. Jeder Tag, auch der Sonntag wird ihm zum Werktage. Dabei ist aber seine Arbeitszeit nicht etwa so kurz bemessen, daß ihm trotzdem genügend Zeit zur Erholung verbliebe. Im Gegenteil sein Tagewerk ist ein sehr ausgedehntes. Im LV. Bande der Schriften des Vereins für Socialpolitik, der Webers Bearbeitung der Landarbeiterenquete für Ostdeutschland enthält, ist die Maximalarbeitszeit im Sommer auf 12, 13, 14, 15 und 16 Stunden angegeben. Das sind Berechnungen von Arbeitgebern; der Arbeiter dürfte wohl überall etwas mehr herausgerechnet haben als 12 und 13 Stunden; es ist eben ein Unterschied, ob man den Weg zum Arbeitsplatze oder das Viehfuttern vor Beginn und nach Schluß der eigentlichen Arbeit als Arbeit oder Erholung ansieht. Im Durchschnitt beträgt nach meinen Erfahrungen die Arbeitszeit im Hochsommer gering gerechnet 14 Stunden. 14 Stunden Arbeit + 2 Stunden Essenszeit + 8 Stunden Schlaf = 24 Stunden. Zu seiner geistigen Erholung bleibt also dem Landarbeiter während einer langen Zeit des Jahres keine Möglichkeit. Das war früher nicht in dem Maße der Fall. Die intensivere Wirtschaftsweise hat die Ausnutzung der Arbeitskräfte bis auf das äußerste gesteigert.

Da braucht man sich nicht zu wundern, daß dem Arbeiter so wenig Sinn für das wahrhaft Schöne, Edle geblieben ist, daß er die alten guten

Sitten so leichten Herzens darangiebt, daß er sich trennt von alten lieben Gewohnheiten, Volksfesten u. dergl. Wenn wir die Augen aufmachen, sehen wir, daß wir es sind, die dem Arbeiter alles das genommen haben. Erst ist dem Arbeiter das Heimatsgefühl ausgetrieben, dann in der Verkoppelung den Gemeinden der Anger, der Gemeindeplatz, entzogen, und allmählich die Arbeitskraft so gesteigert, daß alle Lust zu edlerer Erholung verloren geht, da dürfen wir zum Schluß nicht fragen: „Lieber Arbeiter, warum bist du denn dem Guten, Wahren, Schönen so abhold?“

Ein Mensch, der sich Tag für Tag abquälen muß, der nicht einmal am Sonntage zum Aufatmen kommt, dem die Last des Lebens selbst den Genuß der Häuslichkeit, die Freude an der Familie trübt und beeinträchtigt, wird, wenn er sich hin und wieder ein kurzes Erholungsstündchen abmüßigt, dasselbe kaum zum Spazierengehen verwenden. Er kennt einen andern Sorgenbrecher, den Branntwein, den er ja nicht selten mit bereiten hilft. Wir müssen uns eigentlich wundern, daß der Trunk in unserm ländlichen Arbeiterstande nicht noch tiefer eingerissen ist, als es der Fall. Allerdings weiß ich wohl, daß es mehr denn genug ist. Eigentliche Gewohnheitstrinker giebt es nicht viel, Gelegenheitstrinker dagegen desto mehr. Wer's nicht glaubt, braucht sich nur einmal auf den Jahrmärkten der Landstädte umzusehen; da wird sich ihm das Geheimnis schon enthüllen. Besonders traurig in der Sache ist noch, daß die übeln Begleiterscheinungen des Trunks gerade bei diesen Gelegenheitstrinkern aus dem Arbeiterstande so sehr drastisch zum Ausdruck kommen. Die Statistik ist diejenige Wissenschaft, die uns immer dann im Stiche läßt, wenn wir sie am notwendigsten gebrauchen. Darüber, wie viele Vergehen und Verbrechen als Hausfriedensbruch, Notzucht, Körperverletzung, Totschlag, Raub, Brandstiftung im trunkenen Zustande ausgeführt sind, haben wir nichts Gewisses. Eine Schätzung der Gefängnisdirektoren und Strafanstaltsgeistlichen giebt an, daß es mindestens die Hälfte sei. Soweit es die ländliche Arbeitbevölkerung allein angeht, möchte ich glauben, daß es weitaus die meisten sind. In einer Landgemeinde von 700 Seelen kamen in einem Jahre vier Selbstmorde vor. Was das sagen will, versteht man, wenn man sich klar macht, daß im gleichen Verhältnis eine Stadt wie Berlin 9700 Selbstmorde haben würde. Als ich nachforschte, was wohl die Gründe für jene auffällige Thatsache sein möchten, wurde mir die Antwort: die in der Gemeinde jetzt sehr um sich greifende Trunksucht, die aus dem Gutsbezirk in die Landgemeinde übertragen war.

Die Lebenshaltung der Landarbeiter hat sich in den letzten 35 Jahren entschieden gehoben; es scheint darin jetzt allerdings ein durch die Sachsengängerei herbeigeführter Stillstand eingetreten zu sein, dem bald ein Rückgang folgen dürfte. Die Neigung zum Trunk ist trotzdem nicht geringer geworden, und zwar nimmt sie zu, je mehr man von Westen nach Osten geht. Freilich haben die aus Posen und Preußen stammenden Sachsengänger die Freude am Branntweingenuß auch in westlicheren Gegenden erhöht. Überhaupt wird eine in Bewegung befindliche Arbeiterklasse dem Trunk in ungleich höherem Grade verfallen als eine ansässige.

Was wir bisher vorgebracht haben, ist nicht viel anderes als Klage und Anklage gewesen; aber leider sind wir damit noch nicht am Ende. Einer sehr schlimmen und sehr allgemeinen Eigentümlichkeit der Land-

arbeiterſchaft iſt noch Erwähnung zu thun, nämlich der Unehrlichkeit. Die Unehrlichkeit des Landarbeiters iſt aber nicht die gewöhnliche; ſie hat ihren ganz beſonderen Charakter. Gott ſei Dank iſt es ſo, denn darin liegt ein entſchuldigendes Moment. In mancher Hinſicht iſt der Landarbeiterſtand des Oſtens ſehr ehrlich. Vor dem Eigentum des Nächſten, ſoweit es in anderen Dingen als in landwirtſchaftlichen Naturalien und kleinem Wirtſchaftsinventar beſteht, hat er den größten Reſpekt. Aber in allem, was in jenen Bereich gehört, iſt er praktiſch der reine Kommuniſt. Welchen Umfang das Stehlen auf dem Lande angenommen hat, das geht daraus hervor, daß Beſitzer von größeren Rittergütern das, was auf je einem ſolchen Gute im Laufe eines Jahres geſtohlen wird, auf 3000—5000 Mark Wert und höher veranſchlagen. Das mag dem Uneingeweihten ſehr ſpaniſch vorkommen; wer die Verhältniſſe kennt, wundert ſich deſſen nicht ſo ſehr.

Es iſt das ja eine überaus traurige Thatſache, daß der Flecken einer ſo ungeheuren Unehrlichkeit auf dieſem ganzen Stande laſtet; allein der Leſer darf, wenn er darüber urteilen will, ſich nicht auf ſeinen Moralſtandpunkt ſtellen. Si duo faciunt idem, non est idem, und alles verſtehen heißt hier viel, ſehr viel verzeihen. Wo es ſich um bar Geld und dergleichen handelt, da weiß der Arbeiter ſehr wohl, was ſtehlen heißt; aber in Bezug auf Wirtſchaftserzeugniſſe iſt es ihm nun einmal nicht beizubringen. Er bleibt dabei und beruhigt ſein Gewiſſen damit: es iſt kein Diebſtahl. Was denn? Nun, Aneignung verboten zwar, aber nicht unerlaubt, rechtswidrig, aber nicht unberechtigt. Das iſt bei ihm auch nicht etwa ein bewußter Selbſtbetrug, ein Beſchwichtigungsſyſtem. — Nein, es iſt offene, ehrliche Überzeugung. Aber wie iſt das möglich?

Eine Gegenfrage! — Man hat dem Arbeiter ſeit Aufhebung der Leibeigenſchaft genommen: den Grundbeſitz, den er ſeit Jahrhunderten als Lehen innehatte, die wirtſchaftliche Freiheit, den Anteil am Gemeindelande, das Recht des Krautens und Ährenleſens, man hat ihm alles das genommen gegen Entſchädigungen, die vielfach ſchlimmer als gar keine waren, weil ſie bei Licht betrachtet ein Hohn waren. Und ſiehe oben: man bleibt dabei und man beruhigt ſein Gewiſſen damit: das iſt kein Unrecht! Wie iſt das möglich? —

Die Neigung zum Stehlen, die im Landarbeiterſtande verbreiteter iſt als in jedem anderen, iſt ihm auch nicht von vornherein als eine beſondere Begabung in die Wiege gelegt; ſie iſt ihm anerzogen, ſie iſt etwas hiſtoriſch Gewordenes. Von oben in früheren Zeiten Beraubung des Arbeiters, von unten heute ſeine Antwort, der Diebſtahl.[1]) Der Raub, allerdings auf Grund von Geſetzen, die diejenigen, welche ihn ausführen wollten, entweder ſelbſt gemacht oder wenigſtens inſpiriert hatten, der Diebſtahl ungeſetzlich. Was ſchlechter iſt, wohlgemerkt, wenn es gilt nicht die individuelle, ſondern die Standesſünde abzuwägen, nun, das mag jeder nach ſeinem Gewiſſen entſcheiden. Wenn die Landwirte von heute ſich in ſo ſchlechter wirtſchaftlicher Lage befinden, ſo mögen ſie ſich fragen, ob ſie nicht vielleicht die Sünden ihrer Väter mit abbüßen. Jene haben dem Landarbeiter die wirtſchaftliche Selbſtändigkeit entzogen, nun kommen ihre eigenen Kinder an die Reihe, ein furchtbares Gottesgericht.

Wenn man heute die äußere Lage des öſtlichen Landarbeiters über-

[1]) Für die ſcharfen Ausdrücke muß der Herausg. dem Verf. dieſes Aufſatzes die alleinige Verantwortung überlaſſen.

blickt, so wird man zu dem Resultat gelangen, daß derselbe ein leidliches Auskommen hat, nicht mehr. Kann er stellenweise sparen, wie in Mecklenburg und Neuvorpommern, so geht es ihm dagegen in andern Gegenden, z. B. in Schlesien, recht kümmerlich. Im Durchschnitt wird es gelten: er kann gerade auskommen. Nun haben wir festgestellt, daß der Teil seines Einkommens, welcher aus Diebstahl herrührt, ein nicht geringer ist, belief sich der Verlust durch Diebstahl auf einem Gute doch auf etwa 5000 M. Was folgt daraus? Das folgt daraus, daß der Landarbeiter im ganzen nicht auskömmlich gelohnt wird, daß vielmehr eine leidlich auskömmliche Geldlage nur dadurch für ihn erzielt wird, daß er stiehlt. Er befindet sich bei dem Stehlen also in einer gewissen Notlage. Das nimmt der Sache nicht ihren verbrecherischen Charakter; es ist und bleibt darum doch Diebstahl, und daß die Ausübung desselben so allgemein ist, drückt die Moral des ganzen Standes tief herunter; aber das ist gewiß: der Arbeiter ist hier nicht allein schuldig, sondern auch leidend, und im gerechten Gericht Gottes wird er nicht allein der Angeklagte sein. Es ist ja sehr schwer festzustellen, ob im allgemeinen die Unehrlichkeit in dem betreffenden Stande sich vermehrt habe, während der letzten Dezennien; selbst die Diebstahlsstatistik wäre hierfür ganz wertlos; denn es ist vollständig vom Zufall, auch von der Laune des Herrn abhängig, wie viel Diebstähle zur Anzeige gelangen. Ein Arbeitgeber bestrafte als Gutsobrigkeit einen schweren Einbruch, den zwei seiner Tagelöhner bei ihm begingen, mit 10 M. Strafe. In dem einen Jahre wird vielleicht der tausendste, im nächsten der zweitausendste Diebstahl gesetzlich geahndet. Ich kann also nur sagen, nach meinem Dafürhalten ist eher die Unehrlichkeit als die Ehrlichkeit im Steigen begriffen, und wenn erst die Naturallöhnung ganz beseitigt ist, so wird der Arbeiter in dieser Hinsicht auch das bare Geld des Herrn nicht mehr anders behandeln als sein Inventar ꝛc.

Wenn man behauptet, der Landarbeiterstand könne etwas besser leben, wenn er weniger zu Luxus neige, so ist das ja an und für sich richtig; aber das muß man dem Landarbeiterstande zur Ehre nachsagen: von dem allen Ständen gemeinsamen Hange zum luxuriösen Leben hat er sich am allermeisten frei gehalten; er ist der weitaus einfachste geblieben, viel einfacher als sein industrieller Bruder. Aber man begeht gemeinhin den Fehler, dem Landarbeiter vieles als Luxus anzurechnen, was heute keiner mehr ist und was man dem städtischen Arbeiter längst als notwendig zum Leben zugestanden hat. Warum webt sich die Frau die Leinwand nicht mehr, warum holt sie die schlechtere Ware für teures Geld vom Kaufmann; warum findet man jetzt so wenig eigen gewebtes Wollenzeug auf dem Lande? Nicht weil der Hang zum Luxus überhand nimmt, sondern weil der Flachsbau vernichtet ist und der Arbeiter keine Gelegenheit hat, Schafe zu halten. Warum ißt der Landarbeiter jetzt das feinere Stadtbrot statt des früheren Landbrotes, das besser nährte? Weil das Backen auf den Höfen mehr und mehr aufhört und der Stadtbäcker infolgedessen sein Brot den Leuten ins Haus bringt. Und warum pflegt die Frau nicht die Tugenden der Häuslichkeit, Wirtschaftlichkeit, Sparsamkeit? Weil jemand, der Roggen bindet, Kartoffeln aufnimmt und Mist lädt, nicht zu gleicher Zeit Kinder waschen und Mehlsuppe kochen kann, weil man den Arbeiterfrauen keine Zeit läßt, Hausfrauen zu sein.

Es ist nun wohl endlich an der Zeit, die Frage aufzuwerfen: Hat sich denn alles in dem Arbeiterstande des Ostens während der letzten 35 Jahre zum Schlimmen verändert? Die Antwort lautet glücklicherweise, nein, nicht alles; in einigen Stücken ist es nicht viel, aber etwas besser geworden. Dahin gehören zum ersten die Arbeiterwohnungen. Freilich denjenigen, die die Entwicklung der letzten 35 Jahre nicht mitgemacht haben, wird es wunderbar vorkommen, wenn sie hören, daß die Wohnungsverhältnisse früher noch schlechter waren als heute. Wenn heute noch vielfach in einer Wohnung, die aus einer kleinen Stube, kleineren Kammer, Küche, Flur, Bodenraum besteht, eine zahlreiche Familie und der fremde Hofgänger oder Scharwerker wohnen muß, so entstehen daraus in hygienischer und in sittlicher Beziehung höchst bedenkliche Zustände. Ich kann hier bei der Schilderung derselben nicht verweilen; es ist das auch zur Genüge bekannt. Wenn die Fußböden in den Arbeiterwohnungen vielfach aus Lehmschlag bestehen, wenn die nötigen Reparaturen besonders auf Pachtgütern häufig sehr schlecht oder gar nicht ausgeführt werden, wenn für das Kleinvieh der Arbeiter keine Stallung vorhanden ist, so kann man wohl sagen, daß solche Zustände sehr viel zu wünschen übrig lassen. Allein noch vor zwei Jahrzehnten fand man in verschiedenen Gegenden der östlichen Provinzen Tagelöhnerwohnungen, die derart eingerichtet waren, daß zwei, drei, ja vier Familien eine einzige Stube als Wohnstube innehatten; außerdem besaß jede Familie eine Schlafkammer. Ich weiß nicht, ob so haarsträubende Verhältnisse noch vereinzelt vorkommen; allein wenn es der Fall ist, so stehen derartige Wohnungen auf dem Aussterbeetat und sicher sind sie, wenn nicht schon jetzt, so doch in wenig Jahren, bis auf die letzte beseitigt. Diejenigen Tagelöhnerwohnungen, die in den letzten Jahren gebaut sind, sind zum großen Teil geräumig genug und von gutem Material aufgeführt. Wir wollen damit nicht sagen, daß sie allen unsern Wünschen entsprechen; aber ein Fortschritt in dem Wohnungswesen ist unverkennbar und einer weiteren Besserung in den Wohnungsverhältnissen der ländlichen Arbeiter des Ostens sehen wir insofern entgegen, als das verderbliche Institut des Hofgängertums langsam verschwindet und, so sehr die Arbeitgeber sich auch dagegen sträuben, glücklicherweise seinem Untergang entgegengeht. Die Kammer, die heute noch vielfach der männliche oder weibliche Hofgänger für sich in Anspruch nimmt, wird dann für die Familie des Arbeiters frei. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß der Landarbeiter auf die Güte der Wohnung heute schon etwas mehr Gewicht legt als vor 35 Jahren, daß er aber noch immer viel zu geringe Ansprüche daran stellt und hier viel genügsamer ist, als man zu seinem eigenen Wohle wünschen kann. Nicht zu übersehen ist hier jedoch die Thatsache, daß der allgemeinen Verbesserung der Wohnungsverhältnisse eine partielle Verschlechterung gegenübersteht, da die Sachsengänger während ihrer Wanderzeit meist sehr schlecht einlogiert sind, so sind mir Fälle bekannt geworden, in welchen 120 Arbeiter beiderlei Geschlechts und jeden Alters in einem und demselben Raume bei einander wohnten und schliefen! Vielleicht wäre es hier richtiger, zu sagen: durcheinander, als bei einander.[1])

[1]) Karl Kärger weiß in seinem Buch „Die Sachsengängerei" natürlich nichts von solchen Verhältnissen. Wenn er mit mir die Sachsengänger besuchen will, so will ich ihm Dinge zeigen, von denen seine Unschuld nichts zu ahnen scheint.

Die Verbesserung der Wohnungen ist noch nicht so weit fortgeschritten, daß sie einen hervorragenden Einfluß auf die Hebung der Keuschheit auf dem Lande hätte ausüben können; auch ist das Hofgängertum, wenngleich im Schwinden begriffen, doch noch in manchen Landstrichen so stark, daß es noch immer die Sittlichkeit herabdrückt; dazu kommt, daß nach wie vor nur auf den allerwenigsten Gutshöfen in dieser Beziehung irgendwelche Zucht unter dem Gesinde geübt wird; gerade der Mangel an Arbeitskräften hat vielfach dazu geführt, daß man gegenüber dem unsittlichen Treiben der Leute mehr denn je die Augen zudrückt. „Sie wollen auch ihr Vergnügen haben" und sie haben es auf vielen Höfen allmählich so, daß der Teufel seine Rechnung gründlich dabei findet. Kommen nun noch endlich die beregten Übelstände in der Sachsengängerei dazu, so kann sich männiglich an den fünf Fingern abzählen, daß es mit dem geschlechtlich-sittlichen Verhalten der Landarbeiter nicht besser geworden sein kann in den letzten 35 Jahren. Eine auch noch so kurz gefaßte Schilderung dieser Verhältnisse hier würde viel zu weit führen. Die Konferenz der Sittlichkeitsvereine erläßt in diesem Jahre eine Umfrage nach diesen Dingen, wir meinen, wenn die Resultate derselben erst vorliegen, wird mancher doch erschrecken über das, was zu Tage kommt, in geschlechtlich-sittlicher Beziehung ist die Lage der Landarbeiter z. B. eine trostlose.

Einen günstigen Einfluß auf die Lage des Arbeiters hat in mancher Beziehung die Hebung der Volksschule ausgeübt. Als Beweis dafür dient schon die einfache Thatsache, daß in Preußen auf 10 000 Ausgehobene kamen: im Jahre 1863 613 Analphabeten, 1873 458 Analphabeten, 1884 127 Analphabeten, 1887 72 Analphabeten. Noch besser würde es um die Bildung der Landarbeiter stehen, wenn die Volksschule sich nur mit den Dingen befassen wollte, die der Arbeiter wirklich braucht und ganz darauf verzichtete, ihm Dinge beizubringen, an denen die Regierungsschulräte zwar ihr Vergnügen haben, die dem Arbeiter aber schon deswegen weniger als nichts wert sind, weil er sie nicht verdaut; ich rechne dahin Naturgeschichte, Naturlehre, Planimetrie. Vielleicht könnte das der ländlichen Fortbildungsschule überlassen werden, deren obligatorische Einführung ein dringendes Erfordernis ist, wie von den einsichtigen Beurteilern der ländlichen Verhältnisse fast allgemein anerkannt wird. Aber in der Schule verwende man die dadurch frei werdende Zeit lieber auf Religion, Lesen, Schreiben, Aufsatz, Rechnen, Geschichte.

Gebessert hat sich die Lage des Arbeiters auch insofern, als er heute an der Geistlichkeit auf dem Lande einen wärmeren Freund und Fürsprecher hat als vor 35 Jahren. Ich will damit gegen die ältere Generation der Landpastoren nicht einen Vorwurf erheben. Dieselbe hatte nicht die Veranlassung, die heute vorliegt, in der Landarbeiterfrage Stellung zu nehmen, weil damals diese Frage hinter anderen noch ganz zurücktrat. Heute liegt die Sache anders, heute muß der Geistliche in dem Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber Recht und Unrecht gewissenhaft abwägen, um helfend, mahnend, strafend, je nachdem bald auf dieser bald auf jener Seite einzutreten. Viel hat dem Landarbeiter die Teilnahme von seiten des Geistlichen freilich noch nicht genützt; aber das wird besser werden, je allgemeiner der geistliche Stand sich mit der socialen Arbeit befaßt. Ich

weiß es auch aus Erfahrung, daß doch manche Mahnungen und Anregungen bei den Arbeitgebern noch auf einen guten Boden fallen, und wenn der Landarbeiter erst noch mehr als heute die Überzeugung gewinnt, daß, wo ihm unrecht geschieht, er den Geistlichen auf seiner Seite hat, so dürfte er allmählich dadurch auch geneigt werden, seine Zurückhaltung der Kirche gegenüber mehr als bisher aufzugeben.

Was an socialen sogenannten Arbeiterschutzgesetzen in den letzten Jahren ins Leben getreten ist, dem kann man für das platte Land keine allzugroße Bedeutung beilegen. Gewiß, die Armenpflege ist heute besser geregelt wie früher, das Gesetz hat sie leidlich gut gedacht, wenn nur auch die Ausführung dem entspräche; aber da steht immer in erster Linie nicht die Tendenz zu helfen, sondern die Last von sich abzuschieben. In der neuen Landgemeindeordnung ist der besitzlose Tagelöhner auch wieder übergangen; denn es gilt noch immer: „Sei im Besitze, und du wohnst im Recht!" Und das Invaliditäts- und Altersversorgungsgesetz? Seine Vorzüge erkenne ich an; es wird in der That dadurch erreicht, daß manch Alter, Gebrechlicher, der früher seinen Kindern lediglich eine Last war, die sie in die Grube wünschten, heute eine Persönlichkeit ist, die man hegt und pflegt. Daß das ungemein verbesserungsbedürftige Gesetz nun bald auch wesentlich verbessert werden wird, ist zu hoffen. Möchte dann auch die Altersgrenze herabgesetzt werden; denn dieselbe ist mit 70 Jahren entschieden zu hoch gegriffen; sie wird von zu wenigen erreicht. Aber was nützen alle diese selbst noch so verbesserten Gesetze, wenn das Grundübel nicht beseitigt wird, die Besitzlosigkeit des Arbeiterstandes.

Das Rentengütergesetz kommt dem eigentlichen Arbeiterstande nicht zu statten. Eine zeitgemäße, für den Arbeiter sehr geeignete Ergänzung ist das Heimstättengesetz. Der Bundesrat hat ihm gegenüber eine völlig ablehnende Haltung eingenommen. Was soll man dazu sagen? Allerdings würde auch das Heimstättengesetz nur dann eine wesentliche Hülfe schaffen, wenn zugleich der Staat sich entschlösse, ein paar hundert Millionen herauszugeben, um sie den Landarbeitern, die ansässig werden wollen, als billiges amortisierbares Darlehn anzubieten, und wenn er zugleich diejenigen gesetzlichen Verordnungen, die die Abtrennung kleiner Stücke von großen Gütern heute so sehr erschweren, aufhöbe. Die Forderung ist durchaus nichts Unerhörtes. Wenn neue Gewehre und neue Kriegsschiffe angeschafft werden müssen, da ist das Geld immer noch vorhanden gewesen. Hier aber handelt es sich um Geld, das nur ausgeliehen werden soll, nicht nur um auf Heller und Pfennig wieder einzukommen, sondern um tausendfache Zinsen zu tragen, um den Landarbeiter zufrieden zu stellen und ihn gegen die Versuchungen der Socialdemokratie zu schützen, der er sonst rettungslos verfällt.

Freilich müssen wir anerkennen, daß er den Lockungen derselben mannhaft widerstanden hat; allein er ist jetzt auf dem Punkt, diesen Widerstand aufzugeben und in ihr Lager überzugehen. Man braucht ja nur die Resultate der Reichstagswahlen sorgfältig zu vergleichen, und die Überzeugung drängt sich auf. Es wundert mich auch nicht, daß er endlich die Geduld verliert. Ja, wenn er noch irgendwo guten Willen sähe; aber der Bundesrat will nicht einmal ein Heimstättengesetz und der Groß-

grundbesitzer, statt aus eigener Initiative den Landarbeiter anzusiedeln, proletarisiert ihn vielmehr, indem er die kleinen Häuslerstellen, die an sein Gut stoßen, aufkauft, um sich zu arrondieren. Das fördert aber auch den Umsturz unter den gegenwärtigen Verhältnissen, und man hätte dort ebenso Ursache, Gesetze zu erlassen, wie gegen die Socialdemokratie.

Übrigens ist der bei Ansässigmachung des Landarbeiters ausschlaggebende Gesichtspunkt durchaus nicht der, daß damit allein wirksam der Socialdemokratie Abbruch gethan werden würde; nein, das würde nur eine wohlthätige Folge sein. Die Hauptsache ist, daß dem Arbeiter sein Recht wird, daß man ihm wiedergiebt, was man ihm seit dem Anfang des Jahrhunderts, zwar nach ad hoc geschaffenen Gesetzen, aber wider Recht und Gewissen entzogen hat. Hat der Arbeiter Anteil am Grundbesitz, so hört auch die Unselbständigkeit, die Abhängigkeit auf, infolge deren er heute so vielfach wie halbes Gesinde angesehen wird. Die Selbständigkeit, die der dritte Stand sich errungen hat, ist heute der Preis des Kampfes, den der vierte Stand führt; daß er ihn erringt ist sicher; das ist nicht einmal mehr eine Frage der Zeit; in 10, längstens 20 Jahren wird er sie haben; es handelt sich nur darum, ob man sie ihm gutwillig gewähren wird, oder ob man es darauf ankommen lassen will, daß er es mit Gewalt versucht.

Wenn in unsern Ausführungen eigentlich nur von dem besitzlosen Arbeiter die Rede gewesen ist, so rechtfertigt sich das mit dem Umstande, daß er im Osten weitaus der überwiegende ist; einen verhältnismäßig großen besitzenden Arbeiterstand giebt es im Osten nur an wenig Stellen. Die Entwicklung des besitzlosen Arbeiters ist hier im großen und ganzen also die Entwicklung des Arbeiters überhaupt. Wie weit sich diejenige der wenigen grundbesitzenden Arbeiter im einzelnen davon unterscheidet, das hier auszuführen verbot der sehr knapp zugemessene Raum. Allein schon aus dem Umstande, daß wir den proletarischen Landarbeiterstand in einen grundbesitzenden umgewandelt sehen möchten, erhellt deutlich, daß nach unsern Beobachtungen der letztere sich besser bewährt haben muß als jener. Nicht nur, daß er wie in wirtschaftlicher, so auch in sittlich-religiöser Beziehung niemals auf die tiefe Stufe des Proletariers herabgesunken ist; er hat sich auch gegenüber den politisch destruktiven Mächten in ganz anderer Weise gewehrt und sie sich viel energischer vom Halse gehalten, und er hatte auch ganz andere Ursache dazu; für ihn giebt es ein Emporsteigen in wirtschaftlicher Beziehung; er hat die Möglichkeit, etwas vor sich zu bringen und damit einen Sporn, der ihn zu Fleiß, Sparsamkeit, Selbstachtung, Sittlichkeit anreizt, während das alte, ewig neue Lied des Proletariers lautet: Wozu das alles, das hilft dir doch nichts, du bist, was dein Großvater war, und deine Enkel werden dir gleichen, auf deinem ganzen Stande lastet der Fluch:

„Das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Das immer war, und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten."

VI b. Die ländliche Arbeiterwelt im Osten Deutschlands und ihre Stellung zu den anderen Ständen.

Von P. em. **Wagner**, Schleiz.

Wir müssen hierbei zuerst die Frage beantworten: Wer gehört zur ländlichen Arbeiterwelt und: welches sind die andern Stände auf dem Lande: Zu den ländlichen Arbeitern gehören zuerst die Leute, welche in unsern Gegenden (Uckermark, Pommern, Mecklenburg) Tagelöhner genannt werden. Sie sind mit die zahlreichste Klasse, stehen in sehr verschiedenen Verhältnissen zu ihren Arbeitgebern, haben jedoch vieles gemeinsam in ihren inneren und äußeren Zuständen, in ihrer sittlichen und religiösen Stellung, ihrer Bildung, ihrem Lebensunterhalt, als Wohnung, Kleidung, Nahrung. Allein auch darin finden sich Unterschiede bei den einzelnen Klassen dieser Tagelöhner, so daß wir sie einzeln betrachten müssen: die erste bilden die Gutstagelöhner, Bauerntagelöhner und sogenannte „freie" Arbeiter, d. h. die sich keiner Herrschaft kontraktlich verpflichten, sondern bald hie bald da sich Arbeit suchen, was jedoch nicht ausschließt, daß sie da, wo es ihnen gefällt und die Arbeitgeber mit ihnen zufrieden sind, monatelang, vielleicht den Sommer über, ja noch länger bleiben. Zu diesen gehören in mancher Hinsicht die sogenannten „Schnitter", welche aber doch wieder dadurch eine besondere Abteilung bilden, daß sie aus anderen Provinzen, namentlich Schlesien und Westpreußen, in kleineren oder größeren Scharen, unter Anführung eines Agenten, der wieder den Oberschnittern die einzelnen Abteilungen übergiebt, nach der Mark ꝛc. kommen. Sie werden auf die Stellen (Güter) verteilt, wo sie gemietet sind, daselbst halten sie ihre Arbeitszeit nach den verschiedenen Abmachungen aus, gehen aber für den Winter in ihre Heimat zurück, um im nächsten Frühjahr oder Sommer dasselbe Unternehmen, aber vielleicht an einem ganz andern Ort, oft auch in anderer Provinz, fortzuführen. Nach diesen vier Kategorien müssen wir die Schilderung ihrer Stellung zu den andern Ständen unterscheiden (s. S. 2 ff.).

Wir nennen dann als zweite Art der ländlichen Arbeiter: das Gesinde. Da findet sich wiederum vieles, was diese Klasse mit der erstgenannten, den Tagelöhnern, gemeinsam hat, aber doch auch wieder viel Unterschiedliches. Die Einzelnamen des Gesindes sind sehr verschieden: zuvörderst heißen sie nach dem allgemeinsten Unterschied Knechte und Mägde; jene trennen sich wieder in Hausknechte, Großknechte, Kleinknechte, Pferdeknechte, Ochsen-, Kuh-, Schweineknechte, Beipflüger, Hüter und Hütejungen u. s. w., die Mägde in Wirtschafterinnen, Haus-, Stuben-, Viehmägde, letztere als Kuh- und Schweinemägde, Kleinmägde, Hüterinnen u. s. w.

Viele von den älteren Knechten sind verheiratet und treten dann in vieler Hinsicht in die Reihe der Tagelöhner, namentlich wird die Frau als Tagelöhnerin zu den Arbeiten der Herrschaft hinzugezogen; er muß vielleicht auch einen „Hofgänger" stellen, d. h. eine Person, die in Tagelohn kontraktlich stets im Dienst der Herrschaft arbeiten muß. Es bleibt dann eigentlich nur ein Unterschied, nämlich der, daß diese Knechte einen festgesetzten Jahreslohn erhalten und von der Herrschaft mit Speise und Trank unterhalten werden, während bei dem eigentlichen Tagelöhner der Lohn pro Tag resp. Woche festgesetzt wird und sie jetzt gewöhnlich für ihre Beköstigung selbst zu sorgen haben, während früher auch die Tagelöhner meistens von der Herrschaft gespeist und getränkt wurden, wobei als Getränk leider fast immer Branntwein, oft in verderbtester Qualität, gereicht wurde. Als Getränk gegen den Durst wurde ein eigengebrautes Bier, Covent oder „Trinken" genannt, früher gereicht; jetzt wird das vom Brauer gekaufte Bier verdünnt, oder man giebt verdünnte Milch, oder Kaffee, aus Surrogaten, wie Zichorie, Roggen, Gerste ꝛc., meistens hergestellt.

Wir werden nun aber noch eine Klasse von ländlichen Arbeitern hier anfügen müssen, die eigentlich nicht darunter gerechnet zu werden pflegen, und die doch nach uckermärkischer Wirtschaftsordnung dazu gerechnet werden müssen, ich meine die Handwerker und ihre Gesellen resp. Lehrlinge. Denn diese alle, insoweit sie auf dem Lande wohnen, müssen teils für ihren eigenen Haushalt, teils auch für andere, die ihnen dafür Lohn oder sonstige Ausgleichung geben, vielfach ländliche Arbeiten, hauptsächlich in der Ernte, aber auch bei vielen andern Gelegenheiten verrichten. Dazu kommt noch, daß sehr viele Handwerker, die auf dem Lande wohnen, nicht eigne Häusung haben, sondern zur Miete wohnen müssen. Dadurch werden sie ihrem Mietsherren verpflichtet, zur Zeit der Not die Hand an dessen Arbeit mit anzulegen. Auch haben die Handwerker auf dem Lande oft nicht den Verdienst, um davon leben zu können; sie nehmen also gern den ihnen von der Mitarbeit bei andern zukommenden Lohn mit zu ihrem Unterhalt hinzu, sowie sie zu dem Behufe ebenfalls einen Garten und, womöglich, ein Stückchen Acker, das sie sich pachten, für ihre Kasse bearbeiten.

Wir wollen nun diese ländlichen Arbeiter weiter nach verschiedenen Richtungen betrachten. Zuerst die eigentlichen Tagelöhner.

Wir unterscheiden also Gutstagelöhner, Bauerntagelöhner und solche, die an keinen Herrn gebunden sind; sie werden wohl „freie Tagelöhner" genannt. Die ersteren beiden Arten sind ihren Herrschaften zum Dienst so lange verpflichtet, als mündlich oder schriftlich (letzteres sehr selten) ihr Kontrakt besagt, so daß von beiden Seiten Kündigung, entweder nach allgemeinen Gesetzen oder nach besonderer Verabredung, erfolgen kann. Diese Tagelöhner empfangen von ihrer „Herrschaft" bestimmten Lohn, der vielfach auch jetzt noch (doch nicht mehr so häufig, wie früher) aus Naturalien besteht, wozu insbesondere die Wohnung, etwas Gartenland und „zurechtgemachtes Kartoffelland" auf dem Felde gehört. Die Gutstagelöhner erhielten früher als Dreschlohn einen bestimmten Teil des ausgedroschenen Getreides; seitdem die Maschinen

arbeiten, ist dies meist in Geldlohn verwandelt; doch pflegen die Herrschaften ihren Tagelöhnern noch „Brotkorn" zu geben oder ihnen eine bestimmte Anzahl von Scheffeln Korn zu einem geringeren als dem Marktpreise abzulassen. Bei den Bauern besteht noch die alte gute Gewohnheit, daß die Tagelöhner auch „Essen und Trinken" bekommen, ebenfalls die Frauen; wenn beide Eheleute „auf Arbeit kommen" müssen, wird auch vielfach noch den Kindern dasselbe zu teil. Wo Torf gestochen wird, bekommen die Tagelöhner außer dem Stecherlohn einen Anteil am Torf, wo Holz geschlagen wird, auch wohl daran. Holz-, Torf- und dergl. Fuhren leistet die Herrschaft ebenfalls für ihre Tagelöhner. Die Bauerntagelöhner haben an vielen Stellen noch den Vorteil, daß sie sich ein Stück Land vom Kirchen-, Pfarr-, Schulzenacker pachten können, welches ihnen dann von ihrem Bauer unentgeltlich beackert wird, wie auch das Korn und die Kartoffeln eingefahren werden. Hierbei wollen wir gleich bemerken, daß diese Leistungen, wie auch die Arbeit der Tagelöhner an ihren Feldfrüchten, vielfach leidigen Anlaß zur Sonntagsentheiligung geben. Namentlich hat Schreiber dieses oft in Scharen die Arbeiterfamilien im Frühjahr die Kartoffeln pflanzen, dann behacken und behäufeln und im Herbst herausnehmen sehen. Bisweilen giebt die Herrschaft ihrem Tagelöhner auch ein Stückchen Wiese, wovon das Gras gemäht und das Heu eingefahren wird, leider auch oft des Sonntags.

Die Stellung der Gutstagelöhner zu ihrer Herrschaft war früher eine durchaus abhängige, durch die Freizügigkeit ist dieselbe insofern freier geworden, als die Arbeiter ihre Stelle nach Belieben aufgeben oder auch entlassen werden können; sonst aber sind sie, solange sie ihre Stelle behalten wollen, ganz dem Willen der Herrschaft unterworfen. Wenn letztere sie auch nicht mehr wie früher behandelt, wo sie in einzelnen Fällen härter als Sklaven gehalten wurden, so ist doch die erschreckliche Unkirchlichkeit der Gutstagelöhner eine Folge dieser Unterwürfigkeit, da diese fast nirgends Zeit in den Wochentagen zu ihren eigenen häuslichen und wirtschaftlichen Arbeiten erhalten und deshalb damit auf den Sonntag angewiesen sind. Dadurch entwöhnen sie sich leider in dem Maße von Gottesdienst und kirchlichem Bedürfnis, daß sie auch in den Zeiten, wo sie keine solche Arbeiten vorzunehmem haben, oft der Kirche fern bleiben. Besonders ist dies da der Fall, wo außer dem Manne noch ein zweiter Arbeiter gestellt werden muß, welcher „Hofgänger" genannt wird, und wo dieser nicht in Miete angenommen, sondern von der Frau des Arbeiters ersetzt wird, oder wenn gar in sehr dringenden Arbeitszeiten alle drei zur Arbeit befohlen werden. So viel muß festgestellt werden: Die Gutstagelöhner sind fast alle sehr wenig kirchlich, wohl giebt es rühmliche Ausnahmen, aber sehr wenige, die dann freilich um so erfreulicher sind, als es den Leuten sehr schwer gemacht wird. Die Folge davon ist, daß ein nicht geringer Teil dieser Volksklasse in moralischer Hinsicht ebenfalls auf niederer Stufe steht. Das sieht man besonders bei denen, die ihren Wohnort und ihre Herrschaft oft wechseln, da waltet oft Unredlichkeit, Faulheit u. s. w., während bei den stetigen und lange ansässigen doch wenigstens bürgerliche Treue und Anhänglichkeit oft gefunden wird. — Etwas besser steht es

mit den Bauerntagelöhnern, die nur in bestimmten Zeiten, namentlich in der Ernte, so gebunden sind; besonders können die Frauen ihre häuslichen und wirtschaftlichen Geschäfte meistenteils an den Wochentagen verrichten, und so hat dadurch auch der Mann mehr freie Zeit. Man findet daher in diesen Familien gewöhnlich mehr kirchlichen Sinn und Liebe zu Gottes Wort, sowie auch einen dadurch geweckten Sinn für Rechtschaffenheit, Ordnung, Sitte und Bildung. Mit „ihrem Bauern" stehen sie meist in freundlichem Verkehr, wiewohl sich gegen früher eine größere Unterordnung unter letzteren hervorgethan hat, während sie in vorigen Zeiten demselben sich mehr gleichartig fühlten. Die meisten Sünden gegen das sechste Gebot werden aber doch in allen Arbeiterfamilien begangen, so daß uneheliche Kinder und Hochzeiten mit vorhergegangenem fleischlichen Umgang nicht selten vorkommen.

Außer diesen beiden Arten von Arbeitern, den Guts- und Bauern-Tagelöhnern, muß nun noch die dritte Art erwähnt werden, die sogenannten „freien" Arbeiter, welche also weder auf einem Gute, noch bei ihrem Bauern fest angenommen sind, oder die, wie es jetzt fast auf allen Gütern geschieht, von Schlesien und Westpreußen herangezogen werden auf eine bestimmte Zeit. Alle diese bekommen für die Zeit, in welcher sie gebraucht werden, höheren Lohn, vielfach in Naturalien, als die früher erwähnten, müssen nachher aber oft lange feiern und verbrauchen ihren Verdienst bald wieder, geraten auch wohl in Not und Armut. In religiöser und sittlicher Hinsicht werden die im Lande ansässigen „freien" Arbeiter sich wenig von den Guts- und Bauerntagelöhnern unterscheiden; bei den fremden Arbeitern reißt oft noch mehr Zügellosigkeit ein, namentlich ist von Kirchengehen bei ihnen so gut wie gar keine Rede, und die Kinder, welche die Familien bisweilen mitbringen, kommen bei dem dadurch bedingten häufigen Schulwechsel schlecht weg. Viele von diesen „Schnittern", wie sie gewöhnlich kurzweg genannt werden, sind Katholiken; von ihnen halten sich manche den Sonntag im Kontrakt frei, vielleicht suchen solche auch bisweilen ihren Pfarrer in der Stadt, wo ein solcher ist, auf. Nicht selten bleiben von diesen „Schnittern" einige hier im Lande sitzen, verheiraten sich mit Landesbewohnern, und so kommen jetzt an vielen Orten der Uckermark, wo sonst rein evangelische Bevölkerung war, katholische oder in gemischter Ehe lebende Familien vor, was nicht gerade für alle Verhältnisse förderlich sein kann.

Zu den Arbeitern gehören auf dem Lande auch die Knechte und Mägde, von denen hier also noch besonders die Rede sein muß. In den Bauernhäusern machten sie früher einen Teil der Familie aus, aßen zusammen mit den Herrschaften und brachten ihre freie Zeit mit in deren Gesellschaft zu. Das ist aber leider in der neueren Zeit ganz anders geworden: die Mahlzeiten werden ihnen schon vielfach in der „Leutestube" gereicht, und nach Vollbringung ihrer Arbeit kümmert sich die Herrschaft wenig oder gar nicht um sie. Da treibt sich denn bei gutem Wetter die ganze Gesellschaft, Knechte und Mägde durcheinander, auf den Dorfstraßen umher, wo oft gesungen und sonst gelärmt wird. Oder die Knechte gehen ins Wirtshaus, versammeln sich auch wohl in Gesellschaften in den Stall-

ſtuben, die den Knechten zur Wohnung und zum Schlafen dienen. Da wird denn Karte geſpielt, getrunken oder anderweitiger Unfug verübt. Daß darunter Ordnung und Sitte aufs äußerſte gefährdet ſind, läßt ſich leicht denken, inſonderheit kommen viele geſchlechtliche Sünden daher. Unter den Knechten findet man ſelten gute Kirchgänger, die Mägde werden noch eher von braven Hausfrauen dazu angehalten. Der Lohn für das Geſinde iſt ſeit etwa 30—40 Jahren ſehr geſtiegen, aber ſelten wird davon geſpart: die Knechte vertrinken und verſpielen den Erwerb, die Mägde ſchaffen ſich Kleider und Putzſachen dafür an. Etwas anderes iſt es, wenn die älteren Knechte im Dorfe ſelbſt verheiratet ſind — da gilt dann von ihnen, was oben von den Bauerntagelöhnern geſagt iſt.

Noch ſind hier zu erwähnen die Handwerker, die ja jetzt auf dem Lande viel häufiger ſind, als früher.[1]) Vormals war in dem Dorfe der Schmied und Weber und allenfalls noch ein gelegentlicher Flickſchneider oder -ſchuſter vorhanden, ſonſt übte auch wohl der Lehrer (Küſter genannt, weil er, wo Kirchen waren, die Küſtergeſchäfte mit zu betreiben hatte) das Weber- oder Schneiderhandwerk aus. Da die Schulgeſchäfte dadurch vielfach litten, ſowie bei der mangelhaften Vorbildung dieſer „Küſter," die von ihrem Handwerk her auch „Meiſter" genannt zu werden pflegten, konnte die Schule in allgemeiner Bildung natürlich nicht viel leiſten; jedoch hielten dieſe „Meiſter" gewöhnlich gute Zucht und Ordnung unter ihren Schülern, und das Wort Gottes, das ja doch die Grundlage aller Bildung iſt und immer ſein ſollte, wurde fleißig in dieſen Schulen getrieben. Jetzt iſt das freilich anders geworden, aber in vieler Hinſicht nicht gerade beſſer. Die auf den Seminaren gebildeten Lehrer können in allgemeiner Bildung durch verbeſſerte Methode und vergrößerte Kenntnis viel mehr leiſten, als die früheren „Meiſter" (Schulmeiſter); aber leider wird dadurch die religiöſe Bildung oft hintangeſetzt, das Wort Gottes vernachläſſigt, beſonders wenn die friſch von den, nicht ſelten hochgetriebenen, Seminarſtudien kommenden, oft ſehr jungen Lehrer mit ihren noch unverdauten hochfliegenden Plänen und Anſichten gleich anfangs in eine Einzelſchulſtelle eintreten. Man denke ſich ſolch einen „hochgebildeten" Anfänger als alleinigen Lehrer etwa in eine Schulſtelle geſetzt, in welcher allein oder doch meiſtens Kinder von ganz armen, nur das uckermärkiſche Plattdeutſch ſprechenden Eltern zu unterrichten ſind! Schon das Verhältnis dieſer neuen „Herren Lehrer" zu den Eltern der Kinder ſticht gegen das der alten Schulmeiſter bedeutend ab. Die letzteren ſtanden in ihrem Bildungsgrad, ſowie in ihrem Einkommen mit den andern Dorfbewohnern mehr auf gleicher Stufe, ja ihre Dienſtbezüge wurden von den übrigen Einkommen oft noch übertroffen, ihr Handwerk näherte ſie ebenfalls ihren Mitbewohnern, ſo konnte auch ihr Umgang mit letzteren einen mehr herzlichen, Vertrauen erweckenden und nehmenden Charakter annehmen. Auch trieben ſie, da ſie gewöhnlich außer ihrem Garten noch ein Stück Dienſtacker, vielleicht als Hauptteil ihres Dienſteinkommens, beſaßen, mit

[1]) Von ihnen iſt das hierher Gehörige ſchon S. 336 berichtet, ſie ſtehen damit in vielfacher Hinſicht den Tagelöhnern gleich, doch in günſtigen Fällen über ihnen.

Vorliebe und um ihres Vorteils willen Ackerbau, was sie ebenfalls den Eltern ihrer Schüler näherte. Freilich darf hierbei nicht verschwiegen bleiben, daß durch diese Verhältnisse die „Schulmeister" auf eine niedrigere Stufe der Bildung herabgezogen werden und an Ansehen und Achtung verlieren konnten, was in manchen Fällen auch geschehen ist; aber im großen und ganzen war in den damaligen patriarchalischen Verhältnissen der Schulmeister und Küster gewöhnlich immer noch eine Respektsperson und konnte so einen Einfluß, bei allem vertraulichen Umgange mit den Eltern seiner Schulkinder, auf dieselben ausüben. Der jetzige Herr „Lehrer" steht nicht bloß durch seine „Bildung", sondern auch durch sein Einkommen, durch seine ganze Haltung, die ihm schon auf dem Seminar gewöhnlich eingeflößt wird, höher als früher, und wird dadurch den Leuten um ihn her mehr entfremdet, was natürlich keine Besserung der Verhältnisse bewirkt, auch in betreff seiner Schüler, die doch immer mehr vom Elternhause, als von der Schule abhängig bleiben. Durch alle diese angeführten Umstände leidet aber auch — und darum mußte dies hier vorgebracht werden — das Verhältnis der ärmeren Landleute, also namentlich der Tagelöhner und der sonst dahin gehörigen Dorfbewohner, zu den reicheren, den Bauern und den größeren Grundbesitzern. Zwischen diesen allen war der frühere Schulmeister eine Art Mittelsperson, während der Herr Lehrer jetzt schon mehr als zu den „oberen Zehntausend" gehörig angesehen wird. Durch die Erweiterung dieser Kluft wird nun aber das früher nur mehr vereinzelt hervortretende Verlangen des vierten Standes, das sich bei den städtischen Mitgliedern desselben regte, sich geltend zu machen, mit hervorgelockt und allgemeiner, auch in die Landgemeinden hin, verbreitet. Der Ruf ertönt weiter und weiter: Wir müssen uns zusammen thun, uns organisieren, unsere Rechte geltend machen gegenüber den übrigen Ständen, namentlich den Arbeitgebern.

Daß diese Stimmung von den Socialdemokraten auszubeuten versucht ist und immer mehr überhand zu nehmen droht, kann nicht verwundern, und daß dadurch Unordnung, ja wohl gar Revolution hervorgerufen werden kann, ist leicht einzusehen. Daher müssen alle passenden Mittel hervorgesucht und angewandt werden, um der drohenden Gefahr entgegenzuarbeiten. Was von seiten der Gesetzgebung geschehen kann, um den unsinnigen, aber doch auf die Masse so wirksam eindringenden Agitationen der Socialdemokraten Zaum und Gebiß anzulegen, darf nicht außer acht gelassen, muß möglichst schnell und weise ins Werk gesetzt werden. Auch die Verbesserung der Lage der Arbeiter, die ja in mannigfacher Weise begonnen ist, muß fortgesetzt im Auge behalten und gefördert werden. Der Macht der gottlosen Presse muß durch Verbreitung aller Art von guten Schriften Einhalt gethan und entgegengearbeitet werden. Auch sollten alle Arbeitgeber und überhaupt die höheren Stände sich freundlich und liebevoll zu den unter ihnen Stehenden in jeglicher Weise erzeigen, sollten mit Rat und That den Armen, Kranken, Notleidenden beistehen, den Alten und Schwachen, den Witwen und Waisen thatkräftige Hülfe leisten. Die innere Mission muß kräftig fortgeführt und erweitert, insonderheit müssen die Arbeiter-, die Männer- und Jünglingsvereine,

desgleichen die Frauen- und Jungfrauenvereine aufs sorgfältigste gehegt und gepflegt werden. Und daß die Kirche, die gesamte Geistlichkeit nicht zum letzten, ihre ganze Liebe und Kraft auf die Heilung der Schäden, auf die Einpflanzung des teuren, werten Gotteswortes in die Herzen der Hohen wie der Niederen, der Reichen wie der Armen, der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer, einzusetzen hat, ist selbstverständlich. Denn nur von innen heraus, von der Erneuerung des Glaubens an den dreieinigen Gott, an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland kann eine wirkliche Besserung der äußeren Verhältnisse, der traurigen Lage vieler Arbeiter und sonstiger Notleidenden, ja auch nur so die Gefahr der drohenden Revolution abgewendet werden. Dazu muß auch eine Umkehr der verblendeten sogenannten theologischen Wissenschaft herbeigeführt werden. Denn was sollen wir sagen, wenn von den Kathedern der Universitäten herab zunächst die jungen Theologen den „Wahn der Inspiration der Schrift" gelehrt bekommen und statt der Gewißheit der göttlichen Lehre des Christentums die aus der menschlichen Weisheit und Vernunft aufgebaute Lehre von einer selbsteigenen Erlösung sich aneignen und predigen? Wie können sie mit Treue und Überzeugung ihr Amt verwalten, Gottes Wort predigen, Seelsorge treiben, Kranke und Sterbende trösten ꝛc.? Zu dem allen kommt noch der Umstand, daß in der jetzigen Zeit aller Skandal, sowohl in sittlicher, als in religiöser Hinsicht, berichtet, mit mehr oder weniger Genauigkeit gedruckt und nun nicht nur durch die Weltblätter, sondern auch durch Tausende von Lokalblättern bis in die niedrigsten Hütten verbreitet wird, so daß man z. B. überall gleich erfährt, was die Herren Professoren an neuer Weisheit ans Licht gebracht, wie viele Millionäre Bankrott gemacht, wie viele hohe oder niedere Beamte die ihnen anvertrauten Kassen geplündert, wie viele Sittlichkeitsverbrechen bis in die obersten Klassen der Gesellschaft hin begangen, welch schwelgerischer Aufwand getrieben, wieviel Morde, Selbstmorde, Diebstähle und Räubereien verübt, wieviele Meineide geschworen werden u. s. w. u. s. w. Dabei wird oftmals nicht bloß die That mit Namen genannt, sondern auch ihre Ausführung verführerisch so deutlich und genau beschrieben, daß sie sehr leicht nachzumachen erscheint. Heißt das nicht, das Verbrechen geradezu befördern, zumal da, wie oben beschrieben, die meisten Glieder der untern Klassen auf so tiefer Stufe der Religiosität und Sittlichkeit stehen? Muß da nicht die Macht des Beispiels, der anscheinend erlangte Vorteil des Übelthäters, seine oftmals erfolgende Strafloſigkeit oder Strafmilde nicht so manchen zur Nachfolge reizen? Alles dies sollte ein Antrieb mehr sein, solchen Gefahren mit guten Mitteln und mit allem Eifer und aller Kraft entgegenzuarbeiten.

Unser Thema müßte uns nun noch veranlassen, die „andern Stände auf dem Lande" zu betrachten; indes können wir darin kurz sein und meistens nur das in den vorigen Auseinandersetzungen Gesagte wieder andeuten oder zusammenfassen. Namentlich ist von den Arbeitgebern, welches da sind die Gutsherrschaften, die Gutspächter und die Bauern, vielfach die Rede gewesen, ihre Stellung zur Arbeiterwelt mehrfach geschildert worden: die frühere zuweilen harte, aber doch im ganzen mehr patriarchalische Behandlung hat einer mehr kalten, kontraktlichen Haltung Platz gemacht, so daß

es an der Zeit ſcheint, darin einen Wandel durch Geſetzgebung, ſowie durch freundliche Annäherung beider Teile zu ſchaffen. In Hinſicht auf die Schule ſollte mehr die religiös-ſittliche Erziehung, als die bloße ſogenannte Bildung betont werden. In Bezug auf Chriſtentum und Kirche wird großer Mangel beklagt auf ſeiten der ländlichen Arbeiterwelt; indes hat auch die Kirche, die Geiſtlichkeit und das Profeſſorentum viel verſchuldet, was durch Umkehr, neuen Eifer und Treue in Lehre und Seelenpflege wieder gut gemacht werden muß. Gott wolle zu dem allen Kraft und Beiſtand verleihen!

VI c. Ein Dorfleben, wie es ist und wie es sein soll.

Von P. emer. **Wagner**, Schleiz.

Das Dorf, welches hier von einem früheren Mitbewohner beschrieben werden soll, liegt in einer ziemlich flachen Gegend der Mark Brandenburg. Wohl entbehrt die Lage und Umgebung der Reize, welche Gebirge darbieten; jedoch findet ein genügsames Herz auch hier manchen Anlaß zur Freude. Der Ackerboden rings umher ist fruchtbar und bringt schönes Korn, das zu seiner Zeit einen herrlichen Anblick darbietet; ein ziemlich umfangreicher, schilfbewachsener See stößt dicht an die Hausgärten der Bewohner, kleinere Seen, viele Teiche und Wiesen in der Feldflur bieten dem Beschauer reiche Abwechselung dar. Auch fehlt es nicht ganz an Höhen, die an einer Stelle so bedeutend sind, daß man der davon eingeschlossenen Höhlung, durch welche ein Bächlein fließt, den Schreckensnamen „Hölle" gegeben hat. Ein anderes Bächlein fließt mitten durch das Dorf und verbindet den Dorfsee mit einem andern in der Nähe befindlichen See, der, von freundlichen Wiesenmatten eingeschlossen, vielfach mit Schilf und Rohr überwachsen ist. Auch im Dorfe selbst ist ein ansehnlicher Teich, Presterpohl d. i. Priesterpfuhl, genannt, an welchem entlang sich die von Abend herkommende Hauptstraße des Dorfes eine Strecke weit zieht, um dann in ziemlich gerader Linie über die Bachbrücke zum Ostausgange zu führen. Neben der Hauptstraße liegt östlich von Priesterpfuhl das Schulgehöft, der Kirchhof mit der Kirche und das Pfarrgehöft, von dem aus eine Häuserreihe an der andern Seite des Pfuhls nach Westen zu bis zu einem nach Süden gehenden Ausgange sich erstreckt. Zwischen diesem und dem oben erwähnten westlichen Ausresp. Eingange befinden sich nur wenige Gebäude. Endlich beginnt von der Hauptstraße aus am Pfuhl eine etwas längere Nebenstraße nach Norden hin, die neben der Mühle ihren Ausgang nimmt.

Der Friedhof um die Kirche herum ist dicht mit Bäumen und Sträuchern besetzt; in den Jahren von 1860—1890 ist er wieder zum Begräbnisplatz benutzt, während vorher 40 Jahre lang die Leichen auf einem andern an dem östlichen Ausgange des Dorfes gelegenen Kirchhofe bestattet wurden. Dieser letztere ist nun vergrößert und dient jetzt wieder zur Bestattung. Er ist in seinem älteren Teil mit schönen großen Linden umgeben, zwischen denen Eschen angepflanzt sind, auch sonst vielfach mit Bäumen und Sträuchern besetzt; der neuere Teil wird ebenso ausgestattet werden. Die Kirche ist vor etwa 10 Jahren freundlich zurecht gemacht

und bietet hinlänglich Raum für die Gemeinde. Die Pfarr- und Schulgebäude sind in gutem Stande.

Die Einwohnerzahl hat seit ca. 30 Jahren beträchtlich abgenommen, ist von 430 auf 350 gesunken. Nachdem in den Jahren 1843--1845 schon einmal eine große Auswanderung nach Amerika stattgefunden, deren Ausfall sich aber in den nächsten Jahren bald ergänzte, nahm dann das Auswanderungsfieber wieder zu, weil die Ausgewanderten ihre Freunde und Verwandten hinüberlockten. Die ersten Auswanderer waren aus der Landeskirche ausgetreten, weil sie vermeinten, ihr lutherischer Glaube solle ihnen genommen werden; sie fühlten sich deshalb bedrückt. In Wahrheit aber stand die Sache so: die in der Pr. Landeskirche eingeführte sog. Union gab vielfach Vorwand und scheinbaren Grund zu der Annahme, daß die Konfessionen „lutherisch und reformiert" aufgehoben und in eine „unierte Landeskirche" verschmolzen seien. Dagegen erhoben sich die Lutheraner der Landeskirche, machten die lutherischen Glaubensbekenntnisse, die in der Zeit des Rationalismus und der Lauheit vergessen waren, wieder kräftig geltend, wie denn namentlich der lutherische Katechismus immer in den Schulen und im Konfirmandenunterricht gesetzliche Norm geblieben war. Das alles war aber den Separierten, die sich allein „die lutherische Kirche" in Preußen nannten, sonst „Alt-Lutheraner" hießen, nicht genug, sie klagten und wühlten weiter, und da ihnen durch den neuerwachten Eifer für die lutherische Kirche innerhalb der Landeskirche entgegengearbeitet wurde, so daß sie nicht mehr sich so stark verbreiten konnten, wohl gar zurückgingen, so zogen sie aus und bildeten in den Nord-Amer. Freistaaten mehrere lutherische Gemeinden. Die Ausgewanderten schilderten nun ihren dortigen Zustand sehr rosig, suchten auf alle Weise ihre Verwandten und Bekannten hinüberzuziehen, und so bröckelte die Einwohnerzahl, die sich anfangs bald ergänzt, ja gesteigert hatte, nachher immer weiter ab. Hierzu kam, daß überhaupt die Landbevölkerung mehr nach den Städten drängt, daß mehrere Bauernfamilien ganz kinderlos oder wenig kinderreich waren, eine sogar ganz ausstarb, daß zwei Familienhäuser eingingen, indem das eine wegen Baufälligkeit eingerissen, das andere eben deshalb nicht mehr benutzt werden konnte. Auf die Wohnungen und anderen Gebäude wurde in neuerer Zeit mehr gehalten, als früher, es entstanden einige recht hübsche Wohnhäuser, die Scheunen und Ställe wurden vielfach vergrößert und stattlicher hergestellt, besonders auch als durch einen Brand 2 ganze Bauerngehöfte und mehrere kleinere Wohnhäuser eingeäschert waren. Nach der Landseparation 1860 waren zwei Bauerngehöfte auf die ihnen zugefallenen Ackerpläne außerhalb des Dorfes verlegt und dort sehr gut neu aufgebaut.

Aus dem allen geht hervor, daß die äußere Beschaffenheit der Dorfschaft im ganzen eine gute zu nennen ist. Dazu kommt, daß die Bauern recht ansehnliche und meist fruchtbare Ackerpläne haben und in ihren ökonomischen Verhältnissen sich sehr gut stehen. Mehrere von ihnen besitzen ihre Höfe nicht nur schuldenfrei, sondern auch noch bare Überschüsse; einige haben zu dem ursprünglich zugehörigen Acker noch mehr oder weniger hinzugekauft, oder durch Erbschaft erhalten, so daß einer (180 ha.) 700 Morgen besitzt, mehr als manches Rittergut inne hat.

Im Anfange dieſes Jahrhunderts war, nachdem ein bedeutender Teil des Dorfes durch einen verheerenden Brand in Aſche gelegt worden, mit dem neuen Aufbau zugleich eine Verlegung der Bauernhöfe und eine Gleichteilung der Ländereien (die Bauern waren damals noch nicht Eigentümer der Höfe) eingerichtet, ſo daß jeder der 13 Bauern 4 Hufen, die Pfarre 2 Höfe mit je 3 Hufen beſaß, außerdem eine ſogenannte Schulzenhufe dem jeweiligen Inhaber des Schulzenamts zur Nutznießung überwieſen wurde für Ausübung ſeiner Amtspflichten. Dabei iſt zu bemerken, daß früher das Schulzenamt an einer beſtimmten Bauernſtelle haftete und durch Erbſchaft an den jedesmaligen Beſitzer überging. Erſt die ſpätere Geſetzgebung hat die Bauern im Lande, teils gegen Abtretung eines Teils ihrer innegehabten Stellen, teils gegen eine feſte Geldrente, zu Eigentümern der Höfe gemacht; noch ſpäter iſt das Schulzenamt von der Wahl einer gewiſſen Klaſſe der Gemeindeglieder, vorzugsweiſe der Bauern, aber auch anderer Angeſeſſener, abhängig gemacht.

Von den beiden Pfarrhöfen war der eine mit ſeinen 3 Hufen für eine geringe Rente vererbpachtet, welches Verhältnis aus dem vorigen Jahrhundert herrührte, wo der Acker noch geringen Wert hatte. Außerdem hatten dieſe 3 Hufen verhältnismäßig die Abgaben und Laſten der übrigen Ackerſtücke zu tragen, was bei den andern 3 Pfarrhufen nicht der Fall war. Dieſe blieben dem Pfarrer zur Verfügung, ſo daß er ſie entweder ſelbſt bewirtſchaften oder in Zeitpacht austhun konnte. Durch jene Vererbpachtung, welche durch ſpätere Geſetzgebung ſogar in Eigentum des Inhabers überging, ſind die Einkünfte der Pfarre bedeutend geſchmälert worden. Im Laufe der Zeit hatten ſich die Beſitztümer der Bauernſtellen ſtark verändert. Um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts war zuerſt ein Bauernhof eingegangen und durch Erbſchaft zu gleichen Teilen an zwei andere Bauern übergegangen, ſo daß ſelbige dann je 6 Hufen beſaßen. Wiederum ging bald darauf ein Bauernhof durch Erbſchaft an einen Beſitzer der 6 Hufen über, ſo daß derſelbe nun 10 Hufen in Beſitz hat (ca. 700 Morgen ſ. oben). Ebenſo erging es einem dritten Bauernhofe, deſſen Ländereien von zwei andern Bauern angekauft wurden. Der eine von dieſen teilte nachher ſeinen Bauernhof in zwei Teile, ſo daß zwei Höfe daraus entſtanden. Ein vierter Hof endlich wurde durch Verkauf eines Teils des Ackers an den Schmied und an einen Büdner (je 40 Morgen) bedeutend verkleinert. Der frühere Schmiedeacker betrug etwa 11 Morgen.

Die ſogenannten Büdner, von denen mehrere zugleich Handwerker ſind, haben ein eigenes Haus mit Garten und Acker zu Kartoffelland, dazu pachten ſie ſich vom Pfarr-, Kirchen- oder Schulzenacker, die in Parzellen geteilt ſind, ſo viel zu, daß ſie Brotkorn und Schweinefutter haben, wodurch ſich ihre Lage ganz annehmlich geſtaltet. Die Tagelöhner haben ziemlich guten Verdienſt, ein Gärtchen und dazu gepachteter Acker gewährt ihren Familien und ihnen ſelbſt, wenn ſie nicht als Arbeiter bei Bauern Nahrung erhalten, Unterhalt; auch werden die Kinder, wenn ſie darum benötigt ſind, mit Brot verſehen, ja, wenn die Frau auf dem Bauernhofe mitarbeitet, pflegt die ganze Familie mit geſpeiſt zu werden. Die alleinſtehenden Witwen erhalten Aufenthalt im Armenhauſe, und auch für ſie wird, wenn

sie sich nicht selbst mehr unterhalten können, von seiten der Gemeinde gesorgt. So kann man sagen, daß von Mangel und drückender Armut nicht die Rede ist; man findet bei den sogenannten „Armen" selbst noch einen gewissen Komfort und Luxus in den Stuben.

Da könnten doch nun alle recht zufrieden und glücklich sein, alle recht in friedlicher Gemeinschaft und christlicher Einigkeit miteinander leben! Allein darin bleibt viel zu wünschen übrig: die verschiedenartigen Vermögens- und sonstigen Verhältnisse rufen bei den Wohlhabenderen mehrfach abstoßendes, hartes Wesen, mehr als nötigen Aufwand, bei den Ärmeren dagegen Neid und Mißgunst hervor. Früher stand sich die ganze Einwohnerschaft ziemlich im Range gleich, alle Hausväter und Mütter nannten sich „Du", die Dienstleute und Arbeiter aßen mit der Herrschaft zusammen an einem Tische — das ist vorbei: die Rangklassen scheiden sich immer schärfer voneinander, zumal da die Besitzenden, wie oben gesagt, in vieler Hinsicht unnötigen Aufwand treiben, namentlich im Ausstatten ihrer Wohnungen und in der Kleidung. Das wirkt auch in der Richtung nachteilig, daß viele andere, besonders unter den jüngeren, ihnen nacheifern, ihnen gleich zu kommen suchen. Sehr traurig ist es sodann, daß unter den Bauern selbst keine Einigkeit herrscht, mehrere sogar recht hartnäckig miteinander verfeindet sind, so daß es schon zu ärgerlichen Auftritten und zu Prozessen gekommen ist. Eine andere Trübung der Verhältnisse liegt in dem Gesindewesen: die Bauern müssen Knechte und Mägde in ihren Wirtschaften halten, und zwar desto mehr, je größer der Umfang derselben, und je weniger sie durch erwachsene Kinder Hülfe in denselben haben. Früher wurden die Leute als zum Hause gehörig betrachtet, hatten da ihren ständigen Aufenthalt, blieben deshalb auch meistens längere Jahre, oft bis zur Verheiratung oder einer sonstigen besonderen Veränderung auf dem Hofe. Jetzt sind die Dienstboten schwer zu haben, besonders die weiblichen, sie gehen lieber in die Städte, wo sie ein freieres Leben, mehr Lohn — wenigstens dem Anschein nach — und mehr Vergnügungen finden. Die noch sich vermieten, verlangen, außer dem ebenfalls sehr gestiegenen höheren Lohn, viel mehr Selbständigkeit, die nun dadurch sich geltend machen muß, daß sie, als nicht mehr zur Familie gehörig, auf sich selbst angewiesen sind. So finden sie sich, so viel es das Wetter erlaubt, abends auf der Straße oder in einzelnen Behausungen von Tagelöhnern ꝛc., oder die Knechte im Wirtshause und in den Kammern der Pferdeställe zusammen, woraus denn viel Ungehöriges, ja Unsittliches hervorgeht. Auf der Straße wird allerhand Lärm oder sonstiger Unfug getrieben, der Verkehr der Geschlechter im Dunkeln und ohne Aufsicht gestaltet sich sehr frei, „frech" kann man sagen, es kommen Zänkereien und Schlägereien vor.

Noch muß ich die sogenannten „Ausrichtungen", d. h. die Festlichkeiten bei Hochzeiten und Kindtaufen, sogar auch bisweilen bei Leichenbegängnissen, erwähnen. Das sind Zusammenkünfte der Verwandten und Freunde, und wenn solches in mäßiger Ausdehnung und mit verhältnismäßigem Aufwande geschieht, so kann man sicher nichts dagegen sagen. Aber leider nimmt bisweilen eine solche „Ausrichtung" einen Umfang an und erfordert einen solchen Aufwand, daß dieselbe als Schlemmen und Prassen erscheint. Da kommen denn wohl 100 Gäste, große und kleine, es wird

nicht ein Tag nur, sondern zwei (früher waren es sogar drei) dem Essen und Trinken und anderm Verlustieren gewidmet. Karte wird selten gespielt und dann meist nur von Auswärtigen, getanzt wird ebenfalls nur in seltenen Fällen und dann auch nicht im Festhause, sondern gleichsam heimlich in einem andern Lokale. Überhaupt finden öffentliche Tanzbelustigungen in den Wirtshäusern selten statt, früher gar nicht, was zu der Zeit der vorerwähnten kirchlichen Bewegungen eingetreten war und sich nachher noch viele Jahre nachklingend erhielt zur Freude der Ernsteren und zum Verdruß des heranwachsenden jüngeren Geschlechts, besonders der Knechte und Mägde, die meistens von außerhalb hereingezogen waren. Die ersteren (die Knechte) sind auch die vornehmlichsten Besucher der Wirtshäuser, denen sich wohl einige Arbeiter, selbst bisweilen jüngere Bauernsöhne beigesellen. Die meisten aber von diesen, die Bauernhofsbesitzer selbst und die älteren Handwerker und Tagelöhner halten sich vom Wirtshausleben fern, ebenso vom Kartenspiel und sonstigen Ausschweifungen. Von den Wirtshausgängern wird dagegen solches nicht vermieden; ebenso treiben die Knechte an den Winterabenden in den Ställen wohl solche Unsitten. Noch schlimmer aber wirkt die Ungebundenheit der dienenden Klasse auf die Fleischeslust — es kommen verhältnismäßig viele uneheliche Geburten und Ehen gefallener Personen vor.

Zu den oben beschriebenen „Ausrichtungen" wird der Pastor (mit seiner Frau resp. Familie) stets eingeladen, und er wohnt ihnen, wenn keine Hindernisse ihn zurückhalten, auf einige Stunden gern bei. Bei Tische wird gesungen und gebetet, der Pastor hält eine geistliche Ansprache und sammelt eine Kollekte für irgend einen kirchlichen Zweck, gewöhnlich für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Wenn er selber nicht dabei sein kann, so übernimmt dies der Lehrer (Küster) oder auch der Hausvater der Familie. Mit Bereitwilligkeit wird ein Opfer von allen Gästen dargebracht. Nur da, wo eine Braut ohne Kranz Hochzeit hält, hat der Pastor es als stehenden Gebrauch eingeführt, daß er nicht an dem Mahle teil nimmt, wobei noch zu erwähnen ist, daß zu solcher Trauung auch die Glocken nicht geläutet werden, die sonst die Hochzeitsgäste zur Kirche rufen, auch empfängt der Pastor die Braut nicht an der Kirchthür. Ebenso wird bei der Taufe eines unehelichen Kindes die Glocke nicht geläutet, die bei den anderen Kirchentaufen (die Taufen geschehen, wenn nicht Krankheit des Kindes hindert, allein in der Kirche) die Teilnehmenden einlud. Es gehört das mit zu den wenigen Überbleibseln der Kirchenzucht. Auch ist einige Male der Fall vorgekommen, daß ein Brautpaar sich mit kirchlichen Ehren hat trauen lassen, bei dem nachher die Folgen früheren fleischlichen Umgangs durch vorzeitige Geburt eines Kindes sich zeigten; da hat der Pastor dies nachher öffentlich von der Kanzel, ohne Namennennung freilich, aber doch allen erkennbar, gerügt.

In allen Krankheitsfällen und bei sonstigen ernstlichen Angelegenheiten wird der Besuch und Zuspruch des Pastors gern gesehen. Die Kranken namentlich werden regelmäßig besucht, und es wird ihnen aus Gottes Wort Mahnung und Trost gebracht, mit ihnen gebetet und, wo es angeht, gesungen, auch zur Vorbereitung auf den Heimgang das heilige Abend-

mahl gereicht. Die Leichen werden alle vom Pastor begleitet, nur bei unehelichen Kindern, welche klein sterben, geht der Pastor nicht mit, bei größeren, wenn sie schon zur Schule gegangen sind und Gottes Wort gelernt haben, kann eine Ausnahme gemacht werden. Einige Male ist es auch vorgekommen, daß Kirchenverächtern, die ohne Buße verstorben waren, die kirchliche Begleitung und der Gebrauch der Glocken versagt werden mußte.

Das heilige Abendmahl wird alle 8 Wochen gefeiert; dazu wird die Anmeldung vorher beim Pastor gefordert, die zum Teil persönlich, zum Teil durch Mitgäste beim Sakrament, wohl mal durch Kinder des Hauses geschieht — eigentlich sollte es immer persönlich geschehen. Die Beichte wird Sonnabend abends gehalten, die Beichtenden vor dem Altar versammelt, beten knieend das Beichtgebet mit und empfangen Einzelabsolution. Bei der Abendmahlsliturgie knieen die Kommunikanten während des vom Pastor gesungenen Vaterunsers und der gleichfalls gesungenen Einsetzungsworte (Konsekration) im Altarraum nieder, ebenso bei dem Empfang des hl. Sakramentes an den Altarstufen. Die jährliche Kommunikantenzahl kommt fast der Einwohnerzahl gleich.

Die kirchlichen, die Schul- und Pfarrverhältnisse liegen günstig; jedes der Institute wird meistens aus eignen Mitteln erhalten, so daß verhältnismäßig nur wenige Zuschüsse von der Gemeinde zu leisten sind. Sie bestehen in Aufbringung etlicher Bezüge des Lehrers und in den Beiträgen zur Instandhaltung der Kirchen-, Pfarr-, Küster- und Schulgebäude. Zu Bauten an der Kirche haben die Bauern die Spanndienste, d. i. die Fuhren, die übrigen Einwohner die Handdienste zu leisten, zu Pfarr- und Küsterbauten außerdem noch die Arbeitskosten und bei Schulbauten auch die Materialien. Das letztere schränkt sich aber dadurch sehr ein, daß der Lehrer zugleich Küster ist und somit die Baulichkeiten vielfach in das Küstereigebiet einschlagen.

Die Schule ist nicht zu überfüllt, so daß der Lehrer sie übersehen kann. Zwar ist das in der Winterschule immer noch schwierig genug, weil dann alle Kinder von 6—14 Jahren zusammen unterrichtet werden; im Sommer wird dagegen die Ober- und Unterklasse getrennt unterrichtet, wobei jedoch jede Klasse an Stundenzahl verliert. Ein tüchtiger Lehrer kann immerhin bei Treue und Fleiß das leisten, was in der Elementarschule verlangt wird — möge er nur immer den Hauptzweck vor Augen haben: die Erziehung der Jugend zur Gottesfurcht. Der Schulbesuch ist in der Regel sehr gut; die Eltern wünschen, daß ihre Kinder „was lernen," das religiöse Interesse tritt gewöhnlich mehr in den Hintergrund. Der Lehrer, der zugleich das Küster- und Organisten-Amt inne hat, ist nicht nur in seinem Lehramt sehr tüchtig und eifrig, sondern steht auch dem Pastor als Freund und Helfer thätig zur Seite. Seine Schule ist in vieler Beziehung musterhaft; so hat denn der Lehrer mehrmals Lob von dem revidierenden Schulrat erhalten, sowie bei seiner Emeritierung den Adler der Inhaber des Hohenzollernordens. Vorzüglich ist sein Umgehen mit den kleinen Kindern beim Eintritt in die Schule, was bekanntlich zu den schwersten Aufgaben eines Volksschullehrers gehört. Noch ist besonders dabei zu beachten, daß die Eintretenden hier vorher kaum die Laute der hochdeutschen Sprache vernommen, sondern von ihren Eltern

und in ihrer Umgebung nur das uckermärkische Platt gehört und selbst gesprochen haben. Daß sie dabei überhaupt noch sehr unentwickelt sind, ist selbstverständlich. Doch läßt es sich der Lehrer nicht verdrießen, die Kinder durch Herablassung zu ihren Anschauungen und selbst zu ihrer Sprache, die er als geborner Uckermärker vollständig inne hat, zu sich heran und heraufzuziehen. So gewinnt er gar bald die Herzen der Kleinen, die dadurch auch schnell zu weiterem Verständnis geführt werden, die hochdeutsche Sprache bald verstehen und sprechen lernen. Seine Religionsstunden sind oft sehr erbaulich, und in fast allen Gegenständen sind die durchschnittlichen Leistungen recht erfreulich. Er geht den Kindern nach bis in die Familien und wirkt dort in vielfacher Hinsicht, in geistiger und leiblicher Art, namentlich auch in Krankheitsfällen, da er sich mit der Homöopathie beschäftigt und nicht selten gute Kuren gemacht, so daß er sogar aus andern Orten teils mündlich, teils brieflich um seinen Rat und seine Hülfe angegangen wird. Als seine Frau starb, blieb er längere Zeit im Witwenstande, heiratete dann aber eine Schwägerin, deren Mann gestorben war, und die ihm eine Zeit lang gewirtschaftet hatte. Da dieselbe sehr viel kränkelte, so sah ihr Mann sich dadurch bewogen, sich emeritieren zu lassen, obwohl er nach seiner Rüstigkeit sein Amt noch länger hätte versehen können. Sein Abzug wurde allgemein bedauert und ist in dem Maße nicht wieder ersetzt worden.

Der Pastor hat außer diesem Kirchdorf, worin sein Wohnsitz, noch zwei Filialdörfer mit eignen Kirchen, so daß er Sonn- und Festtags in der Regel dreimal zu predigen hat, außer wenn er in einem der Orte Abendmahl hält. Daher kann der Gottesdienst nicht immer zu derselben Stunde, sondern muß abwechselnd früher oder später gehalten werden, was für die Kirchgänger immerhin einige Unannehmlichkeiten mit sich bringt, die jedoch bei gutem Willen leicht überwunden werden können, zumal da jedesmal Sonntags vorher die Kirchzeit für den folgenden Sonn- oder Festtag von der Kanzel abgekündigt, auch mit der großen Glocke eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes vorgeläutet wird.

Die Zahl der Gemeindeglieder in allen 3 Gemeinden zusammen beträgt nicht ganz 1200, so daß der Pastor seine Beichtkinder noch gut zu übersehen und seinen geistlichen Verpflichtungen nachzukommen im stande ist. Dazu gehört eben eine genaue Bekanntschaft mit den Familien und den Einzelnen, damit er in jedem Falle Teilnahme an ihren Schickungen und Lebensführungen in Zuspruch, Trost, Ermahnung, Warnung darlegen kann. Auch sucht er, außer den Predigten, der Sakramentsverwaltung und den andern pfarramtlichen Handlungen, durch Bibel- und Missionsstunden, wenigstens im Winter, die kirchliche Versorgung der Gemeinden zu vervollständigen, wobei die Muttergemeinde immer am besten fortkommen wird, da solche Stunden in ihr regelmäßig allwöchentlich abgehalten werden können, während für die Filialen oft Weg und Wetter hindernd dazwischen tritt.

Von kirchlichen Einrichtungen ist noch zu erwähnen das Morgen- Mittags- und Abendläuten; alle drei sollten ursprünglich zum Gebet rufen. Ersteres ist zum Schulläuten geworden, auch das Abendläuten wird kaum mehr beachtet, wenn es nicht bisweilen als Zeichen für das Aufhören der Tages-

arbeit angesehen wird. Das Tischgebet vor und nach Tische wird im ganzen noch festgehalten, es sollte aber vom Hausvater selbst verrichtet werden, was meistens nicht geschieht. Gewöhnlich betet eins der Kinder oder von den Knechten einer, meistens aber ohne rechten Ausdruck und Angemessenheit. Früher wurde beim Abendläuten mit der Arbeit oder dem Gespräch inne gehalten, selbst auf dem Felde, die Kopfbedeckung wurde von den männlichen Hörern des Läutens abgezogen und leise oder laut ein Gebet gesprochen; diese schöne Sitte ist leider verschwunden. Statt dessen sollte wenigstens Morgen- und Abendandacht, oder doch eine derselben, in jedem Hause gehalten werden, was aber lange nicht genug beobachtet wird. Wohl wird am Morgen beim Frühstück noch ein Gebet, wie mittags, gesprochen; auch liest wohl einer oder der andere der Familienglieder abends für sich in der Bibel oder in einem Erbauungsbuch; aber eine Sammlung aller um und in Gottes Wort kommt selten zu stande. An den Sonn- und Festtagen wird wohl noch nach Tische in einzelnen Familien eine Predigt vorgelesen; aber es ist das bei weitem nicht allgemein der Fall, und noch weniger der, daß alle Familienglieder, auch die Knechte und Mägde in den Bauernhäusern, daran teilnehmen. Früher wurde Sonntags zweimal Gottesdienst in der Kirche, einer als Lesegottesdienst vom Küster, gehalten, aber mit dem Abgange des alten Pfarrers ist das leider eingestellt.

Bibel, Gesangbuch und Katechismus sind in jeder Familie, doch werden sie, außer dem kirchlichen Gebrauch der Gesangbücher, im allgemeinen mehr als Schulbücher angesehen und benutzt, weniger zum eignen Lesen. Dazu gebraucht man mehr die Predigt- und Erbauungsbücher, die kaum in einem Hause fehlen; auch Missionsschriften und Traktate sind verbreitet. Öfters werden Kolporteure mit solchen Schriften in der Gegend umher ausgesandt, welche recht guten Absatz finden, auch mit christlichen Bildern, deren man mehr oder weniger in allen Stuben eingerahmt an den Wänden hängen sieht; desgleichen werden die Konfirmationsscheine gern so aufbewahrt, auch die Brautkränze der in Ehren getrauten Bräute. — Die kirchlichen Kollekten, deren es eine große Menge giebt, bringen nicht viel ein, mehr die Hauskollekten, wenn sie nicht zu häufig kommen. Für Missions- und andere christliche Zwecke kann der Pastor immer auf eine gute Beisteuer, wenigstens bei einer Anzahl von Familien, rechnen.

Noch einige Einrichtungen hat der Pastor getroffen, um in der Gemeinde Gottesfurcht und christliches Leben herbeizuführen. Für die konfirmierte Jugend veranstaltete er in der Winterzeit abends Versammlungen der jungen Leute im Pfarrhause, die Söhne und Töchter gesondert. Darin wurde mit Gesang und Gebet eröffnet, dann zuerst ein Abschnitt der heiligen Schrift durchgenommen, wobei an die Versammelten Fragen gerichtet wurden. Sodann wurde irgend etwas Passendes, namentlich erweckliche Erzählungen, vorgelesen, wobei die jungen Leute mit zum Vorlesen herangezogen wurden. Dazwischen wurde öfters gesungen; ein andermal wurde erzählt, gute Bilder vorgezeigt und dergl. Leider fand sich immer nur eine kleine Zahl von jungen Leuten zu den Versammlungen ein, was besonders dadurch besser werden müßte, daß die Hausväter und Dienstherrn ihre Kinder und ihr Gesinde dazu anhielten.

Eine zweite Einrichtung war die Abhaltung von Bet- und Bibelstunden in einzelnen Häusern der Gemeinde. Dies konnte ebenfalls nur an den Winterabenden geschehen, weil den Sommer hindurch die Landleute mit ihren Geschäften bis zum späten Abend hin vollauf zu thun haben. Im Laufe des Tages sagt der Pastor der Familie, bei welcher die Privatbetstunde stattfinden soll, dies an und wird, wenn kein Hindernis vorliegt, gern angenommen. Dies geschieht entweder bei solchen Familien, wo kranke oder altersschwache Familienglieder im Winter die Kirche nicht besuchen können, oder bei solchen, die dem Pastor ihr Verlangen danach aussprechen. Am Abend versammeln sich dann die Nachbarn und sonstige Freunde der Familie; bisweilen wurde die freilich oft enge Stube der sogenannten „kleinen Leute" überfüllt, so daß für den Tisch, an dem der Pastor seinen Platz hatte, kaum Raum blieb, während die Teilnehmer nicht nur Stühle und Bänke, sondern alle nur möglichen Sitzplätze einnahmen. Außer dem Anfangs- und Schlußgesang wurden in die Betrachtung eines Bibelabschnittes, der möglichst populär erklärt wurde, mehrmals Gesangverse eingeschaltet, was den Teilnehmern besonders lieb war, und zuletzt knieend gebetet. Daß vorher und nachher noch Einzelbesprechungen mit verschiedenen Anwesenden, namentlich den Gliedern der besuchten Familie, stattfanden, versteht sich von selbst. Im Winter wurde (wenn nicht Festtage kamen) meist allwöchentlich eine solche sehr beliebte „Betstunde" gehalten.

Der kirchliche und sittliche Zustand der Gemeinde ist aus den angeführten Gründen noch immer ziemlich gut erhalten. Die Kirche wird in der Regel gut besucht — die öffentlichen Bibel- und Missionsstunden aber müßten viel fleißiger besucht werden, es ist Bequemlichkeit und Lauheit, daß das nicht geschieht. In den Familien herrscht fast durchgehends Einigkeit, ebenso mit einigen Ausnahmen in der Gemeinde im ganzen. Die Ausnahme bilden besonders einige Bauernfamilien, zwischen denen sich seit der Landseparation aus verschiedenen Ursachen Zwistigkeiten angesponnen haben, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Die Sonntagsheiligung ist im ganzen gut; in der Erntezeit kommen jedoch auch Sonntagsarbeiten einzelner Tagelöhner vor, die dann wohl meinen, am Werktag keine Zeit für ihre eigenen Arbeiten zu haben, und namentlich gern ihr Heu ꝛc. am Sonntag einbringen, wozu ihnen die Bauern leider dann die Fuhren liefern und dadurch die Sonntagsentheiligung befördern, statt daß sie den Arbeitern in den Wochentagen Zeit für ihre notwendigsten Erntearbeiten geben und die nötigen Fuhren stellen sollten. Die meisten Arbeitsleute haben nämlich, wie schon gesagt, etliches Land zur eigenen Bearbeitung entweder mit der Wohnung oder durch Pacht inne, und weil dann alle die Ernte so schnell wie möglich beenden zu müssen glauben, so wollen die Bauern am Werktag keine Versäumnis für sich haben, und die kleinen Leute wollen doch auch ihr bißchen Getreide oder Heu nicht verderben lassen. Wenn beide Teile sich verständigen, geht es auch ohne Sonntagsarbeit sehr gut, wie der Pastor, der einen Teil seines Ackers selbst bewirtschaftete, stets erfahren hat.

Wir sehen in dieser Schilderung eines Dorflebens recht viel Erfreuliches, aber es treten auch manche Schattenseiten hervor,

die sich teils durch allgemeine, teils durch besondere Hülfsmittel vermindern, wenn nicht gänzlich wegschaffen ließen. Eine außerordentliche Hebung der ganzen Dorfschaft würde bewirkt werden, wenn jede Familie sich befleißigte, *ein gottseliges Leben in Worten und Werken zu führen*, auf Gottes Wegen, die ihnen in Schule und Kirche gezeigt werden, zu wandeln und alle böse Lüste, Neigungen und Begierden zu überwinden. Dessen müssen sich besonders die Hausväter und Hausmütter befleißigen, und zwar je höher sie stehen, je mehr Einfluß sie durch Ansehen und Besitz haben, desto mehr müßten sie allen andern mit gutem Beispiel vorangehen, weil alle auf sie besonders hinsehen, auf ihr Thun und Lassen achten und sich selber danach richten. Dazu müßte denn die unabläßige treue Benutzung der kirchlichen Pflege, die rechte Sonntagsheiligung und regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst und am hl. Abendmahlssakrament dienen. Desgleichen müßten *die Kinder von den Eltern in ernster Zucht und christlicher Erziehung geleitet*, dem Pastor und Lehrer aber müßten nicht nur keine Erschwerungen und Hindernisse in den Weg gelegt, sondern vielmehr auf alle Weise Hülfe geleistet werden. So könnte das Wort Gottes schon in den Kindern feste Wurzel fassen, in den Familien der Glaube immer mehr erstarken und die Gemeinde so zu einer recht christlichen, damit aber erst wahrhaft glücklichen werden.

Damit das Gesagte zur Ausführung kommen kann, müssen auch im einzelnen manche Verbesserungen vorgenommen werden, und zwar 1. im Armenwesen, 2. in der Kinder- und Gesindezucht und 3. im Gemeindeleben überhaupt.

1. *Armenwesen*. Es ist schon gesagt, daß eigentlich niemand in der Gemeinde Not zu leiden hat. Aber es müßte doch für die notorisch Armen, namentlich Witwen und Waisen, auf eine christlich-liebevollere Art gesorgt werden, als wie es geschieht. Dazu ist ein Zusammengehen des Gemeindevorstandes mit dem Pastor und Kirchenvorstand (Gemeindekirchenrat) notwendig. Die nicht erwerbsfähig sind, erhalten ja das Notwendigste, aber oft müssen sie erst lange darum bitten und darauf warten, werden dabei wohl gar unfreundlich behandelt u. s. w. Statt dessen müßte das ihnen Zukommende festgestellt und ihnen bereitwillig dargereicht werden. Hierbei kommt noch besonders die Art der Speisung in manchen Fällen in Betracht, indem die Bedürftigen nämlich entweder bei den zur Speisung Verpflichteten der Reihe nach ins Haus gehen, um dort gespeist zu werden, oder die Speisen sich abholen, oder es werden auch die Speisen den Bedürftigen ebenso der Reihe nach von den Verpflichteten ins Haus geschickt. Das hat manche Unzuträglichkeiten zur Folge, wäre wohl besser abzuschaffen und durch eine zweckmäßigere Art der Versorgung zu ersetzen, was freilich in manchen Fällen schwierig sein möchte, namentlich wenn einzelne Arme, die nicht zu einer Familie gehören, zu versorgen sind. Jedenfalls müßte auch bei der oben angegebenen Versorgungsart die christliche Nächstenliebe dahin geübt werden, daß für die Armen keine Demütigung daraus hervorginge, am wenigsten aber bei der Verabreichung lieblose, abstoßende Bemerkungen laut würden. In allen diesen Stücken müßte durch

oben besprochenes Zusammengehen der Gemeinde- und kirchlichen Vorstände ein christliches Verfahren eingerichtet, die Unbilden und Härten abgeschafft werden.

2. Die Kinder- und Gesindezucht muß straffer, ernster, christlicher werden. „Ziehet sie (eure Kinder) auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn," darauf ist schon oben hingewiesen, und es kann nicht genug darauf gedrungen werden, da leider meistens den Kindern von Jugend auf aller Wille gelassen wird. Dem Pastor und dem Lehrer aber, wenn sie dem entgegentreten, den Willen der Kinder beugen, und Gehorsam erzielen wollen, wird das oft nicht nur verdacht, sondern sie werden heimlich geschmäht, sogar zur Rede gestellt und beleidigt. Es giebt freilich auch Beispiele, daß die Eltern ihre Kinder mit Härte behandeln, namentlich in Zornesausbrüchen; doch kommt das nur selten vor, dem andern Extrem gegenüber fast verschwindend selten. Die Jugend muß freilich mit aller Liebe, aber auch mit christlichem Ernst behandelt werden — das in der Gemeinde zur Geltung und Anwendung zu bringen, muß die unablässige Bemühung des Pastors und des Lehrers sein, die sich dazu des Beistandes des Kirchen- und Schulvorstandes, sowie aller einsichtigen Hausväter und Hausmütter zu versichern haben.

Ebenso steht es mit der Gesindezucht. Die Herrschaften verlangen in der Regel von ihrem Gesinde nur, daß die Arbeiten verrichtet werden; um das sonstige Leben ihrer Knechte und Mägde, wenn sie sich nicht etwa Untreue oder Widerspenstigkeit gegen ihre Herrschaften zu schulden kommen lassen, kümmern sie sich so gut wie gar nicht, das Ziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn müßte auch hier stattfinden. Es müßten Knechte und Mägde wieder, wie früher, zur Familie gerechnet werden, bei Tisch und in den freien Zeiten, namentlich in den langen Winterabenden, darin ihren Platz haben, so daß das Umhertreiben auf den Straßen und in den Wirtshäusern, die Zusammenkünfte in einzelnen Häusern und in den Kammern der Pferdeställe aufhörten. Es würde dadurch viel Ungehorsam und Unzucht verhütet werden. Auch hierbei muß ein ernstes Zusammenwirken der oben genannten Personen Wandel zu schaffen suchen; gegen böswilligen Unfug aber muß obrigkeitliche Hülfe in Anspruch genommen werden.

3. Im Gemeindeleben muß mehr Einigkeit und Gemeinsinn einkehren, was die Schrift nennt: „Einerlei gesinnt sein." Dazu führt besonders die Förderung des kirchlich-christlichen Lebens, welches natürlich zunächst in jedem Hause, jeder Familie gepflegt werden muß. Daher liegt es jedem Hausvater, jeder Hausmutter ob, ihre Familienglieder und sonstigen Hausgenossen auf das Heil ihrer Seelen hinlenken zu helfen. Dies geschieht in gelegentlichen Mahnungen und Hinweisungen, besonders aber durch regelmäßige Hausandachten, als da sind: Tischgebet, Morgen- und Abendsegen. Daraus ergiebt sich dann, und hängt aufs innigste damit zusammen, der regelmäßige Besuch des Gottesdienstes und die Feier des heil. Abendmahls, was die äußere Ruhe und Stille am Sonntag bedingt. So wird die Liebe zum Heiland erweckt und gestärkt, so kann auch die Nächstenliebe nicht fehlen: es wird sich auf diesem Grunde ein freundlicherer Verkehr der Gemeineglieder untereinander, ein mitleidiger,

hülfreicher Sinn für Notfälle aller Art, die liebreiche Fürsorge für Arme und Kranke entwickeln, Stolz und Übermut werden gedämpft, Demut und Bescheidenheit auf allen Seiten, namentlich auch der Kinder gegen die Eltern, der Dienstboten gegen die Herrschaften, der Niederen gegen Höhere hervorgerufen werden. Hierher gehört auch das Kapitel vom Haushalt in Essen und Trinken, in Kleidung und Ausstattung aller Art. Da muß aller Ausschweifung und Verschwendung ein Damm entgegengesetzt, und auf Schlichtheit und Einfachheit hingearbeitet werden, die ja auch ihren Grund in der Liebe zum Heiland haben, neben welcher Saufen und Fressen, Putz und Kleidertand und sonstiger Aufwand in Haus und Hof (wie prächtige Hausgeräte, Wagen ꝛc.) nicht bestehen kann. Dann werden auch die großen Gastereien bei Hochzeiten ꝛc. eingeschränkt, die Tanzlustbarkeiten möglichst ganz abgeschafft, das Wirtshausleben abgethan werden. Daß zu diesem allen durch Kirche und Schule, durch den Geistlichen, den Lehrer, den Kirchen- und Gemeindevorstand kräftig mitgewirkt werden kann und muß, ist selbstverständlich. Vor allem aber muß der Herr unser Gott um Beistand angerufen werden, und er wird ihn nicht versagen; denn den Aufrichtigen läßt er es gelingen.

VId. Die Landarbeiter im übrigen Deutschland.

Von Lic. **Weber** in M.-Gladbach.

Wenn im Folgenden die Landarbeiter behandelt werden, so verstehe ich darunter nicht das ledige Gesinde, das in die Hausgemeinschaft von Familie und Gesinde hineingehört, sondern diejenigen Arbeiter, die, verheiratet, für eine Familie zu sorgen haben und deren Lebensberuf die Landarbeit ist. Drei verschiedene Gebiete mit charakteristisch ausgeprägten Typen lassen sich da für den Umfang meines Themas unterscheiden, der Nordwesten Deutschlands, das Land zwischen Weser und Elbe und der deutsche Süden, südlich vom Westerwald, Rothaargebirge und Thüringerwald. Fangen wir mit dem ersten Gebiete an. Der Nordwesten ist etwa begrenzt (wie Göhre in seinem Vortrag auf dem 5. Evangelisch-socialen Kongreß sagte) von der holländischen Grenze, der Nordseeküste, der Weser, dem Teutoburger Walde und dem Rothaargebirge und Westerwald. Hier ist im nördlichen Teil das Verhältnis der Landarbeiter zu den Bauern in der Gestalt der Heuerleute ein sehr günstiges und zufriedenstellendes. Der Heuermann ist eben nicht bloß oder gar nicht Landarbeiter, sondern Pächter eines Stück Landes, das er ganz selbständig und auf eigene Rechnung bewirtschaftet. Er arbeitet zwar mit seiner Hände Kraft eine Zeit lang für den Bauern, aber dieser mit seinen Gespannen auch für ihn. Er weiß, daß beide sich unentbehrlich sind. Und wenn er auf dem Gute schafft, so arbeitet er mit dem Bauern zusammen, ißt mit an seinem Tisch, wie er mit ihm auf derselben Schulbank gesessen hat und in demselben Regimente gedient. Von diesem Bauern unterscheidet ihn — nach der vortrefflichen Charakteristik von Knapp — weder Bildung, noch Lebensweise, noch Weltanschauung, sondern nur die Größe des Besitzes. Der Bauer hat 20—45 oder mehr Hektar, er selbst bis zu 2 Hektar, nebst Wohnhaus mit den dazu gehörigen Rind- und Schweineställen. Im übrigen fühlt er sich dem Bauern gleich und wird von diesem gleich geachtet. Für ein geordnetes, geschlossenes, befriedigendes Familienleben sind hier alle Vorbedingungen vorhanden. Der Heuermann treibt in der freien Zeit Hausweberei. Die Frau bleibt zumeist im Hause, besorgt

dieſes, hält die Wirtſchaft zuſammen. Eine Unſicherheit, die Heimſtätte und den Erwerb zu verlieren, fehlt. Der gemeinſame Fleiß der Gatten (der hier mehr als in manchem anderen Teile Deutſchlands vorhanden iſt) wird belohnt durch zunehmenden Wohlſtand. So hat der Bearbeiter der Enquête des Vereins für Socialpolitik recht: es giebt im Nordweſten Deutſchlands keine ländliche Arbeiterfrage.

Etwas anders geartet iſt die Sache in den ſüdlichen Teilen Weſtfalens, wie überhaupt allen Teilen, in denen Induſtrie und Bergbau die hervorragendſte Rolle ſpielen. Hier begegnen uns die in den Dörfern wohnenden freien Tagelöhner, die teils eigenen Grund und Boden beſitzen, teils ein Stückchen Land gepachtet haben; neben ihnen findet man auch in kleiner Zahl kontraktlich gebundene Tagelöhner auf den größeren (adeligen, Ritter-) Gütern. Wanderarbeiter kommen hier ebenfalls vor, die aus dem Regierungsbezirk Minden oder dem Eichsfelde kommen.

Die Frauenarbeit nimmt in ganz Nordweſtdeutſchland einen geringen Umfang ein. Die Frauen der Heuerlinge kommen in der Regel zum Backen, Waſchen und Schlachten, die der kontraktlich gebundenen Arbeiter zur Ernte und zum Maſchinendreſchen, die Frauen der freien Tagelöhner meiſt bloß zur Ernte auf Arbeit. Auch die Arbeit von Kindern im Alter von 10—14 Jahren iſt nicht ausgedehnt; neben Jäten und Kartoffeln-Leſen beſchränkt ſie ſich in den meiſten Gegenden überwiegend auf Viehhüten. Die Kinder werden in dem Falle häufig für das ganze Sommerhalbjahr gemietet und erhalten außer Wohnung und Koſt einen Barlohn, der zwiſchen 14 und 30 Mark ſchwankt (Vergl. Dr. K. Frankenſtein: Die Arbeiterfrage in der deutſchen Landwirtſchaft. Berlin 1893, R. Oppenheim).

Wir kommen zu dem zweiten Gebiet, dem Land zwiſchen Weſer und Elbe, Hannover und Sachſen. Auch hier iſt Bauernwirtſchaft die herrſchende Betriebsform. Schmoller nennt Hannover „das klaſſiſche Land eines geſunden, kräftigen und ſtolzen Bauernſtandes" — der freilich in der Gegenwart auch in ſtetig, wenn auch meiſtens langſam, ſteigender Verſchuldung begriffen iſt. Im Unterſchied von Weſtfalen wohnen die Bauern hier nicht in ihren Gehöften zerſtreut, ſondern in geſchloſſenen Dörfern zuſammen. Hier iſt ferner zumeiſt das „Auf Tagelohngehen" bei den kleinen Leuten üblich. Sie verdingen ſich nur auf Tage und in Summa auf eine ganz beliebige Anzahl von Tagen im Jahre. Sie ſind eben nicht ausſchließlich, nicht berufsmäßig Landarbeiter, die darauf angewieſen ſind, bei andern in Arbeit zu gehen, andernfalls ſie verhungern müßten, ſondern ſie ſind Kötter oder Brinkſitzer oder Anbauern mit einem Landbeſitze bis zu zwei Hektaren, die auch aus ländlicher Tagearbeit mit ihre Nahrung ziehen. In den öſtlichen Gebieten, auf den Rittergütern Lüneburgs, finden ſich naturgemäß kontraktlich gebundene Tagelöhner. Im Süden der Provinz Hannover ſind die Heuerleute am ſtärkſten vertreten. Wenn auch die Heuerpacht meiſt auf nicht mehr als 12 Jahre läuft, ſo bleiben doch die Stellen häufig auf Lebenszeit, ja oft 100 und mehr Jahre

in derselben Familie. „Jahrhundertelang sitzt hier eine fast freie Arbeiterfamilie in denselben Häusern, auf kleinem Lande mit eigenem Betriebe, zufrieden und ohne Wunsch nach Veränderung, da der Bauer als Herr nicht durch Besitz, Sprache, Sitten und Weltanschauung von ihm getrennt ist" (Siehe H. E. Fiedler: Die Arbeiterfrage auf dem Lande. Leipzig, R. Werther 1895).

Das letzte Gebiet ist der deutsche Süden oder Südwesten. Auch hier ist das bäuerliche Gut wesentliche Besitzform. Aber es ist vorwiegend Kleinbauernbesitz. Ihm zur Seite tritt der Zwerg- oder Parzellenbesitz. In manchen Gegenden halten sich beide — was die Zahl der Betriebe anlangt — die Wage; in manchen überwiegt der eine den andern. Am schärfsten ausgebildet und am weitesten verbreitet ist die Zwergwirtschaft wohl in den württembergischen, badischen und hessischen Landstrichen. Einen eigentlichen Landarbeiterstand, d. h. einen Stand von Leuten, die nicht mehr besitzen als ihrer Hände Kraft, giebt es auch hier nicht. Heute giebt es eigentlich nur noch größere und kleinere Landbesitzer und Landpächter. Wohl verwerten einige derselben ihre Kraft nebenbei auch noch auf den Gütern. Aber sie bleiben daneben unabhängige Parzellenbesitzer und kennen kein höheres Ziel, keinen anderen Gedanken, als Land, Land zusammenzuscharren, ihren Besitz zu vergrößern, immer selbständiger zu werden, sich auf eigner Scholle zu nähren. Aber mit ihrem Tode fällt dann dieser zusammengebrachte Eigenbesitz gewöhnlich wieder auseinander, in so viel Stücke, als Erben vorhanden sind. Und jeder dieser Erben beginnt mit dem ihm zugefallenen, noch dazu oft verschuldeten Stückchen Land unermüdlich dieselbe Arbeit von vorn wie sein Vorfahr. Das ist das unglückselige französische Erbrecht, das in diesen Gebieten bei weitem vorherrscht und das viele Bauerngüter in den Atomisierungs- oder Zersplitterungsprozeß hineinzieht. Die Not und Engigkeit und Dürftigkeit, die hier zum Teil auf dem Lande herrscht — in der Provinz Oberhessen kann man von 50 % aller Landwirte behaupten, daß sie in wirklicher Armut leben —, ist also die Folge einer bestimmten Grundeigentumsverfassung. Im allgemeinen kann man in Rheinhessen und im Odenwald diese unabhängigen Arbeiter als wirtschaftlich und sparsam bezeichnen, während dagegen aus Oberbayern, der Pfalz und der Rhein- und Mainebene, namentlich in der Gegend der größeren Städte, geklagt wird, daß die Wirtschaftlichkeit bei der großen Mehrheit viel zu wünschen übrig lasse, es werde von der Hand in den Mund gelebt, und je höher die Löhne seien, desto mehr werde verbraucht. Aus Baden wird mitgeteilt, daß die Tagelöhner die Sparkassen weniger benutzten, als die Dienstboten, weil sie entweder nichts erübrigen könnten oder Landschulden hätten.

So sieht es im Südwesten Deutschlands, obgleich er durch alte Kultur, günstiges Klima, meist fruchtbaren Boden, die Länge der Vegetationsperiode und durch die Arbeitsintensität der Bewirtschaftung ausgezeichnet ist, doch nicht eben günstig aus.

Das macht die Vererbung nach dem Code Napoléon. Dieses Erbrecht vermehrt den Verkehrswert weit über den Ertragswert der Grund-

stücke (Sering). Ein immer größerer Teil des Bodenertrages geht so in die Hände derjenigen über, die den Boden nicht selbst bewirtschaften, sondern nur die Rente verzehren. Die Lage der Bauern ist nur dann günstig, wenn Hopfenkultur und Weinbau mit ihrem mehr gartenmäßigen Anbau die Arbeitskräfte völlig ausnutzt. Sonst ist seine Lebenshaltung leicht recht dürftig. Und bei Mißernten kommt der Zwerggütler in die mißlichste Lage.

VII. Die Industriearbeiter.

Von Lic. **Weber** in M.-Gladbach.

Einen interessanten Einblick in die Lage städtischer und ländlicher industrieller Arbeiter und die Stellung der Regierung zu ihnen am Anfange unseres Abschnitts gab die Verhandlung des Preußischen Landtags vom 15. Februar 1865 über die Petition der Waldenburger (Wüstegiersdorfer) Weber. Diese hatten an ihren König geschrieben: „Ew. Königliche Majestät haben es oft und laut ausgesprochen, daß es in Preußen ein altes und heiliges Recht ist, daß der Unterthan — der einzelne wie der ganze Stand — in seiner größten Not als an seine höchste Instanz sich an seinen König wenden darf." „Seit dem Jahre 1858, während die Preise aller Bedürfnisse gestiegen sind, wird von den Gebrüdern Reichenheim und den benachbarten Fabrikanten, namentlich Gebrüder Kauffmann, ein System der Herabdrückung der Arbeitslöhne geübt, das alle Familien der Gegend zur Verzweiflung treibt und die größte Not verbreitet. Gegenwärtig verdient ein mittlerer Arbeiter bei dem größten Fleiß und während 12 Stunden täglicher Arbeit in der Woche durchschnittlich 1 Rthlr. 24 Sgr. bis 1 Rthlr. 27 Sgr. 6 Pf. Nur diejenigen, welche die lohnendste Arbeit haben und besondere Arbeitsgenies sind, bringen es auf 2 Rthlr. 23 Sgr." Dazu bemerkte der Ministerpräsident v. Bismarck: „Die Ermittelungen der Kommission geben einen um eine Kleinigkeit höheren Durchschnittssatz." „Es kommt darauf eine Berechnung der notwendigsten Ausgaben eines Arbeiters, ohne auf Licht, Feuerung, Schulgeld, Bekleidung zu rechnen, und diese Ausgaben werden auf täglich 8 Sgr. 8 Pf. beziffert, eine Summe, die der Durchschnittsverdienst nicht immer erreicht." In der Petition hieß es weiter: „Wenn wir von hier gehen müssen ohne Ew. Majestät Beistand, so gehen wir dem größten Elend entgegen, denn unsere Brüder und Kameraden in Wüstegiersdorf haben uns bereits geschrieben, daß die Deputation der Arbeiter, welche in aller Bescheidenheit schriftlich ihre Klagen und Wünsche in den Comptoirs der Fabrikbesitzer Reichenheim und Kauffmann eingereicht haben, am 2. d. Mts. ohne Attest entlassen und ihre Frauen gekündigt wurden." Dazu bemerkte der Ministerpräsident: „Mündlich ist mir gesagt worden, daß die Entlassung ohne Attest, oder mit dem Attest, daß die Leute auf ihren eigenen Wunsch entlassen seien, ihr Unterkommen in anderen Fabriken wesentlich erschwere und Gesuche um Arbeit in solchen Fällen meist ohne Angabe weiterer Gründe abgelehnt werden." Der Ministerpräsident bezeichnete die Petition als einen „Notschrei der Armut" und sagte: „Die Leute sind im Irrtum über die Quelle ihrer Leiden. Sie suchen sie in der speciellen

Verfassung der Fabrik, in der sie arbeiten; ihr Horizont reicht vielleicht nicht überall weit genug, um zu erkennen, daß ihre Entbehrungen vielmehr das Resultat der socialen Lage sind, in der sich der Arbeiterstand überhaupt befindet, und ich wiederhole gern, was ich neulich aussprach, und was der Abg. Reichenheim gestern, wie ich höre, dahin formuliert hat, daß seine Arbeiter nicht schlechter gehalten würden als die seiner meisten Berufsgenossen." Bismarck sprach dann das großartige Wort: „Die Könige von Preußen sind niemals Könige der Reichen vorzugsweise gewesen; schon Friedrich der Große als Kronprinz sagte: „Quand je serai roi, je serai un vrai roi des gueux," ein König der „Geusen." Er nahm sich den Schutz der Armut vor. Dieser Grundsatz ist von unseren Königen auch in der Folgezeit bethätigt worden. An ihrem Throne hat dasjenige Leiden stets Zuflucht und Gehör gefunden, welches entstand in Lagen, wo das geschriebene Gesetz in Widerspruch geriet mit dem natürlichen Menschenrecht. Unsere Könige haben die Emancipation der Leibeigenen herbeigeführt, sie haben einen blühenden Bauernstand geschaffen; es ist möglich, daß es ihnen auch gelingen werde — das ernste Bestreben dazu ist vorhanden —, zur Verbesserung der Lage der Arbeiter etwas beizutragen."

Der Ministerpräsident meinte weiter, daß in der Thatsache dieses Notschreis schon „eine Aufgabe vorliege, die der Mühe lohne, daß die Gesetzgebung ihr näher trete." Der Ministerpräsident schloß mit den ergreifenden Worten: „Wir, auf der Stelle, wo ich stehe, sind nicht gewohnt, die Klagen der Armut als ein Spiel zu behandeln, auch nicht, sie mit der Entschlossenheit in den Wind zu schlagen, wie dies vom Standpunkte des Wohlhabenden, gegen den die Klagen der Armut gerichtet sind, vielleicht gewünscht werden mag. Wir sind nicht bereit, bei solchem Spiel mitzuwirken!"

In diese und ähnliche Arbeiterzustände hinein trat die Lassallesche Bewegung. Sie wollte in ihren Anfängen durch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, das sie anstrebte, endlich „eine genügende Vertretung der socialen Interessen des deutschen Arbeiterstandes und eine wahrhafte Beseitigung der Klassengegensätze in der Gesellschaft" herbeiführen. Maßvoll und bescheiden war dies Programm im Vergleich mit dem Zerrbilde, welches die rote Internationale daraus gemacht hat. Aber revolutionärer Geist pulsierte doch schon darin. Jetzt hätte eine christliche, monarchistische Arbeiterbewegung einsetzen müssen; aber sie kam nicht. Lassalle wollte den Arbeitern helfen durch eine auf dem Wege der Massenagitation sich vollziehende Gewinnung der in Preußen und Deutschland vorhandenen Staatsgewalt für die Ziele der für ihre Besserstellung nötigen Reform. Die Art dieser Massenagitation trug den revolutionären Stempel. Sonst konnte Bismarck von der Gesinnung Lassalles sagen: „Er hatte eine sehr ausgeprägte nationale und monarchistische Gesinnung, seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaisertum, und darin hatten wir einen Berührungspunkt."

Die Wirkung der Agitation Lassalles konnte also — das wird nicht zu leugnen sein — wohl eine die Arbeiter gegen die Besitzenden entflammende und fanatisierende sein, aber man machte eben noch vor dem

nationalen Staate und dem Königtum halt, ja man hoffte, dieſe zu gewinnen und die Reſte der Laſſalleaner ſind demgemäß teilweiſe in die Evang. Arbeitervereinsbewegung eingegangen.

Unendlich gefährlicher war die Einwirkung der Bebel-Liebknechtſchen Internationale auf die Arbeiter, jener Vereinigung, die als deutſche Abzweigung der „Internationalen Arbeiteraſſociation“ im Auguſt 1869 zu Eiſenach begründet wurde. In dem Genfer Manifeſt vom September 1877 heißt es: „Möge in jedem Volke die Klaſſe der Enterbten ſich als große, von allen Bourgeoisparteien ſcharf abgegrenzte Partei konſtituieren, und möge dieſe ſocialiſtiſche Partei Hand in Hand marſchieren mit der ſocialiſtiſchen Partei aller übrigen Länder. Es gilt den Kampf um all eure Rechte, es gilt die Vernichtung aller Privilegien. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Im Geiſte dieſer Parole, die alle bis dahin gültigen göttlichen und menſchlichen Rechte als zu beſeitigende Privilegien anſah, hetzte die ſocialdemokratiſche Preſſe, die wildeſten Inſtinkte entfeſſelnd, die Armen gegen die Reichen, die „Enterbten“ gegen die Beſitzenden, die Unterthanen gegen jede Obrigkeit; ſie läſterte alles, was bis dahin als heilig galt, verhöhnte jeden Glauben, zertrat jede Ehrfurcht und Pietät, beſchimpfte Kaiſer, Reich und Heer, verherrlichte die Kommune und die blutigen Maſſenmörder von 1793 und ſtellte alles Beſtehende in einem Lichte dar, daß, was ſie aus Furcht vor Strafe vielleicht nicht ſelber ſagte, aus ihren Vorderſätzen doch mit Notwendigkeit ſich ergab: der Meineid und Meuchelmord im Dienſte der Partei ward zum Verdienſt, der Bürgerkrieg zum Zweck des Umſturzes ward zur letzten Notwehr. Über dieſe Agitation und ihre Wirkung ſagte Bismarck am 9. Okt. 1878 im Reichstag: „Meine Herren, wenn wir in einer ſolchen Weiſe unter der Tyrannei einer Geſellſchaft von Banditen exiſtieren ſollen, dann verliert jede Exiſtenz ihren Wert, und ich hoffe, daß der Reichstag den Regierungen, dem Kaiſer, der den Schutz für ſeine Perſon, für ſeine preußiſchen Unterthanen und ſeine deutſchen Landsleute verlangt, daß wir ihm (ihnen) zur Seite ſtehen werden. Daß bei der Gelegenheit vielleicht einige Opfer des Meuchelmordes unter uns noch fallen werden, das iſt ja ſehr wohl möglich, aber jeder, dem das geſchehen könnte, mag eingedenk ſein, daß er zum Nutzen, zum großen Nutzen des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde der Ehre bleibt.“ In ſeiner zweiten Rede vom 9. Oktober wiederholte Bismarck die Verſicherung, daß er nach wie vor jede Beſtrebung unterſtützen werde, welche darauf gerichtet ſei, die Lage der Arbeiter zu verbeſſern, ihnen einen höheren Anteil an den Erträgniſſen der Induſtrie zu gewähren, und ihre Arbeitszeit nach Möglichkeit zu verkürzen, ſoweit die Grenzen, die durch den Wettbewerb und die Abſatzfähigkeit der Fabrikation gezogen ſind, beide Beſtrebungen noch geſtatten.“ Welche Wirkung hatte ein im Zuſammenhang mit ſolchen wohlwollenden Erklärungen erlaſſenes „Socialiſtengeſetz“, oder beſſer „Anarchiſtengeſetz“, das ſich ja thatſächlich nur gegen das gewerbsmäßige Demagogentum, gegen die Macht der Agitatoren, gegen das Losarbeiten auf den Umſturz der beſtehenden Staats- und Geſellſchaftsordnung und die direkte Störung des öffentlichen Friedens richtete, auf die Arbeiter haben können (wenn es ſie auch nicht gehabt hat)? Der ſocialdemokratiſche Abgeordnete Bracke hat das in ſeiner Rede vom

16. Oktober 1878 zum Ausdruck gebracht, indem er in Anknüpfung an Äußerungen Bismarcks und Bennigsens sagte: „Wenn man in dieser Weise das Gesetz ausführen will, dann wird man sich bald überzeugen, daß die Bewegung gar nicht getroffen werden wird . . . . . Wir werden nach wie vor unsere Tendenz auf Demokratisierung des Staates im politischen Kampf aussprechen, wir werden dafür agitieren können, und wenn man das Vereinsrecht den Arbeitern nicht nimmt, wird nach wie vor die Arbeitermenge davon Gebrauch machen, nach wie vor wird sie im Kampf stehn gegen das Kapital, gegen einzelne Unternehmer, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse, die lokalen, die persönlichen Verhältnisse bedingen. Eine Wirkung nur wird das Gesetz haben: es wird die Bewegung in einem noch (?) ruhigeren, noch (?) friedlicheren, noch (?) glatteren Strome dahinfließen lassen; es werden die Stromschnellen, die ja vorkommen und ganz natürlich (?) sind, nicht mehr offenbar werden. Das Gesetz wird den Einzelnen lehren, sich noch mehr zu beherrschen als bisher; es wird eine große erzieherische Wirkung auf die Arbeitermassen, auf die Socialdemokratie ausüben. Sie werden sich davon überzeugen." Aber wenn der Stab Wehe auch eines milden Socialistengesetzes nun doch keine guten Wirkungen gezeitigt hat, hätte solche nicht die Socialreform zeitigen sollen und können, zu welcher im Jahre 1881, vor allem durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November, der Grund gelegt wurde? Nahm hier doch das sociale Königtum Platz in einem Verfassungsstaate, der zunächst aus dem Machtstreit rein politischer Parteien erwachsen war, und erhob gegen diese Parteien den Anspruch, dem Widerstreben der herrschenden Gesellschaftsklasse zum Trotz, den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch hätten, zu gewähren! Das Königtum ward der Anwalt derer, die sonst keinen Anwalt hatten; es machte das Sichannehmen und die Fürsorge des Staats für seine hilfsbedürftigen Mitglieder zu einer Aufgabe staatserhaltender Politik, welche das Ziel zu verfolgen habe, auch in den besitzlosen Klassen der Bevölkerung die Anschauung zu pflegen, daß der Staat nicht bloß eine notwendige, sondern auch eine wohlthätige Einrichtung sei. Das socialistische Element sei nur eine Weiterentwicklung der aus der christlichen Gesinnung erwachsenen modernen Staatsidee, nach welcher dem Staat auch die Aufgabe obliege, das Wohlergehen aller seiner Mitglieder und namentlich der schwachen und hülfsbedürftigen positiv zu fördern.

Aus diesen Grundsätzen heraus ist eine Reihe wichtiger social-politischer Gesetze entstanden, welche für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter von eingreifendster Bedeutung gewesen sind. So umfaßt das Krankenkassengesetz vom 15. Juni 1883 die in Gewerbe und Handel gegen Lohn oder Gehalt bis 2000 Mk. jährlich beschäftigten Personen. Diese Versicherung gegen Krankheit genossen Ende des Jahres 1892: 7 723 000 Personen, für welche bereits ein Vermögen von 110 000 000 M. angesammelt ist. Durch das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 sind die in Gewerbe, Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Personen, deren Gehalt 2000 M. nicht übersteigt, gegen Unfälle versichert worden. Die Zahl derselben betrug Ende 1892 bereits 18 000 000, nahezu ein Drittel der Bevölkerung des Deutschen Reichs, während ein Vermögen von

101 000 000 M. in den Berufsgenossenschaften angesammelt war. Schließlich genießt die arbeitende Bevölkerung sämtlicher Berufszweige die Wohlthaten des Gesetzes der Alters- und Invalidenversicherung. Bereits zwei Jahre nach Einführung dieses Gesetzes waren 11 200 000 Personen versichert, und das Vermögen belief sich auf 162 850 000 M. Dies die Wohlthaten der Versicherungsgesetze für den Arbeiterstand. Es ist ferner nicht zu leugnen, daß die Lebenshaltung unserer gesamten Arbeiterbevölkerung (wie die aller Stände) sich sehr bedeutend gebessert hat. Die Löhne haben in vielen Gegenden sich seit 40 Jahren mindestens verdoppelt, die Arbeitszeit ist verkürzt, und Verkehrserleichterungen jeder Art gestatten heute auch dem Unbemittelten Genüsse, die vorher nur die wohlhabenden Klassen sich verschaffen konnten. Mit dieser Hebung des Gesamtniveaus hängt nun aber andererseits — und damit kommen wir auf die sittliche Seite derselben — auch die in allen Kreisen der Gesellschaft gesteigerte Genußsucht zusammen. In allen Stellungen macht man höhere Ansprüche an Lebensgenüsse und ist unzufrieden, wenn die vermeintlich berechtigten Ansprüche sich mit dem gegebenen Einkommen nicht befriedigen lassen. So drückt die Begehrlichkeit unserer Zeit ihren Stempel auf. Sie zeigt sich ebenso beim Arbeitgeber, der immerfort auf Vergrößerung seines Betriebes sinnt, wie beim Arbeiter, der beständig höheren Lohn verlangt. Auf die Begehrlichkeit der Massen ist die socialdemokratische Agitation berechnet, und die Begehrlichkeit der Reichen liefert ihr immer neuen Brennstoff. Auf der einen Seite Protzen auf Reichtum, Unnahbarkeit der Bessersituierten, gewissenlose Ausbeutung des Schwächeren, herrschende Üppigkeit, Mangel an Haushaltertreue und an brüderlichem Gemeinschaftsgefühle, auf der andern Seite Neid, Sucht nach Gleichmacherei, Unzufriedenheit, Trunk, Putzsucht, Mangel an Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit, das ist das trübe Bild der Gegenwart. Dazu hat die Konzentration der Bevölkerung in den Städten und Industriecentren ja auch wesentlich beigetragen. Und die Kontraste, die hier zu Tage treten, haben die Gegensätze bis zum Haß gesteigert, haben Klassenbewußtsein und Klassenhaß erzeugt.

Außer der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit, wie sie aus der Genußsucht unserer Tage stammen, nenne ich als weitere große Gefahr die Auflösung des Familienlebens im Arbeiterstande. Während auf dem Bauernhof und in der kleinen Werkstatt die Familiengemeinschaft gewahrt bleibt, trennt die Fabrik für den ganzen Tag den Vater und oft auch die Mutter von den Kindern. Andrerseits strömen in der Fabrik alle möglichen Elemente zusammen, und so können böses Beispiel und Verführung hier den Familienvater antasten. In unzähligen ländlichen Gegenden, z. B. bei uns auf dem Westerwald und an der Agger, ist auch der kleine ländliche Besitzer gezwungen, sein kärgliches Einkommen durch Berg-, Hütten- und Fabrikarbeit einigermaßen zu ergänzen. Und so stehen denn eine Unzahl von Verdienst suchenden Landbewohnern auf manchem industriellen Werke; an den Sonntagen aber bringen die Arbeiterzüge dichte Scharen nach Hause, zu ihrer Familie, die sie die ganze Woche nicht gesehen. Auf diese Art geraten auch die Glieder der Landgemeinden unter den Einfluß socialdemokratischer Lehren. Und religiöse

Zweifel, seichte Aufklärung, materialistischer Sinn finden sich ja leider auch in den Herzen unzähliger Landbewohner — ein fruchtbarer Boden für die socialdemokratische Saat. Dazu kommen die Wohnungsverhältnisse in den Großstädten und das in beständigem Wohnungswechsel sich vollziehende Hin- und Herfluten einer Bevölkerung, welche, losgelöst von Heimat und heimatlicher Sitte, hier zusammengeströmt ist, weiter kommt in Betracht der Wechsel flotter und schlechter Zeiten, der eine Unsicherheit des Lebens und damit auf der einen Seite Leichtsinn, auf der andern mutlose Depression erzeugt. Es stehen ferner in gar keinem Verhältnis der ungenügende Verdienst des Familienvaters, solange er allein die Familie ernähren muß, und der verhältnismäßig reichliche Verdienst der Unverheirateten, womit zugleich die Versuchung zu früher Emancipation der Söhne und Töchter von elterlicher Autorität gegeben ist. Das alles sind Gefahren, welche den Bestand und die Innigkeit des Familienlebens und die häusliche Erziehung bedrohen.

So darf man, ohne zu übertreiben, sagen: Wirtshausleben, Kleiderluxus, Vergnügungssucht haben in den letzten 35 Jahren beim Industriearbeiter zugenommen, aber Solidität, häuslicher Sinn und Familienleben sind ebensosehr zurückgegangen. Genuß und Luxus werden befriedigt auf Kosten der wahren, edleren Lebensbedürfnisse. Die Wirtshäuser vermehren sich, das häusliche Leben verarmt; das ist der Weg des Verderbens. Darum thut Förderung der Sparsamkeit, Bekämpfung der Vergnügungs- und Trunksucht, Pflege der Bildung, der Sittlichkeit und edler Geselligkeit mehr denn je not.

Aber wer hilft den Arbeitern, daß sie auf diese besseren Wege kommen? Nur zu sehr haben sich — wie schon oben berührt — die gebildeten Klassen vom Volke zurückgezogen, und der Industriearbeiter hat in seiner großen Masse das Gefühl, daß die andern Stände auf ihn herabsehn.

Unsere Arbeiter in Stadt und Land sehnen sich mit Recht nach etwas mehr Anerkennung ihrer persönlichen Würde. Daß wir alle durch Christum Kinder *eines* Vaters sind, vor ihm gleichgeachtet und Erben derselben Verheißung, muß auch im socialen Leben viel mehr zum Ausdruck kommen. „Respekt der Last" — hat Napoleon I. gesagt, und wir sagen: „Ehre der Arbeit, Ehre der Arbeiterblouse!" In dem letzteren Punkte steht der Festländer noch weit gegen den Engländer und den Nordamerikaner zurück. Bei letzteren wird die Arbeit, auch die geringste, als jeden Menschen adelnd, geschätzt, und der Arbeiter kann in Nordamerika nach gethaner Arbeit fast dieselbe gesellschaftliche Stellung einnehmen wie sein Arbeitgeber.

So ist es in Deutschland leider nicht. Hier müssen wir seufzen, daß doch endlich das Bedürfnis sich verbreiten möchte, im guten Sinne des Worts sich zu den Geringen herabzulassen, die zu laden, die uns nicht laden können, überall der Gerechtigkeit die Billigkeit, der Billigkeit die Barmherzigkeit folgen zu lassen, und an den Schmerzenslagern und Sorgenwinkeln, an denen die äußerlich so glänzenden Großstädte doch so unendlich reich sind, nicht mit dem eiligen Schritte des Priesters und mit dem abgewendeten Auge des Leviten vorbeizugehn. Mehr christliche Gleichheit und christliche Brüderlichkeit — das muß die Losung für unsere Gebildeten werden.

Was wirft aber die große Masse der Arbeiter nicht bloß den Gebildeten, sondern dem heutigen Staat und der heutigen Kirche vor? Sie wirft dem Staate vor, er habe sich der Wehr- und Schutzlosen nicht in dem Grade angenommen, wie es Recht und Pflicht gewesen wäre. Er habe sich um das Wohlergehen derselben nicht bekümmert, sondern habe die Regelung der Arbeitsverhältnisse lediglich der Privatübereinkunft zwischen zwei so ungleichen Kontrahenten, wie Unternehmer und Arbeiter, überlassen. Er habe in praxi fast immer auf seiten der Arbeitgeber gestanden, und die Arbeiter seien so gut wie rechtlos gewesen. Und was werfen sie der Kirche vor? Die Kirche habe es auch nicht versucht, sich der Unterdrückten anzunehmen; sie sei gleichgültig gegen die Geringen im Volk gewesen, dagegen voll Rücksichtnahme auf die Hohen und Mächtigen dieser Welt. Mit Almosengeben heile man keine Not; manche Almosen seien ein wahrer Hohn auf die Forderung von Recht und Gerechtigkeit. Ja, die Kirche habe zur Unterdrückung und Entrechtung der Proletarierklasse am meisten beigetragen, indem sie für die Armen und Geringen nur eine Vertröstung auf ein besseres Jenseits gehabt hätte nach dem bekannten Recept: „Die Erde den oberen Zehntausend, der Himmel den Armen und Enterbten!"

Das ist eine traurige Stimmung und Stellung, aber wer möchte leugnen, daß diese Stellung bei unzähligen Arbeitern thatsächlich vorhanden ist — nicht ohne Mitschuld des Staates und der Kirche. Und darin liegt die Gefahr unserer Situation, daß der Arbeiterstand innerlich gelöst ist von den Autoritäten, die es bis dahin für ihn gab: Staat, Kirche, höherstehende und damit zur Führung berufene Klassen.

Die Socialdemokratie, trotz der obengenannten Mitschuld die eigentliche Anstifterin, hat es den Arbeitern weiszumachen gewußt, daß alle anderen Mächte und Verhältnisse an ihrem Unglück schuld seien, nur sie selbst (die Arbeiter) nicht. So hat sie einen Keil geschoben zwischen den Arbeiterstand und die übrigen Stände. Die Socialdemokratie will nun die Retterin des Arbeiterstandes aus aller Not werden.

Was man ihr bei dieser Selbstanpreisung zum schwersten Vorwurf machen muß, ist, daß sie von vornherein ein falsches Ziel aufstellt, daß sie wenig Arbeit, viel Genuß, süße Arbeitsfrüchte ohne saure Arbeitsmühe den Massen als Ideal hinstellt. Sie verachtet die Arbeit im tiefsten Grunde und raubt ihr jede sittliche Weihe. Den Genuß aber sucht sie rein im Sinnlichen. Sie verhöhnt weiter Zufriedenheit als Laster und preist Haß und Mißgunst als den Weg zum socialen Glück. So werden alle niederen Geister in der Menschenbrust als Mitarbeiter und Gehülfen wachgerufen. Dagegen hört man nie eine Mahnung zur Treue und Wahrhaftigkeit, zur Häuslichkeit und Sparsamkeit, zur Nüchternheit und Mäßigkeit. Ja, es werden sogar Stimmen laut, die den Meineid als Kampfesmittel gegen die heutige Gesellschaft empfehlen. Die Thaten der Anarchisten werden nur als unpraktische Maßregeln verspottet, höchstens als Thaten von „Verrückten" bezeichnet. So gärt und wogt es denn durch den Einfluß dieser Zielbewußten und Entschiedenen, der Führer in Partei und Presse, in den Herzen breiter Massen des Volks. Jahr um Jahr erweitert sich die Kluft. Die handarbeitende Klasse sieht sich unter dem Einfluß der Socialdemokratie als die allein produzierende, Arbeit leistende und Werte erzeugende an und

begehrt demgemäß immer ſtärker, daß ſie als das eigentliche Volk (Demos) in der menſchlichen Geſellſchaft die allein herrſchende Klaſſe werde. Daher ja der Name Socialdemokratie. Aber welche Äußerung der Selbſtſucht liegt in dieſem Anſpruch!

Doch wir kommen zum Letzten und Schlimmſten der Socialdemokratie, ihrer Gottloſigkeit. Mit dem Sieg der materialiſtiſchen Weltanſchauung durch die von ihr bethörten und fanatiſierten Arbeitermaſſen würde unſer Volk in die ungeheuerlichſte Barbarei verſinken. Nicht der Staat und die Kirche allein, nicht die gegenwärtige ſociale Ordnung allein, ſondern der ganze Kulturzuſtand, alles, was unſer Volk nach einer mehr als zweitauſendjährigen Geſchichte und Entwicklung, in allgemeinerer und engerer Geiſtesbildung, in Religion, Wiſſenſchaft, Litteratur, Kunſt, Gewerbe und Handel, Staat und Geſellſchaft Großes geleiſtet und Hervorragendes geſchaffen hat, das alles würde ins Grab ſinken, und der klaſſiſche Boden eines Armin, eines Karl des Großen, Otto I., Friedrich Barbaroſſa, eines Luther, Melanchthon, Spener, Francke, eines Leſſing, Schiller, Goethe, eines Friedrich des Großen und Wilhelm I., eines Stein, Hardenberg, Scharnhorſt, Bismarck, Moltke, Roon — er würde vielleicht für einige Menſchenalter, vielleicht für immer von den Schlammfluten eines alles niederreißenden und erſtickenden Materialismus überſchwemmt werden. So haben — damit ſchließe ich — alle beſſeren Elemente im Lande vor Gott und ihrem Gewiſſen die Pflicht, dieſer furchtbaren Perſpektive mit dem Aufgebot der ganzen Kraft zu wehren und unſer Volk vor einem ſo ſchrecklichen Unglück zu bewahren. Man nehme ſich der Induſtriearbeiter an! Man verkehre mit ihnen als mit Menſchen! Man helfe ihnen mit Rat und That! Man unterſtütze ihre Beſtrebungen um ſelbſtändige Organiſation ihres Standes! Man ringe ſie los von der Socialdemokratie durch Unterſtützung der ſocialen Reform!

VIII. Das Proletariat.

Von **Lieber** „S. v. S." — Bielefeld.

Wie ein breiter düsterer Ariadnefaden, oder ein träger Strom, durch ein wenig anmutiges Thal, zieht sich, dem offenen Auge und noch mehr dem warmen Herzen unverkennbar, durch den Jammer des Proletariats, als trauriges Merkzeichen, die Hoffnungslosigkeit. — Mir kommen darum, so viel ich auch als Christ mich dagegen sträube und erst recht als deutscher Christ, der nie an etwas das Kainsmal der Hoffnungslosigkeit sehen sollte, solange uns noch Gottes Walten kräftig daran spürbar, doch das Dante-Wort nicht aus dem Sinn, das mich verfolgte, so oft ich an diese Arbeit dachte. — Nun so stehe es denn hier als Motto drüber: „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren!" —

Ich saß in Berlin, bei einer Arbeiterwohlfahrtssitzung, einmal in der Pause am Frühstückstisch: Viele Großindustrielle, Gewerbe-Inspektoren, Leute, die für ihren kleinen Mitmenschen ein warmes Herz haben, oder haben sollten, auch zwei Minister, und uns gegenüber ein paar Arbeiter, die in einer Deputation mit bei Sr. Majestät gewesen waren, saßen gemütlich beisammen. — Es war ein hübsches Bild — wär's doch recht oft so! — Ich unterhielt mich mit den Arbeitern. „Ja — meinten sie — bester Herr — es wird so viel über uns geredet und auch so manches für uns gethan, aber sehen Sie, das schlimmste ist doch eigentlich immer nur dasjenige, was uns jeden Augenblick der Lebensfreudigkeit vergällen kann, daß wir wie der Vogel auf dem Dache sitzen: Heute haben wir mit Weib und Kindern noch unser Auskommen, aber wir wissen nicht, ob wir nicht schon morgen brotlos und übermorgen Hungerpfoten saugen müssen. Und das ist für jeden Menschen, aber für einen Familienvater besonders, ein verzweifeltes Ding, denn — glauben Sie — wir haben unser Weib und Kinderchen auch lieb, gerade wie Sie und alle zusammen!" —

Weißt du, lieber Leser, was es heißt: hoffnungslos sein? Nun du weißt es ebenso wenig wie die Tausende und Abertausende, die diese Bezeichnung wohl einmal für einen Erdenzustand gebrauchen, der ihnen schweren Kummer bereitet! Es gehört ein starkes Gottvertrauen und ein Felsenglaube dazu, ohne jede Hoffnung einer gesicherten oder gebesserten Erdenexistenz, nur durch den Hinblick auf den Tod und das Leben dort oben, sich aufrecht zu erhalten. Und diese seelische Stärke und Elastizität hat die breitere Masse nicht und darum leidet sie nur zu häufig an der Klippe der Hoffnungslosigkeit Schaden und Schiffbruch, weil der oben erwähnte düstere Ariadnefaden, in den Händen der Umsturzpartei nur zu

leicht zur Zündschnur wird; Groll, Verbitterung und Haß gegen jede bestehende Staatsform zu entfachen. —

Aber ist denn die Hoffnungslosigkeit, auch der Erdenumstände, schon gegebenenfalls von einer sittlich so zersetzenden Gewalt? Ein Leiden beim Nachbar sieht sich ganz anders an, als wenn wir's am eigenen Leibe erfahren, namentlich langt es eine schwere Operation an — dann erst können wir Gebaren und Schmerzensäußerung unseres Mitmenschen verstehen und vielleicht sein Betragen verzeihen. Frage einmal den Kaufmann, der plötzlich sein ganzes Vermögen verloren und nun mit Weib und Kindern an den Bettelstab kommt — den begabten Künstler, der plötzlich erblindet, wie es in ihrer Seele aussieht, wozu sie die Verzweiflung nicht gar treibt? Ach, wir wollen die Antwort schuldig bleiben! Und der kleine Mann, der leicht brotlos werden kann, der immer eigentlich das Gespenst der Not an seinen Fenstern lauern sieht, der soll nicht den Stempel der Hoffnungslosigkeit, und nur gar zu leicht mit ihren fluchwürdigen Folgen, an der Stirn tragen!?

Aber wieder eben die packendste Seite der Sache: Das Erdenglück ist so wechselvoll wie noch nie in unseren Tagen; wo Glanz und Reichtum heute, kann morgen bitterste Not und Jammer sein. — Nun so denken wir den Gedanken einmal aus. Fragen — vor allen — wir auch uns selbst einmal, wie es in uns auf die Dauer aussehen würde, wenn wir ständig in der Angst lebten, die Existenzbedingungen könnten uns eines schönen Tages unter den Füßen weggezogen werden, oder wenigstens auch unsere Kinder müßten dereinst ihr Brot mit ihren Händen verdienen, als Knecht, als Magd, als Tagelöhner, Fabrikarbeiter; kurz *als Proletarier* leben. — Ha! wie sich da unser Herz zusammenkrampft in wildem Schmerz! Wie eine Stimme da aus tiefstem Seelengrund stöhnt: „Nur das nicht, Herr!" — Nur *das* nicht? Und warum nicht? — Weil (es muß und soll auch hier gesagt sein), das Wort des „Proletariat" nicht nur eine hoffnungslose, sondern auch eine im Organismus der Kulturstaaten völlig isoliert stehende Menschenklasse bezeichnet. Aus dem Grunde, weil der Adel jeglicher ehrlicher Arbeit, und sei es die letzte, die ein paar Menschenhände auf Erden vollbringen müssen, in Wirklichkeit gesellschaftlich noch nicht anerkannt ist. Das aber ist ein fluchwürdiger Zustand, den Menschen nach seiner Thätigkeit ꝛc. und nicht allein sittlicher Vollkommenheit zu klassifizieren, als wäre das Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!" ein Fluch nur für die Kleinsten im Volke. Ich muß auch hier wieder sagen: Wir haben auch in socialer Beziehung wahrlich wenig Grund, uns Amerika als Muster hinzustellen, was Anerkennung des sittlichen Wertes jeglicher ehrlichen Arbeit anlangt, können wir von den United States manches lernen, um in dieser Beziehung eine Vollkommenheit zu erreichen, wie sie auf Erden eben möglich. Denn es ist und bleibt dieser Zustand ein wunder und fauler Flecken, der sich nicht mit einem ehrlichen Gerechtigkeitsgefühl, am wenigsten aber mit unserm Christentum verträgt. Ein wunder Flecken, und wenn auf diesen die Sozialdemokratie immer wieder den Finger legt, so hat sie das Recht dazu, das auch unseren unlautersten Widersachern zusteht — das Recht uns schwere Unterlassungssünden vorzuwerfen. Und dies Recht soll ihr unbeschnitten bleiben,

wenn wir auch sonst, als Christen und Patrioten, ihr gegenübertreten werden, solange das deutsche Herz noch einen Schlag thut.

Aber darum wünscht' ich auch einen, einen Tropfen Heilandsliebe so recht euch ins Herz, ihr Herren, ihr Frauen eures Gesindes, ihr Fabrikherren, die ich so gern „Fabrikväter" genannt wissen möchte, und ihnen zur Seite, als harmonischte Ergänzung die „Fabrikmutter." — Ihr ländlichen Arbeitgeber, ihr Großgrundbesitzer, einen Tropfen Heilandsliebe im Herzen den Schwächsten der Gesellschaft gegenüber — einen Tropfen!!

Der Dämon der Hoffnungslosigkeit verliert seine größte Kraft, sobald ein innigeres gegenseitiges Interesse, ein Mitgefühl zwischen Arbeitgeber und -Nehmer, ein patriarchalischeres Verhältnis da ist, weil das instinktive Gefühl des Kleinen, daß er im Notfall auch wirtschaftlich kräftige Freunde besitzt, den gähnenden Abgrund wie ein, wenn auch noch so schmaler Steg überbrückt. Das ist dasselbe tröstliche Bewußtsein des Kindes, in jeder Not und drohenden Gefahr, mit dem es zu seinen Eltern aufblickt und das da, in Worte gekleidet, lauten würde: „Sie sind ja noch da und werden dich nicht im Stich lassen!" Wo aber ein solcher Kontakt besteht, da schwinden auch genau in dem Maße seiner Intensivität alle andern so häßlichen Merkzeichen des Proletariats, weil das gegenseitige Interesse auch den gegenseitigen Wunsch des Wohlergehens einschließen muß, und da gehört denn auch nicht das grause Dantewort: „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren!" mehr darüber. Leider konnte ich im großen Maßstabe, im deutschen Vaterlande, noch wenig Dergestaltiges sehen, wenngleich man in manchem großen Betriebe ein gut Stück vorwärts auf diesem Wege gekommen ist. Das Beste, das wahrhaft Herzerquickende, was ich bisher gesehen, und was auch wohl auf germanischem oder stammverwandten Boden erwachsen sein möchte, ist von dem Direktor der Gift-Fabrik in Delft in Holland, van Marken geschehen, einem Mann, der seinem Zeitalter, was Warmherzigkeit für das Wohl seines kleinen Mitmenschen und offnen Blick hinsichtlich Lösung der socialen Frage anlangt, weit voraus ist, wie es das treue Wort bezeugt, das er in seinem ganzen Leben praktisch zu verwirklichen bestrebt gewesen ist: „Ich bin der innigsten Überzeugung, daß der Industrielle unserer Tage eine ernste Mission zu erfüllen hat, und daß er, wenn er sie erfüllt, es nicht zu seinem Schaden thut, sondern in seinem eigenen Interesse. Man muß blind sein, um zu leugnen, daß das materielle Vorwärtskommen und die sittliche Veredlung des Arbeiters, sei er Angestellter oder einfacher Arbeiter, seine natürlichen und geistigen Kräfte vermehren müssen und in der That vermehren, seinen Eifer und seine Ausdauer kräftigen und so — da ist die Konsequenz — auch dem Interesse des Fabrikherren zu gute kommen müssen."

Und es ist wahrlich nicht schwer, wenigstens im kleinen Maße, nach Möglichkeit, so eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, ist nur ein Atom jenes oben erwähnten Tröpfchens im Herzen. Ich selbst z. B. habe mich seit Jahren, aus eigenster Initiative „mitten unter Arbeitern" mit Weib und Kindern und meinem ganzen Hausstande gesetzt und stehe mit meinen Nachbarn, trotzdem sie mehr oder minder fast alle socialdemokratisch angehaucht ja Socialdemokraten sind (wie sollten sie's auch anders sein, bei dem bekannten Terrorismus ihrer Partei) im besten Einver-

nehmen, und der Segen solcher wechselseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten, namentlich wenn die Gattin, die Mutter, treu dem Mann zur Seite steht, ist auf die Dauer ein ganz unglaublich großer, selbst wenn, wie es jedenfalls bei mir der Fall ist, hier nur Durchschnittskräfte zur Verfügung stehen. Aber nicht bloß für den kleinen Mann ist ein solches Verhältnis segensreich, d. h. sittlichend und wohlthuend, auch der, der auf den ersten Blick uns Geber scheint, ist in vielfacher Beziehung geistig-seelisch viel mehr Nehmer als Geber: Es ist erstaunlich, welche tiefe Blicke in bisher unerklärlich scheinende oder aus den niedrigsten Beweggründen hergeleiteten Zustände wir bei solchem Verkehr thun dürfen, ja, wie die natürliche Art und Weise bei einem nicht selten hochentwickelten und ständig unterschätzten Taktgefühl des kleinen Mannes, uns erfrischen und geistig elastisch machen kann. Ich möchte sagen: ähnlich wie der Verkehr mit Kindern (und wahrlich nicht nur mit den besten) in so eine Kindesseele Blicke thun läßt, die weit über den Horizont unserer Erde hinausreichen und die unser Auge voller Staub und Thränen allein zu thun nicht mehr im stande wäre.

Ländliches Proletariat. Wenn ich auch hierbei zuerst den kleinen Mann mehr der östlichen Teile des Vaterlandes im Auge habe, weil da die Bevölkerung ländlicher Arbeiter im Verhältnis zu der Arbeiterzahl überhaupt maßgebend in den Vordergrund tritt, so ist mein Bild im großen und ganzen auch für den Westen zutreffend, nur ist hier mehr Licht, im Osten viel, viel mehr Schatten sittlicher und physischer Jammer. Der ländliche Arbeiter wird sich vom städtischen auf lange noch immer vorteilhaft dadurch unterscheiden, daß die Not, das Gespenst Hunger und Elend nicht auch unmittelbar mit dem Tage der Verdienstlosigkeit, der Erwerbsstockung in seine Fenster gucken und, im Hinblick auf seine Familie, ihn zu dumpfer Resignation oder noch öfter schwerer Erbitterung und Groll mit seinem Geschick treiben. Der ländliche Arbeiter, der im Durchschnitt mehr oder minder immer etwas Ökonomie betreibt, sein Schweinchen, Kuh oder Ziege hält und darum Vorräte hat und haben muß, kann die Kalamität einer Arbeitsstockung ꝛc. wochen- ja monatlang aushalten, weil es ihm eben noch nicht gleich an direkter Leibesnahrung und Notdurft gebricht; er gehört darum auch nicht, in der erschöpfenden Bedeutung des Wortes, zum Proletariat, zu denen, die aus der Hand in den Mund leben.

Ein weiterer großer Vorzug, im Vergleich zu seinem städtischen Bruder, ist die Art seiner Beschäftigung und (trotz alledem und alledem) seiner Wohnung, die, so bescheiden und gewöhnlich unzureichend sie auch sein mag, doch etwas hat, das derjenigen des Stadtproletariers fast immer fehlt: Luft und Licht. Seine gewiß im ganzen anstrengende Thätigkeit hält aus demselben Grunde ihn körperlich und sittlich gesunder und läßt unter sonst denkbar bescheidenen Verhältnissen doch noch blühende, sonnverbrannte Buben und Mädchen aufwachsen, eine Generation, die immer noch wieder das Bestehen unseres Vaterlandes gewährleistet.

Ein nur zu bekanntes, wirtschaftlich sehr ernst zu nehmendes Klagelied, seitens der ländlichen Arbeitgeber, ist die Entvölkerung des Landes, das Strömen zur Stadt seitens der benötigten Arbeitskräfte. Als Grund

wird gewöhnlich schlankweg die unsittliche Sucht des kleinen Mannes nach Verdienst und vor allem Vergnügen angegeben. Die Ursache liegt indes viel tiefer. Jeder aufmerksame Beobachter wird zuerst feststellen müssen, daß der ländliche Arbeitgeber mindestens ebenso unter der Qualität wie Quantität der Arbeiter leidet — wird feststellen müssen, daß je kleiner ein ländlicher Betrieb ist, je mehr der Arbeiter, das Gesinde quasi mit zur Familie gehört, je weniger ist die Arbeiterfrage auch eine brennende, aber tritt um so mehr in den Vordergrund, je mehr der Bauer „Gutsbesitzer" wird, was leider mehr und mehr der Fall. Der kleine Mann, das Gesinde, diese Ergänzung unseres eigenen körperlichen Ichs, der im ganzen, wie gesagt, um so treuer zu uns halten wird, je näher er uns im Dienstverhältnis steht, dient auch heute noch, so unglaublich das klingen mag, nicht um Lohn allein, sondern auch um die Liebe seines Herrn; auch wenn er's nur unbewußt thut. — Man hat seit einem halben Menschenalter mit viel Erfolgen und systematisch daran gearbeitet, den Geist des Volkes zu heben, und zu entwickeln — hat man dies auch mit der Volksseele gethan? Hat man nicht so, mit Wärme ohne Licht, Kellertriebe gezeitigt? Ich will die Beantwortung dieser ernsten Frage dem christlichen Leser überlassen, dem sie gewiß selbst schon oft aufgetaucht ist. Jedenfalls mußten folgerichtig, namentlich, beim Mangel des oben angedeuteten Lichtes, höhere Lebenshaltungsansprüche und Lebensstellungsansprüche (und die letzteren wohlberechtigt) erwachen und insonderheit ein Freiheitsdrang, der immer spürbarer, oft ungestüm wird, namentlich seit der letzten Erhebung unseres deutschen Vaterlandes in den Feldzügen 1870/71. Der kleine Mann will eben nicht mehr einer exklusiven Klasse angehören, er will Mensch unter Menschen sein. Ist man ihm hier entgegengekommen — entgegengekommen seitens der sogenannten besseren Gesellschaft? — Ist nicht vielmehr (und nicht zum mindesten durch immer mehr zur Geltung kommenden seelisch tötenden Einfluß des Mammonismus) die sociale Kluft eine immer größere geworden? — Proletarier, Enterbte der Gesellschaft hier — „Gebildete," Besitzende, kurz: „bessere Gesellschaft" dort — dazwischen kein Steg, keine Brücke! — O, ein Tröpfchen Heilandsliebe ins Herz, ihr Herren, ein Tröpfchen!

Hat man versucht, den Freiheitsdrang, zu dem man doch selbst den Anstoß gegeben, in geordnete Bahnen zu lenken? Hat man nicht aber dadurch, daß man es nicht that, weil man kein Verständnis dafür hatte, dem geschwollenen Strome selbst geheißen, die Deiche zu durchbrechen, um vielleicht einmal die Fluren des Fleißes, auf ein Menschenalter hinaus, zu vernichten?! — Und dies sind die Gründe, die den intelligenteren Arbeiter des Landes nach der Stadt treiben und dem Arbeitgeber das Fehlen der Arbeitskräfte weniger quantitativ als qualitativ fühlbar machten. Es ist meine feste Überzeugung — und sie gründet sich auf reiche Erfahrung —, daß es nur eine Frage der Zeit ist, daß auch die Landwirtschaft, namentlich der Großgrundbesitz, im Gegensatz zu dem verpflichteten Arbeiter (Instmann, Heuerling, Drescher), nur mit freien Arbeitern wird rechnen müssen und — sobald sich das Verhältnis erst geklärt hat, das ist ebenfalls meine feste Überzeugung — auch nicht zu seinem Schaden. Ich habe es (in den östlichen Provinzen sonderlich) oft

genug erlebt, daß der verpflichtete Arbeiter (und zwar immer die tüchtigsten und brauchbarsten derselben) seinen Dienst kündigte, sich ein kleines Anwesen, gewöhnlich mit Schulden schwer beladen, erwarb, um alsdann, nach wie vor den größten Teil seines Verdienstes auf dem Gutshofe zu suchen; er stand sich so kaum besser, jedenfalls sorgenvoller, aber — er war ein freier Mann. Auf diese Art habe ich, wie die Pilze, ganze Kolonien solcher kleiner Anwesen um Orte herum entstehen sehen. Und wohl ihm, wo eine gewisse Pietät, Heimatliebe und vielleicht eine Portion gesunde Moral den kleinen Mann zu diesem Mittel, seinen Freiheitsdrang zu befriedigen, greifen hieß und ihn nicht hinaustrieb nach der Großstadt! Hier aber ist der Punkt, wo man vorausſehend und großherzig die Hebel hätte ansetzen müssen, den Freiheitsdrang in segensreiche Bahnen zu lenken, wo man ihn noch (ist gleich viel verloren) ansetzen muß, indem man selbst (Arbeitgeber jeder, der das Wohl und die friedliche Entwicklung unseres Vaterlandes auf dem Herzen trägt) dem kleinen Mann in seinem Ansiedlungsbestreben behülflich ist, es zu einem hoffnungsfreudigen macht. Ich habe, wie oben gesagt, solche kleine Anwesen sehr oft beobachtet, habe noch kürzlich mit erfreutem Herzen die Ansiedler auf den Rentengütern der Provinz Posen begrüßt, diese Pioniere germanischer Kultur, und ich muß sagen: nichts wird dem drohenden Verhängnis, der Theorie der Besitzlosigkeit, einmal zäher, unerbittlicher Widerstand leisten, als diese kleinen Besitzer, die weit mehr wie der Großgrundbesitzer mit ihrer Scholle, um die sie mit ihrer Faust ringen, zusammengewachsen sind und sie verteidigen werden bis zum letzten Blutstropfen. Und dies ist den Herren der Umsturzpartei, die nur Unzufriedenheit, nie aber hoffnungs- und darum friedvolle Menschen brauchen kann, wohlbewußt, und daher ihr Schäumen gegen eine so sittliche Lösung eines Freiheitsdranges.

Ich sagte oben, das Bild des ländlichen Proletariers von West und Ost sei im ganzen dasselbe, nur daß dort mehr Licht, hier viel mehr Schatten — sittlicher physischer Jammer sei. Warum? Weil hier der Großgrundbesitz vorherrschend ist, ein inniger Kontakt, ein gegenseitiges Interesse fehlt und immer mehr fehlt und fehlen wird und daher auch aus oben entwickelten Gründen Arbeitermangel in jeder Gestalt eher zu- als abnehmen dürfte. Es ist dies ein herbes Wort, das ich ausspreche, und doch müßte ich wider meine Überzeugung sprechen, wenn ich anders sagte.

Mir steht da ein großes Majorat des Ostens vor Augen: Ein bedeutender Forst- und Güterkomplex mit einer ganzen Beamtenschar gehört dazu. Der Majoratsherr war Patron verschiedener Kirchen und stand in dem Geruch, ein ernster, überzeugungstreuer Christ zu sein; und er verdiente diesen Ruf, vom einfach menschlichen Standpunkt aus betrachtet, auch gewiß. Wo es eine Kollekte für Mission (auch sogar für Innere) anlangte, griff der allerdings sehr vermögende, aber sonst kleinlich sparsame Mann tief in seinen Beutel. — Und doch — erhingen sich auf seinen Gütern im Laufe der Jahre eine erschreckliche Zahl der Instleute, größtenteils ältere Männer (ich glaube auf einem Gute ein halb Dutzend) und warum? Ja, weil es Menschen waren, die keinen sittlichen Halt, kein Christentum hatten — Menschen, die teils sogar dem Trunke ergeben

waren! — War das Wahrheit? Ja, das war's! Aber es war noch etwas anderes, was sie in den Tod trieb, etwas, dessen sie sich vielleicht selbst nicht klar waren, als sie den Strick ergriffen: Es war der Jammer der Hoffnungslosigkeit! — Ihr Majoratsherr war wahrlich kein Tyrann, er war ja, wie gesagt, ein Christ. Aber — lieber Leser, — Christ sein und Christentum leben, das sind zwei Dinge, zwischen denen ein grausiger Abgrund liegen kann, der manchen armen Schelm schon verschlungen hat. Zwei so verschiedene Dinge, wie der sterile Boden, der die Gottessonnenstrahlen nur auffängt und jener, der Luft und Wärme zur sprossenden Vegetation verarbeitet. Christentum leben, das hatte aber das hocharistokratische Majoratshaus ebenso verlernt, wie der größte Teil der Menschen dem Mitmenschen und insonderheit dem wirtschaftlich Schwächsten gegenüber. Und ich will es ehrlich gestehen — trete ich einmal vor Gottes Richterstuhl und der ernste gewaltige Engel schlägt dort oben das Buch meines Lebens mit all den Sünden darin auf, — ich werde nicht beben, ich werde getrost meinen Heiland anblicken und seines Leidens und Sterbens gedenken. Aber wenn mich dieser Heiland fragen wird: Ich bin hungrig gewesen, hast du mich gesättigt? Ich bin nackend gewesen, hast du mich gekleidet? Ich bin durstig gewesen, hast du mich getränkt? Ich bin traurig und verzweifelnd gewesen, hast du mich getröstet? Was du aber diesem der Geringsten einem gethan hast, das hast du mir gethan, und was du ihm geweigert oder auch nur versäumt hast, das hast du mir verweigert, an mir versäumt! Dann wird ein Zittern und Zagen durch meine Seele gehen, weil ich fühlen werde, daß Ströme Heilandsblutes dazu nötig wären, diese Unterlassungssünden wegzuwaschen. — Lieber Leser, wie viele wird hier ein Zähnklappen ankommen!? Auch unser Majoratsherr wird nicht verschont bleiben. Er hält sich gewiß im allgemeinen auch für einen Sünder, aber für diese schwere, furchtbare Sünde hat er kein Verständnis, wie ihm das Verständnis für die Nöte, ja die ersten Existenzbedürfnisse (zu denen eben nicht bloß Kleidung und Nahrung zählt) des kleinen Mannes von Generation zu Generation mehr und mehr abhanden gekommen ist, bis sich denn diese tiefe sociale Kluft aufgethan hat — aufgethan hat zwischen Menschen, die doch alle, und sei es auch nur in matten, kaum erkennbaren Strichen unter der verworfensten Schale, das Bild ihres Gottes tragen, unter gleichen Bedingungen leben und sterben, seelisch und körperlich dieselben Bedürfnisse haben. — Ihr Herren, ein Tröpfchen Heilandsliebe!!

Es ist wahr, dem, der nicht auf diesem Standpunkt steht, kann ein Ekel, ein Grauen ankommen, auch mitunter beim Betrachten solchen ländlichen Proletariats, das sich doch sonst noch vorteilhaft vom städtischen, dem es so viel Rekruten stellt, unterscheidet. Gott sei Dank, ist ebensoviel Schatten auch fast nur beim Großgrundbesitz zu treffen, wenn ich auch gern schöne Ausnahmen zugestehe. — Bis zur Konfirmation, wo die ländliche Schule oft ihr Bestes thun und entschieden auch unter günstigeren Verhältnissen arbeiten kann, als ihre Kollegin auf dem seichten Stadtboden, ist die Entwicklung der Buben, der Mädchen eine, wie gesagt, leidlich gute. Aber was dann? Wer kümmert sich dann um die Entwicklung, in erster Reihe sittlicher Natur, des Knechtes, der Magd, des Instmanns,

falls die Kinder es nicht überhaupt vorziehen, gleich zur Stadt zu gehen? — Jedes Ding soll auf Erden, auch schon nur in einem Kulturstaate, geschweige in einem christlichen Staate (es ist doch erlaubt, unser Vaterland so zu nennen!?) seinen sittlichen Endzweck haben. Und so haben wir zuerst für die sittliche Vervollkommnung des kleinen Mannes (es sei Gesinde oder Instmann ꝛc.) zu sorgen nach bestem Wissen und Gewissen und dann erst uns seiner Kräfte, als Ergänzung unseres eigenen Ichs, zu bedienen. Und um dies zu thun, wird nirgend ein geeigneterer Boden, als gerade die ländlichen Verhältnisse darbieten, gefunden werden. Wie könnte auch heute noch der Gutsherr — der „Gutsvater" die Gutsfrau die „Gutsmutter" sein, und so erziehend Segen und Christentum in oben gekennzeichneter Weise leben und das Heilandswort wahr machen, vor dessen Nichterfüllung uns einmal grauen wird! — Wie könnte durch solchen freundlich menschlichen Kontakt zwischen Herr und Arbeiter, durch Kind und Familie, die Kluft überbrückt, das gänzlich fehlende gegenseitige Vertrauen geweckt werden! — Ihr Herren, ein Tröpfchen Heilandsliebe!

Wenn die Socialdemokratie über die Hungerlöhne des ländlichen Proletariats zetert, so ist das zum mindesten Übertreibung, schon aus dem einen Grunde, weil sie die Lohnemolumente desselben fast nie in Anrechnung bringt. Aber der kleine Mann dient eben auch nicht bloß um Geld und Geldeswert, sondern auch um die Liebe, das Vertrauen seines Herren. Wo er aber steht, als ein exklusives Etwas, der Arbeitnehmer dem Arbeitgeber gegenüber, wo er sich sagt, du bist nur die bezahlte Kraft, die ausgenutzt weggeworfen wird, für deine Familie, deine Kinder, deine Nöte, deine Freuden hat niemand auch nur das entfernteste Verständnis und Interesse, da — so stumpfsinnig ist auch der letzte Arbeiter in der Tretmühle solchen Daseins nicht, um sich seine Hoffnungslosigkeit nicht heraus zu philosophieren und mit ihr den besten sittlichen Halt zu verlieren: „Her, du Branntweinflasche, du Sorgenbrecher, daß man den Jammer nicht spürt! Mein Vater ist Instmann gewesen, ich bin eben ein solcher Elendskerl und meine Kinder, gehen sie nicht nach der Stadt, werden's auch zu weiter nichts bringen, drum nur her, her die Branntweinflasche!" Das sind Worte, die mir oft ins Herz geschnitten haben. Und wenn dann der Branntwein nicht mehr hilft, weil der Körper (wie so oft) branntweindurchfeucht ist, das Alter aber oder die frühe Arbeitsunfähigkeit da ist und das Gespenst der Hoffnungslosigkeit immer kälter, immer schrecklicher die Faust auf die Schulter legt, der Mann den Seinen eine unverhohlene Last wird, dann — ja dann noch einen kräftigen Schluck und dann — — der Strick. . . . .

Einen Tropfen Heilandsliebe, ihr Herren! — Ihr, wir haben Saaten gesäet, die wir nicht werden ernten wollen und doch ernten müssen! — Mir steht plötzlich, wie ich dieses schreibe, das selten freundliche ja ansprechende Antlitz eines greisen Instmanns jenes erwähnten Majorats vor Augen. Der Mann war nicht einmal Trinker (es war dies eine Seltenheit), ja, man konnte ihn (ebenfalls eine Seltenheit) wohl einen Christen, ja kirchlichen Christen nennen. Er war schon sehr schwach, der alte N., und konnte oft wochenlang nicht zur Arbeit kommen, und wenn er dann kam, so schleppte er sich mühsam fort und auf seinem Gesicht lag

ein Zug des Kummers, der Hoffnungsloſigkeit, der mir unvergeßlich iſt. So war er auch eines Tages wieder einmal gekommen, doch ſchon des andern Tages blieb er weg. Er hatte ſich aufgehängt. Die Hoffnungsloſigkeit, die Verzweiflung, daß er, der bei ſeinem Schwiegerſohn, der ebenfalls Inſtmann war, lebte, ſich nicht mehr ernähren könne und von ſeinen ſelbſt mühſam mit der Exiſtenz ringenden Kindern nicht erhalten werden konnte, hatte ihn in den Tod getrieben: Wer wirft den erſten Stein auf ihn?! Damals habe ich das mir ebenfalls unvergeßliche Wort, in Bezug auf den Erhängten, von einem andern Inſtmann gehört: „Was heißt Sünde!? Der alte N. hat's ganz recht gemacht: Was bleibt uns übrig, wenn wir nicht mehr arbeiten können? Wir müſſen uns alle einmal aufhängen!" — Ihr Herren, ihr Herren, ein, ein Tröpfchen Heilandsliebe! —

Jede Pflanze der Schöpfung braucht zur geſunden Entwicklung, außer Regen und Tau, das Sonnenlicht, ſo muß jeder (auch nur im beſcheidenſten Maße) denkende Menſch, neben der Arbeit, tüchtiger, alle Kräfte (ohne ſie indes aufzureiben) in Anſpruch nehmenden Arbeit auch eine Erholung haben, die um ſo regenerierender ſein wird, je reiner und ſittlicher ſie iſt. Wie ſteht's aber gemeinlich mit der Erholung des kleinen Mannes, des Proletariers, auf ſolchem mehr gekennzeichneten großen Betriebe? Nun ich will dir's ſagen: Für die Alten wieder die Branntweinflaſche, für die Jungen der Tanzboden — Trunk, rohe Sinnlichkeit, das iſt die Erholung der Hoffnungsloſen, genau wie auf dem untergehenden Schiffe ein undisciplíniertes (d. h. durch Liebe und Strenge nicht erzogenes) Matroſencorps ſich berauſcht — und die Folgen? Grobe Ausſchweifungen, Prügeleien, ja Totſchlag nicht ſelten — im Trunk erzeugte unglückliche Geſchöpfchen — ehrenbare Brautpaare (dies die Regel, das Gegenteil die ſeltenſte Ausnahme). —

Mir ſcheint, wie der liebe Herrgott es ganz genau abzuwägen weiß, wie viel Laſt und Freud uns für unſern Lebensweg taugt, ſo ſollten wir ebenfalls wiſſen, welche Portion Erholung neben der Arbeit unſere Kinder bedürfen und — ſo deucht mir — erſt recht, wo es die uns von Gottes und Rechts wegen zuerkannten großen (und ſeien es auch manchmal vielleicht die ungezogenſten) Kinder, unſer Geſinde, den kleinen Mann, anlangt. Aber noch mehr wohl kommt's dabei auch auf die Art der Erholung an, vielmehr, die Fertigkeit ſie zu geſtalten, zu einer wahren, d. h. eben geſitteten zu machen. Hier würde aber oft ſchon unſere bloße Gegenwart, vorausgeſetzt natürlich, daß ſie ſich nicht im traurigen Rahmen eines Aufpaſſers bewegt, Segen zu ſtiften im ſtande ſein, wenn wir — Menſch unter Menſchen — mit Weib und Kind eine leicht rohe Freude auf eine ſo billige Weiſe zu adeln wiſſen, und dies — ich muß das van Marken'ſche Wort nochmals citieren: „in unſerm Intereſſe", wenn dies auch nicht der Grund ſein darf. Der kleine Mann, der, wie geſagt, viel mehr natürliches Taktgefühl beſitzt, als man ihm zutraut, beſitzt auch eine hochentwickelte Feinfühligkeit, und du wirſt ihn nie darüber täuſchen, wenn du, ohne von deinem Herzen gedrängt zu ſein, in ſelbſtiſcher Abſicht, um ihn bei guter Laune und Zufriedenheit zu erhalten, einmal den Maître de plaisir machſt, oder dich wenigſtens an ſeinem Vergnügen be-

teiligſt. — Jeder Unwahrheit folgt der Fluch auf dem Fuße, einer ſolchen aber ein doppelter. Die Sprache des Herzens, die Sprache des Mitmenſchen muß er fühlen, und die iſt auch heute auf die Dauer noch unbeſiegbar und kann ohne Opfer noch Wunder thun: Hätte jenem armen Inſtmann, von dem ich eben ſprach, auch nur eine Stunde vor ſeiner verhängnisvollen That, ſein Herr, ja irgend eine treue Seele der „beſſeren Geſellſchaft“ auch nur treu die Hand gedrückt und vielleicht ein freundliches mitfühlendes Wort geſprochen, der Hoffnungsloſe, Verzweifelnde hätte, wie der Nachtwanderer im Moore beim Aufblicken eines Lichtes, von dem er noch nicht einmal weiß, ob es nicht ein Irrlicht iſt, aufgeatmet, hätte wieder Lebensmut und Hoffnung geſchöpft und — die That wäre nicht geſchehen. Ja, es iſt ein Meer von Sünde, was wir da, dem Schwächſten der Geſellſchaft gegenüber, auf unſerm Gewiſſen haben. —

Die Exiſtenz ohne Hoffnung, die Erholung ohne Adel macht nicht ſelten die Unzucht zur Marktware, die leider für blankes Gold reich begehrt iſt: Ich kenne eine Gegend (es koſtet mir Mühe, ihr nicht durch Nennung des Namens das Brandmal der Schande auf die Stirn zu drücken), wo das Ammenweſen zu einem überaus flotten, weit und breit berühmten Induſtriezweig geworden iſt. Hebammen, Doktoren ſind Vermittler und Lieferanten und liefern je nach Zahlung für Speſen ihre Ware hauptſächlich in die beſten Häuſer der Hauptſtadt, um (das iſt meine unumſtößliche Überzeugung) unſere Kinder mit der Mutter- vielmehr mit der Ammenmilch nur zu häufig ſittlich zu vergiften. Daß dieſe armen Geſchöpfe gewöhnlich die Töchter eben ſolchen kleinen Mannes ſind, brauche ich nicht erſt zu erwähnen. Ich habe es erlebt, daß ſolche Weſen 4—5 mal außerehelich geboren haben und ebenſo oft dann als Amme Kapital aus der Unkeuſchheit ſchlugen. Einen in ſeiner Bedeutung ſchrecklichen Namen hatte die vox populi jenen Frauen gegeben, die (gewerbsmäßig oft) Kinder der Ammen, freilich gegen ein ſehr geringes Entgelt in Pflege, „auf Ziehe“, nahmen, ſie nannten ſie „Engelmacherinnen“, weil ein hoher Prozentſatz der ihnen anvertrauten Würmchen ſehr bald Engel wurden, d. h. ſtarben. — Wehe! aber dem Volke, das durch ſeeliſche, oder körperliche Not, oder beides, ſeine Töchter zwingt, den heiligſten Trieb unſeres Geſchlechtes, den die Natur ſelbſt bewunderungswert in die Bruſt der Beſtie gepflanzt hat, zu erſticken: Die Mutterliebe zur Phraſe, ja zum Morde zu machen. — Was iſt gegen ſolchen Fluch im letzten Falle, ein Abrahamsopfer von uns, wenn die Natur (oder Korruption!!) der eigenen Mutter die Nährquelle verſagt!!

Doch zu ein paar lichteren Bildern, an denen ich zeigen möchte, wie leicht es iſt, einen wenn auch ſchmalen Steg, ſo doch immerhin einen Steg über den Abgrund zu ſchlagen, der den kleinen Mann vom beſſer Geſtellten trennt, in ſeinen Nöten ihm zu helfen, hoffnungsfroh zu machen. Iſt der Steg auch nicht breiter anfangs als der ausgeſtreckte Arm eines Menſchen, er wird doch ſo feſt halten wie zwei treu ineinander geſchlagene Chriſtenhände und die halten wohl feſt, wenn namentlich das bewußte Tröpfchen Liebe dahinter ſitzt. Ich war in der Lage, längere Zeit einem Güterkomplex vorzuſtehen. Beſonders auf dem einen Gute fand ich der obigen Schilderung traurig ähnliche Zuſtände unter den

Inſtleuten. Namentlich wurde ich auf eine nicht zu den verpflichteten Arbeitern des Gutes gehörige Familie aufmerkſam gemacht. Es war Winter, ein kalter Dezemberwind fegte über die kahlen Felder. Ich trat in ein kleines Stübchen, das die Wohnung der Familie bildete. Ein Tiſch, zwei Stühle und eine Ofenbank bildeten die Einrichtung. Dazu kam an der rechten Wand eine Bettſtelle, die Betten darin die dürftigſten, die es geben kann. In ihm lag der Mann, ein Trinker, im Sterben, die Frau, eben entbunden, mit ihrem in einige Lumpen gehüllten Säugling. Am völlig kalten Ofen hocken halberſtarrt 2 Mädchen im Alter von 8—10 Jahren. Außer einer kleinen Quantität Kartoffeln und etwas Salz war keine Nahrung im Hauſe. Der Mann ſtarb bald, glücklicherweiſe auch das Jüngſtgeborene, für das die vollſtändig entkräftete Mutter auch keine Nahrung gehabt hätte. Meine Frau ging natürlich täglich hin. Es wurde für Feuerung und Nahrung geſorgt, und wenn meine Frau das Wochenſüppchen mittags und abends trug und mit dem armen Weibe ſprach, ſah ſie auch ſonſt im Stübchen und bei den beiden kleinen Mädchen etwas zum Rechten, machte beſcheidentlich die Frau auf dies und jenes aufmerkſam, wie ſie ſpäter flicken, kochen, backen, reinigen ꝛc. könne, mit einem Wort etwas rationeller wirtſchaften, um, bei ihrem ſchmalen Verdienſte, das Durchkommen möglich zu machen. — Ich muß hier einſchalten, daß dieſe erziehliche, ich möchte ſagen: „mütterliche“ Thätigkeit einer Frau „der beſſeren Stände“ gewiß noch traurigere Notwendigkeit beim ſtädtiſchen Proletariat wird, wo weibliche Fabrikarbeit nicht bloß die Mutter der Familie entzieht, nein auch die Töchter für den ſpäteren Beruf einer möglichſt ſparſamen Hausfrau völlig ungeſchult läßt, notwendig iſt ſie in der ländlichen Arbeiterfamilie, aus ganz ähnlichen Gründen, auch gar ſehr. Auch das Landmädchen, wenn es nicht nach der Stadt geht, wo es gewöhnlich verloren geht, kommt nach der Konfirmation in einen Dienſt, wo es zum ſeltenſten das lernt, was es nachher als Frau und Mutter doch ſo bitter nötig hat, ſparſames, rationelles Wirtſchaften. Und auch dieſer Übelſtand giebt direkt und indirekt oft den erſten Anlaß zum Trunke. Der Mann, der Bruder, Sohn muß im ländlichen Betriebe oft ſchwer und angeſtrengt arbeiten, mit der benötigten rationellen Ernährung aber hapert's. Kräfte ſollen und müſſen ſein, da muß denn das Höllenfeuer, Fuſel, Stickſtoff vorgaukeln, den ſaft- und kraftloſes Eſſen nicht geben können. Wie könnte hier auch vielfach durch umfaſſendere Einführung von Leguminoſen ꝛc. dem kleinen Manne geholfen werden! — Ich hatte oft die Bemerkung gemacht, daß die Hebammen ländlicher Diſtrikte dem Trunke ſehr geneigt ſeien. Auf meine eindringliche Frage erzählte mir ſolch eine Frau, daß die Verhältniſſe oft die beſten, bei ihrem anſtrengenden Berufe, zu dieſem Laſter drängten. Bei dem ſchmalen Verdienſt wären ſie kaum in der Lage zu Hauſe kräftig genug zu leben, geſchweige, ſich auf ihren Gängen entſprechend zu verproviantieren. Da müßten ſie z. B. nun in den ärmſten Familien bei Wöchnerinnen Nächte lang in größter phyſiſcher Anſpannung verbringen, und wenn der Körper ſein Recht verlange: Nahrung und Stärkung haben wolle, dann möchten ſie, wenn ſie nur könnten, der armen Frau lieber ſelber noch etwas geben, weil nichts im Hauſe ſei, außer einer Flaſche Branntwein, nun und —

da bliebe ihnen denn nichts übrig als auch — anfangs mit Widerwillen genug — zur Flasche zu greifen. —

Die arme Frau, von der ich eben sprach, erholte sich langsam, ja nie ganz, aber doch bald so, daß ich ihr leichtere Arbeit überweisen lassen konnte. Wenn sie nach der Küche kam, hatte ja natürlich meine Frau auch einen Teller Essen für sie, dabei fiel es ihr auf, daß sie wenig oder gar kein Fleisch genoß. Auf die Anfrage erwiderte sie schüchtern, daß sie so viel Jahre lang sich habe kein Fleisch kaufen können und nur von Kartoffeln und hauptsächlich Brot habe ernähren müssen, so daß ihr Magen gar kein Fleisch mehr vertragen könne und wenn sie sich doch einmal, weil sie's gar so gern äße, verführen ließe, tagelang krank sei. Nach längerer Zeit brachte sie, nachdem ich ihr schon halbwegs entgegengekommen war, mit einer Miene, die auf das Zutagetreten einer der größten Unverschämtheiten, die sie je in ihrem Leben begangen, schließen lassen mußte, die schüchterne Bitte vor, ihr ein kleines verlahmtes Schweinchen auf Abarbeit abzulassen. Natürlich wurde ihrer Bitte willfahrt, und das Weib hat redlich, bis auf den letzten Pfennig, den ja nicht zu hoch gegriffenen Preis, noch vor dem „Schlachtfeste" abgearbeitet, von dem, irre ich nicht, wir natürlich eine Wurst annehmen mußten und es gern thaten. Was war aus dem unter Entbehrung, Not, Gram, Krankheit fast stumpfsinnig gewordenen Weibe geworden! Ich hätte gewünscht, lieber Leser, du hättest ihm einmal in die Augen sehen können, dem freilich vor der Zeit alt gewordenen und nie wieder völlig gesundeten Weibe — weißt du, was da aus den Augen glänzte? Ein Strahl Hoffnungsfreudigkeit, der mir oft das Herz erquickt hat. Ihr ältestes Mädchen hat später bei mir gedient, nie hat das Weib es uns gegenüber an Freundlichkeit und Anhänglichkeit fehlen lassen, die sich nicht selten in rührender Gestalt äußerte, namentlich nachdem mich der Ruf des alten Herrgotts vom Osten hier nach dem Westen versetzte. — Und was habe ich, was haben wir dem Weibe und seiner Familie angethan? Welche große Opfer ihm gebracht? Keine, weil ich keine zu bringen hatte! Und ihm angethan? das was jeder, jeder andere (er brauchte nicht einmal Christ zu sein) ihm auch hätte thun können, aber — mein lieber Leser ich darf's wohl ohne Erröten sagen: ein, ein kleines Tröpfchen Heilandsliebe war vielleicht dabei, und das hat das Wunder vollbracht.

Ein zweites und ebenso unscheinbares Bild! Ich habe manchmal und darf sagen, in sehr ernsten, jedenfalls den besten Augenblicken meines Lebens, das redliche Bedürfnis gehabt, meine Hand auszustrecken, als Mensch dem Menschen, sie dem kleinen Manne zu reichen. Die Verhältnisse ließen es in früheren Jahren, zu meinem Schmerze, wenig zu, aber ich habe doch manchmal merken dürfen, daß der kleine Mann mein redliches Verlangen durchfühlte, und warm und wohlig davon berührt wurde. Und — man lächle nicht, wenn ich hier eines Briefes gedenke, den ich unlängst erhielt weit aus dem Osten, aus dem Gebiet meiner oben berührten Thätigkeit, das ich lange verließ, er stammt, von grammatischen und orthographischen Fehlern wimmelnd, von einem kleinen Handwerker, einem Zimmermann, dem ich auf erwähntem Güterkomplex die Leitung der Zimmerarbeiten übertragen hatte, und dieses mit mehreren Tintenklexen beglaubigte

Schreiben will nichts — nichts weiter, als erfahren, wie es mir geht? Was mein Weib, meine Kinderchen machen? — Ob (lächle nicht, lieber Leſer, mir hat das Wort Thränen ins Auge getrieben), ob ich ihn auch noch lieb und im Andenken hätte, wie er mich? ꝛc. ꝛc. Der auf einem nichts weniger als „anſtändigen" Papierſtückchen geſchriebene Brief war unterzeichnet: „Ihr alter Freund Z." — Lieber Leſer, der Brief geht mir nicht verloren, der Brief konnte es fertig kriegen, daß ich, trotz des verwünſchten Salzwaſſers, das mir die Brillengläſer verdunkelte, mit einem gewiſſen Gefühl des Stolzes hätte um mich blicken können, daß ich, einmal wenigſtens im Leben, beſtimmt den Ton getroffen, den echt menſchlichen und ſchließlich ſtaatserhaltenden, der verwandte Akkorde anſchlägt in der Bruſt jedes Mitmenſchen, ſolange dort überhaupt noch eine ganze Saite exiſtiert, und wahrlich, nicht zuletzt in der Seele des kleinen ſchwer um die Exiſtenz ringenden Mannes. Und wodurch war der alte liebe Kerl zu meinem „Freunde" geworden, daß er mich frug: ob ich ihn wohl noch ſo lieb habe, wie er mich? Ich kann mich nicht entſinnen, daß ich den Alten auch nur ein einzigesmal gelobt hätte, er bekam ſeinen Lohn (und wahrlich nicht hoch) wie jeder andere, ſonſt nichts; aber er wußte dennoch, daß ich mit ihm zufrieden war, ihm Vertrauen ſchenkte, wußte, wenn ich ihm einmal die Hand drückte, war in ſeiner Familie ein Unglück geſchehen, daß es ehrliches menſchliches Mitgefühl, Wahrheit war, das mich dazu trieb. Er wußte, daß es keine Abſicht, ſondern die ſchlichte von jenem Tröpfchen Liebe hervorgerufene That war, wenn meine Frau dem erſchöpften und durchfrorenen Alten, mit dem ich nach dem Feierabend noch dienſtlich Sachen zu beſprechen hatte, eine Taſſe Kaffee und einen Stuhl brachte und einen Gruß an ſeine Frau beſtellte, nach ſeinen Jungens ꝛc. fragte. —

Und noch ein drittes Bild will in meine Feder! — Überſchlag's, lieber Leſer, wenn dir die vorigen zu langweilig waren, denn dann — iſt auch das nachſtehende für andere ſkizziert. Seit vielen 30 Jahren, nunmehr ſchon beim dritten Nachfolger, lebt auf dem Pfarrhofe zu Z., als rechtes, echtes, lebendes Inventar, ein alter Kutſcher mit Weib und Kind. Beim erſten Herrn war er allein faſt 20 Jahre, ſein Bub, ſein Mädchen waren die Paten der Paſtorkinder. Der Bube ſtarb, die Mutter war kränklich, ſo wurde das Mädchen von den Töchtern des verwitweten Paſtors eigentlich erzogen, und ſelbſt, wenn der alte Herr an ſeiner Predigt arbeitete, Mariechen konnte, ohne Ahndung, mit irgend einem kindlichen Anliegen in ſein Zimmer kommen. Die Töchter waren die „Freileins" und der Sohn der „junge Herr." Und das bin ich im Munde der alten Leute geblieben bis auf den heutigen Tag. Und führt mich ſelten genug mein Weg einmal nach dem Weſten, und gar nach der alten Heimat, dieſe Bezeichnung berührt mich wie lieber, ſüßer Glockenklang aus ferner, ferner Kindheit. Natürlich nenne ich auch bis auf den heutigen Tag die beiden Leutchen bei Vornamen und Du. Ihr Lohn war immer nur ein ſchmaler geweſen, ſo daß ſie wohl erſt in den allerletzten Jahren ein paar Notgroſchen zurücklegen konnten, aber ſie waren zufrieden, weil ſie vertrauensvoll zu ihrem Herrn blickten, der ſie nicht ohne Not im Stich laſſen würde, und ſo ſahen ſie in ihrer Art hoffnungsvoll in die Zukunft.

Ich entsinne mich eines Umstandes, der besser als mancher andere von der gegenseitigen Liebe sprechen kann: Der hochbetagte Pfarrherr hatte eben in stiller Nachtstunde den Tod eines Christen ausgekämpft. Die beiden alten Leutchen standen nun bei mir, um ihn für sein letztes Bettchen zurecht zu machen. Da sollte der liebe Tote auch noch einmal rasiert werden. Ein Barbier war nicht im Orte. Da nahm denn der alte Friedrich das Messer und versuchte mit zitternden Händen seinem toten Herrn diesen letzten Dienst zu erweisen, doch plötzlich fällt ihm seine Frau, mit dem wie in wahrer Todesangst leise ausgestoßenen Schrei: „Fritze du schneid'st ja unsern Herrn!" in den Arm, nimmt ihm das Messer weg und verrichtet nun selbst die ihr jedenfalls völlig neue Beschäftigung. Dem lieben Toten, der der Erde Last und Schmerz in reichem Maße genossen, that ja gewiß so ein kleiner Ritz nicht weh, aber es lag in diesem Aufschrei der „alten Marie" so etwas Rührendes, Ergreifendes, ich möchte sagen: so eine kindliche Pietät, daß mir unwillkürlich die Tyränen in die Augen und (weiß nicht wie es kam) das Wort in die Seele kam: „des Vaters Segen baut den Kindern Häuser." Mit rührender Liebe pflegen sie denn auch heute noch die Gräber ihrer Pastorleute und deren Angehörigen und hängen an deren überlebenden Kindern mit seltener Treue, welche die drollige Gestalt annehmen kann: — Das Schreiben ist ja nicht ihre starke Seite, aber ein kleines Postpaket spricht ja am Ende auch, und wenn darinn auch nur (wie kürzlich für meine Frau) einige schöne selbstbereitete — Käse sind, die da schließlich von ein paar treuen über 100 Meilen entfernten Herzen sprechen können.

Und ich spreche hier nicht von Idealgestalten: — jenes arme Weib, jener Zimmermann, der alte Kutscher (und so manchen dürfte ich hier noch nennen), es sind nur Durchschnittsgestalten. Ja das alte, oben erwähnte Faktotum des Pfarrhofes war mitunter, namentlich von den Mädchen, selbst der Hausfrau, seiner Derbheit wegen, gefürchtet — aber das gegenseitige Interesse, der innigste Kontakt mit ihren Herren adelte ihr ganzes Thun und Treiben und machte ihre Lebensanschauung zu einer sittlicheren, aus demselben Grunde, wie nur ganz verworfene Kinder der Liebe und dem Vertrauen ihrer Eltern auf die Dauer Mißtrauen und Unredlichkeit entgegensetzen könnten. — So klagte mir einmal bei einem Besuche meinerseits die Kutscherfrau, daß ihr Mann, der alte gute Schlingel, ihr das Mehl gestohlen habe und zwar — für die Pferde seines Herrn, dessen Umstände es nur gestatteten, denselben sehr knappe Rationen zu verabreichen.

Ich deutete schon oben an, daß die ländlichen Arbeiterverhältnisse im Westen bessere seien, weil der Groß-Grundbesitz fehle und ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Herr und Arbeiter bestehe. Das letztere voll aufrecht erhaltend, möchte ich das erstere anlangend, wobei ich hauptsächlich Westfalen im Auge habe, hinzufügen, daß es hier doch auch der Größe nach recht hübsche Gütchen giebt, namentlich aber ihr Ertragverhältnis manchem Rittergute mindestens nahe rückt. Ich bereiste vor einigen Jahren einige Güter Westfalens, um das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und -nehmer kennen zu lernen. Und da will ich ehrlich gestehen, daß ich auch da noch, trotzdem so manches Herzerquickende des gegenseitigen Verhältnisses der Neuzeit zum Opfer gefallen ist, Zustände kennen lernte, die ich, Mann

des Ostens, für unmöglich gehalten hätte. So traf ich auf den historisch berühmten „Sattelmeier"-Gütern, die ja noch Traditionen, ja Institutionen von König Wittekind herleiten, die 8—12 Heuerlingsfamilien gewöhnlich in einem vollständigen Familienverhältnis zu ihrem Herrn stehend: Der Hausherr mit seiner Familie (und es gab dabei Husarenreservelieutenants) saß zu Tische vielfach in demselben Raum, ja an derselben Tafel mit seinem ganzen Ingesinde, d. h. Knechten und Mägden und sämtlichen gerade auf seinem Gut arbeitenden Heuerlingen. Eine Andacht oder Gebet vor, ein Gebet nach Tische wurde gemeinsam gehalten, ein und dieselbe äußerst kräftige Kost, die mir stets vorzüglich schmeckte, wurde von der Hausfrau für alle verabreicht. Dabei ist's nicht selten, daß in der 5. und weiteren Generation ein und dieselbe Heuerlingsfamilie derselben Herrnfamilie dient. Zum größten Teil besteht auch noch das trauliche Du zwischen beiden Teilen, die eben nicht zwei getrennte Teile sind, sondern ein gemeinsames Interesse haben und darum zusammenhalten. So erzählte mir einer der Besitzer, ein äußerst intelligenter Mann, als wir von der, aus den Industriecentren natürlich auch hier haltlos ausgestreuten Saat der Unzufriedenheit durch die Socialdemokratie sprachen, daß einer seiner Heuerlinge ihm gesagt habe: „Ja ich ginge wohl auch fort nach der Stadt, aber ich kann nur nicht. — Ich weiß nicht warum, aber ich bin mit dir von Vaters her so zusammengewachsen, daß ich nicht weg kann." Trotzdem völlig rationell d. h. den Errungenschaften der Neuzeit Rechnung tragend, gewirtschaftet wird, ich auch teils eine völlig korrekte Buchführuug antraf, besteht die Lohntabelle vielfach doch nur auf dem Boden des gegenseitigen Vertrauens: Der Herr notiert keinen Arbeitstag, das thut nur der Heuerling und zwar früher, wie mir erzählt wurde, indem er bei jedem Arbeitstage einen Kerb („Kerbholz") in einen alten Holzschuh machte. Jährlich wird nur einmal berechnet, d. h. der Heuerling sagt: „Ich habe so und soviel Tage gearbeitet!" Und hiernach wird das eventuelle gegenseitige Konto beglichen. Als ich meiner Verwunderung über dieses, mir leider Gottes, völlig neue Vertrauen Ausdruck gab, meinten die Herren lächelnd: „Wir haben nie Veranlassung gehabt auch nur eines angegebenen Arbeitstages wegen Mißtrauen zu hegen." Fast ist es selbstverständlich, daß ein solches stabiles Vertrauens- und gegenseitiges Interessen-Verhältnis nicht nur eine Wohlhabenheit des Herren sondern auch vielfach des Heuerlings bedingt. — O möchten darum doch auch die Herren „Meier" das mehrberührte Wort van Markens vom gegenseitigen Interesse, zum Wohle unseres Vaterlandes, weiterhin beherzigen und nicht in der dann auch für sie ebenso nachteiligen Bedeutung mit dem „Rittergutsbesitzer" jene tiefe Kluft aufreißen, zumal die isolierte altgermanische Lage ihrer Besitzungen einem patriarchalischen Verhältnis so günstige Bedingungen stellt.

Ich komme nun zum städtischen Proletariat. All die traurigen Merkzeichen, die wir beim Gesamtbilde des Proletariats sahen, sie kommen hier hervorragend zur Geltung, weil wir's im vollen Sinne des Wortes mit jenen Ärmsten zu thun haben, die, wenn sie einen Tag verdienstlos sind, auch mindestens am andern Tage hungern, jene Armen, die nicht einmal (der altrömischen Bedeutung des Wortes entsprechend) durch ihre Nachkommenschaft (proles) dem Vaterlande und seiner Existenz

sonderlich dienlich sein können: Generationen, die aus solchen Zuständen hervorgehen, die häufig schon allein im Wohnungselend ein sittliches und körperliches Verkommen unabwendbar machen, werden schwerlich einmal — ist die Gefahr da — selbst wenn sie es wollen, das Vaterland retten. Es ist eine fast trostlose Aufgabe, hier zu berichten, zu malen, Eindrücke wiederzugeben, die, hat man sie aufnehmen müssen, man so gern in ihrer grausigen Menetekelsprache wieder vergessen möchte, müßte uns das Gewissen nicht treiben, sie schonungslos aufzudecken, um so wenigstens eine Eiterbeule des schwärenbedeckten Körpers unseres geliebten Vaterlandes zu öffnen und vielleicht einer Heilung nahe zu bringen. Der ländliche Proletarier mag roher, weil weniger intelligent sein, zu einer solchen sittlichen Ungesundheit, zu einem solchen Kulturzerrbild, wie wir's in der Großstadt in den Industriecentren finden, sinkt er nicht herab, nach demselben Prinzip, das verheerende Seuchen an die Anhäufungen menschlicher Existenzen fesselt. Sittliche Krankheit wie Socialdemokratie (deren regenerierende Bedeutung ich, wie gesagt, nicht in Abrede stelle) und, in ihrer letzten Konsequenz, Anarchie, werden daher nie auf dem Lande Staatsgefahr werden, solange es noch wahre ländliche Arbeiter giebt und in ihrer schönen socialen Bedeutung mehr und mehr giebt: da wird's aber in erster Reihe auf euch, ihr Arbeitgeber, ankommen.

Treten alle Merkzeichen des Proletariats beim städtischen Arbeiter intensiver hervor, so natürlich ganz besonders jener dunkle Ariadnefaden der Hoffnungslosigkeit, der durch diesen Jammer führt — „Gänge durch Jammer und Not," so habe ich denn auch immer nur in der Presse meine Fahrten im deutschen Vaterlande durch das städtische Proletariat zu bezeichnen vermocht. — Hier, lieber Leser, wieder einige Bilder, findest du sie der Überschrift nicht entsprechend — findest du den sittlichen Todeskeim, die Hoffnungslosigkeit nicht drin, so setze darüber, was dir gefällt.

Es ist in einer Eisenindustriestadt. Ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung ist mit dem Polieren der weltberühmten Stahlwaren beschäftigt, die unser Auge so oft erfreuten, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, wie viel Menschenblut und Menschenleben an diesen spiegelblanken Scheren und Messern klebt. Ich trete in eine Arbeiterwohnung. Zwei Stübchen — ärmlich aber freundlich, sauber — bilden dieselbe. Ein junges, etwas abgehärmtes Weib, drei kleine Kinder, davon das jüngste in der Wiege, sind die Bewohner, dazu kommt der Mann; er steht bei unserm Eintreten mühsam auf, uns zu begrüßen. Er ist keine dreißig Jahre alt, kräftig gebaut und trägt doch unverkennbar die Spuren eines auszehrenden Übels an sich. Ich frage, wie's ihm gehe: „Nicht gut — ich spucke Blut!" Verwundert sehe ich zu meinem Begleiter herum. „Ja Herr, er ist Schleifer, oder gar Polierer — nicht wahr?" antwortet der Führer bitter lächelnd. Wir gehen weiter: in der dritten, fünften ꝛc. Wohnung dasselbe trostlose Bild, das man dort so natürlich, so selbstverständlich fand, daß man gar kein Wort mehr darüber verlor; höchstens der Kassenarzt, der mit Interesse Zahlen zur Statistik der Berufskrankheiten und Sterblichkeit sammelte. Ähnliche, wenn auch minder traurige Erscheinungen, hauptsächlich durch das Arbeiten in der Nässe hervorgerufen, fand ich in manchen Bergwerkdistrikten. — Wie anders sehe ich seit dieser Zeit jede so blitz-

blanke Metallware an. — Wie ziehe ich still meine Börse und bezahle ohne Murren die anscheinend so teure Kohlenfeuerung. — Und wie sieht es in dieser Beziehung erst in der Thomasschlackefabrikation ꝛc. aus? — Lieber Leser, ihr Herren, wir alle, alle! ein Tropfen Heilandsliebe!

In einer andern Stadt (es war Hamburg) klopften wir, als uns, dicht vor der letzten Treppenstufe im Hinterhause, ein Lichtschimmer eine Thür ahnen ließ, dort an. Der Bewohner machte uns auf, er war „Schauermann" (d. i. Auf- und Ablader bei den Seeschiffen). Seine stämmige Gestalt hätte auf mich einen guten Eindruck gemacht, wenn nicht auf dem sonst frischen Gesicht ein Zug so rechter Bitterkeit und Gram gelegen hätte. Der Mann hatte seit Wochen keine Arbeit mehr bekommen können, die letzten Sparpfennige waren aufgezehrt, und der Hunger guckte nun hinein in das kaum 12 □m haltende niedrige, indes saubere Stübchen, in dem freilich auch eine schreckliche Atmosphäre herrschte, da der Zutritt frischer Luft bei seiner eingekeilten Lage absolut ausgeschlossen war. Drei Mädchen im Alter bis 10 Jahren drängten sich an den Vater. Ihren bleichen Gesichtchen, ihren Skrophelschwären sah man ja leicht an, daß es seit lange mit der Ernährung schlecht bestellt war, aber ebenso, daß ihnen die erste Bedingung zu gesunder Entwicklung eines so zarten Organismus fehlte: gesunde Luft und Licht. — Da es gerade Weihnachtszeit war, fragte ich, ob ihnen das Christkind nicht auch etwas bringen sollte? — Aber sie schienen gar kein Verständnis für meine Frage zu haben, indes sprach aus ihren tiefliegenden Augen so etwas, das einem in die Seele schneiden konnte, und das jedenfalls lautete: „Wir haben Hunger — Hunger!" — Der Mann trommelte düster an den Scheiben und sprach leise vor sich hin: „'s wird dies Jahr wohl verdammt wenig geben!" — Um eine Unterstützung bei der Armenkommission wollte er nicht einkommen, weil er dann politisch tot sei, bis er den letzten Pfennig bezahlt hätte, und da wollte er lieber noch eine Weile hungern. —

Natürlich waren unser „Schauermann", wie die vorher angeführten und flüchtig hier zu skizzierenden Gestalten, fast ausschließlich Socialdemokraten. Wie sollte es auch anders sein, bei dem grausig geringen Interesse, das bisher, mit wenigen Ausnahmen, die „bessere Gesellschaft" dem kleinen Mann und seinen Nöten entgegengebracht hat!

Daß der kleine Handwerker ebenso, ja oft noch mehr zum Proletariat zu rechnen ist, wie der Arbeiter, ist bekannt Ebenfalls in Hamburg traf ich z. B. einen Schuhmacher. Mit seiner zahlreichen Familie in jammervoller und natürlich erschrecklich teurer Hofwohnung, kämpfte er, ständig den Untergang vor Augen, hoffnungslos, verbittert und allem Anschein nach zu allem fähig, mit der Not, mit dem direkten Hunger. Verkommene, elende Geschöpfe waren seine Kinder, sein Weib bleich — stumpf erscheinend beinahe gegen allzureich über sie ausgegossenes Elend. Über die Hälfte des Verdienstes dieses Mannes verschlang die Miete, was blieb, reichte nicht recht, den Hunger zu stillen und war doch noch zum Verhungern eine Kleinigkeit zu viel: — der Mann war wilder Socialdemokrat. Über die herzzerreißenden Denkzeichen, die die Cholera, die „Domäne des kleinen Mannes in Hamburg," aufgerichtet, hier noch ein Wort zu sprechen, ist leider nicht Raum.

Je schwächer die ums Leben ringende Faust, je größer das Elend in seiner Wechselwirkung; wie oft ist mir das, im traurigen Gegensatz zur ländlichen Arbeiterbevölkerung, namentlich bei Frauen, Witwen aufgefallen. Ich denke da eines Weibes in einer rheinischen Industriestadt: Vier Treppen hoch, direkt unterm Dache, durch dessen Klappen sie auch das einzige Licht, freilich auch genug von jeglicher Witterungsunbill erhielt, traf ich dasselbe; auf einem Strohsack hockend, einen Säugling an der Brust. Ein Knabe und ein Mädchen von 6—10 Jahren saßen auf dem Fußboden des sonst völlig leeren Raumes und banden ganz kleine Holzscheite in (ich glaube) ein halb Schock haltende Bündel, die zum Feueranzünden verwandt wurden. Bei angestrengter Thätigkeit summierten sich den Tag über die Pfennige des Verdienstes zu ein paar Groschen. Es war herzzerreißend in diese müden, welken, jeder Kindlichkeit baren Kindergesichtchen zu sehen — in die Augen, aus denen auch nicht ein Funke Fröhlichkeit über die bleichen Wangen, wie ein Sonnenstäubchen über ein dunkles Erdenwinkelchen, fuhr. Von früh bis abends d. h. ihre ganze freie Zeit saßen diese armen kleinen Wesen bei ihrer tödlich eintönigen Arbeit, bis ihnen bei ihren trockenen Brotschnittchen die Augen zufielen und sie ebenfalls auf das gemeinsame Strohlager sanken. — „Für euch arme, kleine verkommene Wesen — so muß ich auch hier wieder ausrufen — wird gewiß einmal der alte Herrgott im Himmel ein ganz besonders warmes, sonniges Plätzchen aussuchen, wo ihr euch die müden und steifen Gliederchen werdet recken und erfrischen und die blöden Äuglein ergötzen können an all der Herrlichkeit!“ Freilich für die Erde da — werdet auch ihr verloren sein, wie Tausend und Abertausend, denn welchen sittlichen Wert dürftet ihr nach Menschengedenken wohl für euer Volk oder Vaterland haben, wenn euch der Tod nicht eben erlöst? —

In Magdeburg, in einer Hofmansardenwohnung, fand ich ein schon grauhaariges Mütterchen mit seinem 10jährigen Enkel. Es lebte seit lange getrennt von seinem liederlich gewordenen Gatten, von dessen Existenz sie nichts mehr wußte und ernährte sich und ihr Enkelkind nun durch das Nähen von Arbeiterhosen von Englisch-Leder. Sie hatte diese fix und fertig abzuliefern, das Garn dazu zu geben und auch zu bügeln, was größtenteils durch ihren Enkel geschah. Für diese Gesamtleistung erhielt sie vom Geschäft für das Paar Beinkleider 15 Pfg., und kam bei angestrengter Thätigkeit den Tag über auf 6 Paar, also auf 90 Pfg.; war indes sehr zufrieden, daß sie überhaupt noch Beschäftigung bekam, wo Tausende ohne Arbeit darben mußten. Früher freilich hätte sie für die gleiche Leistung 30 Pfg. erhalten, aber Konkurrenz und die große Arbeitslosigkeit hätten den Preis so gedrückt, während die Lebenshaltungskosten ebenso gestiegen seien. — Viele Frauen suchten sich durch Säcke flicken zu ernähren. Sie bekamen vom Geschäft für das Stück 1 Pfg. und kamen, wenn sie angestrengt arbeiteten und bei Zuhilfenahme eines Teiles der Nacht, wohl auf 60 Stück = 60 Pfg. pro Tag. Das sind ja gewiß schreckliche mit den heutigen Lebenshaltungsansprüchen im schreiendsten Widerspruch stehende Löhne, die mit aller Energie zu bekämpfen sind. Aber sie wirken sittlich und darum auch physisch lange nicht so verwüstend, wie mitunter der hohe Akkordlohn in der Hand des unreifen Burschen, der den schwachen sittlichen Halt, den er aus der Schule

ja vielleicht mit ins Leben genommen, in der wilden, völlig zügellosen Freiheit nach der Konfirmation im Umsehn wieder verliert und oft mehr verdient als sein alternder Vater, bei dem er nur als völlig unkontrollierbarer Schlafbursche existiert und mit dem Mehr natürlich doch noch weniger auskommt als mit dem Weniger: — Ja das „Erziehungsinterregnum vom 14.—18. Lebensjahre", das ist in der That im Leben des Proletariers auch eine der Eiterbeulen für unser Volk und Vaterland, die zu öffnen die Socialdemokratie allerdings stets unterlassen wird, weil sie damit das Hauptkontingent ihrer Radaugenossen verlöre. —

An demselben Ort, im städtischen Asyl für Obdachlose, in dem, soviel mir erinnerlich, ca. zwanzig Familien, die sich in dringender Not befinden, einem Hausmeister unterstellt, Unterkunft finden, trafen wir in ihrem zwar kahlen und ärmlichen, aber sauberen Stübchen eine junge Frau. Kummer und Sorge hatten ja unverkennbare Spuren ins Gesicht gegraben, aber es lag doch noch eine gewisse Frische und Hoffnungsfreudigkeit darüber ausgegossen, wie sie so dastand an der Wiege ihres Jüngsten, die sie — den kleinen Weltbürger beruhigend — in fortwährender Bewegung erhielt, während sie ihrem zwei Jahre alten Kinde, das sich furchtsam an sie drängte, die Haare aus den Augen strich. Ihr Mann war Handwerker — wie sie erzählte —, Krankheit und in der Folge Arbeitslosigkeit hatten ihn, sie so heruntergebracht, daß sie eine Zufluchtsstätte an diesem Ort hatten suchen müssen. Augenblicklich ging's besser: der gesundete Mann hatte lohnende Arbeit, und das Frauchen sah frischer in die Zukunft und fügte hinzu: „Freilich wohnen wir hier nicht so schön, aber wir wohnen billig und werden von der Stadt sehr anständig behandelt, und bleiben drum gern wohnen, solange es uns irgend gestattet wird. Mein Vater freilich," fuhr sie bitter fort, „hat, solange wir hier sind, noch keinen Schritt über die Schwelle zu uns gethan!" Wie ich hörte, sollte dieser ein sehr wohlsituierter Mann sein, und die Heirat seiner Tochter war ihm von vornherein, „als nicht standesgemäß," unsympathisch gewesen. Ich muß hier an mein obiges Wort erinnern, von dem Fluche, der darin liegt, daß unsere Gesellschaft den Adel jeglicher ehrlichen Arbeit noch so wenig, ja gar nicht anerkennt, und muß dazu gleich einen zweiten Beleg aus dem Leben des Proletariats bringen: Ich besuchte auch die Arbeiterkolonie Magdeburgs. Beim Rundgang durch die Gebäude, unter Führung des anscheinend ebenso menschenfreundlichen wie energischen Vorstehers, betraten wir einen Raum, in dem einige Personen beim Auslesen von Kaffee beschäftigt waren; sofort fiel mir dort ein intelligent, sauber und ordentlich aussehender Mann auf. Ich bat um Auskunft, und so erfuhr ich, daß dieser Mann ein absolut sittlich makelloser Zivilbeamter (Taktgefühl muß mir natürlich sein Fach näher zu bezeichnen verbieten) sei, der seine Studien anstandslos gemacht, auch Anstellung gefunden habe, durch Krankheit indes vollständig mittel- und stellenlos geworden sei, und so eines Tages an die Thür dieser „Heimstätte der Ausgestoßenen" geklopft habe. Den Bemühungen des Vorstandes war es gelungen, ihm, leider nur immer vorübergehend, Beschäftigung als Kanzlist ꝛc. zu verschaffen. Sobald er auch dort wieder überzählig war, kam er immer wieder anpochend zur Arbeiterkolonie, um Arbeit, Lebensunterhalt zu finden, „weil an dieser

Stätte eine rein mechanische physische Arbeit, in Gesellschaft der verschiedenartigsten Elemente unseres Volkes, nicht schände!"

Mir sind in der Überschrift dieser Arbeit ganz bestimmte Grenzen gezogen, die ich schon mehrfach wohl gedehnt habe, aber es hält schwer das Kapitel der Wohnungsnot nicht direkt mit demjenigen des Proletariats zu verschmelzen, weil beide so trostlos treu, wie eben Ursache und Wirkung, Hand in Hand die Straße des Jammers ziehen. Das wolle man bei nachstehendem Bilde, das ich aus Tausenden, die sich meiner Seele in Berlin eingeprägt haben, herausgreife, berücksichtigen.

Wir stiegen im Hinterhause 4 Treppen empor und gelangten, nach manchen Irrfahrten, wieder in einen jener dunklen Korridore — unheimliche Gestalten huschten an uns vorüber und hie und da wisperte und tuschelte es in den Thüren. Dort am Ende rechts klopften wir an und traten ein: der Raum war einigermaßen hell und doch sahen wir keine Fenster, bis wir entdeckten, daß das Zimmerchen, wenn man den ca. 4 Meter langen und 2 Meter breiten Raum so nennen will, durch eine dreieckige Ausbuchtung am Ende, noch gerade die Ecke des Hofes und somit Platz für ein schmales Fensterchen gewann. In dem Raum stand links dicht neben der Thür ein Kochofen, rechts, weiter vor, ein Bett, in welchem ein kleines, niedliches Kind in Lumpen lag. Vor demselben stand ein bleiches, entschieden schwindsüchtiges Weib, an das sich zwei andere Kleine, im Alter von 3 und 4 Jahren, anschmiegten; sie hatten bleiche, aber doch liebliche Gesichtchen. Außer dem Bett war irgend ein anderes Möbel nicht zu entdecken. Die weißgetünchten Wände waren voller Schmutzflecken, die von dem Ungeziefer (Wanzen) herstammten, das durch die Wände, von einer dieser Höhlen des Elends in die andere drang. Der Mann des Weibes war Maler und auswärts auf Arbeit. Sieben Familien, also ungefähr 35 Köpfe, mußten auch hier ein Klosett benutzen, dazu wohnten in jedem Stockwerk eine Menge öffentlicher Dirnen, deren schamloses Treiben, wie uns das bleiche, hüstelnde Weib erzählte, ihnen Nacht und Tag keine Ruhe ließ. Ich sah mir bei diesen Worten die drei bleichen, und doch so kindlich lieblichen Kindergesichtchen an und — ich hatte das Gefühl, als gösse eine ruchlose Hand Scheidewasser über liebliche, zarte Rosenknospen. Wer wagt, den ersten Stein zu heben, wenn auch diese armen, kleinen Wesen, die in solcher Pestluft aufwachsen müssen, einst faule, am Mark unseres Volkes nagende Schmarotzerpflanzen werden?!

Das Proletariat in seiner anwiderndsten Verfassung, hoffnungslos und doch nicht einmal das Verlangen im etzten Winkelchen seiner Seele: eine Hoffnung haben zu können, habe ich unter dem Slaventum der Provinz Posen gefunden. Solche Zustände, in denen sich allem Anschein nach vollsinnig polnische Elemente sogar wohl befinden, sind geradezu mit unserm germanischen Fühlen und Denken über Sauberkeit und Ordnungsliebe, auch in seinen denkbar bescheidensten Ansprüchen, unvereinbar, so daß man, ohne Übertreibung (gewisse Maßnahmen der Regierung — Ansiedlungskommission — gewiß bestens erleuchtend) die Parallelen ziehen darf: Slaventum, Schmutz, Faulheit, Armut und wenig Intelligenz auf der einen — Germanentum, Sauberkeit, Fleiß, eine gewisse Intelligenz und nicht selten eine gewisse Wohlhabenheit auf der andern Seite.

Dies seien, im Grunde genommen in wenigen, aber wohl deutlichen

Zügen meine Illustrationen zur Hoffnungslosigkeit des städtischen Proletariats! Ich komme zum Gegenteil und will da gern mit der seltenen Ausnahme beginnen, wo eine Menschenseele trotz alledem und alledem sich zu einer Hoffnung, die ihr keine Not und kein Jammer mehr raubt, durchgerungen hat:

In Magdeburg, in einem fensterlosen, sehr tiefen und ungepflasterten Keller, dessen Bestimmung jedenfalls ursprünglich eine ganz andere gewesen war, fanden wir ein Mütterchen, das dort einen Grünkram hatte, dessen ganze Schätze freilich wohl mit 10—15 Mark hinreichend bezahlt waren. Das Licht drang, wie erwähnt, nur durch die rohgezimmerte Thür hoch droben an der Treppe, die aus diesem Grunde Winter und Sommer offen stehen mußte. Das Mütterchen litt infolgedessen auch an Gicht: Die Glieder waren geschwollen und teilweise unbrauchbar. Mann, Kinder, alles, alles hatte sie verloren und stand allein auf der Welt, sehnsüchtig auf den Tod und die Vereinigung mit ihren Lieben harrend. Es war geradezu ergreifend und erhebend zugleich, ihre schlichten Worte darüber zu hören, bei denen doch kein Murren betreffs ihrer Lage über ihre Lippen kam. Sie erzählte, daß sie, um aus der dumpfig feuchten Kellerluft zu kommen, sich bei schönem Wetter, soviel es eben ginge, die Treppe hinauf vor die Thür schleppe, um sich dort zu sonnen, wenn aber jemand für 5 Pfg. Petersilie verlange, so müsse sie doch wieder 'runter, zumal es schon vorgekommen sei, daß sie den ganzen Tag nicht mehr als 7 Pfg. eingenommen habe, und was das für einen Reingewinn ausmache, das könne sich der Herr ja leicht denken, wenn sie z. B. für diesen elenden Keller mit in der Nähe befindlichem Stübchen über 160 Mark Miete, dazu 18 Mark Gewerbesteuer ꝛc. ꝛc. geben müsse. —

Als ich beim Scheiden dem Mütterchen die Hand schüttelte, konnte ich mich unwillkürlich einer Parallele nicht entschlagen zwischen diesem Not und Entbehrung gewiß bis zur Hefe kennenden und doch zufriedenen, ja arbeitsstolzen Weibe und jenen beim Glase Bier, auf den Trümmern des Heiligsten unseres Volkes, den blutroten Aufgang einer neuen Sonne malenden Zukunftsstaatlern. —

Ein anderes Bild, bei dem ich allerdings die Wohnungsfrage auch wieder nicht umgehen kann: Meine Nachbarin, eine „Weißnähterin", die im Begriff ist, mit ihrem Manne, einem Weber, den ich nur Sonntags zu Gesicht bekommen, eins der Häuschen des Bielefelder Arbeiterheims zu erwerben, besorgt, neben ihrer Nähterei, ihr Haus, ihre 5 Kinder (darunter ein Säugling), ihren Viehstand (Schwein und Ziege), und in den Dunkelstunden des Sommers, nach Möglichkeit, an der Seite „Fritzens," ihres Ehegespons', den Garten; früh um fünf, im Sommer noch viel zeitiger, beginnt ihr Tagewerk, und wenn ich abends elf, oft noch viel später, aus meinem Fenster 'runter sehe: ihre Maschine rasselt und rasselt, als hätte sie das Stillstehen verlernt. Und meinst du etwa, lieber Leser, meine Nachbarin wäre darum ein mürrisches, bleiches oder gar hektisches Wesen, so muß ich dir sagen, daß freilich ihr Körper wohl mehr Sehnen als Muskeln aufzuweisen haben wird — Sehnen, durch harte, schwere Arbeit gestählt, aber auch gleich, daß ich selten ein muntereres, frischeres Weib gesehen habe wie sie; freilich im Schritt wäre ich nicht im stande sie dir vorzustellen — ich kenne sie nur im Trabe. Ich habe mir oft

bei diesem (ich gestehe: herzerquickenden) Anblick die Frage vorgelegt: Würde wohl ein Mensch, der ohne Ziel, stumpf, apathisch dahinlebte, ohne bestimmte, sich mehr und mehr gestaltende Hoffnung, das leisten und aushalten können, was die Leutchen, dieses Weib, ohne Eintrag für ihre körperliche Existenz mit hellem Auge hoffnungsfroher Pflichterfüllung leisten?? — Solche Existenzen sind aber, in ihrer Zufriedenheit, auch Steine, feuerfeste Steine zu Stützen des Thrones und zur Wohlfahrt des Vaterlandes, die nie außer acht gelassen werden wollen, die zu stärken, zu vermehren heiligste Selbsterhaltungspflicht des Staates wie jedes warmherzigen Patrioten und Menschen ist und sein muß.

Wie sittigend, weil eben den kleinen Mann hoffnungsfreudig machend, ein patriarchalisches Verhältnis zwischen „Fabrikvater," „Fabrikmutter" und ihren Arbeitern und Angestellten wirken kann, habe ich, wie oben schon bemerkt, in Delft bei van Marken in Erscheinung treten sehen. Wohl unvergeßlich dürfte mir z. B. der Anblick sein, wenn die Fabrikmutter sich im Agnetapark, der zur Erholung für alle in der Fabrik mit samt seinen Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen war, blicken ließ, und von allen Ecken die kleinen pausbäckigen Arbeiterkinder herbeieilten, sie umzingelten, ihre Hände faßten, sie hin und her zogen im Übermut, oder ihre Köpfchen vertraulich in die Falten ihres Kleides bargen — und was für frische, süße Kindergesichtchen waren das! Welche untrügliche Sprache redet überhaupt, geht man so durch einen industriellen Betrieb, die Physiognomie schon der Männer, mehr noch der Frauen, deren Züge weicheres Material für gute und böse Schriftzeichen bieten, vor allen aber Kindesantlitz und Kinderauge; das hat mich noch nie irrtümlich darüber berichtet, ob und wie weit die sociale Kluft durch Vertrauen und Liebe ausgefüllt sei. Aber auch in unserm Vaterlande findet man, Gott sei Dank, hier ab und an doch recht freundliche, der Nachahmung nicht genug zu empfehlende Zustände. So erfuhr ich von einem Großindustriellen Altena's folgendes kennzeichnendes Geschichtchen: Zwei seiner jungen Arbeiter haben „blauen Montag" gemacht. Als sie am Dienstag morgens zur Arbeit erscheinen, bescheidet sie der Chef auf sein Zimmer und hält ihnen eine tüchtige Standpauke, wobei er im Eifer der Philippika, ganz seiner Verkehrsgepflogenheit zuwider, die beiden Sünder mit „Sie" anredet. Am Mittwoch Morgen erscheinen die Beiden wieder und beschweren sich, daß es ihr Herr gestern doch gar zu bös mit ihnen gemacht habe. Natürlich braust nun der Chef erst recht auf und frägt, ob er eine solche Bummelei, wobei sie selbst doch zuerst zu Schaden kämen, etwa ungerügt durchgehen lassen solle, oder gar noch beloben solle ꝛc. ꝛc. — Darauf der eine Missethäter: „Nein doch, nein, Herr, das ist ja auch alles ganz gut, aber Sie brauchten's doch auch nicht gleich so schlimm zu machen: Sie brauchten uns doch auch nicht gleich mit — „Sie" anzureden!" —

Die Notwendigkeit, einen innigeren Kontakt zwischen diesen so schroff gegenüberstehenden Gesellschaftschichten anzubahnen, ist eine so gebietende, daß jedes sittliche Mittel, das auch nur einen Schritt vorwärts hilft, willkommen sein muß. Hierher aber gehört entschieden auch die Einführung des Elberfelder Systems bei Handhabung der städtischen Armenpflege. Und zwar nicht bloß, weil die geringe Zahl der Pflegebefohlenen ein gewisses Vertrauensverhältnis zwischen Armenpfleger und Armen aufkommen lassen kann,

ſondern (und das ſcheint mir noch wertvoller) weil man auch das weibliche Geſchlecht als Pfleger herangezogen und damit den erſten Schritt gethan hat, nicht nur durch die Familie direkt an das Herz des kleinen Mannes zu kommen, ſondern (und das iſt das wertvollſte) auch erziehlich, ſittlich hebend, vermittelnd, und daher auch fördernd auf die ganze zukünftige Exiſtenz einer Familie einwirken zu können.

Sahn wir bei unſerm Gange durchs ländliche Proletariat nicht viel Licht, viel, viel weniger noch beim ſtädtiſchen, ſo hören irgendwie ſittlich ideale Lichterſcheinungen beim Betreten des Proletariats des Vagabundentums ſo gut wie ganz auf. Der echte rechte Vagabund (davon wiſſen die Arbeiterkolonien in ihrer mühevollen Thätigkeit Erſchreckliches zu berichten) iſt, mit geringer Ausnahme, ein für die menſchliche Geſellſchaft ſo gut wie verlorenes Glied und ſelbſt für den tieferen Gedanken der Socialdemokratie nicht mehr zu brauchen, es ſei denn vielleicht für deren noch fanatiſchere Mißgeburt, die Anarchie. Für ihn ſind Hoffnung und Hoffnungsloſigkeit nicht mehr bekannte Dinge, er hat nichts zu verlieren, vielleicht alles zu gewinnen, wenn's ihm mit der phyſiſchen Kraft nicht gewöhnlich auch an Mut gebräche, ſo verhängnisvoll in Aktion zu treten. Daß der Trunk bei ihm eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, wen kann das noch wunder nehmen, der den Jammer eines ſolchen Lebens kennt. Aber auch hier iſt dieſes fürchterliche Laſter unſeres armen Volkes (wann wird ſich's dagegen zu dem Siegfriedskampfe Schwedens aufraffen!?) die Erſcheinung einer Wirkung, die zum größten Teil wiederum auf das ſchwer beladene Konto unſerer Unterlaſſungsſünden zu ſetzen iſt. — Ein, ein Tropfen Heilandsliebe! Auch ab und an nur ein Gedenken des mahnend ernſten Wortes: „Ich bin hungrig geweſen, -- habt ihr mich geſpeiſet? ꝛc." — Nur ein Prozentſatz ſind wirklich „arme Reiſende" d. h. Handwerker, bei den Inſaſſen der Arbeiterkolonien, ein großer Teil ſetzt ſich bekanntlich aus allen Geſellſchaftsſchichten zuſammen. Und es ſind dies nicht ausſchließlich ſolche, die irgend einen dunklen Punkt in der Vergangenheit haben, nein es giebt auch Leute darunter, die unverſchuldet um ihre Exiſtenz gekommen, auf die Landſtraße, in die Arme des Laſters und ſchließlich, als letzten Ankerplatz, hin nach einer Kolonie verſchlagen wurden. Ein reiches Kontingent ſtellt hierzu der Handlungsgehülfenſtand, in dem zum Himmel ſchreiende Mißſtände beſtehen, die M. Reinhard in ſeinem Schriftchen „Der kaufmänniſche Proletarier," Verlag der „Münchener Poſt", ebenſo ſachgemäß wie als ergreifendes Spiegelbild eines Teiles kommerzieller Arbeitgeber ſchildert, und, man muß ſagen, für einen ſocialdemokratiſchen Schriftſteller mit vieler Mäßigung. — Ich gebe im Nachſtehenden auszüglich ein Geſpräch, das ich auf einem Gange mit dem Koloniſten einer Arbeiterkolonie hatte, der wohl ſo zu den Durchſchnittsfiguren gehörte und in deſſen Leben der Trunk (als Urſache oder Wirkung ſeines Scheiterns, will ich dahin geſtellt ſein laſſen) jedenfalls eine traurigere Rolle ſpielte. Der Mann war Kaufmann (ich will ihn „D" nennen) und die Art ſeiner Mitteilungen kann als typiſch für dieſe Verlorenen der Geſellſchaft gelten.

D: war eine Hünengeſtalt, erſt 43 Jahre alt, indes völlig grau und den Eindruck eines hohen Fünfziger machend. Aus einem roten, aufgeſchwemmt geweſenen, unraſierten Geſichte blickten mich ein Paar faſt un-

heimliche graue Augen an. Sein ehemals eleganter Anzug war aufs äußerste zurückgekommen und dürftig.

Ich: Ich will Ihnen gleich sagen, was der Zweck meines Hierseins ist. Ich möchte die Beweggründe kennen lernen, die die Kolonisten auf die Straße und, als letzten Rettungsanker, nach einer Kolonie wirft. — Es ist Ihnen bekannt, daß darüber zwei Ansichten existieren. Die eine sagt: Alle Leute, die arbeitslos werden und sittlich untergehen, sind selbst schuld daran! Die andere: Es können Menschen beim besten und redlichsten Willen oft keine Arbeit mehr bekommen, geraten in Not und Laster, das nur zu häufig, namentlich Trunk anlangend, eine Folge der Not ist, und gehen unter! — Ich huldige der letzten Ansicht. —

D: O, was Sie wollen, bester Herr, ist mir schon bekannt, und ich kann Ihnen ja so ein kleines curriculum vitae von mir geben. Mein Vater war Schlossermeister und Ackerbürger in einer kleinen Stadt. Als er starb, übernahm ich, der ich ursprünglich bei ihm gelernt hatte, das Geschäft. Wir waren mehrere Geschwister — nun, und Sie wissen ja wie das dann so ist, ich mußte die Sache bald aufgeben.

Ich: Sie meinen, die Geschichte ging subhasta?

D: Jawohl, jawohl! Ich nahm eine Stelle als Reisender für ein Eisengeschäft an und machte teils ein Bombengeschäft, so daß ich meine Frau und Familie sehr fein ernähren konnte. Aber da kommen Differenzen vor. — Mit dem Sohn meines Chefs traf ich mich einmal auf der Reise, und wir hatten Krach. — Nun und ich war einmal ein gebildeter, freier Mann und so warf ich ihm denn den Kram vor die Füße und übernahm verschiedene Agenturen ꝛc. Das ging ja auch so leidlich — aber die Konkurrenz ist ja auch eine zu große, und wenn man als anständiger Mensch dabei existieren will, so kann man nicht viel erübrigen. Na, und so nahm ich denn eine Stelle als Weinreisender für die berühmte Firma X an.

Ich: Sagen Sie, ist die Versuchung gerade für einen Weinreisenden nicht geradezu furchtbar? Muß der Weinreisende nicht oft, wider seine beste Überzeugung, das Gewächs seines Chefs loben und vortrinken, um Kunden von der Güte desselben zu überzeugen? — Vortrinken und immer wieder vortrinken, bis ihm das Trinken, Saufen zur zweiten Natur geworden? — — — —

D: Nein, hören Sie, ich habe immer und von jeher einen sehr festen Charakter gehabt, und würde mich nie hergegeben haben, wider meine Überzeugung einen schlechten Wein zu loben, oder für einen unreellen Chef zu reisen. Freilich trinken muß man schon von früh an, na und da gewöhnt man sich denn auch so ein bißchen das Nibbeln an. Aber ich habe immer nur gute Weine geführt und getrunken und nie Schnaps — nie Schnaps und wenn mir einer einen Louisdor geschenkt hätte. Wie ich denn auch nie eine Karte angerührt habe, überhaupt für Nachtsitzungen nicht war: abends 10 Uhr in die Klappe und damit basta!

Ich: Eine ganz offene Frage, die Sie mir ja beantworten können, oder einfach unbeantwortet lassen: Wie stehen Sie zur Religion? Hat Ihnen diese nicht in solchen Stunden, wo Sie auszugleiten drohten, einen Halt gegeben — vielleicht haftend noch von den Eindrücken frühster Kindheit? Sehen Sie, ich bin z. B. fest überzeugt, daß ich oft, sehr oft

fehl gegangen wäre, hätte ich nicht die Luft tiefer Religiosität im Vaterhause eingeatmet.

D: Religion!? Gewiß, gewiß! Schon mein Vaterhaus war ein durchaus christliches, und ich habe immer, wenn ich's irgend ausführen konnte, auf der Reise die Kirche besucht, und könnte Ihnen heute noch die Gebete (es sind ca. 4) hersagen, die ich immer morgens und abends sprach. Natürlich im Hotel, da konnte man bei Tische nicht beten.

Ich: Sie gaben Ihre Stellung als Weinreisender auch wieder auf?

D: Ja, ach Gott, das läßt sich ja nicht alles so erzählen! Was kommen nicht da manchmal für Differenzen und Schiebungen vor und was spielt da nicht manchmal Neid und wer weiß, was sonst noch für eine Rolle. — Na, und die Geschäfte bleiben auch nicht immer so leistungsfähig und wollen dann ihre Leute auch schlechter lohnen. — O, was habe ich schon für tolle Unannehmlichkeiten gehabt. Sehen Sie, da war ich in einem späteren Geschäfte bloß auf Provision angestellt — sollte erst immer was leisten und dann Bezahlung bekommen. Nun hat man das Geld aber auch nicht immer so haufenweis liegen, so daß ich Bombenunannehmlichkeit gehabt habe — einmal gar die Zeche in meinem Hotel nicht begleichen konnte. Und hätte ich nicht so viel Kredit gehabt, mir wär's noch schlimmer ergangen. — Nein, in ein Weingeschäft kriegt mich kein Mensch mehr rein, das ist das miserabelste, was es giebt. Und sehen Sie, verehrter Herr, ich bin doch schon ein älterer Mann, und da so mit jedem — — na mit einem Wort gesagt, jedem „Fliegenfänger" zu kneipen und zu saufen, das paßt mir auch nicht. Und da meinte meine Schwester, die viel mit einer „Schwester" im M'stift verkehrt, ich sollte doch nach einer Anstalt gehen. Zuerst hatten wir die Xer Heilanstalt im Auge, aber die Pension war ja klotzig, und so bin ich denn hier, aber gehe vielleicht schon in 9 Tagen wieder ab, weil ich in Verbindung mit einer Leimfirma stehe — ein sehr gut gehender Geschäftsartikel —, deren Vertretung ich wahrscheinlich übernehme. Sehen Sie hier das Schreiben, ich hab's gestern erst bekommen. Ich habe mir dabei allerdings eine kleine Geschäftslüge erlaubt, ich habe der Firma nämlich geschrieben, daß ich mich augenblicklich bei einem Freunde aufhielte. Und da die Briefe nicht den Poststempel von hier tragen, weiß der Kuckuck, daß ich in W. bin, denn das darf allerdings nicht in die Öffentlichkeit dringen, weil ich sonst geächtet wäre.

Ich: Aber wäre es nicht besser, Sie blieben noch eine Zeit hier?! Würden Sie auch gleich in der Freiheit widerstandsfähig genug sein? Sehen Sie, man muß das Trinken auch vom medizinischen Standpunkte aus betrachten: Ehe der Körper nicht vollständig neue Säfte bekommen hat, kann er nur schwer dem diabolischen Bedürfnis nach Alkohol widerstehen.

D: (mit Entrüstung.) Verehrtester Herr, dafür bürgt mir schon mein Charakter, was ich will, setze ich auch durch — das wäre doch der Tausend, wenn ich nicht bei mir selbst durchsetzen könnte, was ich wollte. — Meine Schwester schrieb neulich auch schon, ich solle noch länger hier bleiben.

Ich: Sehen Sie, diese sieht auch die Gefahr. — Aber da fällt mir etwas ein: wie wär's denn, wenn Sie dem „blauen Kreuze" beiträten? Sie hätten da, durch das gegebene Versprechen, doch immer einen gewissen Halt.

D: Ja darf ich denn dann (ich kenne nämlich die Bestimmungen gar nicht genau) auch absolut gar keinen Alkohol — auch kein Bier trinken?

Ich: Allerdings.

D: Ja das geht ja aber gar nicht, ich muß doch bei Tisch auf der Reise im Gasthof, mein Glas Bier trinken.

Ich: Dann würde ich Ihnen aber erst recht raten, noch einige Zeit hier zu bleiben, denn, ich muß gestehen, ich würde mich in Ihrer Stelle nicht widerstandsfähig genug erachten.

D: Nein, davor ist mir gar nicht bange. Nun, und dann — das werden Sie mir zugeben — ist doch der Aufenthalt hier auch keiner für einen Mann wie ich bin. Ich bin ja von Hause aus auch einfach erzogen, aber das Essen hier schon — Sie werden davon weiter keinen Gebrauch machen —, das ist doch für unsereinen geradezu ungenießbar, diese dünnen „Plurren" mit ein bißchen Speck drin. — Wissen Sie, ich habe immer 230 Pfd. gewogen, aber ich glaube, in den paar Tagen meines Hierseins schon mindestens 15 Pfd. abgenommen zu haben. Nun, und dann die Arbeit! dieses schwere Sandkarren bei meiner Korpulenz — Subordination muß ja sein, namentlich bei solchen verschiedenen und fragwürdigen Elementen, aber ich meine, man müßte doch auch ein bißchen seine Leute ansehen.

Ich sagte ihm darauf, daß eine schwere physische Arbeit eben Notwendigkeit sei, um eine Regeneration der Säfte zu erzeugen, daß alsdann er auch nicht vergessen wolle, was das Essen anlange, daß die Kolonien noch jährlich so und so viel Zuschuß erforderten, weil der doch nur immer sehr fragwürdige Wert der Thätigkeit der Kolonisten sie nicht über Wasser zu erhalten vermöge ꝛc.

D: Nun ja — nun ja! Aber ich halte es auch für meine Pflicht — ich bin ja doch noch ein Kerl, der sich am Ende überall noch sein Brot verdienen kann —, wieder für meine Familie zu sorgen. Sie leidet ja nicht gerade Not. Mein Ältester — ein sehr tüchtiger Mensch — verdient als Kommis einen schönen Groschen Geld, den er der Mutter, bei der er wohnt, abgiebt ꝛc.

Ich: Stehen Sie denn mit Ihrer Frau in gar keiner Verbindung mehr?

D: Ach ja, seit einigen Wochen allerdings nicht mehr.

Ich: Aber, wenn ich mich so in Ihre Lage denke, würde doch der sehnlichste Wunsch sein, in allen Lagen des Lebens mit meinem Weibe treu zusammen zu halten. Weiß sie denn, daß Sie hier sind?

D: Nein, wohl nicht. Sehen Sie, das kommt daher, weil die Meinigen mich erst nach einer andern Anstalt schaffen wollten. Meine Frau sagt: Ja, ich will mit dir zusammen leben, aber erst schaffe wieder, daß du ein ordentlicher Kerl wirst und wieder eine Stellung hast. — Na, und da hat sie ja auch recht. — Was soll ich ihr auch von hier schreiben, zumal's geheim gehalten werden soll, daß ich hier. So ein verfl . . . . Polizeimensch, dem mein Bruder es mitgeteilt hat, daß ich nach hier gehe, wird's so wie so wohl schon ausgeplaudert haben: — und so was nennt sich nun Polizei!

Ich: Haben Sie viele Geschwister?

D: Ja, mehrere, und meine Schwestern sind sehr gut verheiratet und sehr gut situiert, und mein einer Bruder war sogar ein Kerl von 100,000. Freilich hatte er sich das erspekuliert. — Er war glücklich

in Eisenbahnaktien. Und da wird er mit einmal schwermütig und geht ins Wasser. Ja, ich kann Ihnen gar nicht alles so erzählen, was ich schon durchgemacht habe — läßt sich auch alles gar nicht wiedergeben.

Ich: Hatte denn Ihr Bruder Verluste gehabt?

D: Freilich, freilich! Falsch spekuliert. Aber er hatte immer noch einen hübschen Batzen, wie er ins Wasser ging.

Wenig Licht, wenig Aussicht, den rechten Vagabunden, der das Nichts sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, noch einmal zu einem treuen Staatsbürger seines Vaterlandes zu machen, aber darum ist es um so notwendiger, den armen arbeitsuchenden Handwerker in dem durch teils schon vorhandene Einrichtungen gebotenen Maße, wie ein Mensch den Menschen und Bruder, zu unterstützen und hoffnungsfreudig d. h. kampffähig und sittlich widerstandsfähig auf seinem Dornengange zu erhalten. Vor kurzer Zeit klopft ein junger Handwerksbursche an meine Thür. Meine Frau öffnet und will ihn fragen, ob er etwas zu essen haben möge, das ich gern, bei der häufig doch noch sehr mangelhaften Beschaffenheit der Verpflegungsstationen, den Bittenden reichen lasse, doch ehe sie dazu kommt, frägt das ca. 20 Jahre alte Männchen schüchtern: ob sie ihn nicht vielleicht kenne, er sei ja der Cigarrenmacher Schw., der älteste Sohn unserer früheren Waschfrau im Osten, und sei auf der Wanderschaft, indes habe er schon wochenlang keine Arbeit mehr finden können und so sei er denn auch hierher nach dem Westen gekommen und er hätte gedacht, er wolle uns doch einmal besuchen. Nun, und so wurde denn aus dem „armen Reisender" auf die Art ein „Besuch", zumal seine Mutter als eine überaus fleißige Frau bei uns im guten Andenken stand, wenn wir uns auch des Sohnes kaum noch entsinnen konnten. Der zum Besuch avancierte arme Reisende wurde nun zuvörderst ins Zimmer genommen und nach alter guter deutscher Sitte nach Möglichkeit geazt und getränkt. Und da hätte ich nun freilich gewünscht, einer oder der andere Leser oder Leserin wäre Zeuge dieses ebenso herzerfreuenden, wie drolligen Vorgangs gewesen: Erst nur langsam, wie die vernachlässigte Gegend auf ihre Widerstandsfähigkeit untersuchend, wurde Bissen um Bissen hinuntergesandt, bald indes ging's besser und schließlich gut. So hatte das Geschäft der Fütterung eine geraume Zeit gedauert, als plötzlich der Gebieter Magen „Stopfen" zu kommandieren schien. Meine Frau nötigte von neuem, aber unser Gast meinte verlegen: „Ach nein, Frau L., ich habe in den letzten Wochen zu viel hungern müssen, da darf ich meinem Magen nicht so viel auf einmal bieten. Wenn Sie mir indes nachher noch etwas geben wollen, das nehme ich mit Dank an!" Nun, und so wurde es denn auch gemacht, und nach der zweiten Kraftleistung zu urteilen, glaube ich, hatte der arme Schelm die wenn auch unausgesprochene, doch redliche Absicht, sich für mindestens eine Woche zu verproviantieren. — Lieber Leser, vollführe auch einmal ab und an solch eine Fütterung, sie bietet einen klassischen und — doch so ernsten Genuß: es kann einem das mehr zitierte Heilandswort von dem „Geringsten einer unter ihnen" so freundlich in den Sinn dabei kommen. —

Welche Not, Entbehrung, Anfechtung Leibes und schwerer, schwerer der Seele hatte der arme Kerl nicht auf seinem Dornengange zu bestehen gehabt! Wie leuchtete nicht sein Gesicht, als er nachmittags, von meinen Kindern noch ein Stückchen begleitet, leiblich satt und — ich denke, auch

etwas in der müden Seele von neuer Hoffnungsfreudigkeit von dannen zog. Und das alles um das Opfer von einer Schüssel Essen und einiger treuer, mitfühlender Worte, einem warmen Händedruck, der ihm vielleicht für lange sittlichen Halt gab. Wenigstens hatte er, ohne zu stranden, nach einiger Zeit Arbeit gefunden und dies, wie den Besuch bei uns, freundlichst seiner Mutter gemeldet. — Ein Tröpfchen Heilandsliebe, freundlicher Leser — ein Tröpfchen!

Wohl bin ich eigentlich am Schlusse meiner Arbeit, aber ich kann's doch nicht lassen, noch einen Moment den Vorhang von einer andern Art des Proletariats, dem Proletariat der besseren Stände, zu ziehen: welch Meer voll Elend und Jammer auch hier! Ich sehe die fast blind gestickten Augen der „Tochter besserer Stände," die arbeiten, arbeiten muß, um sich und die Mutter zu ernähren — sticken von früh bis abends für einen Jammerlohn unter dem Banne der Ansicht, daß solche Arbeit wenigstens keine „entehrende" d. h. standesgemäße sei. — Ich blicke hinein in das Proletariat (denn was ist es anders) der als „Stütze der Hausfrau" ihr Dasein fristenden Waise — in den Jammer oft und das Verhängnis des Gouvernantentums, das, trotzdem es ein „standesgemäßer" Erwerbszweig ist, im Auge des Mammonismus in der Gesellschaft doch auch nichts weiter bedeutet, als eine hervorragendere Gesindeart — und schließlich sehe ich ein Bild, so ergreifend, so trostlos dieses Proletariat zeichnend wie keins: Zwei Töchter eines verstorbenen höheren Beamten haben in der Großstadt mit ihrer Hände Arbeit in fast übermenschlicher Thätigkeit ihr kränkliches Mütterchen, ihren einzigen Halt auf Gottes weiter Welt, erhalten. Nun ist es tot, aber zugleich auch der Erste des Monats da, zu dem ihnen das Hinterstübchen gekündigt wurde. Der neue Mieter will hinein und beschwert sich, daß er nicht könne, da erscheint der Wirt bei der Leiche und droht, sie wie die Leiche hinauswerfen zu lassen. — O, ein Tropfen Heilands-, Heilandsliebe, du barbarischer Mann!

Und mit diesen Worten schließe ich denn auch meine Skizzierung des Proletariats. — Ja, ein Tröpfchen Heilandsliebe im Herzen unsern schwächsten Mitmenschen gegenüber! Dann wird es uns auch leichter werden, unser ganzes Leben vorbildlich für jeden nach Gunst des Geschickes und Berufes unter uns Stehenden zu gestalten, weil Sitte und noch mehr Unsittlichkeit sich nun einmal nach ewigen Regeln der Kultur d. h. nach dem Gesetze der Schwere bewegen: Der Fürst dem Volke, der Herr seinem Arbeiter, der Vater seiner Familie, jeder seinem Mitmenschen gegenüber. Vergessen wir das nie, nie! Dann wird auch das nur zu berechtigte Mißtrauen des kleinen Mannes einmal schwinden, dann wird uns kein schwelgerisches Mahl munden, solange wir noch wissen, daß unser letzter Bruder Not leidet, dann werden wir einmal in Frieden unser Haupt zum Sterben niederlegen dürfen und Zufriedenheit und Hoffnungsfreudigkeit werden wieder ideale Lichtgestalten in unserm Volke werden. Dann werden wir unsern letzten Seufzer thun können, ohne mit Zähneklappen jenes Heilandswortes (Matthäus 25, 35—40) gedenken zu müssen! — Doch dazu fehlt — ich will nicht sagen: alles, aber — es fehlt noch unsagbar viel. — O, schaffe, mein heißgeliebtes deutsches Volk, daß es besser werde!

IX. Überblick über die Zustände in betreff der Trunksucht in Deutschland.

Von Pastor Dr. Rindfleisch-Trutenau, Vorsteher des Centralverbandes der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland zur Bekämpfung der Trunksucht.

Wenn wir uns anschicken, die Zustände in betreff der Trunksucht in Deutschland zu schildern, so müssen wir allerdings ein sehr düsteres Bild vor den Augen der Leser entrollen, denn es kann niemand leugnen, daß die Trunksucht ein weit verbreiteter Krebsschaden in unserem Volksleben ist, und fortwährend die verderblichsten Folgen nach sich zieht. Sie ist ein Hauptquell materiellen und geistigen Elends, des Pauperismus, der socialen Unzufriedenheit, der Prostitution, der Vermehrung der Verbrechen, der Morde und Selbstmorde, der Krankheiten, namentlich auch der Geisteskrankheiten. Sie ist es, die die Nachkommenschaft leiblich und geistig degeneriert und eine Masse von Anstalten für verwahrloste, blödsinnige und epileptische Kinder nötig macht. Sie ist ein Hauptschaden für unzählige Familien, für die Gemeinden, den Staat und die Kirche, deren gute Saat immer wieder durch die Trunksucht und das Wirtshausleben schon in den jugendlichen Herzen verwüstet wird. Es ist dieses Übel in der That so groß, daß es seinen verderblichen Einfluß auf alle Lebensverhältnisse ausübt und man ratlos davorsteht, wie man dem wachsenden Verderben wehren soll. Aber allerdings ist es bei diesen traurigen Verhältnissen, die die Nachtseite unsers Volkslebens bilden, ein Lichtblick, daß in neuerer Zeit die Erkenntnis von den verderblichen Folgen der Trunksucht und der Notwendigkeit energischer Wirksamkeit dagegen sich in den weitesten Kreisen Bahn gebrochen hat. Es ist das seit Jahren das stehende Thema von christlichen Vereinen und Synoden, von Versammlungen der Irrenärzte, der Kriminalisten und Juristen, von Gefängnisvereinen und von Vereinen für Armenpflege.

Außer dem Centralverband der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeits-Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht in Deutschland, der die durch Friedrich Wilhelm III. in den 30er Jahren ins Leben gerufenen Enthaltsamkeitsvereine vertritt, Enthaltsamkeit von Branntwein, sowie Mäßigkeit in allen andern Dingen fordert, und im Jahre 1887 das 50jährige Jubiläum im Dom zu Berlin gefeiert hat, hat sich seit 1883 der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gebildet, der namentlich auf die Gesetzgebung einzuwirken sucht. Es sind und werden verschiedene Schriften gegen die Trunksucht verbreitet. Der Centralverband verbreitet solche auch in polnischer und litauischer Sprache in Ostpreußen, ebenso wie in deutscher.

Der deutsche Verein hat seinen Sitz von Dresden nach Hildesheim verlegt unter dem Vorsitz des Herrn Oberbürgermeisters Struckmann, dem als Geschäftsführer Herr Dr. Bode zur Seite steht, und zählt im ganzen 7671 Mitglieder.

Am 12. und 13. Oktober 1893 hatte er in Düsseldorf eine stark besuchte 10. Jahresversammlung, an der auch Katholiken sich beteiligten. Den Hauptgegenstand bildete die Frage: Was können die einzelnen Stände in der Mäßigkeitssache thun und was haben sie gethan?

In Dresden wirkt Herr Dr. Viktor Böhnert eifrig für die Sache, und giebt ein Monatsblatt Volksgesundheit für Mäßigkeit und gemeinnützige Gesundheitspflege heraus.

Im Anschluß an den deutschen Verein hat der aus der Schweiz nach Deutschland verpflanzte Verein des blauen Kreuzes, der vollständige Enthaltung von allen geistigen Getränken auch von Bier und Wein fordert, was indessen praktisch nur bei wenigen ausführbar ist, unter der Leitung des Herrn Oberstlieutenant a. D. v. Knobelsdorff aus Berlin, mehrere Vereine gebildet.

Von katholischer Seite hat der Fürstbischof von Breslau auf den Wunsch des Pfarrklerus am 2. Februar 1890 ebenfalls alle Stände in einem Fastenbriefe zur Teilnahme an den Mäßigkeitsvereinen aufgefordert, insonderheit die Geistlichen, die Lehrer, aber auch die Frauen.

Ferner sind an den Reichstag und den Bundesrat Petitionen wegen gesetzlicher Maßregeln gegen die Trunksucht gerichtet worden, die leider aber noch immer nicht zur Annahme eines Trunksuchtsgesetzes nach dem Vorgange anderer Staaten geführt haben, und zwar wegen der Abneigung und der falschen Freiheitsbegriffe der Volksvertreter und aus Rücksicht auf die zahlreichen Wirte und Schänker, die einen großen Einfluß auf die Wahlen ausüben. Dennoch werden die gesetzgebenden Gewalten auf die Dauer ihre Augen gegen das das Volksleben verwüstende Verderben nicht verschließen können und werden dem Andrange der besten Volkselemente um energische Abhülfe nachgeben müssen.[1])

Um zunächst einen Begriff von der großen Ausdehnung der Trunksucht zu geben, lassen wir die statistischen Zahlen reden.

Es bestehen im Deutschen Reich gegenwärtig 59 789 Brennereien, welche 294 Millionen Liter reinen Spiritus fabrizieren, von denen 239 Millionen, also der größte Teil, zum Trinken verbraucht werden. Der Staat hat davon im Jahre 1892 eine Steuer von 139 670 000 M. eingenommen. Außerdem sind 1892 an inländischem Bier 5000 Millionen Liter, und an ausländischem 200 000 Hektoliter vertrunken, und an Wein 3 352 819 Hektoliter.

Für Branntwein wurde im Jahre			1889/90	683 948 400 M.
„ Bier	„	„	„	1 425 747 840 „
„ Wein	„	„	„	335 289 900 „
				2 444 986 140 M.

also 2½ Milliarden Mark in einem Jahr, etwa der sechste Teil des jährlichen Militärbudgets verausgabt.

[1]) Der Centralverband wird demnächst eine Petition an Se. Majestät den Kaiser wegen Beschränkung des Branntweinschanks am Sonntag und Förderung des Trunksuchtsgesetzes senden.

Getrunken wurden 1. 2 279 828 H.-L. Branntwein
2. 47 524 928 „ Bier
3. 3 352 899 „ Wein.

Die Folgen dieses enormen Konsums von geistigen Getränken treten deutlich zu Tage: Nach den Motiven des Trunksuchtsgesetzentwurfs, denen wir diese Zahlen entnehmen, sind 70 % aller Vergehen als im ursächlichen Zusammenhang mit dem Alkohol anzusehen und sind alljährlich 258 750 Verurteilungen, die dem Alkohol zur Last fallen. Während in die allgemeinen Krankenhäuser der Hauptstaaten Deutschlands aufgenommen wurden:

wegen Säuferwahnsinn: im Jahre 1881: 4143 Personen
waren dort „ 1885: 10 160 „

und in den Irrenanstalten:

wegen chronischen Alkoholismus 1881: 5 291 Personen
„ „ „ 1885: 11 974 „

Auf 100 Geisteskranke kamen in Deutschland c. 25 Trinker.

Nach der Kriminalstatistik von 1892 haben die Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze gegen 1891 bedeutend zugenommen, und zwar um 8 %.

Sie betrugen 1891: 391 064
„ „ 1892: 422 326.

Die gefährlichen Körperverletzungen, die meistens mit der Trunksucht zusammenhängen, betrugen:

1888: 55 223
1891: 61 896
1892: 65 666.

Die Verbrechen des Mordes: 1891: 88
„ „ „ 1892: 144.
„ „ „ Kindesmordes: 1891: 148
„ „ „ „ 1892: 221.
Die Vergehen gegen die Sittlichkeit: 1891: 7 884
„ „ „ „ „ 1892: 8 522.

So ist leider eine stete Zunahme der Verbrechen zu verzeichnen und die Gesamtzahl derselben ist im Jahre 1892 viel größer, als in irgend einem Vorjahre. Dabei kommt ein großes Kontingent auf die jugendlichen Verbrecher.

Der Staat kann deshalb auch nicht genug Gefängnisse bauen. Von 32 837 Gefangenen in 32 deutschen Strafanstalten hatten 13 706 ihr Verbrechen infolge von Trunkenheit begangen, d. h. ca. 41 %. So beträgt denn auch der preußische Justiz-Ausgabe-Etat 94 Millionen Mark und außerdem 9 Millionen Mark für die Strafanstalten, zusammen 103 Millionen Mark. Unter den Gefangenen sind 30 % geistesschwach, vielfach infolge von Trunksucht.

Einen höchst gefährlichen Einfluß üben die zahlreichen Schänken und Gasthäuser aus, mit denen man namentlich in kleinen Städten ganze Straßen fast Haus an Haus besetzt findet. Sie sind die Brutstätten der Socialdemokratie, die ihre auf die Zerstörung aller menschlichen und göttlichen Ordnung gerichteten Pläne dort ausheckt. Bei den Streikes der

Arbeiter, Handwerker, Bergleute haben die Wirte den Hauptvorteil, da die Streikenden, die nichts zu thun haben, meistens ihre Zeit in den Gasthäusern zubringen; daher suchen die Wirte diese Streikes möglichst lange hinzuhalten, aber so manche Existenz wird dabei ruiniert.

In diese Schänken trägt der Arbeiter seinen sauer erworbenen Lohn, vertrinkt den letzten Groschen und läßt Weib und Kind hungern nach dem Grundsatz:

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind."

und trinkt dann oft so lange, bis er auf die Straße geworfen wird. Hier vertrinkt auch mancher Besitzer Haus und Hof, so daß er an den Bettelstab kommt, und mancher Beamte bringt sich durch den Trunk um sein Amt.

Leider befördern auch die Eisenbahn-Restaurationen die Trunksucht, denn zu keiner Zeit sind die Menschen so geneigt zum Trinken, als während der oft langen Zeit, auch in der Nacht, in der sie in gezwungener Unthätigkeit auf die Züge warten müssen. Andrerseits suchen die Eisenbahnbeamten namentlich bei langsameren Zügen immer wieder die Restaurationen auf und greifen zum Schnaps, besonders in kalter Jahreszeit. Es ist daher dringend nötig, daß hier für billigen warmen Kaffee gesorgt wird, zumal nicht jeder die Tasse Kaffee mit 25 Pfennig bezahlen kann.

Einen ganz besonders nachteiligen Einfluß üben die Kneipen mit Damenbedienung in den Städten aus, sie sind zugleich die Brutstätten der Unzucht und der Hurerei. Die Kellnerinnen, die von dem Wirte meistens nicht besoldet werden, suchen, in Phantasiekostüme gekleidet, um die Sinnlichkeit der Männer zu erregen, dieselben zu fleißigem Trinken zu animieren, setzen sich zu ihnen an die Tische, mischen sich in die Unterhaltung und nehmen auf Kosten der Gäste Speisen und namentlich Getränke zu sich, indem sie mit ihnen eine mehr oder minder in den gröbsten Zoten sich bewegende Unterhaltung führen. (Siehe Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 1890, S. 187 ff.) Es giebt in dieser Art Gasthäusern auch besondere Räume, in denen der Unzucht gefrönt wird.

Prof. Gerhardt von der Charitee in Berlin berichtet, daß ihm Kellnerinnen dort eingebracht sind, die an einem Tage außer verschiedenen Schnäpsen, 15 Flaschen Wein und 30 Glas Bier ausgetrunken hatten.

Die Krankenkassen für das Gastwirtsgewerbe haben sich bereits beschwert, daß sie die Ausgaben nicht mehr decken können. Der Vorstand der Berliner Ortskrankenkasse bittet in einer Eingabe an das Polizeipräsidium um Erlaß eines Ortsstatuts, durch welches den Kellnerinnen verboten werden soll, sich zu den Gästen an den Tisch zu setzen, diese zum Trinken zu animieren und selbst mitzutrinken. In der Bittschrift heißt es, daß dieses im Interesse des Fortbestandes der Krankenkasse, sowie aus gesundheitlichen und moralischen Rücksichten der weiblichen Mitglieder der Kasse und vom allgemeinen moralischen Standpunkte aus eine dringende Not-

wendigkeit sei. Trotz des hohen Mitgliederbestandes und der ziemlich hohen Beiträge gehe die Kasse ihrem Verfalle entgegen, weil sie für die etwa 2500 Kellnerinnen, welche der Kasse angehören, unerhörte Aufwendungen an Krankenunterstützungen zu machen habe. Die meisten dieser Kellnerinnen seien unterleibs- und magenkrank durch übermäßigen Biergenuß und die neben dem Gewerbe betriebene Unsittlichkeit.

Leider ist auch das Gesetz zur Bekämpfung der Unsittlichkeit noch immer nicht zustande gekommen, und die Petition der allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine an den Reichstag ist unberücksichtigt geblieben.

Einige Gasthäuser, resp. Schänken haben besondere Räume für die von den Trinkern versetzten Sachen, die dort aufgespeichert liegen. Höchst verderblich ist auch das Borgen der Trinkschulden, wozu die Wirte nur zu gerne bereit sind, um die Leute, die zuletzt selbst nicht mehr wissen, was sie schuldig sind, ganz auszusaugen. Als in Oberschlesien die Hungersnot herrschte und man den Leuten durch Geldmittel aufhelfen wollte, erklärte der Minister in der Kammer, daß dieses nicht anginge, da sie so in der Schänke verschuldet seien, daß die Schänker auf das Geld Beschlag legen würden, dieselben seien vielfach Juden. — In der Residenz Berlin, wo früher weniger Schnaps getrunken wurde, sieht man jetzt fast an allen Straßenecken Schänken, es giebt 10 000 aller Art dort, darunter 900 mit Damenbedienung, und das nächtliche Treiben in diesen Lokalen dauert bis zum anbrechenden Morgen. Die Weißbierstuben, die Pflanz- und Pflegestätten des Urberlinertums, des Weißbierphilisteriums, wo das Weißbier vielfach mit Cognac getrunken wird, sind die Sammelplätze aller möglichen Stände ebenso, wie die richtigen Bierstuben und Restaurants. In diesen Stuben wird auch oft dem Hazardspiel gefrönt, die ganze Nacht hindurch, wozu die Spieler sich fleißig durch Trinken animieren. Daheim warten Weib und Kind auf das Geld, was der Spieler hier leichtsinnig dem Trunke und dem Hazard opfert, und wenn er nichts mehr hat, borgt er von seinen Genossen oder von dem Wirte so lange, bis er zu Grunde geht.

Gewisse Wirte haben sogenannte „Schlepper", die ihnen von der Straße ihre Opfer zuführen müssen und dafür bezahlt werden. — Leider wird die Trunksucht auch ganz besonders von den aus den höheren Klassen stammenden Studenten gepflegt, die ihren Ruhm darin sehen, möglichst viel Seidel Bier an einem Abende zu vertilgen. Auch ist es Sitte geworden, daß die Damen an den Kommersen als Zuschauerinnen teilnehmen. Es ist daher sehr zeitgemäß, daß der Professor Oetli in Bern ein Mahnwort an die akademische Jugend gerichtet hat in einem Vortrag: „Gewissen und Alkohol" (Bern bei Kaiser), in dem er die Wirkungen der Trinksitte auf physischem, intellektuellem, ästhetischem, sittlichem und religiösem Gebiet untersucht. Er fordert darin Abstellung des Frühschoppens und des Trinkzwanges.

Das Kommersbuch der deutschen Studenten verherrlicht leider das Saufen und hat eine ganze Reihe von Liedern, die wegen ihrer

unsittlichen Eigenschaften und wegen Verhöhnung der Gleichnisse des Herrn, z. B. vom verlornen Sohn, nicht in dasselbe gehören.

Gymnasiasten und Schüler höherer Schulen ahmen das studentische Leben nach, wiewohl den Schülern das Besuchen der Gasthäuser verboten ist. Indessen findet man viele junge Lehrer fast täglich in den Stammkneipen, oft bis in die Nacht, so daß die Schüler an ihnen kein gutes Vorbild haben. Letztere stiften auch Schülerverbindungen; in einer norddeutschen Residenzstadt befand sich eine solche, die den Orden pro viginti, d. h. für 20 an einem Abende getrunkene Seidel austeilte. Da kann man sich nicht wundern, wenn die Selbstmorde der Schüler zunehmen.

Beim Militär hat die Trunksucht im ganzen nachgelassen. Es ist das besonders der Kabinettsordre Sr. M. des Kaisers Wilhelm I. zu verdanken, der bald nach seinem Regierungsantritt statt der bisherigen Branntweinportionen Kaffeeportionen anordnete. Der bekannte Militärschriftsteller Major Schubert erklärt im „Deutschen Soldatenhort" III. 27 aus Erfahrung, daß diejenigen Soldaten zuerst beim Manöver, resp. im Kriege, schlapp werden, die dem Branntweingenuß huldigen. Der Schnaps belebt allerdings alle Geister und Nerven, aber doch nur etwa auf ein Viertelstündchen, dann erfolgt eine um so größere Abspannung. Dann muß ein neuer Aufguß genommen werden, und so steigert sich die Sache von Schluck zu Schluck, bis schließlich der Soldat nur noch halb bei Sinnen umherstrolcht und unfähig ist, mit voller Kraft seine Pflicht zu thun, ohne von denen zu reden, welche sich gar dabei betrinken. Das Vernünftigste sei, sagt Schubert, seinen Körper so zu gewöhnen, daß er nur morgens und gegen Abend eine tüchtige Portion leichten Getränkes bedürfe. Der kommandierende General Herr v. Haeseler hat deshalb infolge des im Jahre 1893 im Elsaß stattgehabten Kaisermanövers den Kantinenwirten verboten, Schnaps an die Soldaten zu verkaufen, und diejenigen bestrafen lassen, bei denen der Schnaps gefunden wurde.

Auf den Marine-Schiffen wird gleichfalls für gewöhnlich kein Branntwein geschenkt, zumal bekanntlich viele Schiffe durch die Trunkenheit der Mannschaft untergegangen sind. Nur bei außerordentlicher Anstrengung und Nässe wird ein Schnaps als Medizin verabreicht. Würden die rohen Seeleute noch durch Branntwein aufgeregt, so würden sie gar nicht zu zügeln sein. Deshalb bezahlen z. B. auch die Kauffartei-Schiffe, die keinen Branntwein an Bord führen, eine geringere Versicherungsprämie, als die mit Branntwein fahren. Vielfach ist das Vorurteil verbreitet, als sei der Branntwein für die Seeleute nötig, indessen widerlegen das diejenigen Schiffe, die ohne Branntwein fahren, ebenso wie die große Schar von englischen Seeleuten, die freiwillig dem Branntwein entsagt haben und zu Tausenden und Abertausenden den Enthaltsamkeitsvereinen beigetreten sind, wovon sich der Verfasser selbst überzeugt hat auf dem Jubiläum der englischen Vereine in London.

Und wenn sogar die Nordpolfahrer ohne Branntwein ihre schwierige Expedition ausgeführt haben, wer will dann noch behaupten, daß der Branntwein auf der See nötig sei?

Er ist dort ebensowenig nötig, wie für die ländlichen Arbeiter

etwa bei der Ernte, das beweisen viele Arbeitgeber, die ihren Leuten grundsätzlich keinen Branntwein verabreichen, sondern Kaffee und Bier, und dafür zuverlässige, ordentliche Leute haben.

Auch auf den Baustellen ist er nicht nur überflüssig, sondern schädlich. Ernst v. Bandel, der Erbauer des Hermanndenkmals im Teutoburger Walde hat dasselbe ohne Branntwein erbaut, indem er alle diejenigen Arbeiter entließ, die den Branntwein auf die Baustelle mitbrachten, und der Oberbaudirektor Franzius verlangt gleichfalls die Beseitigung des Branntweins von den Baustellen, und fordert gutes Trinkwasser und Kaffee. Demzufolge hat auch der Minister der öffentlichen Arbeiten, v. Maybach in einem Erlaß an die Provinzialbehörden am 14. Mai 1891 dieselben aufgefordert, den Verkauf von Branntwein auf den Baustellen möglichst zu beschränken. Die Baubeamten sollen bei den Leuten auf die Bekämpfung der Trunksucht nach Kräften hinwirken.

Die Berufsgenossenschaften haben bereits zu $^3/_4$ beschlossen, daß der Branntwein nicht zur Arbeit mitgebracht werden soll, daß Betrunkene zur Arbeit nicht kommen dürfen, und aus den Arbeitsräumen auszuweisen sind, und das Reichsversicherungsamt (Präsident Dr. Bödicker) hat diese Beschlüsse überall genehmigt, zumal bekanntlich viele Unfälle bei Bauten, Gewerben und landwirtschaftlichen Betrieben durch die Trunksucht veranlaßt werden und die Unfallversicherungskassen über Gebühr dadurch in Anspruch genommen werden. So haben alle Interessenten der socialpolitischen Gesetze, an der Spitze die Regierung, ein Interesse daran, daß die Zahl der Trunksüchtigen vermindert werde.

Umsomehr ist es zu bewundern, daß das neue Sonntagsgesetz den Trinkern gestattet, am Sonntage ungestört die Schenke zu besuchen, während man nicht einmal die notwendigsten Lebensmittel für das Haus dort sich holen darf. Es ist das eine unbegreifliche Konvenienz gegen die Wirte und die Trinker, da es ja bekannt ist, daß gerade am Sonntage, wo die Leute nichts zu thun haben, die meisten Schlägereien und Messeraffairen infolge von Trunksucht stattfinden, worauf auch noch der sogenannte blaue Montag folgt, an dem die Trinker dann zur Arbeit unfähig sind. Es ist dringend zu wünschen, daß dieses Gesetz so bald als möglich geändert wird. Um die verderblichen Folgen des Branntweintrinkens und der Trunksucht überhaupt dem Volke möglichst nach allen Seiten vor Augen zu führen, hat der Centralverband der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland zur Bekämpfung der Trunksucht schon vor mehreren Jahren eine „Warnungstafel wider den Branntwein" herausgegeben, die auch von dem Östreichischen Verein gegen die Trunksucht (Vorsteher der K. K. Truchseß Dr. v. Proskewetz-Marstorff auf Kwassitz in Mähren) acceptiert und in den verschiedensten Sprachen, ungarisch, slovakisch, polnisch übersetzt und in ganz Östreich verbreitet ist. Der Centralverband läßt diese Tafel in den Städten, z. B. in Danzig, öffentlich an den Anschlagsäulen zugleich mit einem Bilde, das die Folgen der Trunksucht zeigt und die Inschrift trägt: „Fliehet den Trunk, denn er macht arm und elend und entfernt euch von Gott!" anheften.

Auf diese Weise kommt die Sache auch an diejenigen, die sich von der Kirche und den Versammlungen gegen die Trunksucht ferne halten.

Diese Plakate werden von jung und alt gelesen und betrachtet und werden hoffentlich manchen guten Eindruck hinterlassen.

Wir wollen nachstehend die zehn Sätze dieser Tafel mitteilen und erläutern.

Das Kreuz (†) mein Sieg.

Es stehet geschrieben 1. Kor. 6, 10: Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben. Darum ist es dringende Pflicht, jedes christliche Haus im Namen Gottes vor dem Feinde zu warnen, der das Volksleben fortwährend verwüstet, unzählig viel Jammer und Elend in die Hütten der Arbeiter bringt, und die Seelen zeitlich und ewiglich verdirbt.

Dieser Feind heißt Branntwein und überhaupt Trunksucht.

1. Er scheidet die Ehen, stiftet Hader und Zwietracht, Mord und Totschlag zwischen Mann und Weib, die sich am Altar Treue bis zum Tode gelobt haben, und ertötet die Liebe. Davon wissen ganz besonders die Seelsorger zu sagen, die mit den streitenden Eheleuten zu verhandeln haben, wie es vorzugsweise der Trunk ist, der die Ehen entzweit, und die Liebe ertötet.

In einer Stadt Westpreußens lebte ein Handwerker, der dem Trunk ergeben war. Er war verheiratet und hatte eine gute Frau und mehrere Kinder. Er bekümmerte sich aber um diese wenig. Der Herr nahm ihm ein Kind nach dem andern, das machte jedoch keinen Eindruck auf ihn. Vom Hausrat wurde ein Stück nach dem andern versetzt, um dem Trunk zu frönen. Zuletzt war noch das einzige Bett übrig, worauf die Frau lag, die infolge des Kummers krank geworden war. Auch sie schloß bald ihre Augen zu einem besseren Erwachen in der Ewigkeit. Da kein Geld zum Begräbnis vorhanden war, mußte sie auf öffentliche Kosten beerdigt werden. Dann nahm er das Bett, worauf die Frau gestorben war, trug es ins Leihhaus, und den Erlös dafür ging er aufs neue vertrinken und trank so lange, bis er aus der Schenke herausgeworfen wurde und auf der Straße elend verendete. Das ist ein Beispiel von vielen, wie es in den Ehen der Trinker zugeht.

2. Der Branntwein verdirbt die christliche Kinderzucht. Welches Beispiel giebt ein Trinker seinen Kindern? Wie können sie einen Vater ehren, den sie täglich betrunken sehen, und der sich unter das Tier erniedrigt? Woher kommen die verwahrlosten Kinder, die blöd- und schwachsinnigen, die epileptischen? Meistens nur aus durch den Trunk verwüsteten Ehen.

3. Der Branntwein schadet dem Körper, denn er giebt ihm keine Kraft, sondern regt nur auf, um darauf desto mehr zu erschlaffen, wie wir das schon in betreff des Militärs ausgeführt haben. Ein großes Heer von Krankheiten ist in seinem Gefolge und namentlich in Epidemien, wie bei der Cholera, werden die Trinker zuerst hingerafft, da auch die schärfsten Mittel bei ihnen nichts verschlagen.

4. Er befördert die Armut. Weil der sauer erworbene Lohn

in der Schenke vertrunken wird, muß die Familie betteln und stehlen gehn. Fragt man die Bettler und Landstreicher, wodurch sie so heruntergekommen sind, so wird man in den meisten Fällen die Antwort bekommen: „Durch die Trunksucht.“ Die Armen-Etats wachsen so, daß die Kommunen das Geld kaum erschwingen können, und unzählige Familien fallen ihnen zur Last wegen des Trunks ihres Ernährers, der oft in betrunkenem Zustande verunglückt und stirbt.

5. Er befördert die Roheit und die Verbrechen. Viele begehen in betrunkenem Zustande Thaten, die sie nüchtern nie verübt haben würden.

Die Messeraffairen, die Totschläge und Morde haben meistens ihren Grund in der Trunksucht, und manche trinken sich absichtlich Mut, um solche Thaten zu begehen, zumal sie dann auch leider auf Milderungsgründe vor Gericht rechnen können.

Der Mörder John Conway, der im Trunke ein Kind ermordet hatte und am 20. August 1891 in Liverpool hingerichtet wurde, rief, ehe das Fallbeil ihm den Kopf vom Rumpfe trennte, im letzten Augenblick noch den Versammelten zu: „Betrinket euch niemals, niemals!“ Mit diesem Rufe ging er in die Ewigkeit hinüber. So führt der Branntwein auch aufs Schafott.

6. Die Trunksucht macht den Menschen im Dienste unzuverlässig und untauglich und führt eine Menge Unglücksfälle bei Maschinen, Fabriken, Fuhrwerken ꝛc. herbei. Wer mag einem trunkenen Menschen sein Hab und Gut anvertrauen, wie großer Schaden kann ein solcher seinem Herrn anrichten! Wieviel Beamte haben wegen Trunksucht ihre Stellung verloren und sind abgesetzt. Und wenn der Arbeitgeber nach dem Gesetze für alle Unfälle verantwortlich ist, die bei Maschinen, Fabriken und Fuhrwerken passieren, wie teuer kann ihm das zu stehen kommen, wenn er trunkene Leute hat.

7. Die Trunksucht führt auch ins Irrenhaus. Wie viele Tausende sterben in unserm Vaterlande jährlich am Säuferwahnsinn! (S. die Zahlen oben.)

8. Die Trunksucht ertötet das Gewissen und die Willenskraft. Der Trinker ist nicht mehr Herr über sich und sucht das erwachende Gewissen immer wieder durch Trinken zu ersticken.

9. Sie ertötet alles höhere geistige Leben, den Glauben und die Gemeinschaft mit Gott. Der Trinker meidet das Gotteshaus, das Gebet und denkt nicht an das Gericht und die ewige Vergeltung.

10. Der Branntwein und die Trunksucht schließen den Menschen, wenn er sich nicht bekehrt, vom Himmelreich und von der Seligkeit aus, wie geschrieben steht: Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben (1. Kor. 6, 10).

Der Centralverband, dessen Organ, das Centralblatt, in 1200 Exemplaren aufgelegt und verbreitet wird, hat außerdem viele kleinere Schriften gegen die Trunksucht drucken lassen, von denen manche, auch die Warnungstafel, ins Polnische übersetzt, und unter den evangelischen

Polen in Ostpreußen verbreitet sind. Der Vorsteher hat Predigtreisen in den verschiedenen Provinzen, Ost-, Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Posen unternommen, um durch Gottesdienste und Verteilung von Schriften, Verhandlung mit den Geistlichen und Gemeinde-Kirchenräten, bei denselben den Kampf gegen die Trunksucht in weiten Kreisen anzuregen. Diese Gottesdienste sind gewöhnlich sehr gut besucht und werden hoffentlich manchen Segen hinterlassen.

Der Centralverband hat eine Trinkerheilanstalt in Westpreußen zu Sagorsch, bei Neustadt, ins Leben gerufen, die im Oktober 1892 eingeweiht wurde und im ersten Jahre acht Pfleglinge gehabt hat, die bei ihrem Aufenthalt daselbst sich meistens gut geführt haben. Es beruht ja der Eintritt in diese Anstalten nur auf Freiwilligkeit, man kann niemand dazu zwingen, solange nicht das Gesetz eine solche Nötigung stipuliert hat. Solche Anstalten sind bereits in fast allen Provinzen gestiftet worden, die älteste war die zu Lintorf p. Düsseldorf. In Ostpreußen ist neben der Arbeiterkolonie zu Carlshof p. Rastenburg eine solche Anstalt errichtet, und werden vielfach bei den Arbeiterkolonien die Trinker in einer besonderen Trinkerheilanstalt isoliert, da sie sonst auf die anderen Arbeiter einen schlechten Einfluß ausüben. In Mecklenburg ist durch Herrn von Oertzen eine Anstalt in Verbindung mit einem Gute in Sophienhof eingerichtet, auf dem die Insassen in der Landwirtschaft zur Hand gehen müssen.

Wir nennen außerdem die Anstalten Drenzig in der Mark, Nieder-Leipe in Schlesien, Rickling in Holstein (Kr. Geestemünde), Wilhelmsdorf bei Bielefeld, Kästorf bei Gifhorn, Seyda in der Provinz Sachsen, Stenz im Königreich Sachsen (im ganzen 12). — In der Schweiz Ellikon, gestiftet durch Professor Forel.

Wenn der Prozentsatz der vollkommen Geheilten in diesen Anstalten wirklich ein nur geringer wäre, was keineswegs immer der Fall ist, in Lintorf rechnet man z. B. 30 %, so ist es doch schon unendlich wichtig, daß die Trinker, die ihren Familien zu großer Last und oft lebensgefährlich sind, eine Stätte finden, wo sie den Versuchungen ihrer sogenannten guten Freunde entnommen, sich auf sich selbst besinnen und ein anderes Leben anfangen können. Medicin wird dabei für gewöhnlich nicht angewandt, die Hauptsache ist die Entziehung des Alkohol, kräftige Nahrung und praktische Beschäftigung auf dem Felde, im Garten oder im Hause, und religiöser Einfluß durch regelmäßige Hausandacht und den ganzen Geist des Hauses.

Es empfiehlt sich übrigens, besondere Anstalten für unbemittelte Trunksüchtige einzurichten, in denen die Unbescholtenen von denen geschieden werden, die bereits infolge von Trunksucht Verbrechen verübt haben, und andrerseits Anstalten für bemittelte Trunksüchtige, doch müßten beide unter staatlicher Aufsicht stehen. Diese Anstalten dürfen nicht an verkehrsreichen Orten sein, aber in möglichst angenehmer, wo möglich waldreicher Umgebung. Ein Arzt, ein Geistlicher und ein christlich gesinnter Hausvater müssen sie leiten, und das Anstaltsleben muß so eingerichtet sein, daß die Pfleglinge die Familie möglichst wenig vermissen.

In Bonn befindet sich ein Frauen-Trinkerasyl, das am 15. Mai 1889 durch Fräulein Bertha Lungstras gegründet ist und das bereits gute Resultate aufzuweisen hat. Es sind darin drei Klassen, die für sich gesonderte Räume haben. Die erste Klasse zahlt 3—5 M., die zweite 1,50 M., die dritte 75 Pfg. pro Tag, manche werden auch ohne Zahlung aufgenommen. Alle müssen nach Kräften für die Anstalt arbeiten.

Außer der Einrichtung von Trinkerheilanstalten sind Volkskaffeehallen sehr zu empfehlen, in denen billiger Kaffee, die Tasse zu 5 Pfg., zu haben ist. Es befinden sich solche bereits in mehreren Städten, z. B. in Danzig. In Hamburg sind deren elf in dem Freihafengebiet, teils kleinere, teils größere. Es dürfen dort, obwohl Tausende von Arbeitern beschäftigt werden, keinerlei Branntwein-Schankstätten und Spirituosen-Kleinhandlungen bestehen. Die Arbeitgeber dulden den Genuß von Spirituosen während der Arbeitszeit nicht und selbst in den Pausen ist die Erlangung von Spirituosen sehr erschwert, deshalb weist Hamburg einen verhältnismäßig geringen Procentsatz von Verbrechen gegen das Leben und die Gesundheit auf. In diesen Kaffeehallen wird ein gutes schmackhaftes Mittag- und Abendessen, sowie Bier, Milch, Thee, Chokolade und Selterswasser verabreicht.

Wir machen dabei auf den Gesundheitskaffee der Herren Krause & Co. in Nordhausen aufmerksam, der bereits vielfache Verbreitung gefunden hat und auch in einer ganzen Anzahl von Truppen-Menagen in Verbindung mit Bohnenkaffee verwandt wird. Er ist auch für Anstalten, Krankenhäuser, Irrenhäuser ꝛc. zu empfehlen. Der dirigierende Arzt der Naturheilanstalt Pütlach p. München, Dr. med. Walser, erklärt ihn für ein herrliches, durchaus unschädliches, Körper und Geist stählendes, alle Körperfasern zum Lebenskampfe erfrischendes Belebungsmittel. Er ist dank seines Wohlgeschmackes und seiner Billigkeit besonders geeignet, dem Alkohol mit Erfolg den Boden streitig zu machen, und werden Proben von der Fabrik unentgeltlich übersandt.

Ebenso verbreitet der katholische Pfarrer Kneipp einen Gesundheitskaffee und spricht sich entschieden gegen den Alkohol und das viele Biertrinken, das für viele der Totengräber werde, aus, indem er das Wasser und die einfache Lebensweise empfiehlt.

Im Graudenzer Geselligen (Nr. 25. p. 1893) spricht sich Professor Dr. Brummer über die Nährkraft des Bieres auf Grund chemischer Auseinandersetzungen aus, indem er die viel nahrhaftere Milch empfiehlt. Allerdings nehme bei starkem Biergenuß das Körpergewicht zu, aber es geschehe das durch Verfettung wichtiger Organe, namentlich des Herzens, und mit der Gewichtszunahme sei nicht eine Kraftzunahme verbunden, Fettmassen seien nur Ballast für den menschlichen Körper, die Leistungsfähigkeit werde dadurch geschwächt. Allerdings solle der Biergenuß den Schnapsgenuß beschränken, aber in nicht seltenen Fällen bereite er denselben vor, namentlich für die Jugend sei das Bier gefährlich, es erzeuge das Bedürfnis nach immer größeren Mengen von Spirituosen und bewirke Nervosität.

In welcher Weise dem Biertrinken gefrönt wird, geht aus folgender Annonce in der Danziger Allg. Zeitung v. 20. März 1891 hervor.

(Bockfest.) Wer bereits dem berühmten Spandauer Bock seinen Besuch abgestattet, der wird gefunden haben, daß selbst der idealste Jünger eines idealen Lebenszweckes nicht versäumt, der Bocksaison in Form diverser Sitzungen seinen Tribut zu zollen. Und warum auch nicht? Ist denn der Humor, der alle Kreise der dem Bocke Geweihten beherrscht, ein Gegner des Ideals? Keineswegs, denn was könnte idealer sein, als die allgemeine Verbrüderung, mit der in der Regel solch ein Bockfest endigt. Wir zweifeln nicht, daß auch Jung-Danzig dabei recht zahlreich vertreten sein wird.

Prosit! Sapienti sat! —

Auch die Medizin, sagt der Geheime Sanitätsrat Dr. Hüllmann, müsse den Gebrauch des Alkohol, den sie vor ca. 20 Jahren von England übernommen habe, möglichst beschränken.

In der Trinkerinnen-Heilanstalt zu Bonn haben mehrere Trinkerinnen erklärt, daß sich durch die Verordnungen der Ärzte, die z. B. jetzt vielfach Milch mit Cognac den Brustkranken geben, zu Trinkerinnen geworden sind. Leider ist es aber auch Sitte geworden, daß Frauen und Kinder mit in die Kneipe laufen, und dort bis in die sinkende Nacht sitzen, wie man dies namentlich in Berlin und andern großen Städten sehen kann. Wie sehr leidet darunter das häusliche und Familienleben, und wie können die Kinder dann am Tage in der Schule dem Unterricht folgen?

Aus dem Vorstehenden ist deutlich ersichtlich, wie nötig ein Trunksuchtsgesetz ist. Der Vertreter des Reichsamts des Innern, Herr Reg.-Rat Janz, erklärte im Jahre 1893, daß die Wiedereinbringung des Trunksuchtsgesetzes im Reichstag in der bevorstehenden Saison von der politischen Konstellation des Reiches abhängen werde und vielleicht wegen der einschneidenden Militärvorlage und der finanziellen Vorlage nicht opportun sein werde. So ist denn die deutsche Gesetzgebung gegenüber der ausländischen auf diesem Gebiete bedeutend zurückgeblieben, denn in Frankreich, England, Östreich, Belgien, der Schweiz, Holland, Schweden, Norwegen und in den Vereinigten Staaten ist man längst damit vorgegangen.

Vor allem muß die Zahl der Schänken bedeutend eingeschränkt und müssen dieselben einer viel strengeren Kontrolle unterworfen werden. An Minderjährige unter 16 Jahren soll kein Branntwein geschenkt werden. Auch müssen Trinkschulden uneinklagbar sein, und die eigentlichen Schankstätten am Sonnabend Abend und Sonntag geschlossen werden, deshalb bedarf auch das Sonntagsgesetz einer gründlichen Reform.

Sehr heilsam ist es ferner, wenn Listen mit den Namen der Trunkenbolde in den Schänken aufgehängt werden mit dem Verbot, ihnen Branntwein zu verabreichen, wie es bereits an manchen Orten geschieht.

Ferner soll die Trunkenheit bei Verbrechen nicht als Milderungsgrund gelten, sondern schon an sich strafbar sein.

Der frühere Reiseprediger für innere Mission in Darmstadt Pastor

Wagner, jetzt in Pritzerbe a. Havel, macht in seiner 1893 erschienenen Schrift: „Volkserholungen im Lichte des Evangeliums“ darauf aufmerksam, daß man dem Volke angemessene Erholungen durch Jugend- und Volksspiele, Volksfeste im Freien, Familienabende, Lesehallen, Gesangvereine ꝛc. schaffen soll, woran auch die höheren Stände sich beteiligen, um das Volk dem demoralisierenden Wirtshausleben zu entziehen. Viele wüßten nicht, wie sie ihre freie Zeit hinbringen sollten. Auch müssen die Frauen dem Manne das Haus lieb machen, durch Reinlichkeit, gute Küche und friedsames Wesen.

Soeben hat auch Herr Geheimrat Böhmert-Dresden eine Schrift über Volksbildung und Volkserholung herausgegeben, worin er Unterhaltungsabende, Unterrichtskurse, Jugendspiele, Wanderungen ꝛc. empfiehlt.

In der Schweiz ist das Spiritusmonopol eingeführt und hat sehr gute Wirkung gehabt. Von 1400 Brennereien sind nur 64 stehen geblieben. Der Spirituskonsum hat sich um 25 Prozent gemindert, während der Bierkonsum um 25 Prozent gestiegen ist. Dabei haben sich die Einnahmen des Fiskus erhöht. Möchten mit der Zeit auch im deutschen Reiche ähnliche Fortschritte zu verzeichnen sein.

In Norwegen ist infolge der dortigen Gesetzgebung der Spiritusverbrauch von 7,6 Liter pro Kopf auf 1,2 Liter gesunken. Es bestehen dort jetzt nur 22 Brennereien unter strenger Kontrolle, während früher 151 in den Städten und 9576 auf dem Lande waren. Mit der Beschränkung der Produktion ist auch die Beschränkung der Schankstätten Hand in Hand gegangen, auf dem Lande sind sie meistens ganz eingegangen.

In Finnland ist seit 1866 den Gutsbesitzern das Recht, Branntwein zu brennen, genommen und einer Fabrikindustrie übergeben, die hoch besteuert ist und unter strenger Kontrolle steht. In den Städten sind Schankvereine nach dem Gothenburger System mit Monopol für Ausschank gegründet, deren Reingewinn der Stadtverwaltung zu gut kommt.

Durch den Professor der russischen Sprache Baranowsky und Dr. Granfeld ist dort namentlich seit 1883 eine Nüchternheits-Agitation eingeleitet, und haben sich in Abo absolute Nüchternheits-Gesellschaften mit einer besonderen Nüchternheits-Zeitung gegründet, auch Nüchternheits-Wirtshäuser ins Leben gerufen, sie werden von der Regierung mit 15 000 M. unterstützt seit 1890.

Auch unter den Esthen sind 30 Enthaltsamkeitsvereine entstanden und 1889 von der Regierung unterstützt worden.

In England und Belgien hat man ganz besonders die Schulen für die Wirksamkeit gegen die Trunksucht in Anspruch genommen, was auch in Deutschland sehr nötig ist. Ja in England giebt es mehr als tausend Ortschaften, in denen kein Wirtshaus sich findet, und deshalb auch keine Verbrechen geschehen. —

Aus diesem Überblick über das Werk der Bekämpfung der Trunksucht erkennt gewiß jeder die Wichtigkeit desselben für Staat und Kirche, für Gemeinde und Familie und für alle Lebensverhältnisse. Mit Recht sagt die Kommission der Ostpreußischen Provinzialsynode in ihrem Bericht:

„Unter allen Arbeitern der Innern Miſſion muß der Kampf gegen die Trunkſucht in erſter Linie ſtehen, ſie iſt die Hauptquelle aller Notſtände, der ſittlichen und der körperlichen Verwahrloſung, der Zuchtloſigkeit und Gottentfremdung.“ Daher rufen wir alle Stände aufs neue zur Mitarbeit auf und ſind gewiß, daß der Herr, in deſſen Dienſt dieſe Arbeit geſchieht, durch ſeine allmächtige gnädige Hülfe unſer Werk mit ſeinem reichen Segen immer mehr krönen wird.

X. Aus der Welt der Unzucht und des Verbrechens.

Von Lic. **Weber** in M.-Gladbach.

Es ist eine furchtbare Welt der Sünde und Schande, in die wir damit hineinblicken. Man möchte über ihre Thore schreiben: Hier lasset die Hoffnung zurück!

Was die Unzucht angeht, so kommen vor allem diejenigen in Betracht, welche aus der Unzucht ein Gewerbe machen, also auf der untersten Stufe des abschüssigen Sündenweges angekommen sind. Unreine Gedanken und leichtfertige Reden, wie sie aus dem sündigen Menschenherzen kommen, Gelegenheit zur Fleischessünde, wie sie vielfach die öffentlichen Tanzlokale bieten, und aus beiden folgend fleischliche Vergehungen sind die direkten Vorstufen zu diesem Abgrund. Das leichtsinnige oder lebensunkundige Mädchen, das sich unbesonnen in die Großstadt wagt, sein Glück zu machen, die allein wohnende Fabrikarbeiterin oder Nähterin, die manchmal durch ihren Hungerlohn in die Versuchung kommt, sich durch Sünde etwas dazu zu verdienen, das verwahrloste oder mißratene Mädchen, das dem Elternhaus entläuft, sie alle und viele andere enden nur gar zu schnell und leicht in diesem Sumpf.

Und wenn wir auf die verführende Männerwelt blicken, so hätte diese eine Rettung ebenso nötig wie die Opfer ihrer Lust. Kenner großstädtischer Verhältnisse behaupten, daß hier bis zu 90 % der Männerwelt in die Prostitution verstrickt seien; Dr. Chotzen stellt fest, daß alljährlich in Berlin 6000 Jünglinge und Männer an der Syphilis neu erkrankten.

Welches sind nun die Folgen dieses weit verbreiteten Lasters zunächst bei den Prostituierten? Der erste Staatsanwalt Chuchull erklärte auf der Allgem. Deutschen Sittlichkeitskonferenz zu Frankfurt a. O. 1893: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Unkeuschheit, die Unsittlichkeit, wenn nicht die Anstifterin, so regelmäßig die Begleiterin fast jedes Verbrechertums ist." Ebenso ist die Unzucht als Ursache und Folge verbunden mit der Trunksucht. Vor allem aber ist die schreckliche geistige, sittliche und körperliche Entnervtheit der armen Dirnen eine Folge dieser Sünde. Es ist ein entsetzlich wechselvoller und unter den entgegengesetzten Formen auftretender Seelenzustand, den die Dirnen in den Magdalenien oder Asylen zeigen. Da ist vor allem die thränenvolle, nervöse Zerknirschung, welche den Anschein eines geistlichen Erfolges, eines Anfangs von Buße hat, und die doch thatsächlich nichts anderes ist als Haltlosigkeit der Seele und Zerrüttung des leiblichen Lebens, im Grunde dasselbe wie der Trotz, nur nach einer andern Richtung und in anderer Form wirksam werdend.

Denken wir nun an die ungeheure Ausdehnung dieses Lasters! Es wird allgemein anerkannt, und ist auch in der Reichstagskommission zur Behandlung der lex Heinze (1892/93) allgemein zugegeben, daß die Zahl der Prostituierten Berlins 40—50 000 betrage!!

So frißt die gewerbsmäßige Unzucht am Mark des Volks, und das gegenwärtige System der sogenannten polizeilichen Sittenkontrolle ertötet in den Prostituierten, soweit sie sich derselben überhaupt unterwerfen, das Schamgefühl und macht sie fast besserungsunfähig. Hygienisch aber nützt es gar nichts, denn die ärztliche Untersuchung kann nicht so häufig und so genau vorgenommen werden, daß sie wirkliche Garantie gegen die Verbreitung geschlechtlicher Krankheiten bietet. (Vergl. Pistor, Das öffentliche Gesundheitswesen S. 94 und Schmölder, Die Bestrafung und polizeiliche Behandlung der gewerbsmäßigen Unzucht S. 71.) Es erweckt dies System aber bei vielen gewissenlosen Männern die Auffassung, daß der geschlechtliche Verkehr mit kontrollierten Dirnen ungefährlich sei, und begünstigt so das Umsichgreifen der Unsittlichkeit und der Geschlechtskrankheiten.

Wenn man jetzt nun gar die Lokalisierung bezw. Kasernierung der Prostitution als Losungswort ausgegeben hat, so ist man erst recht auf einem Irrweg. Nur ein geringer Bruchteil der Prostituierten, die Hefe derselben, würde in den großen Städten sich die Lokalisierung gefallen lassen, auch wenn man der Polizei ein großes Vollmachts-Blanquet geben wollte. Kaum der zehnte Teil der Dirnen steht in Berlin unter der sogenannten Sittenkontrolle, und in Frankfurt a. M. auch nur etwa 300. Diese Verhältnisse würden sich durch die angestrebte Lokalisierung in irgend erheblichem Maße nicht ändern, die Winkelprostitution würde nach wie vor bestehen bleiben. Der Verwaltungsbericht des Berliner Polizeipräsidiums von 1888/90 sagt selber: „Berlin hätte die Kontrolle nicht an Stelle, sondern neben der Straßenprostitution.“ Auch das Louistum würde durch die Lokalisierung der Prostitution keinen Abbruch erleiden. In letzter Etappe aber führt das zum Bordell, zum öffentlich anerkannten Bordell, das sich sehr wohl in den einfachen Formen eines Mietsvertrages zwischen einem Hauseigentümer und einer Anzahl von Prostituierten etablieren läßt.

All diesen Bestrebungen halten wir mit größter Entschiedenheit entgegen, daß der Staat sich um seiner sittlichen Idee, um seiner gottverliehenen Würde willen auf keinerlei Reglementierung und Konzessionierung des Lasters einlassen darf, weil er sonst der Legalisator der Unzucht wird. Das Gewerbe der Dirne kann — so muß sie schon auf Grund ihrer polizeilichen Einschreibung schließen — doch nicht so schlimm sein, wenn der Staat ihr die Konzession dazu giebt. Nach den Erfahrungen von Pierson, des Nachfolgers von Heldring in Holland, wurden aus denjenigen Staaten, die keine Kontrolle haben, am meisten reumütige Mädchen ins Asyl aufgenommen, während schon Heldring erklären mußte, daß die Rettung einer französischen Dirne noch nie gelungen sei. Der Kasernierung aber halten wir entgegen, daß, wenn unser Volk nur durch solche staatliche Gestattung des Lasters und indirekte Verführung dazu gesundheitlich gerettet werden könnte, es eher wert wäre, zu Grunde zu gehen. Und man denke doch: die Stadtteile, welche für die Kasernierung der

Prostitution gewählt werden würden, wären unzweifelhaft die ärmeren: also würde einer Bevölkerung, die ohnehin des Lebens Mühsal hinreichend zu tragen hat, noch das Unrecht einer volksvergiftenden, die Jugend verderbenden Einrichtung auferlegt. Weg mit allen solchen Gedanken! Was wir verlangen müssen, ist die Bestrafung der Unzucht und jeder Mitwirkung und Reizung zu ihrem Betriebe, sowie ein ausreichender Schutz des unreifen Alters gegen die Verführung zum Laster. Dahin gehört also schärfste Bestrafung aller Kuppler und Zuhälter, strenge Ahndung der Ausnützung jeglichen Autoritätsverhältnisses zur Verführung einer weiblichen Person, Hinaufrücken des Schutzalters der Mädchen auf das 18. Jahr, schärfere Aufsicht und unnachsichtliche Bestrafung gegenüber unsittlichen Schriftstücken und Bildwerken, schlechten Theateraufführungen und zweifelhaften Wirtschaftslokalen.

Wichtiger freilich als alle Gesetze bleibt die Reinigung des allgemeinen sittlichen Urteils; denn eine Unsitte, ein Laster wird nie durch ein Gesetz, sondern nur durch bessere Sitte überwunden. Nachdem wir so unsern principiellen Standpunkt, auf dessen Festhaltung hier alles ankommt, entwickelt haben, wollen wir einige Einzelbilder aus der Welt der Unzucht geben. Eine Haupthelferin der Unzucht ist heutzutage die Bühne und das Tingeltangel. Von ersterer hat es Minister von Köller im Abgeordnetenhause offen anerkannt. Auch in den Verhandlungen der Reichstagskommission zur Beratung der lex Heinze wurde allgemein zugegeben, daß Übelstände auf dem Gebiet des Theaters und auf ähnlichen Gebieten beständen, daß namentlich in großen Städten trotz der polizeilichen Censur recht schamlose Aufführungen stattfänden, welche die Sittlichkeit des Volks und namentlich der Jugend ernstlich gefährdeten, und daß die jetzige Censur unzureichend sei, weil sie nur den Inhalt des Stücks betreffe, wie er in toten Buchstaben dem Censor vorliege; es sei aber häufig gerade die von der Censur nicht genügend beeinflußte Art und Weise der Aufführung, durch welche das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt würde.

Wie aber die armen Schauspielerinnen selbst ein Opfer ihrer Kunst werden, und welche Theatersklaverei herrscht, darüber gab ein Aufsatz im „Volk" (Nr. 147 von diesem Jahr), unterzeichnet Gladius in der „Sozialreform", ergreifende Auskunft. Da hieß es:

„Verfolgen wir den Gang einer Künstlerin . . . . von ihren ersten Versuchen, ein Engagement zu erhalten, bis zum Debut. Es ist die Theateragentur, deren Vermittlung sie anruft, und schüchtern betritt sie das Bureau. Hier muß sie zunächst unangenehm der oft sehr brüske, wenn nicht gar lascive Ton berühren, den man sich glaubt ihr gegenüber erlauben zu dürfen; indessen sie bedarf des Agenten und sie fügt sich. Nachdem sie einen Revers unterzeichnet, in dem sie sich verpflichtet, während ihres ganzen Engagements durchschnittlich 5 Prozent ihrer Gage an den Agenten für dessen Bemühungen zu bezahlen, verlangt man von ihr etwa sechs verschiedene Photographien in Kabinettformat und von jeder Aufnahme mehrere Exemplare, legt ihr ein Abonnement auf eine zu dem Agenten in Beziehungen stehende Bühnenzeitung nahe und fordert sie bisweilen sogar schließlich zur Ausstellung eines Generalreverses auf, durch welchen sie während ihrer ganzen Bühnenthätigkeit sich an diesen einen Agenten

bindet. Wenn wir auch die sehr kostspielige Anschaffung der Photographien, welche oft nach dem Engagement eine ganz eigenartige Verwendung finden, gern als notwendig zugeben, wenn wir auch dazu schweigen wollen, daß viele Agenten nach erfolgreichen Verhandlungen ein mehr oder weniger kostbares „Cadeau", man scheut sich scheinbar, das deutsche Wort zu brauchen, von ihrer Kundin erwarten, so läßt doch das andere Gebaren es uns geradezu rätselhaft erscheinen, daß die seinerzeit erlassene Verfügung des Berliner Polizeipräsidenten, die den Übergriffen der Theateragenturen einigermaßen einen Damm entgegenstellen wollte, in den Kreisen der Bühnenangehörigen statt Dankbarkeit Bekämpfung fand. Besonders der Versuch einiger Agenten, für immer durch eine dokumentäre Erklärung die betreffenden Künstlerinnen resp. Künstler an sich zu fesseln, erinnert lebhaft an die Überschrift jenes Hackländerschen Romans, und bei dieser Sachlage hätten jene Männer, die einst im fernen Afrika eine in der Heimat ganz falsch beurteilte Sklaverei abschaffen wollten, richtiger gehandelt, zunächst aus den vielen Abarten des europäischen Sklavenlebens für die Beseitigung wenigstens einer, vielleicht der Theatersklaverei, einzutreten.

Denn auch das Leben auf der Bühne ist vielfach nur eine Sklaverei, und es gehört schon eine gewisse Abhärtung im Denken und Empfinden dazu, um auf die Dauer diese Verhältnisse erträglich zu finden. Auf erwiesene Thatsachen stützen wir uns, wenn wir der widerlichen Anträge gedenken, die Theaterdirektoren oder Regisseure unter Mißbrauch ihrer Stellung den Künstlerinnen zumuten. Nicht zu den Seltenheiten ist es leider zu zählen, daß die Zuteilung einer Rolle von der Gewährung einer derartigen Gunst abhängig gemacht wird, wie auch wieder andererseits einflußreiche Freunde einer solchen Theaterdame, den Namen „Künstlerin" wollen wir hier nicht mißbrauchen, oft viel maßgebender und bestimmender sind, als Talent und wirkliches Können.

Dürfen wir uns bei solchen Gebräuchen wundern, wenn die Bühne im Begriff ist, der Sammelpunkt von Courtisanen zu werden, wenn Oberflächlichkeit und Putzsucht in Verbindung mit einem durch nichts gerechtfertigten Dünkel die Oberhand gewinnen? Unglaublich ist es, was alles auf heutigen Bühnen geschehen kann, und welche Ausnutzung man sich besonders den weiblichen Angestellten gegenüber erlaubt. Es ist ein bekanntes Berliner Theater, wo die Elevinnen (Damen im Alter von 18—24 Jahren) für 50 Mark monatlich engagiert sind, und als eine derselben im zweiten Jahre um eine monatliche Zulage von 25 Mark bat, wurde ihr von der Direktion die Antwort, das wäre doch unnötig, da sie einen reichen Freund habe. Schmachvoll, aber wahr! Also die Prostitution ist es, mit der diese Theaterleitung offiziell rechnet, was sie freilich auch schon genügend durch die Höhe der gezahlten Gage bewies; denn daß für 50 Mark nicht ein monatlicher Garderobeaufwand für die Bühne in drei- bis vierfacher Höhe bestritten werden kann, wie es verlangt wird, ist selbstredend. Indessen selbst direkte pekuniäre Vorteile von ihren Angestellten zu gewinnen, entblöden sich diese Herren nicht. Oder ist es nicht als ein direkter pekuniärer Vorteil zu bezeichnen, wenn ein Mädchen mit einer monatlichen Gage von 50 Mark zu einer Konventionalstrafe von 350 Mark von der Leitung desselben Berliner

Bühneninstituts verurteilt wird, und thatsächlich gezwungen wird, 175 Mark davon bar zu bezahlen? Weiß der Herr Direktor nicht, wie dieses Geld gewonnen wurde?

Und bei einem derartigen Geschäftsgebaren läßt es der Staat ruhig geschehen, daß in wachsender Proportion schlau berechnende Unternehmer allmählich in wenigen Händen die Stätten, wo die Kunst walten sollte, zu vereinen wissen, er verhindert es nicht, daß z. B. in Berlin die Direktion zweier Theater von einer Stelle aus fast zur Regel geworden ist, daß für Hamburg dasselbe gilt und daß auch in der Provinz diese Monopolisierung mehr und mehr um sich greift. In arger Verblendung duldet er es, und unsere Volksvertretungen sehen auch hier ruhig dem gewissenlosen Treiben einer verderblichen Gewerbefreiheit zu und können sich nicht aufraffen zu der Wiedereinführung eines wohlthätigen Zwanges, der eine gleichmäßige, gerechte Entwicklung allen garantiert. Wenn wo, so ist im Theaterwesen die Aufhebung der Gewerbefreiheit eine Notwendigkeit; daneben aber soll der Staat mit den ihm zu Gebote stehenden Zuchtmitteln vorgehen, um dem schmählichen Verhalten unlauterer Persönlichkeiten ein Ende zu machen. Warum läßt man diese ekelhaften Übergriffe gewissenloser Theaterdirektoren und Regisseure ungestraft, während z. B. an dem Arzte, an dem Rechtsanwalt ꝛc. ein ähnlicher Fehltritt so hart gesühnt wird? Warum zwingt nicht der Staat die Theaterdirektoren, daß sie bei Gagen bis zu einer gewissen Höhe selbst für die Kostüme aufzukommen haben, und warum wendet er nicht schärfer seine Gesetze gegen die Prostitution an, die ihm in ihrer heutigen Fassung es gar wohl ermöglichen, auch hinter die Coulissen zu greifen? Wir wollen wieder Künstler auf unseren Bühnen bewundern können, Darsteller, erfüllt von dem heiligen Feuer reiner Begeisterung, edle Menschen, an deren Wiege die Musen gestanden. Das Theater darf der Staat nicht vernachlässigen, das eigene Interesse des Staates erfordert die Pflege der Schauspielkunst und es ist ein schwerer Fehler gewesen, daß die Tagespresse bisher nicht energischer dafür eingetreten. Hoffentlich wird sie sich jetzt von dieser Notwendigkeit überzeugen, und wenn sie sich gleichzeitig entschließt, unerbittlich jeden Übergriff in sittlicher und moralischer Beziehung, den sich unlautere Individuen hinter dem Vorhang gestatten, an das Licht der Öffentlichkeit zu ziehen, und fest jeden Ausbeutungsversuch zu bekämpfen, so wird es mit der Zeit auch unseren Theatern wieder mehr als heute gelingen, ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden."

In einer Broschüre von Walter Deutschmann: Deutschlands Untergang? Ein unparteiisches Wort zur Sittenlosigkeit (Hamburg, Lange und Wendt 1893) heißt es: „Gehen wir (in Berlin) gleich vom Bahnhof dem Centrum zu, so finden wir dort einen Buchhändlerladen, in dessen Schaufenster an frequentester Passage der Stadt, dem Brennpunkt der Fremden, u. a. folgende litterarische Produkte seltsamer Schriftsteller ausgelegt sind: „Liebe und Verbrechen," „Berlin bei Nacht," „Der Mensch und sein Geschlecht," „Die Rache des Eunuchen," „Für Herren: Die Berliner Demimonde," „Die Hygiene der Flitterwochen," „Zum Paradies der Damen," „Ohne Feigenblatt," „Die Selbstbewahrung," „Die Geschlechtsverhältnisse des Menschen," „Mixed Pickles", „Die drei Grazien,"

„Mikoſch," „Lenchen im Zuchthauſe", „Memoiren einer Ausgewieſenen," „Nur für Männer: Die 11 Gebote der Ehe," „Die gefallenen Mädchen und die Sittenpolizei," „Über fakultative Sterilität", „Die Frau verkauft," „Die Heimlichkeiten und Krankhiten der Frauen," „Künſtliche Unfruchtbarkeit," „Sexuelle Impotenz" u. ſ. w., ein reines Specialitäten-Sammelſurium lockender Schriften. Der Fremde, der Berlin alſo noch mit einigermaßen reinen Sinnen betritt, wird, angezogen durch die das Tieriſche hervorlockenden Titel, gleich im Leſeſalon vorbereitet für ſeine „Reiſe durch Berlin". Die Friedrichſtraße, Leipzigerſtraße und manche ſonſtigen Hauptſtraßen wimmeln von morgens bis in die ſpäteſte Nachtſtunde von Proſtituierten, von denen, nach Stöckers Erklärung im Reichstage, Berlin 5000 „eingeſchriebene" und über 50 000 heimliche beſitzen ſoll. Man ſieht Kinder von 14 bis 16 Jahren, welche dem Laſter bereits verfallen ſind. Frauen bieten 16jährige, liebliche, blondköpfige Mädchen für Geld an, mit Ekel muß man ſich abwenden.

Viele Beiſpiele könnte ich als Belege für die Sittenloſigkeit von Mädchen und Frauen anführen, wenn ich mehr Raum aufwenden wollte. Der Ehebruch unter Frauen und Männern iſt oft zu beobachten. Welche Mutter iſt noch ſicher, wenn ſie ihr der Schule entwachſenes Mädchen allein gehen läßt, daß ſie nicht die Beute der Lüſtlinge wird, die wie eine Horde Hunde ein junges, unerfahrenes, anſehnliches Geſchöpf verfolgen. Einer dieſer Gewiſſenloſen erzählte, er gäbe ſich überhaupt nur mit unſchuldigen Mädchen ab, die er dann nach geſchehenem Verbrechen verließe.

Folgende wenigen von Hunderten Zeitungsausſchnitten, die ich meiſtens einem „Berliner Blatt", einem jener ſenſationslüſternen Organe, was beinahe täglich in oft pikantem Stile ſolche Skandale bringt, entnommen, mögen als Illuſtration für Berliner Zuſtände und eine Species Journaliſten ſprechen:

Ein zwölfjähriger Knabe iſt geſtern wegen wiederholten Sittlichkeitsverbrechens von der Kriminalpolizei verhaftet worden.

* * *

Wieder eine! Im Laufe der vorigen Woche wurde ein Frau Trenkhorſt verhaftet, welche in der Zimmerſtraße 75 in der erſten Etage eine größere Wohnung inne hatte und im Verdacht ſteht, in derſelben „nach berühmtem Muſter" tolle Orgien zwiſchen Lebemännern und jungen Damen der beſſer ſituierten Stände inſceniert zu haben. Beſonders inkriminiert iſt ein bereits längere Zeit zurückliegender ſchwerer Fall, der ein junges Mädchen unter 14 Jahren betrifft, das jetzt ſelbſt ſeinen Eltern das Verbrechen mitgeteilt hat. Die Eltern des Mädchens haben ſofort Strafanzeige gegen Frau T. und deren Helfershelferin, eine früher bei derſelben in Dienſt geweſene Perſon, erſtattet, Frau T., welche in das Unterſuchungsgefängnis in Moabit überführt worden iſt, lebte auf großem Fuße; die eingeleitete Unterſuchung dürfte ergeben, ob die Gerüchte berechtigt ſind, welche behaupten, daß eine große Zahl unerfahrener Mädchen dem ſchamloſen Treiben der Frau T. zum Opfer gefallen iſt.

* * *

Nachträgliches vom Bundesſchießen. Die Stimme ſittlicher Entrüſtung, welche hier und da über die meiſten Schau- und Ver-

gnügungsbuden des Schützenfestplatzes in Berlin sich verhalten äußerte, ist nunmehr gemäß einer uns zugehenden Mitteilung des „Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“ zu einer lauten, offenen Kundgebung angewachsen. „Zweitausenddreihundert Frauen“ haben danach an den Oberbürgermeister und die Stadtverordneten von Berlin eine Bittschrift gerichtet, welche zunächst begründend jene „Festveranstaltungen“ in Pankow nach Maßgabe der Zeitungsberichte kennzeichnete: „Erster deutscher Herold, größtes Chantant der Welt.“ „Hundert Damen und vierzig Herren.“ Daneben kleinere Tingeltangel und Schießbuden, aus denen überaus zudringliche Frauenzimmer der Männerwelt sich anbieten. Ferner „Freikonzert“, dessen luftigst gekleidete Kellnerinnen frech und ungehindert den Gymnasiasten, wie den Familienvater, den Jüngling, wie den Mann verführerisch lächelnd zur „Schützenruhe“ einladen. „Lebende Menschenfresser“ und ähnlich grausige unästhetische und unstatthafte Schauerbuden nicht zu erwähnen. Allein die kaum bekleidete „Dame“, welche zum Besuch der Bude „Die Geheimnisse Hamburgs oder eine Nacht in St. Pauli“ einladet, hätte doch wohl füglich von Polizei wegen beseitigt werden können. Und dann das Entsetzliche, was einfache Bürger und Bürgerinnen der Provinz von der so viel gerühmten Reichshauptstadt kaum zu fassen vermögen, die verlautende Kunde: „daß die Festleitung es zugelassen haben soll, anstatt der sich anbietenden Kellner junge Frauenzimmer in großer Zahl als Schenkmädchen ohne Bezahlung anzustellen.“ Daran schließt sich das Gesuch an die Stadtbehörde, Verordnungen erlassen zu wollen, welche die Möglichkeit solcher „Orgien“ im Gebiete der Reichshauptstadt im sittlichen Interesse sowohl der Angesessenen, wie der vielen Besucher für die Zukunft ausschließen. — Ein Hamburger Schützenbruder setzt der vorstehenden Schilderung noch hinzu: „Die Schilderung stimmt ganz genau. Mehr denn 20 Tingeltangelzelte mit halbbekleideten Sängerinnen und dito Kellnerinnen waren auf dem Festplatze vertreten. Ferner elektrische Damen, Riesendamen, schöne Ungarinnen, Polinnen ꝛc. ꝛc. (für die „Herren Schützen“ wurden morgens in aller Frühe in einzelnen Buden, wo sich solche Damen produzierten, Extravorstellungen veranstaltet u. s. w.). Eine anständige Frau durfte sich faktisch auf dem Festplatze nicht sehen lassen.“

* * *

Ein Monstreprozeß befindet sich wieder einmal beim Landgericht II in Vorbereitung. Vor einigen Wochen wurde die eheverlassene Arbeiterfrau J. in der Turmstraße in Moabit unter dem dringenden Verdachte verhaftet und in Untersuchungshaft genommen, bei zahlreichen Verbrechen wider keimendes Leben (§ 218 des Strafgesetzbuches) Hilfe geleistet zu haben. Im Laufe der Untersuchung sind bereits eine erhebliche Anzahl von Frauen ermittelt worden, bei denen und mit deren Einverständnis das Verbrechen begangen wurde. Ein Dutzend derartig belasteter Frauen befindet sich schon in Untersuchungshaft, und wahrhaft erschütternde Scenen ereignen sich bei jeder neuen Verhaftung. Die Frauen gehören durchweg dem Arbeiter- und dem kleinen Handwerkerstande an und sind merkwürdigerweise sämtlich verhältnismäßig gut

situiert, so daß sie eine Vermehrung der Familie nicht zu fürchten brauchten. Die Kundschaft der Frau J. wurde dadurch eine sehr große, daß die behandelten Frauen ihre Erfahrungen immer noch anderen empfehlend mitgeteilt haben. Die meisten der verhafteten Frauen sind aus Charlottenburg, die übrigen aus Schöneberg, Wilmersdorf und Berlin.

* * *

„Eine Damenkapelle, die mit und ohne Kostüm auftritt, findet sofort Engagement in einem feinen Restaurant."

* * *

Zum Mord und Selbstmord an der Tiergartenschleuse. Wie seinerzeit gemeldet, wurde von einem Arbeiter aus Deutsch-Wilmersdorf am 12. vorigen Monats in früher Morgenstunde an der obengenannten Schleuse auf einigen am Ufer abgelegten Frauensachen ein Zettel gefunden, welcher die Worte enthielt: „Hier bin ich mit meinem Kinde gestern abend ins Wasser gesprungen; bitte benachrichtigen Sie Frau Goldbach, Landsbergerstraße 90, und meine Herrschaft, Bülowstraße 47/48. Ich kann nicht mehr leben wegen unglücklicher Liebe." Diese Zeilen rührten von der 27 Jahre alten unverehelichten Bertha Dornberg her, welche im Februar 1888 einem Kinde weiblichen Geschlechts das Leben gegeben hatte. Die seinerzeit angestellten Versuche, die Leichen der Mutter und des Töchterchens aufzufinden sind erfolglos geblieben. Am Sonnabend Abend gegen 6½ Uhr trieben nun im Landwehrkanal vor dem Grundstück Salzufer 2 in Charlottenburg zwei Leichen an. Dieselben wurden als diejenigen der beiden Vorgenannten erkannt. Das Töchterchen war mittelst einer wollenen Schnur an den Körper der Mutter festgebunden, und diese hatte ihre Arme fest um den Hals des Kindes gelegt.

* * *

Aus dem Berliner Leben. Zeit: Montag den 29. Dezember 1891, morgens 9 Uhr. — Schauplatz: Rauchzimmer in einer bekannten Konditorei am Rosenthaler Thor. — Zwei Herren sitzen in der Nähe des Fensters und studieren das „Allerneueste", eine Dame und ein Herr sitzen am Ofen und sind bei einem Täßchen Kaffee mit Kuchen in eifriger, intimer Unterhaltung. Da tritt plötzlich eine fein gekleidete, augenscheinlich den besseren Ständen angehörende Dame ein. „Sieh' da! mein lieber Emil und seine ihn liebende Anna!" so wandte sie sich an das Pärchen, es in seinem traulichen Schmusen störend. „Also das ist deine dich liebende Anna, lieber Emil! Wie freue ich mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Fräulein! Sie sind also die den Emil so sehr liebende Anna; gestatten Sie mir, mich als die Gattin dieses Emil vorzustellen! Im übrigen genieren Sie sich nicht, ich werde mir jetzt auch eine Tasse Kaffee kaufen. Der Krug geht eben so lange zu Wasser, bis er bricht!" Sprach's und setzte sich an einem benachbarten Tische nieder und wartete des Kaffees, der da kommen sollte. — Tableau! — Nach drei Minuten stand „Anna" auf und verließ nach einer tiefen Verbeugung gegen die Gattin ihres „lieben Emil" das Lokal. „Frau Emil" trank in Ruhe ihren Kaffee aus, erhob sich, zahlte an der Kasse und ging — wohin? Wahrscheinlich zum

Rechtsanwalt! Ihren Emil würdigte sie keines Blickes und keines Wortes mehr. Und Emil saß und saß, die Tasse war längst geleert, der Kuchen aufgezehrt, und er saß noch eine Stunde und — studierte das Adreßbuch, — wahrscheinlich sucht er sich auch einen Rechtsanwalt! Wie mag's ihm gehen, wenn er nach Hause kommt? Nach der Konditorei am Rosenthaler Thore kommt er gewiß so bald nicht wieder und seine ihn liebende Anna auch nicht mehr! Und seine Liebesbriefe läßt Emil so leicht auch nicht mehr zu Hause liegen, wenn er sich wieder einmal zum Stelldichein begiebt!

* * *

Ein gefährlicher „Kinderfreund" treibt seit einiger Zeit auf den Straßen Berlins sein Unwesen, indem er die dort spielenden kleinen Mädchen anlockt und verschleppt, um dann an ihnen ein vom Gesetz mit schwerer Strafe bedrohtes nichtswürdiges Verbrechen zu begehen. Wie uns mitgeteilt wird, ist von diesem Unhold in der Bülowstraße der etwa zehn Jahre alten Tochter eines dort wohnenden höheren Beamten in der gedachten Weise Gewalt angethan worden. Dieser Mann, auf den hiermit warnend aufmerksam gemacht sei, ist fein gekleidet, hat schwarzen Schnurrbart, sogenannte O-Beine und einen tänzelnden Gang.

Mit Ausnahme einer gewiß recht beträchtlichen Zahl solider Berliner Familien, die sich in den abgeschlossenen Kreis gleichgesinnter Freunde zurückziehen und noch den alten, soliden Bürgersinn, wie er unter Friedrich dem Großen bestand, bewahrten, ist ein erheblicher Teil von Berlin der Sittenverderbnis verfallen. Mancher junge Mann hat sein „Verhältnis", mit der er in seiner ungenierten Wohnung sträflich lebt. Manche Arbeiterin, Künstlerin, Tänzerin, Kellnerin, Ladenmädchen, die oft ihre „ungenierten" Zimmer in den Vororten haben, suchen nach Feierabend eine Anknüpfung mit einem Manne, teils aus Genußsucht, fast immer aber aus Geldsucht. Bejahrte Männer, ja Greise, deren Frauen zu Hause oft in Not sitzen, sieht man am Arme einer ausgehaltenen Dirne hinter dem Hausthor verschwinden. Hotels, leider auch in manchen anderen Städten, bilden oft den Deckmantel für Sittenlosigkeit und Verführung. Junge Ehemänner schwärmen Nächte hindurch in den verrufensten Nachtlokalen umher, während öfter die sittlich mitverdorbene Frau, welche ihren Halt durch Kenntnis der Untreue ihres Mannes oder durch sittenlose Freundinnen verloren hat, ihren Mann hinterm Rücken betrügt. Die Genußsucht, Sittenlosigkeit und Religionslosigkeit des Jünglings und Mannes auf der einen, die Eitelkeit, Putzsucht und der Leichtsinn des Mädchens und der Frau auf der anderen Seite treiben zum Verderben. Für Geld ist vieles feil, je nach Höhe des Betrages wird oft die Ehre verkauft.

Aber es giebt noch schauerlichere Unzuchtssünden als die hier erwähnten, das sind die schlechthin unnatürlichen Unzuchtssünden, Mann mit Mann, Weib mit Weib. Paulus schildert sie Römer 1 mit den Worten: „Darum (wegen ihrer Gottlosigkeit und Wahrheitsunterdrückung) hat sie Gott durch die Lüste ihres Herzens dahingegeben in die Unreinigkeit, zu schänden ihre Leiber an ihnen selbst. — Gott hat sie dahingegeben in entehrende Leidenschaften; denn ihre Weiber haben verwandelt den natürlichen Gebrauch in den widernatürlichen, und ebenso auch die Männer,

verlassend den natürlichen Gebrauch des Weibes, sind in ihrem heißen Verlangen gegeneinander entbrannt, indem sie Mann an Mann Schande trieben." Aber was nun das Neue ist in dieser Zeit — diese unnatürlichen Sünden werden sogar zu rechtfertigen versucht! In einem Aufsatz von Karl Bleibtreu in N. 36 der „Kritik" von diesem Jahr wird für die „erotische Ausschweifung" des bekannten Karl Wilde in London die Schopenhauersche Erklärung geltend gemacht, „derlei Neigungen entsprängen einer weisen Vorsicht der Natur (!), welche diejenigen von der natürlichen Begattung ableite (!), die doch nur schädliche, schlechte Fortpflanzung treiben und hierdurch die Menschheit schädigen würden." „Wir möchten raten, das Wort „unnatürlich" und „unnormal" zu streichen (!!). Denn alles, was geschieht, ist natürlich, weil es sonst nicht geschehen könnte (!!). Die Natur hat mit sexueller „Moral" nichts zu schaffen, sondern regt in jedem die seinem Organismus irgendwie zusagenden Triebe (!!)." Das ist der grauenhafte Widersinn des modernen Realismus, der die Freiheit und ihre Entartung, die Sünde nicht kennt! Da soll es sich denn nur „um eine Frage des Klimas und der Blutmischung handeln"! Im Falle Leist haben wir Ähnliches gehört. „Wilde könnte sich . . . — heißt es weiter — nicht nur auf die Größen des Altertums berufen, auf Alkibiades, Alexander, Cäsar (vergl. das Spottgedicht Katulls), sondern sogar auf große Herren der Neuzeit, denen das Gerücht (vergl. auch Voltaires Spottgedicht darüber) die nämliche Neigung zuschrieb." Diese ganze Beweisführung hat für uns etwas im höchsten Grade Widerwärtiges und Abstoßendes. Gott bewahre unser armes Volk vor einer derartigen Einschläferung seines Gewissens!

Zum Schluß will ich noch einen kurzen Blick auf die geheimen Jugendsünden werfen, die in unserer Zeit grassieren. O, wie sind diese „eine Pestilenz, die im Finstern schleicht," und wie sollten alle Eltern und Lehrer auf das gespenstische Heranschleichen dieser Schlange sorgsam achten! Was für greuliche Verwüstung richtet das Gift dieser Schlange an Leib und an Seele an! Wie manche Lebenskraft wird da völlig geknickt, wie manche Lebensfrische total vernichtet, wie manche Gesundheit dermaßen unterwühlt, daß der Mensch, wenn er später ins Leben eintreten soll, nichts anderes mehr ist als eine wandelnde Ruine! Wie schrecklich wird die deutsche Jugend durch diese Sünde verderbt und entnervt, und wie viele Schulen sind insgeheim (ohne Wissen der Lehrer) Brutstätten des Lasters! Als ein treffliches Schriftchen zu dieser furchtbar ernsten Sache empfehle ich allen Eltern und Lehrern „Die Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit" von A. Gild, Rektor in Kassel (Wittenberg, R. Herrosé). Von sonstigen Sittlichkeitsschriften aus jüngster Zeit empfehle ich zur Orientierung über die Grundzüge des ganzen Gebiets: Dr. Höffel, Die Theorie des notwendigen Übels und die Stellung des Staates demselben gegenüber (Leipzig, R. Werther. 30 Pf.) Dr. Höffel, Der Einfluß der Unsittlichkeit auf Erkrankung und Sterblichkeit (Leipzig, R. Werther. 40 Pf.) Propst Becker, Wo ist dein Bruder Abel? (Ebendas. 20 Pf.). J. Dammann, Auf zum Kampfe gegen einen furchtbaren Feind! (Ebendas. 20 Pf.), sowie meine Schrift: Der Kampf wider die Unzucht (Gotha, 1891. Perthes). Wir kommen von der Unzucht zum Verbrechen.

v. Oettingen bezeichnet in seiner Moralstatistik (2. Aufl. 1874, Erlangen A. Deichert) die Kriminalität als eine „aus mannigfaltig verzweigten Rinnsalen sich bildende Strombewegung." Aber er hebt als den Hauptquell dieses Stromes die Selbstsucht des Menschenherzens hervor. „Der egoistische Zug des Menschen, infolgedessen er dem Nächsten die bevorzugte Stellung oder den reicheren Besitz nicht gönnt, die Sucht für sich zu haben und zu genießen, verbunden mit der Scheu vor selbstverleugnender Arbeit im Schweiße des Angesichts, zeigt uns in jedem menschlichen Herzen jenen Keim des Verderbens, welcher schrankenlos und zuchtlos fortwuchernd im Verbrechen zu Tage treten und in kolossalen Dimensionen um sich greifen muß. Daß die Versuchungen von außen, welche durch die ökonomischen Verhältnisse und das sociale wie häusliche Elend herbeigeführt werden, jenen innern Hang leichter zur That werden lassen, versteht sich von selbst. Aber das eigentliche Motiv ruht in der zerstörenden Macht der Selbstsucht, in jenem Egoismus, den so viele moderne Nationalökonomen als den Haupthebel gesunder ökonomischer Entwicklung und nationaler Lebensbewegung zu rechtfertigen und zu verherrlichen sich nicht scheuen." v. Oettingen hebt auch den Einfluß der Theorien des Socialismus und Kommunismus auf die Zunahme der Verbrechen hervor. Er sagt: sie stellen sich „in principieller Verbrüderung den Grundsätzen des Rechtsorganismus entgegen und untergraben das Fundament aller sittlichen Gliederung, also auch aller wahren Gesetzmäßigkeit innerhalb des socialen Körpers durch atomisierende Nivellierungsgelüste."

v. Oettingen behandelt in seiner Moralstatistik zunächst das kriminelle Proletariat und sagt von ihm treffend: „Ich verstehe darunter jenes chronische Übel an dem socialen Körper, welches in dem wirklichen Verbrechen lokalisiert erscheint: jenes konstante Gauner- und Vagantentum, welches schon bei Beleuchtung der socialen Geschlechtssünden uns sein abschreckendes Antlitz zeigte; jenen Krebsschaden der Gesellschaft, in welchem sich nur die schlechten Säfte des Organismus sammeln; jene Vorschule des Verbrechens, welche aus gewohnheitsmäßiger Arbeitslosigkeit oder Arbeitsunlust, aus der Mendicität oder dem Bettlertum, diesem so vielfach als geheiligt angesehenen Wechselbalge des verwahrlosten Pauperismus, sich herausgestaltet und schon von Luther in seiner bekannten Vorrede zum liber vagatorum als „falsche Bettelbüberey" gebrandmarkt worden ist."

Über das Wachstum der Verbrechen innerhalb unserer Periode mögen einige Zahlen Auskunft geben. Die vor den preußischen Schwurgerichten 1862—1869 (von 1867 ab mit Einschluß der neuen Provinzen) klagbar gewordenen Verbrechen wuchsen in der Kategorie: „schwere Diebstähle in wiederholtem Rückfall" von 1701 auf 2519, die schweren Diebstähle im ersten Rückfall von 1011 auf 1625, die Urkundenfälschungen von 1542 auf 1961, die Meineide von 715 auf 935, die Sittlichkeitsverbrechen von 633 auf 925, die Brandstiftungen von 242 auf 458, die Verbrechen im Amte von 144 auf 285, die schweren Körperverletzungen von 169 auf 288, Raub und Erpressung von 191 auf 257, falscher Bankerott von 63 auf 83, Mord von 119 auf 151, Kindesmord von

67 auf 86, Totschlag von 35 auf 49, Aufruhr und Tumult von 7 auf 52 Fälle. Nur in den Kategorien: „verschiedene Diebstähle — Auflehnung Gefangener — Münzverbrechen — Fruchtabtreibung und Vergiftung" zeigte sich ein Rückgang. In den Jahren 1870 und 1871 gingen die Vergehen und Verbrechen in allen Kategorien bedeutend zurück, nur in der Kategorie: „Holzdiebstahl im vierten Rückfall" ging die Zahl nach aufwärts.

Valentini hat übrigens in Bezug auf Preußen den Nachweis geführt, daß das Verbrechertum in den ganz östlichen Provinzen einen durchaus verschiedenen Typus trägt von dem in den mittleren und westlichen Provinzen. Man kann die beiden Gruppen: Rheinland, Westfalen, Brandenburg, Sachsen auf der einen, Posen, Preußen, Pommern, Schlesien auf der andern Seite, wie zwei verschiedene Familien ansehen, in welchen der Gesetzwidrigkeitstrieb einen ganz verschiedenen Charakter gewonnen hat. In den mehr civilisierten Mittel- und Westprovinzen treten die aus „Eigennutz" begangenen Verbrechen bedeutend in den Hintergrund, während sie in den durchschnittlich niedriger gebildeten Ostprovinzen in Blüte stehen. Die aus „Leidenschaftlichkeit" begangenen Verbrechen (gegen die Person) walten hingegen in den kultivierteren Provinzen (namentlich in Brandenburg und Westfalen) vor. Daher sind im Osten auch die Frauen, die von den ökonomischen Verhältnissen oft am meisten zu leiden haben, konstant viel stärker beteiligt. Auf 100 000 Einwohner kamen in den Ostprovinzen 30,85 Verbrechen aus Eigennutz, in den andern Provinzen nur 17,18, dagegen hier Verbrechen aus Leidenschaft 4,45 und in den Ostprovinzen nur 4,10, weibliche Verbrecher aber in den Ostprovinzen 12,76 und in den andern nur 5,55.

Interessant ist auch, daß in den Westprovinzen relativ mehr die Unverheirateten das Hauptkontingent für die Kriminalität liefern, ein Beweis, daß Genußsucht, nicht Notstand dazu treibt.

Schauen wir nach Bayern, so finden sich auch hier sehr ausgeprägte Gegensätze zwischen den einzelnen Regierungsbezirken. Nur für die drei Gebiete von Ober-, Mittel- und Unterfranken zeigt sich ein verwandter Typus der allgemeinen Kriminalität. Oberbayern steht (wenn wir von Franken absehen) mit seiner Diebstahlsquote (42,89 %) obenan, Niederbayern mit dem Anteil an Angriffen auf Leib und Leben (41,7 %), die Pfalz zeichnet sich durch Widersetzlichkeit gegen obrigkeitliche Autorität (12,76 %) und durch Übertretungen gegen die „Specialgesetze" (21,8 %) aus, zu denen hier auch die Forstfrevel gerechnet werden. Zum Betruge scheinen die Schwaben besonders zu neigen (7,19 % gegen 3,74 % in der Pfalz).

Aus der Übersicht über die Staatsrechtspflege in Bayern von 1862 bis 1870 ergiebt sich übrigens dasselbe Wachstum wie in Preußen bis zum Jahre 1869 (645—797—720—848—872—800—797 schwurgerichtlich abgeurteilte Verbrechen, ferner ein Wachstum der Vergehen von 1957 auf 5576 und der Übertretungen von 8931 auf 20 113), dann aber ein bedeutender Rückgang im Jahre 1870. Aus der Übersicht über Sachsen von 1862—1868 ergiebt sich, daß die Zahl der abgeurteilten und verurteilten Personen von 1863 bis 1868 von 8602 Männern auf

10 334 und von 3175 Frauen auf 3863 gestiegen ist. Davon waren 1868 unter den Männern 3398 und unter den Frauen 1150 Rückfällige.

Einen Einfluß auf die Art des Verbrechens hat auch das Alter. Jedes Alter trägt seine eigentümlichen Gefahren zu gewissen Ausschweifungen in sich, und dieselben gestalten sich auch schon in der zartesten Jugend, wie im abgewelkten Greisenalter, zu einem charakteristischen und meßbaren Typus aus.

Den relativ größten Anteil an den vor den Schwurgerichten verhandelten Verbrechen von 1862—1869 hatte das Alter von 24—40 Jahren, das meist die Hälfte oder über die Hälfte der angeklagten Personen stellte.

Einen Anteil an den Verbrechen hat endlich auch Beruf und Nationalität. Über die Berufe ergiebt eine Statistik der preußischen Schwurgerichte von 1862—1869, daß, in Prozentzahlen angegeben, die Arbeitsleute, Tagelöhner, Häusler zwischen 46,9 und 51,3 % der Verbrecher stellten, die Gewerbs- und Handlungsgehülfen zwischen 16,8 und 16,4, die Dienstboten, Knechte u. s. w. zwischen 12,7 und 10,4, die selbständig arbeitenden Handwerker zwischen 9,9 und 9,3, die Handelsleute und Krämer zwischen 5,5 und 5,6, die Gutsbesitzer, Fabrikanten und Großhändler zwischen 4,0 und 4,9 und die Beamten, Ärzte, Geistlichen, Lehrer zwischen 4,2 und 3,1.

In Bezug auf den Anteil der Nationalität ist interessant die Teilnahme der Juden an den Verbrechen. Fast in allen Ländern (in Preußen, Hannover, Württemberg indes nicht) entfällt auf sie der relativ kleinste Prozentsatz der öffentlich geahndeten Verbrechen. Dagegen sind es gerade besondere Reate, wie Meineid, Betrug, Hehlerei, Fälschung, an welchen sie, ihrer schleichenden Weise entsprechend, sich alljährlich in gleichem Prozentsatz beteiligen.

Und außerdem ist es das ganze korporativ zusammenhängende Geschlecht des Gaunertums, dieses unberechenbar fruchtbaren Bodens der Kriminalität, welches selbst bis in die detailliertesten Sprachformen hinein mit dem Judentum verwachsen, also auch vom jüdischen Geiste durchdrungen ist (Vergl. Avé-Lallemants hochinteressante Schrift über das Gaunertum und Thiele: Die jüdischen Gauner).

Daß in den 70er und 80er Jahren, in den Jahren des Milliardenschwindels und des Rückschlags auf wirtschaftlichem Gebiete, des Kulturkampfs im Virchowschen Sinn und des zunehmenden Materialismus der Socialdemokratie mit Hödel und Nobiling, und andrerseits des Sichverstockens großer Kreise von „Bildung und Besitz" gegen eine sociale Reform, in diesen wogenden, gärenden, zerklüfteten und zerissenen Zeiten kein Fortschritt zum Besseren auf kriminellem Gebiete stattfinden konnte, liegt auf der Hand.

Vor allem ist es der bis in die untersten Kreise durchdringende pseudowissenschaftliche Materialismus, diese Weltanschauung ebenso der Socialdemokratie wie des größten Teils der Bourgeoisie, welche die Brutalitätsstatistik mit immer neuen und immer raffinierteren Fällen bereichert hat. Was sind Brutalitätsvergehen anders als jene Vergehen, in denen die Roheit, die Entmenschung, die Vertierung zum Durchbruch und zur

Erscheinung kommt. Wenn es denn aber mit einer Willensoffenbarung Gottes in den heiligen zehn Geboten und mit einem erlösenden Erbarmen des einen Mittlers Jesus Christus nichts ist, wenn es keine Ewigkeit, kein Gericht, keine Verantwortlichkeit, kein Wiederaufleben nach dem Tode giebt, wenn es nur einen Kampf ums Dasein nach dem Gesetz der Selbstsucht und der Stärke und darum nur eine Selbsthülfe giebt, wie will man sich wundern, wenn die Massen die Konsequenz ziehen: „Übersetzen wir nun die Gedankenspiele auch in die entschlossene That! Sind wir Tiere, so wollen wir auch als Tiere leben! Tier um Tier, Tier gegen Tier! Es lebe die rote Internationale! Es lebe der Anarchismus!"

Auf diesem Mistbeet wachsen die Nachtschatten des Verbrechens. Auf dem Moder der Gottesverleugnung, der Gottesverachtung kann nichts Anderes wachsen. Und eine furchtbare Gefahr ist es, daß dieser Geist mit den Thaten, die er gebiert, immer mehr in das jugendliche Alter eindringt. Über die Ausbreitung des jugendlichen Verbrechertums, seine Ursachen und Gefahren, sagte am 11. Oktober 1894, bei der 66. Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft der bekannte Geh. Regierungsrat von Massow Folgendes:

„Der moderne Staat ist inkonsequent, auf dem einen Gebiete thut er viel, auf dem anderen absolut nichts. Und doch handelt es sich zunächst um dieselben Menschen, um seine Bürger. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie er für die Volksschulen sorgt und sobald das Kind entlassen, d. h. 14 Jahre alt ist, absolut keine Veranstaltungen zu seinem Schutze trifft. Die Söhne der oberen Schichten bleiben zumeist bis über das 18. Jahr unter den Schulgesetzen; sie werden überdies, wenn ihre Eltern nicht am Schulort wohnen, nicht sich selbst überlassen sondern zumeist in einer Pension untergebracht. Der jugendliche Plebejer ist vielfach einzig und allein sich selbst überlassen, verdorrt, verkommt, und die ganze Arbeit der Schule an ihm ist vergeblich. Ebenso wird in den Gefängnissen und Zuchthäusern die sorgfältigste Pflege geübt, aber draußen vor der Gefängnisthür bei der Entlassung hört sie gänzlich auf. Ich habe in diesem Sommer in Schwaben eine Krüppelanstalt besucht, die in einem alten Schloß sich befindet, welches im Mittelalter ein Gefängnis war. Mit einer Winde wurden die Gefangenen in das Verließ des großen festen Turmes hinabgelassen, die schwereren in ein noch tieferes. Dort waren sie zusammengedrängt ohne Licht, ohne jedwede Beschäftigung sich selbst überlassen, kein Beamter betrat das Verließ, die Nahrung erhielten sie ebenfalls dadurch, daß sie mit Hülfe der Winde hinabbefördert wurde. Bei diesem System ist es ganz konsequent, wenn man sich um denjenigen, der seine Strafzeit verbüßt hat, nicht kümmert; befolgt man aber die Maximen der modernen Gefängnispflege, so ist es unerfindlich, wie man den hilfsbedürftigen Entlassenen in tausend Fällen zwingt, wieder zu betteln und zu stehlen, weil er keinen andern Ausweg hat. Sie sorgen ja in Ihrer Gesellschaft in anerkennendster Weise für die Entlassenen, aber organisierte Bezirke wie der Ihrige finden sich nur in Baden, Württemberg u. s. w.; in großen, weiten Gebieten Deutschlands und in vielen einzelnen mit Gefängnissen besetzten Orten ist von Schutzpflege für die entlassenen Ge-

fangenen überhaupt nicht die Rede, und der Staat thut nicht das Geringste, um diese Lücke zu ergänzen.

Das ist nur ein Beispiel, das ich aus der großen Fülle herausgreife, wo die Verhältnisse aber so liegen, dürfen wir nicht schweigen, wir müssen fordern, daß die bürgerliche Gesellschaft, vertreten durch den Staat, sich auf ihre Verpflichtungen besinnt, wir müssen ihr sagen, unsere Mittel und Kräfte reichen nicht aus, du mußt mithelfen.

Diese Bitte ist in unserer Zeit ein Gebot der Selbsterhaltung, die verkommenen und verirrten jugendlichen Elemente wachsen in großen Scharen der Socialdemokratie zu, und weil sie verkommen und verirrt sind, so bilden sie innerhalb der Socialdemokratie die Partei des gewaltsamen Umsturzes. Sie verfolgen keine idealen Ziele. Nicht die sociale Hebung des Arbeiterstandes, nicht die ökonomische Besserung seiner Lage schwebt ihnen vor Augen, sondern der Krieg gegen die bürgerliche Gesellschaft, gegen Thron und Altar, Religion, Sitte und Ordnung. Es kann nicht zu lange mehr dauern, insonderheit, wenn man bedenkt, wie vielen dieser jugendlichen Elemente das socialdemokratische Gift schon von Kindesbeinen an im Elternhause eingeimpft ist, es kann, sage ich, nicht mehr lange dauern, und dieses Element des Umsturzes gewinnt innerhalb der socialdemokratischen Partei die Mehrzahl und die Macht. Dann ist die sociale Revolution unvermeidlich, und wir dürfen nicht außer acht lassen, wie viele dieser Elemente durch die zweijährige Dienstzeit und durch das neue Princip der Rekrutenverteilung jetzt als Soldaten eingereiht werden in unser Heer, welches unsere staatlichen Ordnungen verteidigen soll. Wer, wie wir durch unsere Thätigkeit es vermögen, einen Blick thun kann in die Tiefen des Volkslebens hinein, der muß die Gefahren sehen, die uns drohen, die aber der Büreaukratie an ihrem grünen Tische zumeist verborgen bleiben. Wer aber die Gefahr sieht, der soll nicht schweigen, sondern denen, welche die staatlichen Geschicke lenken, sagen: Thut, was eures Amtes ist, und zaudert nicht länger. Es ist die höchste Zeit. Es handelt sich hier nicht um eine Frage der Zweckmäßigkeit, sondern der bittern Notwendigkeit, es handelt sich um Leib und Leben, um das eure nicht minder wie um das unsere."

Über die notwendigen Maßnahmen zur Eindämmung des jugendlichen Verbrechertums hieß es in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Gemeinwohl" (Elberfeld, F. Könker 1894, Nr. 3), welcher von deren Herausgeber, Dr. Lagler, verfaßt war, folgendermaßen:

„Der unsre ganze moderne Gesetzgebung durchziehende große Gedanke, daß jedes Gesetz, welcher Gesellschaftsklasse es auch zu dienen bestimmt sei, mit einem „Tropfen socialpolitischen Öls" getränkt sein müsse, beginnt auch auf dem Boden des Strafrechts, dank den anthropologischen und sociologischen Forschungen der letzten Jahre, mit aller Macht Wurzeln zu schlagen. Man hat mit einer gewissen Berechtigung die Kriminalsociologie im Strafrecht mit der pathologischen Physiologie in der Medizin verglichen. Wie die Medizin die Organe und Funktionen des menschlichen Körpers, so muß eine rationelle Kriminalpolitik den Bau und die Funktionen des gesellschaftlichen Körpers erforschen, die Daten der Statistik in ihrer Anwendung auf die Sitten, auf Laster und Verbrechen ins Auge fassen und

so durch die Strafe das Verbrechen in seinen biologischen Wurzeln, in der Person des Verbrechers, in den Triebfedern bekämpfen, die diesen zum Verbrechen geführt haben. Die Strafgesetzgebung der Zukunft wird nur dann den von Jahr zu Jahr sich bedrohlicher gestaltenden Zuzug zu dem großen Verbrecherheer abzuschneiden vermögen, wenn sie sich dieses socialen Momentes im Strafrecht bewußt werden und die Bekämpfung des Verbrechens als sociale Erscheinung unternehmen wird.

Die deutsche Reichsregierung hat sich bisher, ohne auf das lebensvolle Eindringen dieser Probleme in die italienische und schweizerische Gesetzgebung zu achten, allen diesen Anregungen gegenüber kühl und zurückhaltend gezeigt. Auf keinem Gebiete hat sich diese Zurückhaltung schlimmer gerächt, als bei der Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend. Ein Blick in die Reichskriminalstatistik der letzten Jahre lehrt die erschreckende Thatsache, daß die Zahl der jugendlichen Verbrecher seit dem Jahre 1882 bis zum Jahre 1890 sich um rund 20 % erhöht hat. Die Zahl ist im Jahre 1891 um weitere 10 % gestiegen, und das Jahr 1892 ergiebt eine noch höhere Zunahme von 42 240 auf 46 488, also ein nochmaliges Wachstum von über 10 %. Nimmt man hinzu, daß von dieser Vermehrung vorzugsweise die allerjüngste Klasse, Kinder im Alter von 12—15 Jahren, betroffen ist, so offenbart sich uns hier ein trauriges Bild sittlicher Verkommenheit. Wenn jetzt, gebeugt unter der Wucht dieser Zahlen, durch welche unsere gesamten socialen Zustände naturgemäß in arge Mitleidenschaft gezogen werden, die Reichsregierung daran geht, die Resultate zu erforschen, welche die Zwangserziehung in England bisher zu verzeichnen hat, so ist dies ein beredtes Zeichen dafür, daß man auch an zuständiger Stelle die Machtlosigkeit der geltenden Strafmittel erkannt hat und so mag dies immerhin als das erste Zeichen eines erfreulichen Umschwungs in den Annalen der deutschen Strafrechtsreform verzeichnet werden können.

Es ist kein Zweifel, daß die staatliche Zwangserziehung eines der hervorragendsten Mittel ist, um die jugendlichen Missethäter wieder für das bürgerliche Gemeinwesen zu retten. Mag auch ein guter Teil der anzustrebenden Reformarbeit privater Thätigkeit zufallen, mag insbesondere von einer Wiederbelebung des in der nervösen Hast unsers Zeitalters mehr und mehr schwindenden Sinns für Familienleben und Zusammengehörigkeit eine sittliche Besserung zu erhoffen sein, so ist es doch mit diesem moralischen Bemühen allein nicht abgethan. Es muß eine der ersten und vornehmsten Aufgaben des Staates sein, die elterliche Erziehung in gewissenhafter Weise zu überwachen und, wo es notwendig erscheint, an Stelle der Eltern die erziehliche Ausbildung der Jugend zu übernehmen. Ein rechtzeitiges staatliches Eingreifen, wo die Umstände es erheischen, wird es verhindern, daß Kinder, der elterlichen Obhut ledig und in einem unreifen Alter nur auf sich selbst angewiesen, in den Schlamm sittlicher Verkommenheit geraten. Sind aber hierzu die bestehenden Gesetze ausreichend? Gestatten sie ein staatliches Eingreifen in all' den Fällen, in denen das Interesse für die jugendlichen Missethäter und vor allem das öffentliche Interesse, das Interesse für die übrige menschliche Gesellschaft es erheischt?

Wir müssen diese Frage angesichts der heutigen Gesetzesvorlage auf das entschiedenste verneinen. Unser deutsches Reichsrecht bietet keine Handhabe zu einem Einschreiten gegen jugendliche Personen, die sittlich verwahrlost sind, ohne daß sie geradezu die Strafgesetze verletzt haben. Aber auch die einzelnen Landesgesetze wenden, mit geringen Ausnahmen, ihre Fürsorge nur dem verbrecherisch gewordenen, dem kriminellen Kinde zu; das nur moralisch verkommene, das erst vor der lockenden Thür des Verbrechertums steht, läßt es unbekümmert am Rande des Sumpfes dahinwandeln. So bestimmt insbesondere das preußische Gesetz vom 13. März 1878, daß Kinder, die im Alter von 8—12 Jahren eine strafbare Handlung begangen haben, durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden können, wenn die Unterbringung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der strafbaren Handlung, die Persönlichkeit der Eltern oder sonstigen Erzieher des Kindes, und auf dessen übrige Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung erforderlich ist. Als erste Voraussetzung wird also auch hier, neben anderen gewichtigen Bedingungen, verlangt, daß bereits eine gesetzlich strafbare Handlung von dem Kinde begangen worden ist, daß also bereits die Scheidewand durchbrochen ist, die der Staat erst errichten und festlegen soll. Sache des Staates sollte es doch sein, der aufkeimenden Verbrechernеigung entgegenzuarbeiten. Wie verträgt es sich damit, wenn für ein Einschreiten bereits das Vorliegen eines Verbrechens verlangt wird? Hier kommt die staatliche Oberaufsicht zu spät! Thatsache ist es denn auch, jeder Vormundschaftsrichter wird es bestätigen, daß eine große Anzahl von Anträgen auf Zwangserziehung in Familien oder Anstalten von den Vormundschaftsgerichten in Preußen lediglich deshalb zurückgewiesen werden müssen, weil der Nachweis einer bereits begangenen „strafbaren Handlung" nicht erbracht werden kann.

Die Gesetzgebung kann sich nicht länger der Frage einer Reform auf diesem Gebiete entziehen. Der Grundgedanke einer solchen Reform liegt in dem Satze enthalten, daß das staatliche Eingreifen in die elterlichen Erziehungsrechte überall da eintreten muß, wo sittliche Verwahrlosung vorliegt, gleichgiltig, ob den Eltern an der Verwahrlosung eine Schuld beizumessen ist, gleichgiltig, ob dieselbe bereits zu einer strafbaren Handlung der Kinder geführt hat. Zunächst und vor allem gilt es also, die Jugend zu retten, *bevor* sie den Pfad des Verbrechens beschritten hat. Erst in zweiter Linie wird es sich fragen, was *nach* begangenen Verbrechen zu geschehen hat, um den jugendlichen Missethäter wieder zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Hier wird eine rationelle Kriminalpolitik von dem Grundsatze ausgehen müssen, daß jeder, auch noch so kurze Aufenthalt des jugendlichen Gesetzesübertreters im Gefängnis und das dadurch hervorgerufene Zusammenleben und Bekanntwerden mit verkommenen Altersgenossen für das ganze spätere Leben des Betroffenen unverwischbare Folgen haben muß, daß jede Bekanntschaft mit dem Gefängnis die noch unentwickelten Verbrecheranlagen zur vollen Entfaltung bringen muß. Man wird daher dem neuerdings mit aller Entschiedenheit auftretenden Vorschlage, den Beginn der Strafmündigkeit auf das 14. Lebensjahr hinaufzurücken, unbedenklich zustimmen müssen. Mag

immerhin die Wissenschaft uns lehren, daß mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre die Adolescenz zu beginnen pflege, die socialen Zustände beweisen ein anderes. Mit dem 14. Jahre tritt der Minderjährige aus der Schulzucht und aus der Familie in das Erwerbsleben. Hier ist die sociale Grenze für die strafrechtliche Verantwortlichkeit. Man wird aber auch den strafwürdigen jugendlichen Verbrecher möglichst von einer kurzen Freiheitsstrafe fern halten müssen. Während der kurzen Strafzeit kann der bessernde Einfluß der Strafzucht in keiner Weise zur Geltung kommen, während diese Zeit, wie gesagt, gerade ausreicht, um die beste Vorbereitung für eine künftige Verbrecherlaufbahn zu erhalten. So verfehlt daher auch der Erlaß des preußischen Justizministers vom 17. April 1887 war, in welchem unter Hinweis auf diese Gefahren die Staatsanwaltschaften angewiesen wurden, darauf hinzuwirken, daß gegen jugendliche Verbrecher auf höhere Strafen erkannt würde, „welche allein zur Besserung derselben führen könnten“: so wenig ist auf der anderen Seite damit gethan, wenn man sich lediglich auf eine Erweiterung der Geldstrafe und des Strafmittels des „Verweises“ für diese Klassen der Verbrecher beschränkt. Zur Entrichtung der Geldstrafen wird es den Eltern in der Regel an den erforderlichen Mitteln oder an dem notwendigen Wollen fehlen, so daß die substituierte Freiheitsstrafe dann doch in ihre Rechte tritt. Der „Verweis“ aber pflegt in den weiten Schichten des Volkes doch nur als eine besondere umschriebene Form der Freisprechung angesehen zu werden, so daß ihm eine Strafwirkung nach keiner Richtung hin innewohnt.

Wie in mancher andern Hinsicht wird sich auch hier unser Blick auf des verständigen Englands Einrichtungen lenken müssen. In England ist in den Jahren 1871—1891 trotz einer Vermehrung der Bevölkerungszahl um rund sieben Millionen die Zahl der mit Gefängnis Bestraften in diesem Zeitraum um 32 %, die Zahl der mit Zuchthaus Bestraften um 54 % gesunken. Das dort bereits vortrefflich erprobte System der Unterbringung in einer Erziehungsanstalt — industrial schools — oder Besserungsanstalt — reformatory schools — je nach dem Grade des begangenen Verbrechens, durch Strafurteil, wird sich bei uns auch für solche Strafmündigen eignen, welche gemäß § 57 des Reichsstrafgesetzbuches bei Begehung der Handlung „die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen haben.““

Neben dieser Erscheinung des jugendlichen Verbrechertums ist die Erscheinung der wiederholt rückfälligen Gewohnheitsverbrecher eine der bedrohlichsten in dem modernen Bilde des Verbrechens. Über diese sagte der Strafanstaltspfarrer Dr. Jacobs-Werden in einem Vortrag auf der 66. Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft:

„Männer der Wissenschaft und der Praxis haben seit Jahren auf die betrübende Thatsache hingewiesen, daß die Zahl der Verbrechensrückfälle in erschreckender Weise zunimmt, und sie haben auf Mittel und Wege gesonnen, wie dieser verheerenden Pest zu begegnen sei. Zum Beweise, daß unser bisheriges Strafsystem gegenüber den fortgesetzt rückfälligen Gewohnheitsverbrechern einen vollständigen Mißerfolg erzielt hat, mögen zunächst einige

statistische Nachrichten dienen. Nach der Statistik der zum Ressort des preußischen Ministeriums des Innern gehörenden Straf- und Gefangenen-Anstalten für das Jahr 1892/93 hat sich der Bestand der Zuchthausgefangenen um 0,77 % vermehrt, während die Zahl der im Laufe des Jahres überhaupt Detinierten in allen Gefangenenkategorien gegen das Jahr 1891/92 um 4,90 % (gegen 3,29 % Vermehrung im Jahre 1891/92) gestiegen ist. Die Kriminalstatistik des deutschen Reichs für das Jahr 1891 ergiebt zwar nur ein Mehr von im ganzen 391 Strafhandlungen gegenüber dem Vorjahre, dagegen hat die Zahl der an diesen Strafhandlungen beteiligten Personen um beinahe 10 000 zugenommen. Auch haben die Vorbestraften unter den Verurteilten sich um 8000 vermehrt, wobei es besonders auffallend ist, daß gerade bei den schwersten Verbrechen die Vorbestraften mit hohen Ziffern beteiligt erscheinen.

Ich bin zwar kein Pessimist, der über jeden Verbrecher ohne weiteres den Stab brechen möchte. Ich verkenne zunächst den großen Unterschied nicht, welcher zwischen den Gewohnheitsverbrechern, dem sogenannten kriminellen Gaunertum, und den eigentlichen Gelegenheitsverbrechern, nämlich solchen besteht, die im Affekte oder in der Not gehandelt haben. Es giebt thatsächlich Verbrecher, die gewissermaßen „das Opfer unglücklicher Verhältnisse geworden sind". Wenn dieses auch beschönigend klingt, so entspricht es doch der Wahrheit, denn man darf wohl fragen: Welche Energie und sittliche Kraft gehört dazu, damit ein Mann dem Verbrechen widersteht, in dessen Familie Not und Elend einkehren, der sich plötzlich vor die Gefahr des Bankerotts, des socialen Ruins gestellt sieht und nun hofft, durch dieses oder jenes unerlaubte Mittel sich zu retten. Gefangene der letzteren Art erweisen sich zumeist als besserungswillig und besserungsfähig, während den fortgesetzt rückfälligen Gewohnheitsverbrechern jeder Gedanke an Besserung durchaus fern liegt. Hier ist es nun aber ein großer Fehler unseres Strafgesetzbuches, daß in demselben dieser gewaltige Unterschied zwischen unverdorbenen Gelegenheitsverbrechern und unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechern in der Hauptsache nicht berücksichtigt wird, ebenso wie es als ein verhängnisvoller Übelstand im Strafvollzuge bezeichnet werden muß, daß vielfach beide Kategorien in derselben Anstalt nebeneinander sitzen. Ich will dieses an einem Beispiele zeigen. Vor einigen Wochen wurden in die Werdener Strafanstalt drei Gefangene eingeliefert, die sich desselben Vergehens, nämlich des Hühnerdiebstahls schuldig gemacht hatten. Zwei waren schon vorbestraft, der dritte nicht. Die Polizei giebt dem letzteren das Zeugnis, daß er „ein nüchterner und arbeitsamer Mann sei, der erst, nachdem er von den beiden Andern betrunken gemacht, zu dem Diebstahl verleitet worden sei". Trotzdem hatten alle drei dieselbe Strafe, nämlich 1¼ Jahr Zuchthaus, die sie in derselben Anstalt und unter ganz gleichen Verhältnissen abbüßen. Nach dem bestehenden Strafgesetze, welches die verbrecherische That und nicht den Thäter, sowie dessen Vorleben und dessen Aussichten für die Zukunft berücksichtigt, kann es sogar geschehen, daß ein abgefeimter Spitzbube, der ein langes Strafverzeichnis von Gefängnis, Korrektionshaft und Zuchthaus aufweist, infolge Annahme mildernder Umstände ins Gefängnis kommt, während ein bis dahin Unbestrafter für dieselbe That ins Zuchthaus wan-

dert. Nicht mit Unrecht bezeichnet Professor Liszt das Strafgesetzbuch als die magna charta des Verbrechers, da es demselben nach dem Grundsatze: nullum crimen sine lege — nulla poena sine lege, unter Umständen als Bollwerk gegenüber der weltlichen Gerechtigkeit dient.

Ich betrachte ferner auch nicht einmal jeden Rückfall als ein Zeichen der Unverbesserlichkeit. Ist es doch eine Grundlehre des Christentums, daß durch die göttliche Gnade das Herz eines jeden, auch des verdorbensten Menschen umgewandelt, daß aus dem schlimmsten Verbrecher ein heldenmütiger Büßer werden kann. Spricht ja Gott selbst durch den Propheten (Jes. 1, 16): „Wenn eure Sünden wie Scharlach wären, sollen sie weiß werden, wie Schnee, und wenn sie rot wie Purpur wären, sollen sie weiß werden, wie Wolle"; und durch den Apostel Paulus (Röm. 5, 20): „Als die Sünde überschwenglich war, wurde die Gnade noch überschwenglicher." In dieser Hinsicht bietet uns die christliche Heilsgeschichte in der Bekehrung des Schächers am Kreuze ein überaus tröstliches Beispiel. Die Anhörung des göttlichen Wortes, welches der Gefangene in der Freiheit geflissentlich versäumt, der heilsame Einfluß einer guten Lektüre, die hier an die Stelle der früher zumeist aus glaubens- und sittenlosen Schriften geschöpften Nahrung tritt, die dringende Mahnung zum würdigen Empfang der heil. Sakramente, die dem Gefangenen draußen vielfach gefehlt, außerordentliche Einwirkungen auf denselben durch Missionen oder eindringliche Ermahnungen seitens der kirchlichen Oberhirten bei Spendung der heil. Firmung u. dergl. tragen mitunter ganz herrliche Früchte. Jedem Gefängnisgeistlichen werden solche Fälle bekannt sein, wo in der Bekehrung der verkommensten Wüstlinge die Kraft der göttlichen Gnade bewundert werden muß; besonders augenscheinlich treten die Wunder der göttlichen Barmherzigkeit zu Tage, wenn die Gefangenen in der Strafanstalt auf das Sterbebett kommen. Es gehört zu den Seltenheiten, daß dieselben ohne reumütigen und andächtigen Empfang der heil. Sterbesakramente in die Ewigkeit gehen. An der Möglichkeit der Bekehrung muß also bei jedem Verbrecher festgehalten werden; aber wie stellen sich nun die Thatsachen?

Wer mit offenen Augen und unbefangen die bestehenden Verhältnisse betrachtet, wird nicht verkennen können, daß die Zahl derjenigen immer größer wird, die sich nicht bekehren wollen, die das Verbrecherleben einer ordentlichen, gesitteten Lebensweise vorziehen. Solche Individuen bieten dem Strafgesetze frechen Trotz, machen sich nicht selten über die Ohnmacht des Staates lustig, verhöhnen wohl den Richter, indem sie ihn als alten Bekannten begrüßen, oder sprechen es offen aus, daß ihnen an der Strafe nichts liegt. So erwiderte in der Schwurgerichtssitzung zu Essen vom 12. Juni d. Js. ein des Raubes angeklagter Bergmann, der schon 15 Jahre Zuchthaus wegen Straßenraub verbüßt hatte, auf die Frage des Gerichtshofes, ob er noch etwas zu sagen habe: „Mir ist es ganz egal, ob ich 15 oder 30 Jahre Zuchthaus bekomme." Solche Subjekte suchen das Verbrechen; es ist ihnen einerlei, ob sie im Gefängnis sitzen oder in der Freiheit leben können; ja manche von ihnen lieben das Gefängnis; sie betrachten die Strafanstalt als einen Erholungsort von den Strapazen und den Aufenthalt in derselben als eine Ruhepause, in der

sie sich über neue Feldzüge beraten und auf neue Verbrechen vorbereiten können. Dem Zuspruche und Einflusse des Seelsorgers bleiben sie selbstverständlich unzugänglich; vom Empfang der heil. Sakramente halten sie sich fern. Bei dem Gottesdienste, an dem sie teilnehmen müssen, verursachen sie zwar keine Störungen, wie sie es ja überhaupt meisterhaft verstehen, sich hausordnungsmäßig zu führen, aber im übrigen verhalten sie sich teilnahmslos. Mit einem Worte, von sittlicher Einkehr und Lebensbesserung ist bei diesen regelmäßigen Stammgästen unserer Zuchthäuser, denen das Verbrechen zur zweiten Natur geworden, keine Spur. Es trifft vielmehr bei ihnen zu, was ein Gefangener in einem Briefe mit den Worten bezeichnet: „Je länger ein Hund an der Kette liegt, desto schlimmer wird er.“ Haben sie ihre Zeit abgesessen, so verlassen sie, durch eine gesunde Kost bei mäßiger Arbeit gestärkt, die Strafanstalt wieder, oder richtiger gesagt, sie werden von neuem auf die menschliche Gesellschaft losgelassen. Es fällt ihnen keineswegs ein, durch ehrliche Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben zu wollen, sie ergeben sich vielmehr, nachdem hinter den Pforten der Strafanstalt der Zwang zur Arbeit aufgehört hat, wiederum dem alten Hang zum Betteln und Stehlen; ihr guter (?) Vorsatz besteht darin, daß sie vorsichtiger sein wollen, damit sie nicht so bald wieder ertappt werden. Wie oft muß der Gefängnisgeistliche oder Beamte, wenn er dem Sträfling bei seiner Entlassung ins Gewissen redet und ihn vor dem Rückfalle warnt, im stillen sich sagen: Es dauert doch nicht lange, bis dieser mit neuen Strafen zurückkehrt, und in der Regel wird seine schlimme Ahnung nur zu bald erfüllt.

Doch ich gebe zu: Es ist *nicht immer böser Wille*, wodurch *der entlassene Sträfling rückfällig* wird. Groß ist ja die Schwierigkeit für denselben, wegen des ihm anhaftenden Makels Arbeit zu finden und sich zu rehabilitieren, wenn auch in vielen Fällen die charitative Thätigkeit der Fürsorgevereine für entlassene Sträflinge oder andere christliche Vereine helfend eintreten. Nach meinen Erfahrungen gebricht es meistens dem früheren Verbrecher überhaupt an *sittlicher Kraft*, den in der Freiheit sich ihm aufs neue entgegenstellenden Versuchungen zu widerstehen. So ist es bei dem Sittlichkeitsverbrecher, vorzüglich aber bei den wegen Eigentumsvergehen Bestraften. „Ich kann nicht dafür,“ so erklärte mir vor kurzem ein rückfälliger Dieb, „daß ich wieder gestohlen habe. Ich fand in einem Spezereiladen die Schublade mit dem Gelde offenstehen und sah niemanden anwesend; wie konnte ich da widerstehen?“ Daß gerade die Verbrechen gegen das Eigentum in so bedenklichem Maße zunehmen, hat seinen Grund auch in dem immer weiteren Umsichgreifen socialistischer Ideen. Der Socialdemokrat hält ja im Grunde Stehlen für keine Sünde, da nach seinen Ideen Eigentum Diebstahl ist.

Die *verbrecherische Neigung und sittliche Ohnmacht* des Verbrechers, hervorgerufen durch wiederholte Rückfälle und verkehrte moralische Begriffe, ist es also vorzüglich, wodurch alle Bekehrungs- und Besserungsversuche zum Scheitern gebracht werden. Weder das Strafgesetz noch der Strafvollzug in der bisherigen Weise waren imstande, der Verbreitung dieser verheerenden Fäulnis Einhalt zu thun. Auch die ministerielle Verfügung der preußischen Regierung aus dem Jahre 1888, wodurch die

Gefangenen in zwei Klaſſen geteilt und die Angehörigen der zweiten Klaſſe, die Rückfälligen, in Beziehung auf den Arbeitsverdienſt, Anſchaffung von Extragenußmitteln u. dergl. hinter den Gefangenen der erſten Klaſſe, den noch nicht Rückfälligen, zurückgeſtellt werden, hat ſich, obgleich die Beſtimmungen eine ſehr empfindliche Seite des Sträflings treffen, als ein Schlag ins Waſſer erwieſen. Ich will hier nicht davon reden, wie die Gefangenen in den Anſtalten mit gemeinſamer Haft es meiſterhaft verſtehen, durch Vertauſchen ihrer Überarbeit gegen Nahrungsmittel dieſe Beſchränkungen zu umgehen, ich will auch nicht weiter erörtern, wie die Angeſtellten der Unternehmer und ſogar Aufſeher durch Zuſtecken von Genußmitteln dieſe Beſtimmungen leider nur zu oft illuſoriſch machen, ich betone nur, daß trotz derſelben die Rückfälle in der Zunahme begriffen ſind. Auch die zur Prävention gegen das Verbrechen verhängten Maßregeln der Polizeiaufſicht und der korrektionellen Nachhaft haben den verheerenden Strom nicht aufzuhalten vermocht."

Wir ſehen, wie furchtbar ernſt die Welt des Verbrechens und der Unzucht uns anſtarrt. Mit welchen Waffen können wir dieſe Welt allein überwinden? Mit dem Ernſt der Zucht, mit der Predigt des Kreuzes, mit der Macht des Gebetes. Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umſonſt. Sie ſoll der Verführung Damm und Riegel entgegenſetzen. Es giebt kein Recht, Unrecht zu thun. Darum Zucht und Zeugnis wider Alles, was ſchlecht iſt! Keiner ſoll auf dem ihm anvertrauten Platze ſich etwas abdrohen oder abſchmeicheln laſſen! Und zum andern die Predigt des Kreuzes. Mit Fledermausflügeln angethan, mit Krallen und Gifthauch ſpringt der Lindwurm den Helden an, ſo berichtet die Sage. Doch machtlos ſcheut und taumelt das Untier zurück, — nicht vor dem gezückten Schwert, nein, vor dem den Rittersmann überſchwebenden ſchirmenden Zeichen des Kreuzes. Ja, das Kreuz iſt auch heute noch das einzige Rettungsmittel, in dieſem Zeichen und in keinem anderen giebt es einen Sieg über das „Tier" der Offenbarung Johannis. Unterſtützt aber wird die Predigt durch die Macht des Gebetes. Betend ſind wir Helfer und Mitarbeiter Gottes. Die unſaubere Art aber, die da Unzucht und Verbrechen heißt, fährt nicht anders aus, denn durch Beten und Faſten.

XI. Zur Bethätigung der Humanität in den letzten 35 Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der Krankenpflege.

Von **Dr. Wilh. Brinkmann**, Geheimen Sanitätsrat.

Unter den Geistesmächten, die auf unser Volksleben einen bestimmenden Einfluß ausüben, nimmt die Humanität eine hervorragende, kaum bestrittene Stellung ein und hat, wie schon einmal im 18. Jahrhundert, so auch etwa seit Mitte dieses Jahrhunderts einen besonderen Aufschwung und fast die Bedeutung einer Weltanschauung gewonnen.

Wenn meine Darstellung es auch nur mit dieser letzten hervorragenden Periode zu thun hat, so ist es mir doch nicht möglich, in diese besondere Aufgabe einzutreten, ohne vorher über den Begriff und die geschichtliche Entwicklung der Humanität im allgemeinen Klarheit zu gewinnen. Denn fester, inniger noch ist der Zusammenhang der geistigen Vorgänge in dem Leben der Völker, wie der der äußeren Verhältnisse der Staaten und ihrer Beziehungen im Kampfe um Macht und Einfluß. Insbesondere hängt die Humanität unserer Zeit an so vielen Fäden mit der voraufgegangenen Humanitätsperiode zusammen, teilt mit derselben so viele innere und äußere Grundlagen, daß es gar nicht vermieden werden kann, den gemeinsamen Boden, dem beide ihre Entstehung verdanken, zu untersuchen. Erst dann können die eigentümlichen Beziehungen der Humanität zu unserem Kulturleben erkannt werden.

Selbstverständlich kann ich hier manche Fragen nur andeuten, deren kulturgeschichtliche, philosophische und religiöse Vertiefung eine besondere Arbeit verlangen würde. Auch will ich sogleich hervorheben, daß eine Schrift wie die vorliegende nicht eine einfach verstandesmäßige sein kann, daß auch das Gemüt dabei in Anspruch genommen wird und daher eine subjektive Auffassung mancher Verhältnisse sich nicht ganz vermeiden läßt.

Wird auf der einen Seite die Humanität als Inbegriff aller Geistesbildung angesehen, als Ausdruck der harmonischen Entwicklung aller im Menschen liegenden intellektuellen, sittlichen und ästhetischen Kräfte zum Wahren, Guten und Schönen, so hat dieselbe auf der anderen Seite eine besondere Beziehung zu der *leidenden* Menschheit gewonnen und faßt alle diejenigen Bestrebungen zusammen, die den Menschen aus Elend und Not, aus Armut und Krankheit, aus Bedrückung und Mißhandlung, aus Knechtschaft und Sklaverei zu erlösen geeignet sind.

Findet jene Auffassung ihre stärkste Wurzel in der auf das menschlich Vollkommene gerichteten, in der allseitigen Ausbildung des Menschen

fast unerreichten Kultur des griechischen Altertums, so muß für diese das Christentum als Ausgang und Grundlage in Anspruch genommen werden.

Das Altertum war im Grunde doch eine Welt ohne die große, die ganze Menschheit umfassende Liebe; über die Familie, die Stammesgenossenschaft, über das engere Vaterland gingen die sympathischen Gefühle nicht hinaus; die menschliche Freiheit war gebunden in nationalen Gegensätzen, in starrem Gesetzeszwang, in Formen und Vorurteilen; Gastfreundschaft war vielfach das einzige, menschlich vermittelnde Band.

Erst mit dem Christentum trat die Menschenliebe in ihrer universalen Kraft und Bedeutung hervor: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen", das war das Evangelium der Liebe und aus diesem ist das allgemeine Menschentum, das Humanitätsideal hervorgegangen in einer ursprünglichen Kraft und Innigkeit, die jedes äußerliche Wesen, Pharisäertum und Heuchelei ausschließt, die in der Gesinnung, nicht in Gesetzeswerk ihren unvergänglichen Boden sucht und findet.

Der alten Welt gegenüber mit ihrer Härte und Lieblosigkeit trat durch das Christentum das Reich der Humanität in die Welt ein mit seiner Barmherzigkeit und Nächstenliebe, aber auch mit dem ganzen Reichtum der natürlichen Kräfte und Anlagen, die in der Menschheit zur freien Entwicklung kommen sollten. „Alles ist euer," sagt der große Apostel, „ihr aber seid Christi."

Ja, die Humanität ist in ihren Anlagen im Christentum begründet, und ich darf wohl, ohne über die einfach menschliche Auffassung hinauszugehen, hervorheben, daß die christlichen Grundgedanken auf die Entwicklung der Humanität einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, daß aber die Kraft des Evangeliums der Liebe niemals zur vollen Auswirkung gelangt ist.

Gerade in unserer Zeit kann es uns wohl kaum entgehen, daß das Christentum nicht nur Lehre ist, sondern Leben und zwar universales Leben, in dem jeder geistige Fortschritt, jede Arbeit zur Veredelung der Menschheit seinen Standpunkt finden kann und auch finden muß, wenn er sich als solcher dauernd behaupten will.

Es ist zu bedauern, daß in unserer Kulturperiode vielleicht mehr wie früher die tüchtigsten Kreise unseres Volkes sich nicht dazu verstehen können, auch nicht sich für verpflichtet halten, den ewigen Kräften des Christentums nachzuforschen, daß allgemein die gewaltigen Motive und sittlichen Wirkungen desselben als selbstverständlich hingenommen werden. Ich führe hier nur die für die Entwicklung des Humanitätsgedankens so maßgebende und grundlegende hohe Auffassung des Leidens an, die doch nur durch das Christentum in die Welt gekommen ist, des Leidens mit seinen gewaltigen erziehenden, kräftigenden, reinigenden Wirkungen. Die Bedeutung und Wertbestimmung des Leidens gab der Humanität für alle Zeiten den höchsten sittlichen Inhalt und ermöglichte erst in rettender und erhaltender Liebe, in Geduld, Milde und Barmherzigkeit eine Gemeinschaft, in der Selbstentsagung, Opferfreudigkeit und Tapferkeit des Herzens im Dulden und Entsagen den Grund für die höchste Entwicklung der Menschlichkeit legte.

An dieſer Wirkung des Chriſtentums ſollen wir aber alle teilnehmen, denn „hier iſt", ſagt der Apoſtel, „nicht Jude noch Grieche, nicht Mann noch Weib, hier iſt nicht Knecht noch Freier, ihr ſeid allzumal einer in Chriſto." Das iſt das Große am Chriſtentum, daß die ganze Menſchheit an ſeinen Wirkungen und Wohlthaten teilnimmt, Gläubige wie Ungläubige. Das ſollten wir doch bedenken, und wenn wir uns der Schöpfungen der Humanität erfreuen, dann ſollten wir doch Ihn nicht vergeſſen, der das Humanitätsideal geſchaffen und in ſich verwirklicht, der wie niemand vor ihm und nach ihm bewieſen hat, wie nur der das Menſchenleben voll erfaſſen und zu ſeinen höchſten Aufgaben erheben kann, der ſelbſt von den Mächten des menſchlichen Daſeins, von ſeinen Leiden und Schmerzen im Innerſten ergriffen iſt. Echte Humanität iſt in den Reden Jeſu enthalten. Menſchenliebe war es, die ihn zu den Ärmſten und Elendeſten hinzog, und über die Predigt vom Kreuze wird auch das Humanitätsideal nie hinauskommen: denn Selbſtverleugnung bis zum Tode iſt noch immer die höchſte Leiſtung für die Menſchheit geweſen.

Ich ſpreche hier nicht von Religion, nicht von der Kirche: aber das meine ich, daß jeder, der ſich in der Humanität behaupten will, die Pflicht hat, ſich in ein richtiges Verhältnis zum Chriſtentum zu ſetzen, wenn auch nur als Wiſſender. Der Geringſchätzung des Chriſtentums aber müſſen wir den trotz aller Hemmniſſe unermeßlichen ſittlichen Wert desſelben entgegenſetzen und die erziehende Kraft, die dasſelbe von jeher auf das Leben der Völker ausgeübt hat.

Wie die humanen Grundgedanken des Chriſtentums durch die erſten Chriſtengemeinden in das Leben eingeführt wurden, kann ich hier nicht erörtern; daß dieſelben in der ſpäteren Zeit des Mittelalters durch die Kirche immer weniger zur Entfaltung gebracht, ja unterdrückt wurden, will ich hier nur andeuten. Die Beachtung des diesſeitigen Lebens trat immer mehr in den Hintergrund; die Kirche verſtand es nicht, das Gottesreich mit dem menſchlichen Leben zu verbinden, eins in das andere aufgehen zu laſſen und ſo ein Ganzes zu bilden. Ja, den humanen Anſchauungen des Chriſtentums trat das gemeinſame Glaubensbewußtſein nicht ſelten ſchroff gegenüber, und die Grauſamkeit der Glaubensverfolgungen ſetzte die herrſchende Kirche wiederholt in einen ſchroffen Gegenſatz zu der Milde ihres Gründers. Es entſtand ein Gegenſatz menſchlicher und kirchlicher Intereſſen, der erſt gehoben wurde, als durch die geiſtige Kraft eines Mannes aus dem Gewiſſen und der Glaubensfreiheit des Volkes heraus auch die Menſchheit wieder in ihre Rechte eingeſetzt wurde mit allen Kämpfen und Leiden des Lebens, aber auch mit ſeinen ſittlichen Wirkungen.

Man iſt geneigt, den Humanismus, der am Ausgang des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts die geiſtige Bewegung der Renaiſſance, die Wiedergeburt des klaſſiſchen Altertums in Kunſt und Wiſſenſchaft von Italien aus nach Deutſchland übertrug, in eine weſentliche Verbindung mit der Reformation zu bringen; indeſſen war jene Bewegung nicht mächtig genug, um das Volk zu ergreifen: ſie konnte nur die gebildeten Kreiſe anregen und in dieſen allmählich und unter mancherlei Hemmniſſen

eine Wirkung ausüben, die sich im 18. Jahrhundert auch im Volksleben bemerklich machte.

Zu jener Zeit konnten reine Bildungselemente keinen Fortschritt herbeiführen: es handelte sich um die höchsten Güter des Menschen, um seinen ganzen inneren Bestand, um den Glauben und die Freiheit des Gewissens. Was Luther in diesem Kampfe dem deutschen Volke gewesen ist, das gehört der Weltgeschichte an: für uns ist eine andere Seite seines universalen Wirkens von Bedeutung.

Erst durch Luther wurde der hohe Wert der menschlichen Gemeinschaft in Staat und Kirche und der sittlichen Erhebung in Kraft der Gemeinschaft in Ehe, Beruf und Arbeit so bestimmt und überzeugend hervorgehoben, daß das deutsche Volk von einer ganz neuen Auffassung des bürgerlichen Lebens durchdrungen wurde. Ganz neue Kräfte wurden von hier aus entwickelt, alte von ihrem Bann befreit; neue sittliche Forderungen wurden an den einzelnen gestellt, der Gemeinsinn geweckt. Die Aufopferung der Selbstzucht in Treue und Hingebung an die Gemeinschaft erhöhte den ganzen sittlichen Maßstab der Zeit. Der Welt zu dienen mit seinen Gaben und diese auf das Höchste auszubilden, das erschien nun als eine wesentliche Bestimmung des Menschen auf Erden. Die Unruhe und die Leiden der Welt auf sich zu nehmen und durch den Glauben an Gottes Hülfe zu überwinden, wird Menschenideal, Pflichterfüllung und uneigennütziges Wirken im Dienste der Menschheit Gottesdienst.

Das sind die reformatorischen Gedanken, die formell vielfach über die ursprünglichen Grundgedanken des Evangeliums hinausgehen, aber durchdrungen sind von dem Geiste desselben, dem Geiste, der für alle Zeiten gilt, wenn auch die Formen wechseln und wechseln müssen.

Die Humanität der Reformation konnte nicht zur vollen Ausbildung kommen, konnte sich nicht behaupten in den schweren Wirrnissen der Zeit, in Krieg und Not: sie hatte noch keine Wurzeln im bürgerlichen Leben geschlagen; die ganze Kulturarbeit war noch zu abhängig von der Kirche und ihren Anregungen; jede Geistesströmung mündete in dieselbe ein und ging von ihr aus. Die Kirche aber entfremdete sich mehr und mehr dem Volksleben und seinen Bedürfnissen und war nicht mehr im stande, die großen Ideen des Christentums ins Leben einzuführen und im Leben zu behaupten. Die Ausbildung der Lehre und ihrer Glaubensartikel wurde ihr Hauptsache; die Kraft und die Klarheit des Schriftwortes trat zurück vor einer dogmatischen und scholastischen Kirchenlehre; anstatt der gesunden Lehre des Evangeliums wurde der tote Wortglaube gepredigt; das Salz war dumm geworden.

Ich muß über diese trübe Zeit, die ja auch nicht ohne Lichtblicke ist, hinweggehen, um eine Strömung in dem religiösen Leben anzudeuten, die für die Entwicklung der Humanität nicht ohne Bedeutung war: den Pietismus. Derselbe trat Ende des 17. Jahrhunderts gegen die geistlose Dogmatik des Kirchenglaubens auf und stellte durch Männer wie Spener und Francke die Bethätigung des Glaubens durch ein Leben der Liebe und wahrer Frömmigkeit des Herzens in den Vordergrund der Religion. Das Halle'sche Waisenhaus, die Gründung der Brüdergemeinde sind Denkmäler einer Gesinnung, die leider bald in Frömmelei ausartete,

um im Anfang unſeres Jahrhunderts wieder neue und mächtige Wurzeln zu ſchlagen.

Wie beim Übergange des 15. zum 16. Jahrhundert gewahren wir wieder im 18. Jahrhundert eine große Wendung in der Geſchichte der Menſchheit. Langſam und unmerklich beginnt dieſe Bewegung: neue Anſchauungen, neue Gedanken, völlig neue Bildungselemente dringen zunächſt in die höheren Schichten des Volkes, dann in immer weitere Kreiſe ein. Zum erſtenmale machen andere moderne Völker, namentlich England und Frankreich ihren Einfluß auf deutſche Geiſtesbildung geltend, mehr und mehr durchdringt der Bildungsgehalt des griechiſchen Altertums die Wiſſenſchaft und vornehmlich auch die Kunſt. Die Wiſſenſchaft löſt ſich aus dem Banne der Theologie, die Theologie ſelbſt bricht mit dem Offenbarungsglauben und läßt ſich durch Vernunft und eine verſtandesmäßige Moral beſtimmen; die konfeſſionellen Schranken treten zurück; Toleranz im weiteſten Sinne wird Geſetz.

Nicht mehr die Geiſteswelt iſt der Hauptgedanke: der Menſch, wie er leibt und lebt, tritt in den Vordergrund des Intereſſes, des Studiums, der Wertſchätzung. Der Glaube an die Güte der Menſchennatur iſt unerſchütterlich, in ihr wird der wahre moraliſche Sinn geſucht, der darin beſteht, wenig für ſich und viel für andere zu wirken. Volles Vertrauen auf die Selbſtbeſtimmung des Menſchen ohne höhere Leitung, ungemeſſene Menſchenliebe, Glaube an die Hoheit menſchlicher Tugend: ein Optimismus ohnegleichen.

Infolge dieſer veränderten Weltanſchauung trat allmählich eine Umwandlung des Verſtandes- und Gefühlslebens hervor, eine völlig neue Anſicht von den Pflichten dem Individuum wie der ganzen Menſchheit gegenüber. Die Folge war eine Wohlthätigkeit und Hülfsbereitſchaft, eine Fürſorge für Arme, Kranke, für Witwen und Waiſen, wie ſie nie zuvor beſtanden hatte. Blinden-, Taubſtummen-, Kinderbewahranſtalten, Vereine für alle Zweige der Wohlthätigkeit traten ins Leben. Alles Nützliche, dem Menſchen Förderliche wurde in den Kreis der Thätigkeit gezogen: Reform der Schulen, Einrichtung neuer Bildungsſtätten, Fortbildungs- und Fachſchulen; Verbeſſerung der Gefängniſſe und des Rechtsweſens wurde angeſtrebt, der Kampf gegen alle die Menſchenwürde verletzenden Einrichtungen in Staat und Gemeinde aufgenommen, gegen die Hexenprozeſſe, die Tortur, die Leibeigenſchaft u. a.

Es war die Zeit der Aufklärung, und mit ihr und in ihr entwickelte ſich die Humanität mit ihren reichen Lebensformen und Wirkungen, mit allen Bildungselementen der Menſchheit und ihrem Streben nach Vollkommenheit. „Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden," das wird die wahre Aufgabe dieſes Lebens.

Es liegt doch etwas Großes in unſerm deutſchen Volke. Politiſch niedergetreten und verkümmert, im Inneren zerriſſen und unter der Herrſchaft unzähliger kleiner Despoten, durch den 30jährigen Krieg verwüſtet, arm und ohne Hülfsmittel entwickelte es in ungeahnter Weiſe neue Kräfte, ideale Gedanken und ſittliche Regungen, die nur dem gering erſcheinen, der ohne Berückſichtigung der Zeit und Verhältniſſe die Zuſtände im ein-

zelnen prüft. Mag die Einseitigkeit und Nüchternheit der Verstandesbildung, die vielfach oberflächliche und der höheren Motive entbehrende Moral der Aufklärungsphilosophie, die übertriebene Menschenverehrung, die weichliche, sentimentale Gefühlsbildung, der Mangel eines richtigen Verständnisses des historischen Christentums und seiner Überlieferungen und so manche andere Erscheinung zur Kritik herausfordern: wer die geistige Bewegung als Ganzes auffaßt, der kann nur erstaunt sein über die Fülle neuer Gestaltungen, Erfahrungen und Kenntnisse und deren Verwertung im Dienste der Menschheit.

Ein Volk, welches sich, wie das deutsche, aus der Jämmerlichkeit des äußeren und der Leere des inneren Lebens zu einer Erkenntnis durcharbeitete, die in dem höchsten sittlichen Idealismus eines Kant und Fichte ihren Abschluß fand, wird noch nicht zu Grunde gehen.

Bei der freiesten Auffassung der Religion blieb unverrückt die Ehrfurcht vor derselben: der Glaube an Gott und Unsterblichkeit. Hier war es der universale Geist Herder's, der die Humanität in den Mittelpunkt des religiösen Denkens setzte. Ihm war die Humanität das Ziel des Entwicklungsprozesses der Menschheit, an dessen Vollendung der Mensch mit eigener Kraft und durch eigne That mitarbeiten sollte. Humanität war für Herder des Menschen Wesen und seine Bestimmung, die Bildung zur Humanität der eigentliche Inhalt der Geschichte der Menschheit. Mit einem unbegrenzten Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur stellte er die Humanität als Zweck und höchste Vollendung aller Religion hin; Konfession und Nationalität traten ihm vor derselben zurück, und die Einheit der Kirche erschien ihm durch eine weitherzige Auffassung des Christentums mit möglichst einfachem Glaubensgrund als eine Hoffnung der Zukunft.[1])

Läßt sich bei Herder auch eine Überschätzung der menschlichen Natur, eine Verkennung der Wirklichkeit und des Bösen in der Menschenseele nicht von der Hand weisen, tritt bei ihm auch die Religion noch nicht als die innerste, von keiner äußeren Kraft beeinflußte Grundstimmung des menschlichen Gemütes hervor: der Einfluß Herders war nicht nur für jene Zeit, sondern für die ganze Zukunft schon dadurch von der größten Bedeutung, daß die Humanität, die lange Zeit hindurch eine vielfach flache, eudämonistische und utilitaristische Moral in sich aufgenommen hatte, die sich in Mitleid, Empfindsamkeit, Überschwenglichkeit der Gefühle, in einer gewissen Schwärmerei verlor, durch ihn auf eine höhere Stufe sittlichen Strebens erhoben wurde, daß ihr das höchste Ziel des Menschenideals gesteckt wurde: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Mit Herder war Lessing der Erzieher der Menschheit zur Humanität. Über die Wahrheiten der Offenbarung als einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts hinaus entwickelte er aus dem Innersten des Geistes und Herzens heraus die Religion der reinen Humanität, deren Wert er an ihren Wirkungen im Leben und an ihrer Kraft mißt, Gutes zu schaffen. Scharf und bestimmt weist Lessing die Humanität über das

[1]) „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" von R. Haym. Berlin 1885.

Vernünfteln hinaus zur sittlichen That und zu der hohen Reinheit des Herzens, die uns fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Hiermit erhebt Lessing die Humanität zu der hohen Aufgabe einer in fortschreitender Entwicklung sich bewegenden Erziehung und Erhöhung des Menschengeschlechtes. Die Bedeutung Lessings tritt überdies hervor in der Bekämpfung jenes feinen Egoismus, der im Wohlthun zunächst die Rückwirkung auf das eigene Gefühl im Auge hat, jener schlaffen Denkungsart, die sich über die Selbstsucht nicht erheben kann zum guten Handeln, der Gesinnungslosigkeit, die alles Edle verflacht, alles Große herabzieht, alles Hohe verleugnet, die durch äußeren Schein die innere Leere zu verbergen sucht und in Heuchelei endet.

Wie das Menschheitsideal am Ende des Jahrhunderts durch unsere großen Dichter Goethe und Schiller und durch die Gedankenarbeit eines Kant und Fichte auf eine Höhe gebracht wurde, über die es in rein geistiger Auffassung, ethischer Würdigung und ästhetischer Vollendung auch heute kaum hinausgekommen ist, das zu erörtern muß ich mir bei den mir gesteckten Grenzen völlig versagen, um den Forderungen nachzukommen, die diese Schrift zu erfüllen hat. Stellt doch die Humanität unserer Zeit unter ganz anderen Verhältnissen ganz neue Aufgaben. Denn es ist leicht zu erkennen, daß der Begriff der Humanität im Laufe des Jahrhunderts wiederholt Verschiebungen erfahren hatte und daß die Beziehungen derselben zu der leidenden Menschheit vielfach zurücktraten gegenüber dem allgemeinen Bildungsideal im weitesten Sinne des Wortes.

Dankbar nehmen wir die Errungenschaften dieser Zeit mit hinüber in unsere moderne Humanitätsperiode, dankbar erkennen wir die Weitherzigkeit der Weltanschauung an, die uns das 18. Jahrhundert überliefert hat. Als ein unveräußerliches Besitztum ergreifen wir das ernste Streben jener Zeit in ihrer Richtung auf das Wahre, Gute und Schöne, halten die unter schweren Kämpfen errungenen Auswirkungen einer an idealen Strömungen reichen Zeit fest und nehmen in unsere realistische und materielle Kulturperiode die Mahnung mit hinüber, daß die Hoheit des Menschentums nicht in Besitz, in Reichtum, in glänzender Entwicklung des äußeren Lebens beruht, sondern in der Reinheit der Gesinnung, in der uneigennützigen Nächstenliebe, im Pflichtgefühl, in der Befreiung des menschlichen Gemütes von den dunklen Mächten der Leidenschaften und Begierden, in Wahrheit und Gerechtigkeit.

Als dauernden praktischen Erfolg jener Zeit haben wir den Grundsatz der Toleranz zu betrachten, welchen die Humanität überall, namentlich auch der katholischen Kirche gegenüber, siegreich durchsetzte. Der die Volksseele verwüstende Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens „cujus regio, ejus religio“ war für alle Zeiten aufgehoben. Die grundsätzliche Intoleranz der katholischen Kirche fand keinen Vollstrecker mehr in der Staatsgewalt, und fast ungehört blieb es, als noch im 19. Jahrhundert Papst Pius IX. im Jahre 1864 die Glaubens- und Gewissensfreiheit verdammte.

Das sind die unvergänglichen Früchte der Humanität des 18. Jahrhunderts. Die Wärme und Innigkeit einer religiösen Grundstimmung konnte ihr auch ein Herder nicht erhalten; auch er empfand, daß Menschenliebe

auf einem tieferen Grunde ruhen muß, wie der ist, den die Vernunft und alle noch so edlen Motive einer verstandesmäßigen Moral zu bieten vermögen. Herder hat in seinen herrlichen Dichtungen, die sein inneres Gemütsleben klarer wiederspiegeln, wie seine prosaischen Schriften, wahrhaft nach Liebe gerungen und dieselbe immer wieder als das große Gebot des Christentums verherrlicht.

Es ist nach dieser Richtung hin von Bedeutung, daß schon Ende des vorigen Jahrhunderts bis fast zur Mitte dieses Jahrhunderts die Liebesthätigkeit in Deutschland wesentlich durch die Gemütstiefe des wieder auflebenden Pietismus getragen wurde. Aber auch in weiteren Kreisen machten sich die Rechte des Herzens wieder geltend gegenüber den Anforderungen der Vernunft: der Welt der Wirklichkeit trat eine Welt der sittlichen und ewigen Werte gegenüber, und diese konnten nur im menschlichen Gemüte, nur im Glauben, nicht im Wissen, nur durch das eigene Erlebnis, das persönliche Empfinden, nicht durch die Moralpredigt, noch weniger durch Lehrformen ihre volle Befriedigung gewinnen.

Diese Strömung religiösen Lebens, die von Herder angeregt, von Schleiermacher vertieft wurde, trat nun in die Humanitätsbildung des neuen Jahrhunderts ein und vereinigte sich in der Erhebung der Freiheitskriege mit dem hohen sittlichen Idealismus Fichte's, um dann allmählich in kirchliche Formen überzugehen. Damit verblaßte die Idee der Humanität; ihre Verbindung mit der Romantik konnte ihr keine neuen sittlichen Impulse geben; die Kirche erhob sich in den Vordergrund der Interessen, während der Pietismus ruhig, aber mit der ganzen inneren Kraft einfachen Gottvertrauens außerhalb der Kirche sein großes Liebeswerk an der armen, kranken und elenden Menschheit wieder aufnahm, um Mitte des Jahrhunderts in der „Inneren Mission" mit der sich neu belebenden Humanität zusammenzutreffen. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts war arm an neuen Anregungen: zwar ging die Humanität ihren ruhigen Weg in Förderung der Bildung und Gesittung; sie fuhr fort, Persönlichkeiten auszuwirken, in denen Wohlwollen und Güte, Freundlichkeit und Barmherzigkeit hervorleuchteten, sie bewahrte in einzelnen Gesellschaften und Vereinen, wie im Freimaurer-Orden ihren allgemein menschlichen Charakter, sie hielt sich in einem Kreise kräftiger Formationen und Wohlfahrtseinrichtungen namentlich der großen Städte lebendig: im ganzen aber konnte sie zu jener Zeit als ein hervorragendes Kulturelement nicht mehr gelten und selbst als Bildungsideal wurde sie vielfach durch Formalismus und Einschränkung der Lehrfreiheit gehemmt. Wo ein Aufschwung für ideale Ziele auftrat, verzehrte er sich in religiösen und politischen Kämpfen.

Hatte die Humanität unabhängig von der äußeren Gestaltung des Vaterlandes lange Zeit hindurch einen kosmopolitischen Charakter bewahrt — Goethe und Wilhelm von Humboldt waren die letzten gewaltigen Vertreter dieses allgemeinen Menschentums —, jetzt sollte sie, durch gewaltige äußere und innere Vorgänge bewegt und durch das Nationalgefühl befruchtet, von neuem geboren werden und in dem Volksleben eine frische Bildungsstätte finden.

Geschichtsschreiber und Philosophen haben wiederholt in großen Zügen hervorgehoben, wie die Entwicklung des Menschengeschlechts nicht gleichmäßig fortschreitet, sondern durch äußere Bewegungen in dem Leben der Völker, durch neue, durchbrechende Gedanken, durch hervorragende Menschen in einzelnen Perioden mächtig gefördert wird, um sich dann wieder in ruhigem Geleise auszuwirken.

In unserer Zeit war es nicht sowohl die Gedankenarbeit der Gelehrten, nicht ein Aufschwung unserer Litteratur, wodurch neue, ungeahnte Kräfte entbunden wurden: es war auf der einen Seite die große, geschichtliche Entwicklung unseres Vaterlandes zur Einheit und Freiheit, es waren die großen Kriege und Kämpfe, unter denen sich dieselbe vollzog; auf der andern Seite war es das Hervorbrechen der großen, christlichen Grundgedanken der Menschenliebe und der Gleichheit der Menschen vor Gott, es war die hohe Würdigung der Menschenseele und das Gefühl der Verantwortung für die Erhaltung derselben, was unsere Zeit durchschütterte und ihr einen so ernsten Charakter aufprägte.

Die gewaltige Entwicklung der Humanität in Befreiung der Menschheit von den Schranken einer Zeit, in der der Unterschied der Stände, der Bildung, des Besitzes auch eine Unterscheidung der persönlichen Rechte und der Menschenwürde herbeigeführt hatte, die völlige Gleichstellung der Menschen vor dem Gesetze, die Freiheit in der Auswirkung der Kräfte setzte eine Reife der sittlichen Bildung voraus, die uns doch in allen Kreisen vielfach fehlte: Selbstsucht auf der einen Seite, Mangel an Mäßigung auf der andern stellten sich der ruhigen Entwicklung einer völlig neuen Lebensordnung auf dem Boden der Humanität und der Rechtsgleichheit entgegen und führten in einem großen Teile unseres Volkes zu einer Weltanschauung, die der besseren Natur des Menschen und seiner Bestimmung, die den Grundbegriffen vom Leben und seinen Pflichten widerstrebte, die den hohen Werten der Arbeit, der Ehe, der Sitte und deren Auswirkung in Staat, Gemeinde und Familie feindlich gegenüber trat.

So ist die Humanität unserer Zeit in einen schweren Kampf verwickelt, der mit Menschenliebe und Gerechtigkeit geführt werden muß und nicht nur alle sittlichen Kräfte herausfordert, sondern auch Wahrheit und Kraft der geistigen Bildung, einen klaren Sinn für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit, endlich und über allem den Glauben an eine sittliche Weltordnung, an die höhere Macht des Guten, die ein festes Gottvertrauen voraussetzt. Es geht nicht anders, und wer im Leben steht, wird früher oder später die innere Überzeugung und Erfahrung gewinnen: wir können vieles durch die Vernunft erreichen, in manchen Beziehungen alles, aber die andauernde Arbeit am Menschenwohl und an der Menschenseele ist zu schwer, sie dringt zu wenig ein in die Herzen der Menschen, wenn die Kraft nicht aus unserer persönlichen Beziehung zu Gott, aus dem Leben mit Gott geschöpft wird.

„Ich frage nichts nach allem Streit der Menschen über ihre Meinungen, aber das, was sie fromm, brav, treu und bieder machen, was Liebe des Nächsten in ihr Herz, was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit und uns allen und für uns

alle in unsere Herzen gelegt.“ Dieses einfache Bekenntnis eines Pestalozzi sollte das der Humanität unserer Zeit sein: es ist die schlichte Religion des Herzens, die auch unserem Volke durchaus nicht verloren gegangen ist. Überall sind Keime eines höheren Lebens, einer Sehnsucht nach einer Vertiefung des menschlichen Daseins zu finden: man muß diese Keime nur suchen und zu pflegen wissen: denn gehen auch diese zu Grunde, so wird uns auch unsere ganze Klugheit in Wissenschaft und Gesetzgebung vor schweren Prüfungen nicht bewahren. Darum ist es die höchste Aufgabe der Humanität, diese Funken höheren Lebens in dem Volke wieder anzufachen, und das kann nur durch Liebe geschehen und zwar durch hingebende Liebe, persönliches Entgegenkommen, durch Freundlichkeit und herzliches Vertrauen.

Erkennen wir aber keine idealen Mächte in unserm Leben an, so ist der Pessimismus des Volkes ein völlig berechtigter. Bildungsideale, so wertvoll sie sind, mögen den höheren Ständen, mögen denen, die nicht von des Lebens Leiden im Innersten ergriffen sind, ein Ersatz sein für eine religiöse Auffassung der menschlichen Beziehungen zu dem Höchsten und Ewigen; für die leidende Menschheit bleibt es wahr: Glaube und Idealismus sind noch immer die gewaltigsten Mächte gewesen, die die Welt überwunden haben mit ihrer Selbstsucht und Eitelkeit, die ausgewirkt haben den wahren Mut und die Tapferkeit des Herzens im Dulden und Ertragen, in Liebe und Hoffnung.

Wenn ich aber von Glauben rede, so verstehe ich darunter nicht das Fürwahrhalten von Glaubenssätzen, sondern das Ergriffensein des Herzens durch die Macht der Liebe, die uns in Christus offenbart ist, die uns im Leben und Sterben auf ihn vertrauen läßt. Was der theologischen Betrachtung so oft das Letzte ist, muß der Humanität das Erste sein: die reine, wahre Menschenliebe ohne Ansehen der Person, ohne jeden Nebenzweck, ohne weitere Rücksicht als die der einfachen Barmherzigkeit.

So erhält die Humanität ihre Bedeutung und Bestimmung als eine unendlich versöhnende Macht, die in der Unruhe unserer Zeit alle die verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Geistesrichtungen in sich faßt, die ein friedliches Zusammenleben ermöglicht und in schweren Zeiten den Werken der Liebe das Gepräge der Einheit verleiht. Denn das ist gewiß: Nur wo Liebe herrscht, kann von Humanität die Rede sein; wo Haß, wo Härte und Unduldsamkeit, Roheit und Grausamkeit walten, da wendet sie sich ab.

Weitherzig muß die Humanität sein, offen stehen allem Menschlichen, aber dem Schlechten muß sie sich verschließen: denn nicht ein Weltbegriff ist die Humanität für alles Indifferente in Handlung und Gesinnung; sie ist und soll sein der Gesamtbegriff für alles Gute, was in und für die Menschheit ausgewirkt wird.

Diesen Maßstab wollen wir auch an die Humanität unserer Zeit legen.

Kriege und Seuchen sind wahre Prüfsteine der Menschheit, Lehrmeister der Zucht: wie sie wunde Stellen im Staatsleben aufdecken, so erwecken

sie auch Kräfte, dieselben zur Heilung zu bringen: große Notstände öffnen Augen und Herzen und wirken als heilsame Krisen in der Entwicklung der Völker. Nicht immer ist es so: aber zur Ehre der Menschheit zeigt uns die Weltgeschichte, daß in den meisten Fällen große Leiden einen Fortschritt in der Kultur bezeichnen.

So war es auch in unserer Zeit. Nach langem Frieden wurde um die Mitte dieses Jahrhunderts die europäische Menschheit aus ihrer Ruhe aufgerüttelt und nun zeigte es sich, wie sehr unter alten Formen in ausgefahrenen Geleisen die einfachsten Gesetze menschlicher Fürsorge vernachlässigt waren. Während des Krimkrieges ergriff in dem harten Winter 1854/55 eine furchtbare Not die Sebastopol belagernden Armeeen Frankreichs und Englands. Kälte, unzureichende Ernährung und Bekleidung, der Kriegstyphus, Skorbut und Ruhr richteten unerhörte Verwüstungen in den Armeeen an. Die Zeiten waren aber andere geworden: Die öffentliche Stimme der ganzen civilisierten Welt erhob sich und sollte nicht ungehört bleiben. England, in dessen Armee die Mißstände am schärfsten hervorgetreten waren, machte in Scham und Entrüstung die gewaltigsten Anstrengungen und zeigte, wie mit Menschenfreundlichkeit und Liebe Hindernisse bewältigt werden, die dem büreaukratischen Geiste unüberwindlich scheinen.

Die Not zeitigte ganz neue Formen der Krankenpflege, vor allem aber trat die Macht einer selbstlosen Persönlichkeit hervor in der edlen Miß Nightingale, die der Verwundetenpflege und Krankenbehandlung in der Krim völlig unerwartete Impulse gab, die zum erstenmal das durchsetzte, was in früheren Kriegen die tüchtigsten Ärzte wohl erkannt, aber nie erreicht hatten, daß reine Luft, gute Ernährung, Reinlichkeit und Ordnung für die Krankenpflege im großen die erste Bedingung ist. Miß Nightingale hat es der ganzen Welt, vor allen ihren Landsleuten nahe gelegt, daß es Ehrensache für den Staat ist, seinen verwundeten und erkrankten Kriegern die sorgsamste Pflege angedeihen zu lassen, daß es eine Versündigung an der Menschheit bedeutet, wenn durch Mangel an Umsicht, durch Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit Tausende von blühenden Menschenleben in Not und Elend verkommen. — Auch dieser Mahnruf, so oft gehört und selten beachtet, übte eine nachhaltige Wirkung aus. England raffte sich aus der Niederlage seiner staatlichen Einrichtungen durch die freiwillige Hülfe des ganzen Volkes so rasch auf, daß es in dem zweiten Winter des Krimkrieges in seinen Anstalten für die Kranken- und die Gesundheitspflege anderen Ländern als Muster und Vorbild dienen konnte.

Bedeutend war der Eindruck, den diese Vorgänge auf die öffentliche Gesundheitspflege in Deutschland machten, und bezeichnet das Auftreten der Miß Nightingale einen neuen Abschnitt in der Humanitätsentwicklung der Krankenpflege und der Hygiene.

Man hätte nach der gewaltigen Lehre, die der Krimkrieg Völkern und Staaten gegeben hatte, der Lehre, daß zum Kriegführen nicht nur zerstörende, sondern auch erhaltende Kräfte gehören, erwarten sollen, daß in dem bald nachher im Jahre 1859 zwischen Frankreich und Östreich ausgebrochenen Kriege ganz bedeutende Anstalten für die Verwundetenpflege ge-

troffen sein würden. Das Gegenteil zeigte sich: Beide Staaten hatten nichts gelernt, und es würde sich, wenn der Krieg länger gedauert hätte, das Elend des Krimkrieges wiederholt haben.

Aus der Not dieses Krieges, von dem Schlachtfelde von Solferino aus, auf dem am Abend 23 000 Verwundete vergebens einer nur einigermaßen ausreichenden Hülfe harrten, sollte eine Bewegung ausgehen, die der Humanität in Krieg und Frieden für alle Zukunft eine neue Grundlage gab.

Unter den Helfern, die freiwillig auf das Schlachtfeld geeilt waren, befand sich der Genfer Bürger Dunant und dieser verstand es, in seiner Schrift „Souvenir de Solferino" nach einer ergreifenden Schilderung der Leiden und des Elends des Schlachtfeldes und der Lazarette die Menschenfreunde für eine geordnete, allgemeine Hülfeleistung in den Kriegen und eine Hülfsbereitschaft schon im Frieden zu gewinnen. Mit der Begeisterung eines edlen Herzens und mit einer das Wesen der Sache erschöpfenden Klarheit wies er auf die Notwendigkeit der Bildung von Hülfsvereinen hin und auf eine völkerrechtliche Ordnung der freiwilligen Hülfe auf dem Schlachtfelde.

Die von diesem Manne und seinen gleichgesinnten Freunden, den Genfern Moynier, Appia, Dufour u. a. ausgehenden Anregungen führten im Oktober 1863 in den Genfer Konferenzen zu einer Formulierung der notwendigen völkerrechtlichen Bestimmungen und schon am 22. August 1864 konnte der Abschluß der „Genfer Konvention zum Schutze der verwundeten und kranken Krieger" proklamiert werden.

Es liegt nicht in meiner Aufgabe, diesen völkerrechtlichen Vertrag in seinen einzelnen Bestimmungen zu erörtern, wohl aber, den Geist desselben zu erklären und dessen Wirkung auf die Humanitätsentwicklung der ganzen Folgezeit festzustellen.

Die Ausführung der Konvention mag immerhin Schwierigkeiten unterliegen, ja, die buchstäbliche Befolgung derselben unter vielen Umständen durch militärische Rücksichten unmöglich gemacht werden: darauf kommt es nicht an: dem Geiste, der den internationalen Vertrag durchdringt: „Der verwundete oder kranke Feind ist kein Feind mehr," er steht unter dem Schutze des Völkerrechts, ebenso ein jeder, der ihm beizustehen berufen ist; die Feldlazarette und Hospitäler sind unverletzliche, heilige Asyle: diesem Geiste der Humanität, der wahrhaft gebildeten und edlen Nationen niemals gefehlt hat, ist das Siegel des Gesetzes aufgedrückt.

Die Genfer Konvention war eine allgemeine, völkerrechtliche Anerkennung des christlichen Samaritergedankens, der seit Jahrhunderten in Einzel-Verträgen[1]) der kriegführenden Regierungen und einzelner Truppenführer zur Geltung gekommen war, der aber noch nie eine so allgemeine, für alle Staaten und alle Zeiten gültige und maßgebende Form gefunden hatte.

Die Konvention verbreitete sich unter dem Symbol des roten Kreuzes

---

[1]) S. Gurlt. Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege. Leipzig, 1873. Ferner: Die Genfer Konvention von Dr. C. Lüder. Erlangen, 1876.

um so rascher, als der humane Grundgedanke derselben überall, selbst bei nichtchristlichen Staaten, volles Verständnis fand und die politischen Verhältnisse immer unsicherer und drohender sich gestalteten.

Der kurz vorher beendete Schleswig'sche Krieg, viel mehr noch der vierjährige blutige Bürgerkrieg der vereinigten Staaten Amerika's, die ernste und erhebende Probe, die hier die allgemeine Hülfsthätigkeit des ganzen Volkes unter der „Gesundheits-Kommission der amerikanischen Frauenvereine" abgelegt hatte, lieferten den Beweis auf der einen Seite von der Wichtigkeit der freiwilligen Krankenpflege, auf der andern Seite von den Schwierigkeiten und Hemmnissen, um dieselbe unter den besonderen und völlig unberechenbaren Verhältnissen des Krieges zur Wirkung zu bringen. Schon jetzt hatte man erkannt, daß Übung, Erfahrung und eine im Frieden schon feststehende Organisation allein im stande ist, die Mittel, die das Volk freudig darbietet, am richtigen Ort und zur rechten Zeit zur Verwendung zu bringen, vor allem aber hatte namentlich der amerikanische Krieg die Thatsache in volles Licht gestellt, daß nur die besten und erprobtesten Pflegekräfte den Anforderungen der Kriegslazarette gewachsen sind.

In Deutschland ging man schon früh zur Gründung dauernder Hülfsvereine unter dem roten Kreuze vor. Im Jahre 1859 hatte sich in Baden unter dem Protektorat der weitschauenden Großherzogin Luise ein Frauenverein für Krieg und Frieden gebildet; im Jahre 1864 waren aus Anlaß des Schleswigschen Krieges eine Reihe deutscher Staaten und Städte der Anregung der Genfer Konferenzen gefolgt; eine allgemeine Vereinsorganisation konnte indessen erst während des deutschösterreichischen Krieges 1866 begründet werden und dem entsprechend kam auch die Hülfe in diesem unerwartet rasch verlaufenden Kriege vielfach zu spät, aber nicht so spät, um nicht noch überall in großartiger Entfaltung der Liebesthätigkeit im ganzen Lande eine volle und dankbar empfundene Wirkung ausüben zu können.[1])

Ich bin bei den meiner Arbeit gesteckten Grenzen nicht im stande, weder hier noch später die ehrenvollen Leistungen des deutschen Volkes für seine verwundeten und kranken Krieger im Zusammenhange darzulegen: mir liegt daran, die Auswirkung der im Kriege gewonnenen humanen Kräfte zu ermitteln.

Wie ein Sturm hatte der Krieg die deutschen Verhältnisse gereinigt; für das preußische Volk war es ein Krieg um die höchsten Güter, um die Erhaltung des Vaterlandes, des angestammten Herrscherhauses, des Glaubens und der Freiheit. Das empfand auch der geringste Mann: ein heiliger Ernst, das Gefühl einer weltgeschichtlichen Entscheidung hatte das ganze Volk erfaßt und erhob die Herzen zu einer tiefen religiösen Stimmung: eine ganze Generation spürte zum erstenmale in ihrer Gesamtheit das Walten unerforschlicher Mächte.

Dieser gewaltigen äußeren und inneren Aufrichtung des Volkes entsprachen auch die sittlichen Wirkungen des Kriegs. Einem Volke in

---

[1]) S. Löffler, Die freiwillige Krankenpflege. Berlin, 1868. Und Brinkmann, Die freiw. Krankenpflege im Kriege. Berlin, 1867.

Waffen war die ganze Nation gefolgt mit einem Aufgebot der Menschenliebe und der Hülfsbereitschaft, und als dasselbe seine Pflicht an den Opfern des Krieges und deren Familien erfüllt hatte, stellte es sich zu einem großen Teil in den Dienst der leidenden Menschheit. Es geschah dies auf verschiedenen Wegen, aber der Ausgangspunkt war derselbe: der Samaritergedanke der Genfer Konvention gestaltete sich aus als werkthätige Nächstenliebe ohne Ansehn der Person, als geordnete Hülfe in allen Notständen des Lebens. Hatte im Kriege auch die patriotische Erregung und die Hingabe des eigenen Selbst für die höchsten Zwecke des Daseins besondere Impulse geschaffen, so lernte man im einfachen Dienste der Menschheit Prüfung, Ausdauer und Pflichttreue als Vorzüge erkennen, die dauernd nicht ersetzt werden können durch die Begeisterung des Augenblicks.

Der Mensch war in der Not dem Menschen näher getreten, der Unterschied der Stände war wie in den Reihen der Krieger, so auch in der Heimat ausgeglichen; in Kreisen, die bis dahin nie an eine persönliche Hülfeleistung gedacht hatten, war die Pflege der Verwundeten und Kranken eine Ehrenpflicht geworden und dadurch mit einem Male die persönliche Krankenpflege in der öffentlichen Meinung zu einem vornehmen und edlen Berufe erhoben.

Man war in die Häuser und Familien der einberufenen Krieger eingetreten; man lernte die Verhältnisse der unteren Stände und ihre Bedürfnisse kennen und verglich dieselben mit den eigenen Ansprüchen: dadurch wurde die ganze Lebensauffassung der höheren Stände, ihre Gesinnung im Wohlthun uad in der Würdigung der Armut eine gehobene; man ging den Ursachen der Armut nach, sorgte für Arbeit und weckte durch persönliche Teilnahme den Sinn der Armen für Ordnung und Reinlichkeit. Die Frauenvereine, die sich während des Krieges gebildet hatten, lösten sich nach demselben nicht alle auf: man hatte die gemeinsame Arbeit, die Sorge für andere lieb gewonnen, man suchte einen neuen Wirkungskreis und fand denselben in der Armen- und Krankenpflege, in der Fürsorge für Kinder und Sieche. Einzelne Frauenvereine mit größeren Mitteln wandten sich der selbständigen Ausbildung von Krankenpflegerinnen zu, der Errichtung eigener Krankenhäuser und Pflegeanstalten.

Nach dieser Richtung ging mit großem Beispiele voran unsere hochselige Kaiserin Augusta. Die große Formation des vaterländischen Frauenvereins, „bestimmt, im Kriege dem Volke in Waffen, im Frieden der Not zu dienen, wo und wie solche unerwartet herantritt," der Frauen-Lazarett-Verein, der schon im Jahre 1868 ein eigenes Krankenhaus zur Ausbildung von Schwestern gründete, sind das unmittelbare Werk unserer unvergeßlichen Kaiserin. Diese beiden Vereinsbildungen sind in Verbindung mit dem badischen Frauenvereine vorbildlich geworden für die in allen deutschen Staaten mehr und mehr sich befestigenden „Frauenvereine unter dem Roten Kreuz." Diese haben die Bestimmung, überall da, wo große Notstände und Unglücksfälle, wie Epidemieen, Überschwemmungen, Feuersbrünste eine rasche Hülfe verlangen, mit ihren Kräften und Mitteln einzutreten, aber auch sonst jeder menschlichen Not in Gemeinde und Familie nach Kräften entgegenzuwirken und derselben womöglich vorzubeugen durch Gewährung von Arbeit, durch Be-

lehrung und persönliche Einwirkung auf das häusliche Leben der unteren Stände. Die Anstellung von Gemeindeschwestern für den regelmäßigen Dienst bei den Kranken und Kindern wurde von diesen Vereinen als besondere Aufgabe übernommen.

Wenn die Frauenvereine so wesentliche Glieder in den Humanitäts-Anstalten und -Bestrebungen unserer Zeit geworden sind, so wollen wir nicht vergessen, daß die Frauenhülfe wesentlich durch die Not der Kriege hervorgerufen und in dieser als unentbehrlich anerkannt worden ist, daß die Frauen ihr Selbstvertrauen und ihr Selbstgefühl, den Mut, auch außerhalb des Hauses und der Familie zu wirken, erst durch die Kriege gewonnen haben. Die Freiheitskriege hatten diese Wirkung nicht dauernd und nicht allgemein festzuhalten vermocht.[1]) Die Kriege unserer Zeit haben die Frau in das öffentliche Leben und zwar dahin geführt, wo die Not herrscht, und es ist ein nicht geringer Ruhm, daß die deutschen Fürstinnen an dieser Wandlung nicht nur teilnahmen, sondern mit Vorbild und Beispiel vorangingen. Der Krieg von 1866 hat nach dieser Richtung hin Keime gelegt, die schon im französischen Kriege Früchte tragen sollten.

Wie die Frauenvereine unter dem Roten Kreuz in Verbindung mit den Männervereinen berufen waren, sich im Frieden für die Aufgaben des Krieges vorzubereiten, wie sie sich demgemäß zu organisieren hatten, das kann ich hier nicht ausführen, ebensowenig wie ich der Arbeit der Männervereine unter dem roten Kreuz, ihrer Verbindung untereinander und mit dem staatlichen Sanitätswesen näher zu treten vermag. Diese Verhältnisse bedürfen einer besonderen Darstellung.[2])

Der Krieg von 1870/71 legte Zeugnis davon ab, in welchem Maße die Erfahrungen des letzten Krieges benutzt worden waren. Der großartige Erfolg der freiwilligen Krankenpflege in demselben ist ein unvergängliches Denkmal der Gesittung jener Zeit, der Vaterlandsliebe und eines Aufschwungs aller edlen Kräfte unseres Volkes in einer Einigkeit und Treue, in einer Hingebung des Herzens und Innigkeit der Gefühle, die für die weitere Entwicklung der Humanität in unserem Vaterlande die größten Hoffnungen erwecken mußten.

Ob und in welchem Maße diese Hoffnungen in Erfüllung gingen, werde ich in der späteren Entwicklung meiner Aufgabe zu begründen haben; an dieser Stelle liegt es mir ob, zu untersuchen, wie die humanen Grundgedanken der Genfer Konvention in den beiden großen Kriegen zur Durchführung gelangten.

Obgleich Östreich im Jahre 1866 der Genfer Konvention noch nicht beigetreten war, sind von seiten der Armee keine eigentlichen Verletzungen derselben vorgekommen, dagegen war der Umstand, daß nach der Schlacht bei Königgrätz die östreichischen Ärzte mit dem gesamten Sanitätsmaterial der Armee folgten und ihre Verwundeten hilflos zurückließen, Ursache, daß die Not und das Elend der Schlacht in hohem Maße gesteigert

[1]) Das Beispiel der unvergeßlichen Amalie Sieveking, die im Jahre 1831 die Cholerakranken in Hamburg pflegte, steht in Deutschland ganz vereinzelt da.

[2]) S. von Criegern, Das rote Kreuz in Deutschland. Leipzig, 1883.

wurde, da die preußischen Ärzte allein nicht im stande waren, das Schlachtfeld so rasch aufzuräumen und die Verwundeten zu bergen, wie es sonst hätte geschehen können. Die Schuld trifft die östreichische Heeresführung und Regierung. Daß auf dem deutschen Kriegsschauplatze die Humanität auf beiden Seiten in vollem gegenseitigen Einvernehmen und Wetteifer geachtet worden ist, wird allgemein zur Ehre des deutschen Namens hervorgehoben.

Im französischen Kriege 1870/71 wurde von deutscher Seite die Konvention nach allen Richtungen hin erfüllt; einzelne französische Reklamationen haben sich als unbegründet herausgestellt;[1]) dagegen müssen wir bedauern, daß die Konvention im ganzen sich nicht in erwartetem Maße bewähren konnte, da weder die französische Armee, noch die Bevölkerung auf dem Kriegsschauplatze, noch selbst das Sanitätspersonal Kenntnis von derselben hatte. Ich will hier gar nicht von den vielfachen Verletzungen der Konvention seitens der französischen Armee reden, ich will vielmehr meine Überzeugung ausdrücken, daß die eminent sittlichen und christlichen Grundgedanken der Konvention gar nicht zur Geltung kommen können, wenn sie nicht als solche in das Bewußtsein der Völker und der Armeeen, namentlich ihrer Führer eingedrungen sind. Die Möglichkeit, den Grundsätzen der Genfer Konvention Anerkennung zu verschaffen, hängt — davon bin ich fest durchdrungen — völlig ab von dem Grade der Gesittung eines Volkes. Die Kriege werden immer schwieriger, der Grundsatz „die Staaten als solche, nicht Menschen führen Krieg"[2]) immer weniger durchführbar, je mehr die Kriege den Charakter von Volkskriegen annehmen. Viel weniger von den Kriegern, die unter dem Einflusse der Disciplin und eines kameradschaftlichen Sinnes stehen, der sich auch dem Feinde gegenüber geltend macht, sind Ausschreitungen des Völkerrechts zu erwarten, wie von den feindlichen Landesbewohnern; nicht die Übertretungen der völkerrechtlichen Bestimmungen, die in der Leidenschaft des Kampfes zu Tage treten, sind am meisten zu fürchten: vielmehr die Habgier, der Haß und die niedrigen Leidenschaften einer zügellosen Bevölkerung. Das haben wir in Böhmen erfahren und wiederum in Frankreich. Einem Volke gegenüber, dem die Gesittung fehlt, sittliche oder humane Motive geltend zu machen, ist unmöglich; hier hilft kein Appell an den natürlichen sittlichen Anstand, an das Mitleid, an das Rechtsbewußtsein; hier müssen Staat, Schule und Kirche gemeinsam wirken, um die ewigen Keime der Menschlichkeit zur Entwicklung, den Gedanken zum Bewußtsein zu bringen, daß es schmählich ist, den kranken, verwundeten, kriegsgefangenen, hülflosen Feind zu mißhandeln, anstatt ihm zu helfen. Wenn ein Staat nicht einmal im stande ist, diesen ersten und einfachsten Grundgedanken des Christentums durchzusetzen, dann können wir ihn als einen civilisierten Staat nicht mehr anerkennen, mag er äußerlich die Genfer Konvention unterzeichnet haben oder nicht. Erst wenn die humanen Grundsätze der Genfer Kon-

---

[1]) S. Lüder, „Die Genfer Konvention." S. 268 ff.

[2]) In der Proklamation des Königs Wilhelm vom 11. August 1870 heißt es: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den französischen Bürgern." Hierzu bemerkt Rivier (Lehrbuch des Völkerrechts. 1889): „Die Schonung der friedlichen Bevölkerung ist bereits durch das kanonische Gesetz geboten."

vention — und ich darf wohl sagen, des Völkerrechts im allgemeinen — in das sittliche Bewußtsein der Völker eingedrungen sein werden, können wir für zukünftige Kriege eine über die formalen Bestimmungen hinausgehende Wirkung erwarten.

Hier liegt der Kernpunkt der ganzen Frage, nicht in einer Kodifizierung des Kriegsrechtes: es ist ganz vergeblich, die Humanität im Kriege durch weitere Vorschläge und einzelne Bestimmungen zu vertiefen, wie es in den Brüsseler Konferenzen 1874 in so anerkennenswerter Weise versucht und von den edelsten Vertretern des Völkerrechtes erstrebt wurde. Erhebend ist nach dieser Richtung hin der ideale Optimismus eines Bluntschli und vieler anderer, aber alle Anstrengungen der Gelehrten und Menschenfreunde fruchten nichts, wenn die Völker nicht wie von einem ursprünglichen Natur- und Gottesgesetz durchdrungen sind von der sittlichen Hoheit des einfachen Satzes: „Der verwundete und kranke Feind ist kein Feind mehr."[1])

Wir haben seit dem letzten Kriege keinen Grund, die Sittlichkeit der Völker höher zu schätzen: die außerordentliche Erleichterung des Verkehrs in Handel und Wandel, die sich stets steigernden internationalen Rechtsbeziehungen, die durch die Wissenschaft bedingte und im letzten Jahrzehnt erhöhte kosmopolitische Annäherung der Gebildeten aller Nationen kann an dieser Auffassung wenig ändern: von einem wirklich humanen Geiste, der allein in Wahrheit und Gerechtigkeit, in Vertrauen und Selbstlosigkeit eine Nation mit der andern verbinden kann, ist noch wenig zu spüren und wo er sich zeigt, wird er schwerlich die Probe bestehen.

Nein, wir haben gerade in dem internationalen Verkehr allen Grund, an der hohen Würde der Menschheit zu zweifeln; von einer Humanität eines Herder, von dem Kosmopolitismus eines Wilh. von Humboldt kann in unserer Zeit gar keine Rede sein. Wir sollen und dürfen uns nicht abschließen von den bildenden und edlen Einflüssen anderer Staaten, aber wir können für jetzt nur die Nation als das eigentliche und wahre Vaterland betrachten. Gewiß schließt die Humanität ein hohes, weltumfassendes Moralprincip in sich, aber dasselbe ist für jetzt noch Ideal, welches erst der Entfaltung harrt, und mit dieser wollen wir doch zunächst bei uns anfangen und in unserm eigenen Bewußtsein das Gute, Rechte und Wahre zur Reife bringen in Bescheidenheit und Demut, in Liebe und Pflichtgefühl.

Die Forderung der kosmopolitischen Humanität behält so lange einen theoretischen Charakter, solange das Streben nach Sittlichkeit nicht allgemein als Hauptzweck der menschlichen Entwicklung angesehen wird. Mit Recht sagt Zeller:[2]) „Die Fragen der Macht und des Vorteils, die Vorurteile und der Ehrgeiz entzweien die Völker; was sie einigt, ist die Pflege idealer Interessen, ist die Sittlichkeit, die Bildung, die Kunst, die Wissenschaft;" aber die Zeit liegt noch fern, in

---

[1]) Die Schwierigkeiten der Ausführung der Genfer Konvention liegen m. E. viel mehr in diesen Verhältnissen, wie in militärischen und taktischen Rücksichten. S. von Hartmann, „Militärische Notwendigkeit und Humanität." Berlin, 1877 und Lüder, „Recht und Grenze der Humanität im Kriege." Berlin, 1880.

[2]) „Nationalität und Humanität" in den „Abhandlungen" Bd. II. Leipzig, 1877.

der als die höchste Vollendung und die wertvollste Frucht eines tüchtigen Volkslebens die Humanität erscheint, eine Zeit, in der die Menschheit nicht mehr Machtfragen, sondern sittliche Ideale verfolgt, in der Gerechtigkeit und Pflichtbewußtsein die Gemeinschaft stützen und erhalten wird. Bis dahin wollen wir, wie die gewaltigen Bildungsideale des griechischen Altertums, so auch alles Große, Gute und Schöne der modernen Völker auf uns wirken lassen, die kultur- und weltgeschichtlichen Beziehungen der Staaten nicht aus den Augen verlieren: unsere Liebe aber gehört unserem Volke.

Wenn wir so den Kosmopolitismus von uns weisen, so wird das niemanden wundern, der die Geschichte unserer Zeit aufmerksam verfolgt, der erkennt, wie Selbstsucht und rücksichtsloses Streben nach Macht und Einfluß, nicht Recht und Billigkeit, wie Eitelkeit und Ruhmsucht anstatt der Offenheit und Wahrheit, wie auf der einen Seite Byzantismus und feige Furcht, auf der andern Seite Hochmut und Selbstüberhebung die internationalen Beziehungen bestimmen, ja, wie die niedrigsten Leidenschaften roher Volksschichten und eine frivole Presse über die höchsten Interessen der Völker, über Krieg und Frieden entscheiden.

Darum muß ich auch die humanitären Bestrebungen der Friedensvereine, so sympathisch ich denselben gegenüberstehe, so lange für unfruchtbar halten, als sie nicht im stande sind, die Sittlichkeit der Völker zu beeinflussen, dem Menschenrecht in seiner natürlichen Form Geltung zu verschaffen, die Selbstsucht niederzukämpfen und die Anbetung der Macht zu verhindern. Die Bedeutung der Friedensvereine liegt darin, daß sie den nationalen Vorurteilen und Empfindlichkeiten gegenüber die allgemeinen Gesetze der Menschlichkeit und eines gesunden Gefühls zur Geltung bringen, die unsittlichen, dem Frieden verderblichen Neigungen und Leidenschaften eines Volkes schonungslos aufdecken, daß sie wachen über die scheinbar unwesentlichen Reibungen im internationalen Verkehr und dadurch Verstimmungen vorbeugen, die so leicht zu Kriegen führen, daß sie ferner durch gründliches Studium der Geschichte und eine philosophische Auffassung des Rechts nichtigen Kriegsvorwänden und frivolen Rechtsanschauungen den Heiligenschein verletzten Nationalgefühls herunterreißen, vor allem der Wahrheit die Ehre geben.

Darin liegt auch die Bedeutung jedes großen, gerechten, durch Wissenschaft und Erfahrung erleuchteten Staatsmannes, ja jedes hervorragenden Menschen und Gelehrten, der in Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit auf sein Volk einzuwirken vermag, darin sehe ich auch die Wirkung des „Instituts für Völkerrecht", darin überhaupt den maßgebenden Einfluß unseres Völkerrechts an sich. Wir verkennen die Fortschritte desselben nicht und führen trotz der angeführten bedenklichen Symptome gern das Zeugnis Rivier's[1]) an, „daß im ganzen ein stetes, im letzten Vierteljahrhundert beschleunigtes Fortschreiten des Völkerrechts nicht zu leugnen ist." Das Völkerrecht wirkt um so tiefer, als es sich nicht aus fremden Rechtsbegriffen, sondern aus

[1]) a. a. O. S. 28. Bluntschli kündigt in seinem hohen Vertrauen auf die Menschheit an, „daß das Völkerrecht seiner Bestimmung und seinem Ende, dem humanen Weltrecht unaufhaltsam entgegenwächst."

dem Christentum und wahrer Humanität herausgebildet hat und sich bei allem Idealismus niemals von einer sentimentalen Philanthropie hat leiten lassen. Darum weist es auch für jetzt das Ideal des ewigen Friedens von sich und so muß auch die Humanität, wenn sie klar und bestimmt ihre Aufgabe ins Auge faßt, anerkennen, daß der Krieg die letzte Instanz in den höchsten Lebensfragen eines Volkes, daß der ewige Friede[1]) nur auf sittlichem Wege zu erreichen ist, nicht auf dem Wege der Kultur. Der Trost bleibt uns: Jeder gerechte Krieg kann zu einer Wiedergeburt der reinen Volksseele führen, die unter drückenden Verhältnissen verkümmert wäre; neue Kräfte wirkt er aus: Opfermut und freudige Hingabe des Lebens für Vaterland, angestammte Sitte und Religion auf der einen Seite, Menschenliebe und werkthätiges Handeln für die Gemeinschaft auf der andern.

Das haben auch wir erkannt, und ist es an uns, diese Wirkungen festzuhalten und womöglich zu vertiefen.

Unerwartet rasch und fast unvermittelt kam die Zeit, wo die im Kriege neu erwachten Kräfte der Humanität ihre Probe im Frieden bestehen und eine besondere Entwicklung erfahren sollten.

Kaum waren die Wunden, die der letzte Krieg geschlagen hatte, geheilt, die Zukunft der Invaliden, Witwen und Waisen durch die Gründung der „Kaiser Wilhelms-Stiftung für deutsche Invaliden" aus den Beiträgen der ganzen Nation gesichert, als die große Bewegung in Deutschland in den Vordergrund trat, die als „sociale Frage" alle Kreise, wenn auch in verschiedener Weise, berührte.

Ich lasse hier die politische und nationalökonomische Seite derselben ganz unberührt: die Humanität hat es nur mit der Not und dem Elend zu thun, das dieser Frage ihre allgemein menschliche Bedeutung giebt, zu thun mit der Verödung der Volksseele, die nicht nur in den äußeren Verhältnissen an sich, sondern mehr noch in der Art, wie dieselben aufgenommen und ertragen wurden, ihre Begründung fand.

Wohlberechtigt ist die Frage, warum gerade jetzt, nach dem erfolgreichen Kriege, die Not mit allen ihren Folgen so scharf hervortrat: die Lebens- und Erwerbsverhältnisse waren doch wesentlich dieselben wie vor dem Kriege: nicht erst jetzt waren die Nachteile der Maschinen und der fabrikmäßigen Produktion hervorgetreten, der Einschränkung selbständiger Arbeit und der Hausindustrie: nicht jetzt erst konzentrierte sich das Fabrikwesen auf einzelne große Distrikte und verursachte namentlich in den großen Städten eine Anhäufung von Arbeitern, die, losgelöst von allen höheren Bildungselementen und sich selbst überlassen, vielfach einer trostlosen Lebensauffassung anheimfielen.

Ich unterlasse es hier durchaus, Zustände zu erforschen, die so oft zum Gegenstand einer gründlichen Untersuchung gemacht worden sind, um

---

[1]) S. u. a. Fr. von Holtzendorff, „Die Idee des ewigen Völkerfriedens." Berlin, 1882.

diejenigen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, die für das Eingreifen der Humanität von Bedeutung waren.

Ja, es war nach dem Kriege in den gesamten Lebensverhältnissen eine gewaltige Änderung eingetreten. Abgesehen von dem unerwarteten und plötzlichen Aufschwung von Handel und Industrie machte sich ein jäher Rückgang des ganzen Volkes aus einer idealen, gemeinsamen, von ernstem Vertrauen und Hoffnung getragenen edlen Lebensauffassung während eines opfervollen Krieges in eine wesentlich materialistische Weltanschauung geltend: die höheren und mittleren Stände wurden in wahrhaft dämonischer Weise von einer Sucht nach Erwerb, Gewinn, raschem Emporkommen ergriffen, die den erhebenden, weltgeschichtlichen Eindruck des eben beendeten Krieges gar nicht zur vollen Auswirkung kommen ließ. Ein Volk, so oft und so lange erprobt im Unglück, zeigte sich im Glücke ohne Maß und ohne Würde.

Diesen Verhältnissen müssen wir Rechnung tragen, wenn wir die in den unteren Ständen plötzlich hervortretende Unruhe und Aufregung begreifen wollen. Nun traten mit einmal alle die Klagen, die Beschwerden, die Unzuträglichkeiten eines dürftigen Lebens mit Macht hervor, ja gegenüber dem Übermute, der Genußsucht und der Verschwendung der höheren und mittleren Stände erschien selbst besseren Naturen die frühere Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit nicht mehr berechtigt. Was früher noch leidlich ertragen war, wurde jetzt unleidlich und unerträglich. Hierzu kam, daß durch die Überhandnahme der Aktiengesellschaften die früher so wohlthätig wirkenden patriarchalischen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern aufhörten: Die liebevolle Fürsorge auf der einen, die Treue und Anhänglichkeit auf der andern Seite. Keine menschliche Beziehung: ein einfaches Kontraktverhältnis verband nun Arbeitgeber und Arbeiter.

Diese sittlichen Schäden der ersten Jahre nach dem Kriege sind kaum zu überwinden und wenn die Arbeiter auch, so lange Industrie und Handel immer neue Kräfte in Anspruch nahmen, sich immer höhere Löhne erzwangen, so gewöhnten sie sich auch an eine bessere Lebenshaltung, und als nach den Jahren einer zum Teil künstlich getriebenen Blüte ein Stillstand und Rückschritt in allen Erwerbsverhältnissen Platz griff, da zeigte sich das Elend in seiner wahren Gestalt und wurde in den unteren Ständen um so schwerer empfunden, als sie sich durch das Gesetz den höheren Ständen gleichberechtigt fühlten und in den letzten Jahren Ideen in sich aufgenommen hatten, die dieser Gleichberechtigung eine praktische Bethätigung in einer wenn auch fernen Zukunft in Aussicht stellten.

Doch darüber spreche ich hier nicht; nur der *Verkümmerung des Seelenlebens* in dem Arbeiterstande muß ich gedenken, um jene Zeit des herzlosen Egoismus, um die entsetzliche Gleichgültigkeit zu charakterisieren, der Staat, Kirche und die ganze Gemeinschaft verfallen waren gegenüber der Erhaltung der höchsten Güter der Menschheit in Sitte und Religion, in Gerechtigkeit und Liebe.

An der Gesamtschuld, die jene Zeit trifft, nimmt in vollem Maße auch die Humanität teil und hier zeigte es sich, daß nicht Bildungsideale, nicht die ungemessenen Fortschritte der Wissenschaft *das Wesen der Humanität* ausmachen, sondern sittliche Ideale: Liebe, Teilnahme,

Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit, Achtung der Menschenwürde und die innere Freiheit, die das durchzusetzen weiß, was Pflicht und Gewissen fordern. Ohne Sittlichkeit ist die Humanität matt und hinfällig und niemals wird sie als ein belebendes Kulturelement sich behaupten können, wenn sie nicht frei von jedem Eudämonismus das Pflichtgefühl auf der einen Seite, die Liebe auf der andern als die Kräfte anerkennt, die ihr Handeln bestimmen müssen.

Die Humanität muß im stande sein, die öffentliche Meinung auf das Gute und Wahre zu leiten, sie muß das Volksgewissen beeinflussen und der Sitte eine Stütze sein: Die Humanität muß über das Gesetz hinaus die Normen feststellen für das, was in der Gemeinschaft gültig und schicklich ist, sie muß ein Wächter sein der Ehre und des sittlichen Anstandes, den kein Gesetz beeinflussen kann.

Nur so wird die Humanität der Mittelpunkt sein, um den sich alle sittlichen Kräfte frei bewegen können, ein gemeinsames Vaterland aller unserer Bestrebungen zum Wohl der Menschheit. Ein solcher Mittelpunkt ist in unserer Zeit um so bedeutsamer, je mehr das Leben zerstreuende Elemente, je mehr die fortschreitende Bildung die verschiedenartigsten Richtungen des Verstandes und des Gemütes hervorbringt. *Nicht nach seiner Bildung, seinen Fähigkeiten und seinen besonderen religiösen Anschauungen beurteilt die Humanität den Gesamtwert eines Menschen, sondern nach der Reinheit seines Herzens und seiner Gesinnung und nach dem, was er nach Maßgabe seiner Kräfte für Menschenwohl* leistet. Wenn ich an dieser Stelle wieder auf den Kern der Humanität zurückgegangen bin, so ist das geschehen, um uns die gewaltige Verantwortung nahe zu legen, welche wir dem ganzen Volke gegenüber auf uns nehmen, wenn wir der Humanität eine leitende und führende Stelle in unserem Kulturleben einräumen, um die Frage aufzuwerfen, ob wir die uns vorgezeichneten Ideale erreichen können ohne Anerkennung des höchsten Ideals, der Religion. „Denn alle Ideale und alle Hingebung des Gemüts an das Ideale verkörpern sich im Volke in der Religion: sie allein ist es, die ihm die beständige Mahnung vor Augen hält, daß diese zeitliche Sinnenwelt nicht ein Letztes, sondern daß sie nur die Erscheinung eines Ewigen, Übersinnlichen, Idealen sei." Diese Worte Ed. von Hartmann's bekunden eine Wahrheit, welche immer wieder unser Gewissen wach ruft und zur Selbstprüfung auffordert. Kann die Humanität dem Volke die Religion ersetzen mit ihrer tröstenden, lebendigen Kraft, die Volksseele erretten aus ihrer durch Haß und Neid, durch Leidenschaften und Begierden, durch materialistische und pessimistische Tendenzen erzeugten Verarmung des Gemütes? Das ist die große Frage, die an jeden von uns herantritt, an der wir alle mit ganzer Seele arbeiten müssen.[1])

Armut und Elend haben zu unserer Zeit eine ganz andere und tiefere Bedeutung wie früher: wir sehen in denselben eine schwere, *sittliche Gefahr* und können ihr nicht mehr mit einer oberflächlichen Wohl-

[1]) S. Martensen: Christliche Ethik I. 62 ff. und Paulsen: System der Ethik. S. 322 ff.

thätigkeit gegenübertreten: wir müssen durchgreifende und namentlich vorbeugende Maßregeln ergreifen! Das erkannte sowohl die Humanität wie die Kirche, und in dieser war es zunächst die „Innere Mission der evangelischen Kirche“,[1]) welche, gestützt auf langjährige Erfahrung, auf eine Reihe wertvoller Anstalten und auf einen Stamm erprobter Helfer der Humanität, vielfach in allem Guten voranging, während sich diese erst ganz neuen Ansprüchen gegenüber organisieren mußte, um dann eine Fülle von Liebeswerken zu entwickeln, wie sie wohl noch keine Zeit gesehen hat.

Es handelte sich auch nicht nur um die hülfsbedürftige Arbeiterbevölkerung, sondern um alle, die, mit oder ohne eigne Schuld, der Not anheimgefallen waren. In der Arbeit an der leidenden Menschheit schärfte sich der Blick: sittliche Schäden, namentlich in den Wohnungsverhältnissen und in der Erziehung der Kinder, die man früher kaum beachtet hatte, traten an das Licht; immer weiter wurde der Gesichtskreis und damit auch die Pflicht, zu helfen.

Zunächst kommt hier als die wertvollste, unmittelbarste Hülfeleistung der persönliche Beistand in Betracht, den die Arbeitgeber und deren Frauen den notleidenden Arbeiterfamilien zu teil werden ließen, und zeigte es sich hier in den engsten Kreisen sehr bald, wie die wahre und wirksamste Wohlthätigkeit nicht in Almosengeben besteht, sondern darin, daß man die Hülfsbedürftigen planmäßig zur Selbsthülfe anleitet und ihnen die Mittel und die sittliche Kraft zu derselben leiht. Hier ist die Sorge für Arbeit, die richtig angewandte Gabe, das eigene Beispiel und das ermutigende Wort oft gleich viel wert. Die Anleitung zur Selbsthülfe erfordert ein hohes Maß von Besonnenheit und Selbsthingabe, und ist dieselbe für die gesamte Armenpflege als eine ideale Aufgabe allgemein anerkannt. Ohne ein liebevolles Eingehen in die Verhältnisse, Kräfte und die Fähigkeiten des Hülflosen ist hier nichts zu erreichen. Auf welche Weise Arbeitgeber und deren Familien diese Aufgabe in der mannigfachsten Form gelöst und ihren Wohlthaten den stets zu vermeidenden Charakter von Almosen genommen haben, davon geben ein schönes Zeugnis die Arbeiten des Geschäftsführers der Central-Stelle für Arbeiter-Wohlfahrt, des um die Geltendmachung persönlicher Hülfeleistung hochverdienten Professor Julius Post, „Musterstätten persönlicher Fürsorge der Arbeitgeber für ihre Arbeiter.“

Ich muß hierbei aus meiner Erfahrung heraus anerkennen, in wie hohem Maße oft weit über ihre Pflichten und über ihre Kräfte hinaus viele Arbeitgeber für ihre hilfsbedürftigen Arbeiter und deren Familien Sorge tragen, und nicht ohne Grund hebe ich deren Leistungen hervor gegenüber den vielfach kärglichen Almosen derjenigen Besitzenden, die die Armut und das Elend nicht aus eigener Anschauung kennen: es zeigt sich unter diesen, die oft keinen Begriff von Not haben, vielfach noch eine so kleinliche und engherzige Auffassung der menschlichen Verhältnisse, eine solche Unkenntnis und inhumane Würdigung menschlichen

---

[1]) S. „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche.“ Denkschrift von J. H. Wichern. Hamburg, 1849.

Elends, daß wir nicht ernſt genug auf dieſe Verkennung der Pflichten des Beſitzes hinweiſen können, umſomehr, wenn Üppigkeit und Genußſucht ſeine Begleiter ſind. Und doch würde das Wohlthun für ſo viele trotz äußeren Scheins friede- und freudloſe Menſchen eine Quelle inneren Glückes und wirklichen Lebensgenuſſes ſein können. Engherzigen Naturen ſollte man das ſchöne Wort von Matthias Claudius vorhalten: „Gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe durch eine beſondere That gezeigt zu haben.“ Die letzte Stunde des Lebens, das Sterbelager iſt für niemanden ſo troſtlos und öde, wie für den Habgierigen und Geizigen: ihm erleichtert kein Engel des Friedens, kein Gedanke an eine edle That den Abſchluß des Lebens. Das ſollte jeder bedenken in unſerer ſchweren Zeit.

Wer aber angeſichts der ſo häufig hervortretenden Roheit und Sittenloſigkeit der unteren Stände glaubt, ſich von denſelben abwenden zu dürfen, der ſollte doch die tieferen Urſachen des ſittlichen Elends, den die Kraft der Seele untergrabenden Einfluß der ewigen Notdurft, der Sorgen, des Kummers, der Hoffnungsloſigkeit des ganzen Daſeins zu erkennen ſuchen. Und die Entrüſtung würde ſich oft in Mitleid verwandeln: „Richte nicht!“ das iſt ein unwandelbarer Grundſatz der Humanität wie des Chriſtentums.

Ich ſage das, um die in immer breiteren Schichten des Volkes ſich ausbreitende Unſittlichkeit zu erklären und, ſoweit es zuläſſig iſt, zu entſchuldigen. Aufdecken muß die Humanität die Schäden unſerer Zeit, um helfen, um den Neid und den Haß, die Brutalität der Geſinnung, den Aberglauben an die unſinnigen Dogmen über einen Zukunftsſtaat ewigen Glückes und Friedens, um den thörichten Dünkel und das entſetzliche Mißtrauen ausrotten zu können, das ſelbſt die Saat der Menſchenliebe vergiftet. So geht es nicht weiter: Wenn ſich die unteren Stände der Liebe verſchließen, dann verkümmert auch die Humanität; denn Liebe verlangt Gegenliebe, ſonſt wird ſie ſtumpf und wirkungslos. —

Wenn wir das unmittelbare, perſönliche Wirken, das liebevolle Eingehen in die Verhältniſſe des Einzelnen als die wirkſamſte Form jeder Wohlthätigkeit erkennen mußten, wenn dieſe Form auch als allgemein zu erſtrebendes Ideal angeſehen werden muß, ſo iſt ſie doch nicht überall und nicht unter allen Umſtänden herbeizuführen: auch treten namentlich in großen Städten Forderungen an die Humanität heran, die nur durch gemeinſame Organiſationen zu bewältigen ſind. So erſchien ſehr bald das Vereinsweſen in dem Mittelpunkte der Wohlthätigkeit, und hier kamen der Humanität die Erfahrungen der Kriege zu Hülfe. In dem „Vaterländiſchen Frauenverein“ mit ſeinen Zweigvereinen in allen Teilen des Landes, — die Zahl derſelben beträgt über 900 — in den dieſem verwandten „Frauenvereinen vom roten Kreuz“ in allen deutſchen Staaten beſaß die Humanität ſchon eine Grundlage, die um ſo mehr bedeutete, als dieſe Vereine verpflichtet waren, allen Notſtänden des Lebens ihre Arbeit zuzuwenden. Bei dieſer Vereinsbildung blieb aber die Humanität durchaus nicht ſtehen. In fortſchreitender Entwicklung und mit immer mehr ſich ſteigernder Vertiefung in die Urſachen des Elendes und in die Mittel zur Abhülfe traten mehr und mehr beſondere Vereine gegen alle materiellen und ſittlichen Notſtände ins Leben, und wir können zur

Ehre der Humanität sagen: Es giebt keine Seite des menschlichen Elends, die nicht in irgend einer Vereinsbildung oder Anstalt ihre Vertretung gefunden hätte, und die höheren Stände sind mit allen Kräften bestrebt gewesen, nicht nur die Lebenshaltung der unteren Stände zu heben, sondern auch ihre Bildung und Sittlichkeit zu fördern.

Diese Schrift ist nicht dazu bestimmt, ein Bild dieser helfenden, rettenden, erhaltenden Liebe zu geben; das aber will ich zeigen, wie überall und auf den verschiedensten Wegen der Mensch dem Menschen näher trat in Hingebung und Vertrauen und in der rechten Auswirkung nicht nur des Mitleides, sondern besonnener und planmäßig geordneter Wohlthätigkeit. Denn nicht sowohl auf das flüchtige Mitleid kommt es an, als auf die innere Gesinnung und die dauernde Kraft sittlicher Motive. Wo diese wirksam sind, da ist kein Unterschied in der Bedeutung der Leistungen: ob ein Verein Suppen für arme Wöchnerinnen verteilt oder eine Kinderbewahranstalt leitet, ob er Obdachlosen ein Asyl öffnet oder die Bildung des Volkes zu fördern sucht: „es giebt überall Arme" und die gewaltige Predigt des Evangeliums gilt für jedermann und für alle Zeit: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket, ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich beherbergt, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht, ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen."

Möge hier jeder nach seiner Kraft und seinen Neigungen sich bewähren, wo es möglich ist, mit seiner Persönlichkeit eintreten, nicht nur mit seinen Mitteln. Persönlich Liebe zu üben, ist die höchste Leistung, und das kann im engsten Kreise jeder, wenn er auch durch seine Lebensaufgaben, durch besondere Pflichten gegen seine Familie und nächste Angehörige verhindert ist, an Vereinsaufgaben sich selbstthätig zu beteiligen. Wie viele Menschen können gerettet werden, wenn ihnen in ihrer Not Teilnahme gezeigt wird, wenn sich ihnen zur rechten Zeit eine freundliche Hand bietet, die die Verbitterung und den Haß verscheucht und einen Lichtschein in das verdüsterte Herz wirft.

Das ist die größte Gefahr für die immer mehr sich ausdehnende Vereinsbildung, daß die Hülfeleistung, wie so viele Verhältnisse unseres jetzigen Lebens, einer mechanischen Auffassung und Auswirkung verfällt, daß die lebendige Kraft der unvermittelten Liebesleistung zu sehr in den Hintergrund tritt. Nach dieser Richtung hin muß sich jeder Wohlthätigkeitsverein prüfen und immer von neuem durch Verkehr mit den Leidenden und durch fortschreitende Vertiefung für seine Leistungen frische Impulse des Wirkens und Handelns zu gewinnen suchen. Glänzende Beispiele eines sich in sittlicher Arbeit stets verjüngenden Vereinslebens könnte ich hier anführen, aber leider ebenso viele Beweise dafür, wie eine in Begeisterung aufgenommene und durch eine thatkräftige Vereinsbildung unterstützte Idee langsam verblaßte und schließlich verkümmerte.

Die mannigfachen organisatorischen Fragen und Vorschläge, die sich an die Auswirkung der Humanität in der Not des Lebens knüpfen, über-

gehe ich hier: ich habe mich mit denselben in einer besonderen Arbeit[1]) beschäftigt; auch sind die Unzuträglichkeiten, die mit der ungemessenen Ausdehnung des Vereinswesens verbunden sind, wiederholt Gegenstand ernster Erörterungen gewesen, die aber an der dankbaren Anerkennung der Wohlthätigkeit unserer Zeit nichts ändern. Wer nur die Berichte und Verhandlungen des „deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit," des „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" liest, der wird erstaunt sein über die Umsicht, die Erkenntnis und Besonnenheit, mit der im allgemeinen die Wohlthätigkeit unserer Zeit in das Leben der hülfsbedürftigen Menschheit rettend und erhaltend eingegriffen hat und immer noch neue Wege sucht.

Dennoch konnten die wenn auch noch so hohen Leistungen der Humanität den notleidenden Klassen keine Sicherheit der Dauer und der gleichmäßigen Wirkung gewähren, auch mußte ja vieles, was in dieser Weise, wenn auch im edelsten Sinne, geschah, für den besseren Teil des Arbeiterstandes einen das Selbstbewußtsein beeinträchtigenden Charakter erhalten, und so wurde das Eingreifen des Staates in die allgemeine Not eine gewaltige humane und sittliche That.

Mit der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 stellte sich die staatliche Humanität der privaten Fürsorge zur Seite und führte die social-ethischen Gedanken des Christentums in die Gesetzgebung ein. Der Staat bekannte sich offen zu dem Grundsatze, daß es nicht nur eine Pflicht der Humanität und des Christentums, sondern auch Aufgabe einer staatserhaltenden Politik sei, in den besitzlosen Klassen die Anschauung zu pflegen, daß der Staat nicht nur eine notwendige, sondern auch eine wohlthätige Einrichtung sei.

Es handelte sich hierbei nicht um ein ganz neues Princip, sondern um eine Weiterentwicklung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staats-Idee, nach welcher der Staat nicht nur zur Sicherstellung seiner selbst und der Rechte seiner Bürger verpflichtet ist, sondern es ihm obliegt, das Wohlergehen aller seiner Mitglieder, namentlich der schwachen und hülfsbedürftigen Elemente zu fördern.

Welche Fortschritte hiermit die Idee vom Staate machte, wird uns erst klar, wenn wir bedenken, wie noch Ende des vorigen Jahrhunderts einer der edelsten Vertreter der Humanität, Wilh. von Humboldt[2]) über die Aufgabe des Staates dachte und schrieb: „Der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig ist; zu keinem anderen Endzwecke beschränke er ihre Freiheit." Zu einer solchen Auffassung gehörte freilich der volle Optimismus der Humanität des vorigen Jahrhunderts, wie er sich allerdings nur in den Kreisen der Besitzenden geltend machen konnte. „Der Mensch," schreibt von Humboldt weiter, „ist an sich mehr zu wohl-

---

[1]) „Kirche und Humanität im Kampfe gegen die leibliche und sittliche Not der Gegenwart." Berlin, 1891 bei W. Hertz.

[2]) „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen." Leipzig, Reklam. S. 53. 113.

thätigen, als zu eigennützigen Handlungen geneigt. Die häuslichen Tugenden haben so etwas Freundliches, die öffentlichen des Bürgers so etwas Großes und Hinreißendes, daß auch der bloß unverdorbene Mensch ihrem Reiz selten widersteht." Es ist gewiß lehrreich, den Unterschied in der Auffassung unserer Tage von der vor genau 100 Jahren an einem solchen Beispiele zu erkennen.

Daß und wie der Staat schon früher gezwungen war, seine Wirksamkeit nicht nur in der Rechtspflege und in der allgemeinen Verwaltung auszudehnen, sondern in die innersten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens einzugreifen, das beweist am besten die gesetzliche Regelung des Armenwesens, welche auf der zwingenden Auffassung beruhte, daß der leibliche Untergang eines Menschen aus Mangel an Unterhaltungsmitteln im öffentlichen Interesse nicht geduldet werden dürfe.

Unser ganzes Armenrecht ist im wesentlichen ein Akt staatlicher Humanität oder praktischen Christentums und muß im ganzen, wie in den einzelnen Bestimmungen als ein gewaltiger und ehrenvoller Fortschritt der Entwicklung der Staatsidee in unserm Jahrhundert angesehen werden.

Wenn neben der staatlichen Armenpflege weder die humane, noch die kirchliche Ergänzung derselben bis jetzt in größerem Umfange wesentliche Erfolge aufzuweisen hat, so liegt das daran, daß die staatliche Armenpflege, wie Uhlhorn[1]) klar und richtig bemerkt, nicht nur eine polizeiliche, sondern „eine vom Geiste christlicher Liebe durchdrungene wirkliche Fürsorge für die Armen sein will, daß sie auch die vorbeugende Armenpflege in sich begreift, zu individualisieren, ja erzieherisch auf die Armen einzuwirken versucht." Die Hoffnung, die Uhlhorn ausspricht, daß wir nicht eine doppelte Armenpflege haben werden, eine staatliche und daneben eine selbständige freiwillige, sondern „eine gemeinsame Arbeit der staatlichen, kirchlichen und freiwilligen Armenpflege in einem Geiste, ein Ziel verfolgend, miteinander die Armut und all' das sittliche Elend bekämpfend," diese Hoffnung teilt auch die Humanität, und sollte diese, wie auch die Kirche, der großen Idee, die der Staat in sich aufgenommen hat und durch das Armenrecht verwirklichen will, in weit höherem Maße, wie bisher, Kräfte und Mittel leihen. Dann würde auf der einen Seite das Armenrecht seine unvermeidlichen Härten in der büreaukratischen und häufig schablonenmäßigen Ausführung der Gesetzesbestimmungen verlieren, auf der andern Seite könnten die Quellen der Armut besser erforscht, die noch vorhandenen Kräfte erhalten und zur Selbsthülfe verwertet werden. Dann würden die übermäßig anwachsenden Sonderbestrebungen der Humanität einen festen Grund und Mittelpunkt gewinnen, dann erst würden wir in den Stand gesetzt, anstatt der vielen Anstalten zur Pflege, zur körperlichen und sittlichen Erhaltung der Jugend den ursprünglichen Boden allen Elends wie allen Glücks, das Familienleben der unteren Stände wieder anzubauen und in und durch die Familie unsere Arbeit an den Kindern in der einzig natürlichen und segensreichen Form anzugreifen und zu vollenden.

---

[1]) „Die christliche Liebesthätigkeit seit der Reformation." Stuttgart, 1890. Seite 479.

Indessen: diese wahrhaft humane und evangelische Auffassung des Armenrechtes durch Uhlhorn, die ganz im Gegensatze zur katholischen Auffassung steht, ist bis jetzt noch ein Ideal, welches nur bei einer zielbewußten Durchführung des „Elberfelder Systems", d. h. bei einer ernsten, opferbereiten, persönlichen Teilnahme einer großen Anzahl von Armenpflegern, bei der Beschränkung des Geschäftskreises eines Pflegers auf die Sorge für eine möglichst kleine Zahl armer Familien in die Wirklichkeit eintreten kann: es sind überdies in der Armenpflege so viele besondere Verhältnisse zu berücksichtigen, es kommen hier so viele ethische und psychologische Motive in Betracht, daß ich eine sorgfältig in die öffentliche Armenpflege eingeordnete, kirchliche[1]) und humane[2]) Armenpflege für ebenso unbedenklich wie segensreich halte. Jeder Mann, jede Frau von Herz und Gemüt kann und wird hier ihre Stelle finden, wo sie wirken kann in Liebe und Gerechtigkeit.

Das Armenrecht war es nicht allein, welches von der humanen und erziehenden Wirkung des Staates Zeugnis ablegte: eine ganze Reihe besonderer Verordnungen, namentlich das Gewerbegesetz vom Jahre 1869, das in neuester Zeit noch Verschärfungen erfahren hat, verhinderte den Mißbrauch der Kinder- und Frauenarbeit in den Fabriken; weitere, wenn auch in der Ausführung erschwerte Fortschritte der humanen Fürsorge bezeichnete das Gesetz über die Hülfskassen vom 1. April 1876, und nun traten mit einem Male die großen, zum Teil unter schweren Kämpfen mit dem Reichstage errungenen Gesetze ins Leben: Das Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883, das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 und das Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung vom 22. Juni 1889.

Die gewaltige Wirkung dieser Gesetze ist noch gar nicht zu ergründen: noch haftet ihnen eine gewisse büreaukratische Schwerfälligkeit in der Ausführung an, die erst mit der Zeit überwunden werden muß, damit dieselben ihre volle humane und sittliche Wirkung entfalten können, damit die wahrhaft landesväterlichen Worte unseres hochseligen Kaisers in vollem Maße in Erfüllung gehen: „Wir würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hülfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen."

Auf Einzelheiten der humanen Gesetze komme ich später zurück: daß dieselben bis jetzt noch nicht die zu erwartende sittliche Wirkung auf den Arbeiterstand ausgeübt haben, daß die Arbeiter sich nicht durch die wahrhaft großartige Fürsorge des Staates in ihrem Vertrauen und in der Hoffnung auf eine immer mehr sich entwickelnde bessere Lebenshaltung gehoben fühlen, das liegt an der verderblichen Lebensanschauung großer Kreise, an der sittlichen und auch intellektuellen Erstarrung, in der dieselben künstlich erhalten werden.

---

[1]) S. über diese Frage noch: Uhlhorn, „Die kirchliche Armenpflege in ihrer Bedeutung für die Gegenwart." Göttingen, 1892.

[2]) S. Brinkmann, a. a. O. S. 31 ff. S. 51.

Ich kann diesen Abschnitt, der die Bedeutung des Staates als Trägers der Humanität und der christlichen Grundgedanken in ein helles Licht stellt, nicht verlassen, ohne an die großen sittlichen und humanen Aufgaben zu erinnern, die der Staat als erste und grundlegende Rechtsordnung nach allen Richtungen hin zu erfüllen hat. Der Staat ist die umfassendste Vereinigung der Menschheit zu sittlichen Zwecken. Die höhere Stufe, wenn bis jetzt auch noch nicht in Wirklichkeit, so doch in der Idee, stellt die Humanität dar. Im Staatsleben müssen sich erst die social-ethischen Gedanken durcharbeiten und in der Staatsordnung eine feste Verbindung mit dem Rechte eingehen: erst dann ist die Auswirkung der Humanität gesichert; eher nicht. Die Kultur, der Verkehr, die Fortschritte der Wissenschaften wie der Technik, die Bildung, die Kunst: alle diese Errungenschaften menschlichen Geistes führen uns allein nicht zur wahren Humanität: erst die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit und das volle Verständnis der Pflichten des einzelnen gegenüber der Gesamtheit, ein Verständnis, für das die Rechtsordnung des Staates die Norm abgeben soll und muß, kann die Entwicklung der Menschheit zum Humanitäts-Ideal vorbereiten. Das Streben nach demselben ist das menschlich Höchste: es ist der Kampf mit der Selbstsucht und den Begierden, und das gewaltige Wort unseres großen Dichters: „ein Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein," gilt auch für die ganze Menschheit. Denn die Humanität soll nicht die Welt mit ihren Schwächen ergreifen, sondern sie soll die Welt überwinden durch den sittlichen Willen, und darum bleibt sie, vom menschlichen Standpunkte aus betrachtet, das höchste Ideal, und die Tiefe, mit der die Menschheit dieses Ideal erfaßt, ist der Maßstab für ihre Vollendung und ihr innerstes Wesen.

Hier liegt die Bedeutung der Humanität als edelsten Ausdrucks einer Weltanschauung und erst, wenn wir zu dieser Höhe des Begriffs durchgedrungen sind, verstehen wir die Auffassung eines Herder, dem Religion nichts anderes war, als die höchste Humanität, „die Blüte der geistig-sittlichen Bestimmung" des Menschen. Die Humanität erschien ihm als die ideologische Vorstellung eines Zustandes erhöhter Geistigkeit und Sittlichkeit. So ließ dieser hohe Geist das Christliche im rein Menschlichen aufgehen; die Geschichte war ihm nichts anderes als der Entwicklungsprozeß der menschlichen Natur, ihr Ziel die Humanität und Religion unser innerstes Bewußtsein von dem, was wir als Menschen sein sollen und zu thun haben, die tiefernste Anschauung von unserer sittlichen Bestimmung im Weltganzen. —

Nicht ohne Grund bin ich hier nochmals auf Herder zurückgegangen: Tiefer wie er ist noch kein Mensch auf die endlichen Erscheinungen der Humanität wie des Christentums eingegangen: Liebe zur Menschheit durchdrang sein ganzes Wesen: in Liebe vereinigte sich bei ihm Humanität und Christentum, Liebe war ihm die herrlichste Offenbarung des göttlichen Geistes. Mir will scheinen, daß die Gedanken Herder's noch lange nicht ausgewirkt sind und einer Zeit harren, die nicht nur Lehrmeinungen auf der einen, Thatsachen auf der andern Seite kennt, sondern die auch Ideen Raum giebt.

Ich habe die Bedeutung und das Wesen der Humanität zu erläutern versucht, ohne die Bethätigung derselben an den unendlich mannigfachen Lebensformen in Krieg und Frieden, in Not und Elend, in Staat und Kirche, in Schule und Haus, in Ehe und Familie, in Umgang und Verkehr, in Recht und Sitte im einzelnen zu verfolgen; große Fragen, der Kampf gegen die Trunksucht und die Unsittlichkeit, die Frauenfrage, die Fürsorge für die Waisen, Verwahrlosten, für die entlassenen Strafgefangenen, der Tierschutz, die Sklaverei sind unbesprochen geblieben.

Ich führe dies an, um zu beweisen, wie weit eine eingehende Betrachtung der Humanität unserer Zeit auf allen Lebensgebieten sich ausdehnen, wie sie im Grunde eine Kulturgeschichte werden müßte.

Für mich kommen in der vorliegenden Arbeit alle diese besonderen Aufgaben nicht in Betracht: nur an einem großen Beispiele, welches die Humanität und namentlich deren Bethätigung in den letzten 35 Jahren in der reinsten und schönsten Form zeigt, an der Krankenpflege möchte ich den Nachweis führen, wie die in den früheren Abschnitten erkannten humanen Kräfte sich im Leben ausgewirkt haben.

Wenn wir den Zustand der Krankenhäuser im Beginn der von mir geschilderten Humanitätsperiode ins Auge fassen und mit den Verhältnissen derselben zur Jetztzeit vergleichen, so macht sich ein gewaltiger Fortschritt, ja eine vollständige Reform bemerkbar. Diese auffallende Umwandlung läßt sich nicht allein durch die schon Mitte der fünfziger Jahre in ihren Grundlagen feststehende, auf der naturwissenschaftlichen Methode beruhende Erkenntnis der Natur und des Wesens der Krankheiten erklären, nicht allein durch die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege in Ergründung der in den menschlichen Zuständen und Lebensverhältnissen, in Boden, Luft und Wasser, in der Arbeit und der Lebensweise liegenden Schädlichkeiten, nicht allein durch die Entdeckung der Krankheit erregenden Mikroorganismen, auch nicht durch die bessere Würdigung der zur Heilung erforderlichen äußeren Lebensbedingungen: es mußten hier noch andere, aus der geschichtlichen Entwicklung und aus völlig veränderten Anschauungen des Volkes hervorgegangene Erscheinungen mitgewirkt haben, um die Krankenpflege zu einem bevorzugten und besonders gesegneten Felde der Humanität zu erheben.

Rein äußerlich betrachtet hat die Krankenpflege ja einen neuen, völlig veränderten Rahmen, eine Form erhalten, die geeignet ist, der Neugestaltung des Wesens und der inneren Kraft der Heilkunde entsprechend Raum, Luft und Licht zu gewähren.

Wenn wir weiter bedenken, daß bis Mitte der fünfziger Jahre nur vier Diakonissen-Mutterhäuser bestanden, in denen Pflegerinnen ausgebildet wurden, daß auch die Ausbreitung der katholischen Ordensniederlassungen mit ihren barmherzigen Schwestern noch eine beschränkte war, daß außer diesen kirchlichen Organisationen eine weitere Beteiligung besserer Kreise an der Krankenpflege völlig fehlte, daß diese nur eine Lohnfrage der unteren Stände bildete, und wenn wir heute sehen, wie in etwa 60 Diakonissenhäusern in Deutschland über 9000 Schwestern ausgebildet werden, wie die Zahl der barmherzigen Schwestern in noch höherem Grade gestiegen ist, wenn wir sehen, wie ganz neue Anstalten zur Ausbildung von Kranken-

pflegerinnen gewonnen sind, die in ebenbürtiger Weise den älteren konfessionellen Institutionen nacheifern, so müssen wir doch wohl nach den Quellen fragen, die in so kurzer Zeit der Krankenpflege so außerordentlich reiche materielle und individuelle Kräfte zugeführt haben.

Zunächst waren es die Kriege unseres Zeitalters, die eine deutliche Wirkung auf die Krankenpflege ausübten, die dem Volke den Wert und die Bedeutung derselben nahe legten. Die Kriege schrieben mit gewaltigen Zügen die Folgen der Nachlässigkeit der Armeeverwaltungen, der Gleichgültigkeit der Völker für ihre im Felde stehenden Krieger in die Blätter der Geschichte ein. Der Krimkrieg, der französisch-östreichische Krieg geben einen Beweis hierfür, während der Krieg 1866 und der deutsch-französische Krieg zeigten, wie die planmäßige Arbeit des staatlichen Sanitätswesens und die Hülfsbereitschaft eines ganzen Volkes unter den ungünstigsten Umständen, dort bei der Cholera in Mähren, hier bei der Belagerung der großen Festungen in Frankreich imstande waren, die Seuchen auf das möglichst geringste Maß zu beschränken.

Noch nie sind große Kriege geführt worden, in denen ein so geringer Verlust an Menschenleben durch Krankheiten erzielt wurde, wie in den letztgenannten großen Kriegen: ein Ruhm für die deutsche Armee-, besonders für die Militär-Medizinalverwaltung.

Dieses große Beispiel der Bedeutung einer mit Umsicht, Beharrlichkeit, Disciplin und Opferwilligkeit aller Kräfte unter den schwierigsten Umständen durchgeführten Gesundheitspflege mußte auf unsere Friedenszustände von der größten Wirkung sein, und diese war auch so mächtig, daß es fortan gewissermaßen als eine öffentliche Schuld der Regierungen empfunden wurde, wenn Epidemien in größeren Kreisen um sich greifen und nicht rechtzeitig unterdrückt werden konnten. Schon bei der Typhus-Epidemie in Ostpreußen im Jahre 1868 zeigte es sich, wie bei der raschen und entschiedenen Hülfeleistung der Krieg als Schule gedient hatte, wie hier alle Vertreter planmäßiger Hülfsbereitschaft ihre im Kriege erworbenen Erfahrungen für einen Notstand des Friedens nutzbar machten. Ein ganz anderer Geist der Verantwortlichkeit für Leben und Gesundheit aller Bürger war in die Regierungen und in das Volk eingedrungen. Zustände, wie sie noch im Jahre 1848 die Typhusepidemie in Oberschlesien gezeigt hatte, waren in Deutschland nicht mehr möglich.

Wie aber in neuster Zeit, bei der ungemein gesteigerten Kenntnis der Ursachen der Seuchen, die Entwicklung und Ausbreitung der Krankheitskeime seitens der Staatsbehörde in edlem Wetteifer mit den Gemeinden bekämpft wird, wie die Krankheitsherde auf ihren Ursprung beschränkt werden, das haben wir noch in den letzten Jahren beim Auftreten der Cholera mit Freuden erkannt und bewundert.

Der Geist, der durch die Kriege geweckt war, das Bewußtsein der solidarischen Gemeinschaft gegenüber großen Gefahren und Leiden macht sich nicht nur im engeren Kreise des Vaterlandes, sondern auch im internationalen Verkehr geltend, und verdienen die auf die Ergründung und sofortige Beschränkung von Epidemien gerichteten internationalen Konferenzen zu Dresden und Paris besonders hervorgehoben zu werden als hoffnungsvolle Anfänge einer internationalen Seuchenordnung, als eine

Ergänzung und Ausdehnung der internationalen Humanität auf die Leiden des Friedens, die oft tiefer in das Glück der Völker einschneiden, wie der Krieg.

Eine weitere Frucht der im Kriege geübten Humanität war der völlige Umschwung unsers Krankenhauswesens. Die Kriege hatten unwidersprechlich bewiesen, daß neue, stark ventilierte Holzbauten, selbst wenn sie sonst mangelhaft ausgerüstet sind, die besten Unterkunftsräume für Kranke und besonders für Verwundete abgeben; namentlich hatte der fast fünfjährige amerikanische Krieg mit seinen großen Barackenlagern ein Vorbild gegeben für die Entwicklung des Baracken- und Pavillon-Systems im Frieden. Wenn hier auch unter veränderten Verhältnissen und anderen Bedingungen die verschiedensten Modifikationen des Grundprinzips Platz griffen: dieses selbst kam zur vollen Anerkennung. Die Krankenräume wurden auf eine Reihe kleinerer, gut ventilierter Gebäude (Baracken oder Pavillons) verteilt und so der Luftverderbnis und der Anhäufung von Kranken vorgebeugt.

Was uns hier der Krieg gelehrt hat, das haben nach dem rühmlichen Vorgang von Berlin bald Hunderte von Städten in der Anlage von Kranken- und Gebär-Häusern, von Kinderhospitälern und Heilstätten befolgt zum Segen der Leidenden.

Als eine besonders durchgreifende Lehre prägten uns die Kriege die Pflicht ein, in viel höherem Grade für tüchtige Krankenpflegerinnen Sorge zu tragen, wie bisher. Im Kriege hatte man im großen Maßstabe erst erkannt, was eine pflichttreue und intelligente Pflegerin wert ist, nicht nur für die eigentliche Pflege, sondern auch für den Geist der Ordnung und des Friedens in den Lazaretten. Schon Miß Nightingale hatte im Krimkriege ein Beispiel für die hohe allgemeine Bedeutung einer solchen Krankenpflege gegeben und sind ihre Verdienste um den Lazarettdienst im großen wie im kleinen, in der Sorge für Reinlichkeit, gute Ernährung und reine Luft nicht hoch genug anzuerkennen.

Für die großen Anforderungen des Krieges war der Bestand der kirchlichen Krankenpflegerinnen,[1]) die im Kriege 1866 fast allein in Betracht kamen, zu gering; es war aber eine wahre Wohlthat, daß überhaupt schon Organisationen bestanden, die die Krankenpflege von einem höheren Gesichtspunkte aus auffaßten, daß es Pflegerinnen gab, die sich durch ihre ursprüngliche Opferfreudigkeit die Liebe und Anerkennung der Armee wie des ganzen Volkes erwarben. Es war daher natürlich, daß man schon nach dem Kriege 1866 die Bestrebungen dieser kirchlichen Krankenpflege, der Diakonissen-Mutterhäuser und der katholischen Orden allseitig zu unterstützen und zu stärken suchte.

Indessen erhoben sich doch gegen eine einseitige Förderung der kirchlichen Krankenpflege erhebliche Bedenken. Die kirchlichen Genossenschaften sind zunächst, auch bei der größtmöglichen Vermehrung ihrer Mittel, nicht in der Lage, allein dem Bedarf an Pflegekräften zu genügen, ohne Elemente in sich aufnehmen zu müssen, die für ihre traditionellen, wohl-

---

[1]) Auf die Organisation der kirchlichen Krankenpflege, der Diakonissen und Diakonen, der barmherzigen Schwestern und Brüder kann ich hier nicht eingehen. Meine Schrift „Kirche und Humanität", S. 51 ff., enthält genauere Angaben.

begründeten Formen und Anforderungen in religiöser Beziehung nicht geeignet sind, die das Wesen der ganzen Institution, sei es durch inneren Widerspruch, sei es durch Heuchelei, schwer schädigen würden. Sodann giebt es in allen Ständen Frauen und Jungfrauen, die sich ihrer ganzen Gemütsart nach vollkommen zur Krankenpflege eignen, die es aber nicht vermögen, der Verbindung mit der Welt völlig zu entsagen, sich von den Beziehungen zur Heimat, zu Eltern und Geschwistern und allem, was ihnen teuer ist, loszusagen, die bei aller Frömmigkeit sich doch dem Zwang eines religiösen Dogmas nicht unterwerfen können, ohne ihr Gewissen zu belasten.

Sind wir nun imstande, Einrichtungen zu schaffen, die, gestützt auf die tiefe, sittliche Entwicklung des Frauengemütes, denjenigen Frauen und Jungfrauen, die ihre Menschenliebe bethätigen wollen, die Möglichkeit gewähren, ohne Ordens- und Konfessionszwang Krankenpflege zu lernen und auszuüben, so erfüllen wir eine Aufgabe, die nach zwei Richtungen hin von großer Bedeutung ist: wir bieten vielen Frauen einen Beruf, der sie aus einem unthätigen, freudelosen Dasein befreit zu einer Herz und Gemüt erhebenden Arbeit, und dann gewinnen wir für die Krankenpflege Kräfte, die derselben sonst völlig verloren gehen würden, Kräfte, die ohne jeden Zwang durch den Geist der Barmherzigkeit und Liebe zu einer sittlichen Gemeinschaft erhoben werden, welche entweder von vornherein auf einer religiösen Grundlage beruht — oder eine solche im Kampfe des Lebens gewinnt.

Hierzu kommt, daß die Krankenpflege in ihrem äußeren Bestande, d. h. in ihren Krankenhäusern, wesentlich einen einfach-bürgerlichen Charakter angenommen hat, daß sie Sache der bürgerlichen Gemeinschaft ist. Das allgemeine Krankenhaus ist die Norm, die konfessionellen Anstalten treten dagegen zurück. Demnach muß doch auch in diesen bürgerlichen Krankenhäusern, wie in den Staatsanstalten, Kliniken u. s. w., die Krankenpflege eine interkonfessionelle sein, umsomehr, wenn bei einer gemischten Bevölkerung eine konfessionelle Richtung der Pflegerin zu Bedenken Anlaß giebt.[1])

Diesen Verhältnissen entsprechend haben die Frauenvereine unter dem Roten Kreuz schon vom Jahre 1867 an selbständige Anstalten als Mutterhäuser für die Ausbildung von Schwestern gegründet und sich, wenn auch langsam und unter Überwindung innerer und äußerer Hemmnisse, zu tüchtigen Organisationen durchgearbeitet, denen sich eine ganze Reihe von freien Schwesterschaften wesentlich auf derselben Grundlage, zum Teil in Anschluß an bestehende Krankenhäuser, angereiht haben.

---

[1]) Eine besondere Stellung nehmen die zahlreichen Krankenhäuser des Johanniterordens ein. Dieser Orden, seit dem Jahre 1852 neu organisiert, hat sich in Krieg und Frieden, bei Notständen und Epidemien einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Krankenpflege unserer Zeit gesichert und ist der evangelischen Diakonie stets eine Stütze gewesen. Durch die regelmäßige Ausbildung von freiwilligen Hülfsschwestern in den Diakonissenhäusern hat er für die Ausdehnung der Kenntnisse des Krankendienstes in weiteren Kreisen ein Vorbild gegeben. In ähnlicher Weise wirken die Malteserritter in Schlesien und am Rhein, die Georgsritter in Bayern.

Die Bedeutung der Krankenpflege auf dem Boden der Humanität ist noch nicht in dem Maße durchgedrungen, wie wir vor 25 Jahren hofften: noch jetzt stehen wir mitten in der Arbeit und in der Entwicklung. Überstürzen und erzwingen läßt sich in einer alle sittlichen Kräfte bewegenden Frage nichts: Stellen wir nicht hohe Anforderungen an die geistige und sittliche Gediegenheit der Pflegerinnen, bedenken wir nicht, daß die Ausbildung der Schwestern nicht die Hauptsache ist, sondern ihre Behütung und Erhaltung in einem festen Verbande, der ihnen Schutz und Halt für das ganze Leben gewährt, so müssen wir fürchten, wieder in das alte Elend der Lohnpflegerinnen vergangener Zeiten zu verfallen, das wir kaum überwunden haben.

Daß die verschiedenen Organisationen der kirchlichen und humanen Krankenpflege außerordentlich günstig aufeinander eingewirkt haben, ist zweifellos: was den freien Schwesterschaften an innerer Kraft in der Organisation abgeht, wußten sie durch eine gesteigerte technische Ausbildung und durch die Entfaltung freier und selbständiger Persönlichkeiten zu ersetzen und gaben sie hierdurch den kirchlichen Genossenschaften ein Beispiel und eine Anregung, die in der Folge bei der völligen Umwandlung der Kranken- und Verwundetenpflege von der größten Bedeutung wurde. Auf der andern Seite können und müssen die freien Schwesterschaften in Bezug auf Organisation und Selbstentsagung von den kirchlichen Genossenschaften dauernd lernen, um den Wert und die Kraft der Disciplin und des Gehorsams in der Krankenpflege, namentlich in schweren Zeiten, im Kriege und bei Epidemien voll und ganz zu würdigen.

Es widersteht mir durchaus, in eine vergleichende Betrachtung der verschiedenen Schwesterschaften einzutreten: Mögen sie alle in dem Geiste wirken, aus dem sie geboren sind, mögen sie alle der Krankenpflege das natürliche, anmutige und gewinnende Gepräge erhalten und in ihrem ganzen Walten und Wirken beweisen, daß es wenigstens in der Liebe keinen Unterschied giebt und daß die Barmherzigkeit ein Vorzug ist, dem alle Sonderinteressen weichen müssen.[1])

Kaum waren die nach dem letzten Kriege und schon vorher als notwendig erkannten Umgestaltungen des Hospitalwesens in Angriff genommen, kaum hatte man in vielen Städten mit dem Bau neuer Krankenanstalten begonnen, als die innere Zweckmäßigkeit dieser Reformen durch die von England aus rasch zu uns gedrungene und lebhaft aufgenommene Entdeckung der antiseptischen Wundbehandlung in ein glänzendes Licht gesetzt wurde. Reine Luft, Abhaltung aller Fäulniskeime von den Wunden, das war das Prinzip der Methode von Lister, das war die Erfüllung einer Idee, die, wie es so oft geschieht, lange Zeit zurückgedrängt, ja, fast zurückgewiesen war, die nun aber fruchtbaren Boden fand

---

[1]) S. hierüber Ehlers, „Humanität und Innere Mission". Frankfurt, 1892, und von demselben Verfasser: „Die Arbeit unter dem Roten Kreuz." Berlin, 1893. Ferner das „Lehrbuch für Krankenpflegerinnen" von Dr. Göring, in dem die Stellung und Pflichten der Berufspflegerinnen eine klare Darstellung finden.

und durch ihre erstaunlichen Erfolge der Krankenpflege einen neuen, bis jetzt nie erreichten Aufschwung sicherte. Nun wurden aller Orten neue Krankenhäuser nach neuem System gebaut, alte umgebaut oder durch Baracken ergänzt; vor und nach erhielten fast sämtliche Kliniken aller Universitäten Musteranstalten: alle Sparsamkeit früherer Jahre wurde beiseite gesetzt; auch kleine Städte blieben nicht zurück, selbst für ländliche Gegenden wurden Pflegeanstalten eingerichtet. Das ganze Volk, namentlich die nach dem Kriege gestärkten Gemeinwesen, nahm an diesen Arbeiten teil; man erkannte sehr bald, daß diese Methode der Wundbehandlung nur in gut ventilierten Räumen bei der größten Reinlichkeit und Sorgfalt ihren vollen Segen entfalten, daß dieselbe nur unter der Disciplin einer geordneten Krankenhauspflege sich bewähren könne, und so wurde mit einem Schlage die alte, eingewurzelte Scheu vor den Krankenhäusern überwunden.

Die hohe Bedeutung des inneren Krankendienstes, die Notwendigkeit einer besonders sorgfältigen, auch technischen Ausbildung intelligenter Pflegerinnen trat nun auf das schärfste hervor: Die Verantwortung der Schwestern wurde auf das äußerste gesteigert: die Pflegerin wurde in die Verwundetenbehandlung hineingezogen: von nun an entschied Mangel an Reinlichkeit, Umsicht, die Verabsäumung der unendlich vielen und scheinbar kleinen, in Wirklichkeit großen Vorschriften in Verarbeitung und Aufbewahrung der Verbandstoffe u. dgl. über Erfolg oder Mißerfolg des ganzen Kurverfahrens, ja oft genug über Leben und Tod der Anvertrauten.

Daß die Schwestern so rasch und sicher sich in ihre neue, schwierige Aufgabe hineingefunden haben, ist ein Beweis mehr für die Anlagen der Frau zur Krankenpflege, und kam hier namentlich die Schulung der Frau im praktischen Leben, die ihr von Kindheit an eingeprägte Sauberkeit bei Anfertigung von Handarbeiten zur Geltung. So wurden die Ansprüche an die Pflegerin, an ihr Pflichtgefühl und ihre Gewandtheit immer größer, und als Rückwirkung konnte eine sich steigernde Wertschätzung des Schwesternberufs nicht ausbleiben.

Der großen Reform in den äußeren und innern Verhältnissen der Krankenhäuser kam nun sehr bald ein gesteigertes Bedürfnis entgegen. Nicht nur, daß der Kreis der chirurgischen Hülfeleistung sich in unerwarteter Weise erweiterte, daß die ungeheure Entwicklung des Verkehrs- und Fabrikwesens eine immer größere Zahl von Unglücksfällen und Verletzungen nach sich zog: Das nicht allein: es machte sich unter dem Eindrucke der mächtig sich entwickelnden social-ethischen Fragen eine ganz andere Auffassung von Not und Elend, von Armut und Krankheit geltend. Man war feinfühliger geworden; die Humanität stellte höhere Anforderungen an die Beurteilung von Krankheit und Gesundheit: die Gemeinschaft bewies eine höhere Sorgfalt für ihre armen Kranken, der Arbeitgeber für seine kranken Arbeiter: die Arbeitsfähigkeit wurde strenger geprüft und so kam es, daß nicht nur die Kranken in früheren Stadien der Krankheit, sondern daß auch chronisch Kranke in viel größerer Zahl den Krankenhäusern überwiesen wurden, Kranke, die man früher unter oft mangelhafter Pflege zu Hause behandelt hatte, namentlich Tuberkulöse und leidende Kinder.

So konnte sich die Krankenpflege in Erweiterung ihrer Anstalten und Steigerung ihrer Kräfte auf die Zeit vorbereiten, in der sie durch das Eingreifen der staatlichen Humanität, durch die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherungsgesetze Impulse erhalten sollte, die auch heute noch nicht zur vollen Auswirkung gekommen sind.

Krankenhäuser und Ärzte wurden wichtige Faktoren bei der Ausführung dieser gewaltigen Staatshülfe: die Krankenpflege der Arbeiter wurde obligatorisch; das Krankenkassengesetz sorgte für eine geregelte ärztliche Behandlung; das Unfallversicherungsgesetz bestimmte die Entschädigung für die durch Verletzung im Betrieb entstandene verminderte oder aufgehobene Arbeitskraft; das Invaliden- und Altersversorgungsgesetz nahm diejenigen Arbeiter in Schutz, die infolge einer innern Krankheit oder hohen Alters erwerbsunfähig geworden waren.

Alle drei Gesetze, deren weitgehenden edlen Motive ich hier nicht berühren kann, nahmen Arzt und Krankenhaus fortan nicht nur zur Behandlung der Krankheiten und Verletzungen in Anspruch, sondern auch zu deren Begutachtung. Der Arzt trat in den Mittelpunkt der ganzen gewaltigen Organisation: die Krankheit, die Verletzung hörte auf, Privatsache zu sein: sie wurde eine Angelegenheit des öffentlichen Wohles und des Rechtes.

Es ist hier nicht der Ort, um Klage zu erheben über die Zurücksetzung, die der ärztliche Stand bei der Ausführung dieser Gesetze hat erfahren müssen. Die Ärzte kamen in eine unwürdige Abhängigkeit von den Krankenkassen und wurden nicht in den Stand gesetzt, überall mit den Vorständen der Krankenkassen und Genossenschaften gemeinschaftlich zu arbeiten, im Sinne der humanen Gesetze sich über die gemeinsamen Grundsätze und Unterlagen derselben zu verständigen. Denn das ist doch gewiß: diese Gesetze müssen durchaus nach ihrem Geiste und nicht nach dem Buchstaben ausgeführt werden; neben der Gerechtigkeit muß Billigkeit walten, der gewiß notwendige Bureaukratismus durch Humanität gemildert werden.

Die Wirkung der socialen Gesetze auf die Entwicklung der Krankenpfege ist nicht leicht festzustellen: Auf der einen Seite ein ungemessener Fortschritt, ein allgemeines Interesse für öffentliche Gesundheits- und Krankenpflege, eine Teilnahme für den Kranken und seine Behandlung, Erkenntnis der Bedeutung der Krankheit für Leben und Arbeitskraft, ein früher nie gekannter Eifer in Anwendung aller Vorbeugungsmaßregeln gegen Krankheit und Unfall, — die Wirkung des Unfallversicherungsgesetzes auf die technischen Einrichtungen der verschiedenen Betriebe trat schon im Jahre 1889 auf der allgemeinen Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin scharf hervor — alles das sind Erfolge, die kaum hoch genug angeschlagen werden können. Auf der andern Seite dürfen wir uns der Anschauung doch nicht verschließen, daß in die sonst so friedliche, humane, sittliche Wirkung des Krankenlagers ein fremdes, geschäftsmäßiges Element hineintritt. Die Krankheit wird zu einem Rechtsobjekt, welches dem Arzte noch andere wie rein humane Rücksichten auferlegt, und diese äußere Bedeutung des Krankenlagers ist es auch, die dem Kranken die Unbefangenheit und vielfach die Ruhe nimmt.

Ebenso können wir den Gedanken nicht zurückweisen, daß nicht nur

Humanität, sondern auch das eigene Interesse mitwirkt, wenn von seiten der Genossenschaften nichts versäumt wird, was die möglichst vollkommene Heilung der Arbeiter herbeiführen kann.

Doch über diese Bedenken müssen wir hinweggehen und uns damit trösten, daß die größten Leistungen der Humanität nur in Verbindung mit einem Utilitätsprincip ermöglicht worden sind, daß überhaupt die reine Humanität, frei von jeder Beziehung auf eigenes oder fremdes Glück, nur in seltenen Formen hervortritt. Müssen wir doch anerkennen, daß durch die Berufsgenossenschaften ein großer Zug selbständigen Schaffens geht, daß dieselben auf Leben und Gesundheit der Arbeiter den größten Einfluß ausüben, ja, daß von hier aus auch auf die Gesamtheit eine wohlthätige Wirkung in der Gesundheits- und Krankenpflege ausgegangen ist, so daß wir wohl ohne weitere Begründung behaupten können, daß den unteren Ständen wohl noch nie in Krankheitsfällen eine so allgemeine, so geordnete und technisch vollendete Pflege zu teil geworden ist, wie in unserer Zeit.

Diese allgemeine und ausgedehnte Fürsorge für die Arbeiter konnte nur durch die weitere Vergrößerung bestehender und die Gründung von neuen Krankenhäusern, namentlich in Industriegegenden, ermöglicht werden; auch haben die übermäßig gesteigerten Anforderungen an die Krankenhäuser, zum größten Teil unter Beihülfe der Berufsgenossenschaften, ganz neue Formen der Krankenpflege ins Leben gerufen. Das beweisen die neu entstandenen großen Heilstätten für Schwindsüchtige, dafür zeugen vor allem die Rekonvaleszentenhäuser. In den letztgenannten Anstalten können die Kranken bei einem ungezwungenen Charakter des Zusammenlebens und in freierer Bewegung sich für die Anforderungen des Lebens stärken, während früher der jähe Übergang aus dem Krankenzimmer in die Arbeit nicht selten bedenkliche Nachkrankheiten und dauerndes Siechtum zur Folge hatte.

Die immer mehr hervortretende Sorgfalt für Verhütung von Krankheiten hat auch eine ganze Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen zur Verbesserung der Ernährung und vor allem der Wohnungen der Arbeiter ins Leben gerufen, und ist die Hoffnung nicht unbegründet, daß die Wohnungsfrage in den unteren Ständen, die für die Gesundheitspflege wie für die Sittlichkeit gleich wichtig ist, von den Berufs- Alters- und Invaliden-Genossenschaften endlich eine wirkliche Förderung in großem Maßstabe erfahren wird.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß unsere öffentliche Krankenpflege, die aus den Kriegsjahren so viele schöne Erfahrungen in sich aufgenommen hatte, erst verhältnismäßig spät und in einer gewissen Organisation erst in neuster Zeit durch das Eingreifen der Berufsgenossenschaften, darauf hingewiesen wurde, der ersten Hülfe bei Unglücksfällen und Verletzungen, sowie dem Transport der Verunglückten eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wissen wir doch, daß gerade durch die rasche erste Hülfe auf dem Schlachtfelde und den sofortigen Transport der Verwundeten unser Militär-Medizinalwesen einen Erfolg erzielte, der die allgemeine Bewunderung und Anerkennung finden mußte.

Professor Richter in Breslau berichtet, daß auf dem von ihm geleiteten Verbandplatze am Tage der Schlacht von Gravelotte am 18. Aug. 1870 die ersten Verwundeten nachmittags 5 Uhr anlangten und der letzte Verwundete am Morgen des 19. August eingebracht wurde; ferner hebt einer der angesehensten französischen Chirurgen rühmend hervor, wie er 24 Stunden nach den blutigen Schlachten vom 16. und 18. August die preußischen Lazarette besucht und sämtliche Verwundeten gelagert und verbunden angetroffen habe.[1])

Dieses Beispiel einer bis dahin nie erreichten Leistungsfähigkeit und einer das Höchste erstrebenden Humanität unseres Militär-Medizinalwesens hätte auf die analogen Verhältnisse des Friedens schon früher und entschiedener einwirken müssen, wie es thatsächlich der Fall war.

Man kannte offenbar den Umfang der Verletzungen in der Arbeit des Friedens nicht: erst aus der Rede des Grafen Douglas im Reichstage, am 2. Mai 1888, erfuhren wir, daß allein in Preußen jährlich mehr als 100 000 Mitglieder der Berufsgenossenschaften in ihrem Berufe sich schwere Verletzungen zuziehen und daß in Preußen innerhalb 2½ Jahren durchschnittlich ebenso viele Menschen durch Unglücksfälle das Leben verlieren, als der letzte große Krieg der gesamten deutschen Armee durch Verwundung gekostet hat.

Es hatte sich auch hier wieder, wie so oft im öffentlichen Leben gezeigt, wie dauernde Übel übersehen und ertragen werden, während viel geringere, aber plötzlich auftretende Unglücksfälle allgemeineres Mitgefühl erregen und rasche, entschiedene Abhülfe finden. Wir brauchen hier nur an das Verhältnis der Tuberkulose zu den Epidemien zu erinnern.

So kam es, daß, abgesehen von einigen Sanitätswachen und Rettungsanstalten in größeren Städten, diese ganze schwerwiegende Frage weder von seiten der Behörden noch von den Vereinen in Angriff genommen wurde, während in England infolge der von englischen Ärzten im Kriege 1870/71 erhaltenen Anregungen eine sehr beachtenswerte freiwillige Organisation sich die Aufgabe stellte, bei den plötzlichen Unglücksfällen des bürgerlichen Lebens den Verletzten beizustehen, ihnen bis zur Ankunft des Arztes Hülfe zu leisten und den Transport der Kranken und Verwundeten in die Krankenhäuser zu überwachen. Diese Aufgabe hat die englische Organisation, gestützt auf einen gründlichen Unterricht der freiwilligen Helfer, mit großem Erfolge erfüllt.

In Deutschland hat es lange gedauert, bis diese Idee, die einfachste und natürlichste Auswirkung des Samaritergedankens auch nur die zunächst beteiligten Kreise ergriff, geschweige in das Volksbewußtsein eindrang.

Auf Grund der englischen Erfahrungen und Organisationen, die schon in der „Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft" unter dem vortrefflichen v. Mundy eine vollendete Nachahmung gefunden hatten, gründete der in allen Kriegen unserer Zeit als Helfer und Retter, als unermüdlicher Vertreter der Humanität und Vorbild der Ärzte bewährte Friedr. v. Esmarch den deutschen Samariterverein. Aus hier nicht zu erörternden

[1]) Die Herabsetzung der Menschenverluste im Kriege. Von Prof. E. Richter. Deutsche Rundschau 1892. Heft 17.

Gründen konnte sich dieser Verein trotz der Autorität seines Stifters, der für denselben mit Wort und Schrift[1]) eintrat, nur mühsam Bahn brechen, kann aber für alle Zeiten das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Idee der allgemeinen Hülfeleistung für die Unglücksfälle des Friedens aufrecht erhalten und derselben durch seine Samariterschulen in der sachverständigsten Form eine praktische Grundlage verschafft zu haben, auf der nun nach mehr und mehr hervortretender Erkenntnis feste Organisationen sich erheben können. Jedenfalls hat gegenwärtig das Bewußtsein, daß hier in unserer öffentlichen Krankenpflege eine große Lücke auszufüllen ist, bei Ärzten und Behörden Eingang gefunden und seit kurzem auch durch das Eingreifen der Berufsgenossenschaften zu zweckmäßigen dauernden Einrichtungen (Rettungsstationen) geführt, deren weiterer Entwicklung wir mit Sicherheit entgegensehen können.

Wir haben erkannt, wie die Krankenpflege während der letzten 35 Jahre in raschem Fortschreiten immer höher gestiegen ist, wie äußere Einwirkungen und große social-ethische Bewegungen einerseits, zunehmende Erkenntnis der Natur der Krankheiten und große, aus naturwissenschaftlichem Boden hervorgegangene Ideen sie in glücklichem Wechsel gehoben haben. Äußere Form und inneres Wesen, Humanität und Wissenschaft ergänzten sich in der glücklichsten Weise. Auf eine herrliche Entwicklung konnte namentlich das Hospitalwesen zurücksehen: in wie hohem Grade das leibliche Wohl der Kranken durch die Umgestaltung der Krankenhäuser gefördert werden mußte, bedarf keiner Erwähnung: aber das möchte ich als einen besonderen Segen der Reform der Krankenpflege hervorheben, daß sich nun auch die sittliche Wirkung des Krankenlagers, frei von äußeren Hemmungen, geltend machen konnte, eine Wirkung, die früher unter der ganzen unbehaglichen, vielfach durch Roheit des Wärterpersonals bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Existenz in schmutzigen Räumen fast völlig unterdrückt wurde.

Es ist erstaunlich, wie die freundliche, stille und anspruchslose Schwesternpflege, wie die wenn auch noch so einfache, so doch würdige und harmonische äußere Gestaltung des Krankenzimmers selbst rohe Gemüter ergreift, wie bald Trotz und Auflehnung der Bescheidenheit und Geduld Raum geben.

Die gewaltige Umstimmung der Seele, die ein ernstes Leiden unter allen Umständen zur Folge hat, ging unter den alten Verhältnissen rasch verloren, konnte sich wenigstens nicht zu einem neuen Leben auswirken, zum inneren Frieden und zu der ernsten Ruhe, die jetzt einkehrt, wenn der Kranke in der Pflegerin Teilnahme und ein freundliches Eingehen in seine Vergangenheit findet. Dankbarkeit für jede Gutthat und Wohlwollen sind bei einem menschenfreundlichen, liebevollen Verhalten der Schwestern vielfach die ersten Zeichen eines wiedererwachenden Gemütslebens und die äußere Form des Krankendienstes mit seiner Disciplin und Regelmäßigkeit wirkt

---

[1]) S. besonders: „Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen." 9. Auflage Leipzig 1891, und die Jahresberichte des deutschen Samaritervereins.

erziehend auf die Kranken, entwickelt Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, für Sitte und Anstand.

Viel tiefer noch geht diese erziehende Wirkung in schweren Krankheiten, in denen unter der sichtlich aufopferungsvollen Pflege und Sorgfalt bei Tag und Nacht dem Kranken oft eine ganz neue Lebensanschauung aufgeht: er lernt wieder Menschen vertrauen, Menschen lieben, und in der Sammlung des Gemütes erhebt er sich wieder zu ernsten Vorsätzen und zur Hoffnung auf ein neues Leben. Wenn auch die sittliche Kraft des Krankenlagers nicht immer deutlich hervortritt: so viel ist gewiß: selten verläßt der Mensch ein wohlgeordnetes Krankenhaus, ohne einen innern Segen für das ganze Leben mitzunehmen, und das ist viel in unsrer Zeit.

Darum ist das Krankenhaus ein hohes und wirksames Element in unserm Kulturleben, der Krankendienst ein edler und vornehmer, weil er eine wahrhaft humane Gesinnung, Seelenstärke und Selbstlosigkeit als Vorzüge für sich in Anspruch nehmen darf, ohne die auch die vollkommensten äußeren Formen und Einrichtungen des Geistes entbehren würden, ohne den alle Krankenpflege matt und hinfällig ist: der wahren Menschenliebe.

Es liegt meiner Aufgabe fern, eine besondere und hochentwickelte Seite der Krankenpflege, die Irrenpflege zur Darstellung zu bringen. Zweifellos hat ja auch dieser bedeutende Zweig der Krankenpflege in dem von mir beschriebenen Zeitraum an allen allgemein hygienischen und wissenschaftlichen Fortschritten teilgenommen: indessen liegen die eigentlichen und tieferen Beweggründe für die Fortschritte der Irrenpflege auf einem andern Boden, auch fällt die eigentliche Reform der Irrenpflege in eine viel frühere Zeit, wie die der Krankenpflege im allgemeinen.

Wenn ich über meine Aufgabe hinaus in wenigen Zügen diesen Verhältnissen näher trete, so geschieht dies in dem Bewußtsein, daß nirgendwo und zu keiner Zeit die Gesetze der Humanität in so reiner Form ihre Wirkung ausgeübt haben, als am Ende des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bei der gänzlichen Umwandlung der Irrenpflege.

Die Reform der Irrenpflege begann mit einer der größten Thaten, die die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat: mit eigner Lebensgefahr nahm unter den Schrecken der Revolution der französische Arzt Pinel den Irren die Ketten ab, an die sie der Aberglaube der früheren Jahrhunderte wie Verbrecher oder wilde Tiere angeschmiedet hatte. Pinel erhob die Irren wieder zu Menschen und setzte beim Konvent durch, daß dieselben als Kranke den Ärzten überwiesen wurden. Pinel in Frankreich und Reil in Deutschland brachten zugleich den Grundsatz zur Geltung, daß Geistesstörung eine Krankheit sei, nicht Folge von sittlichen Verirrungen oder wohl gar Strafe und Sühne für Vergehen und Verbrechen.

Hiermit war der Weg geöffnet für eine völlige Reform in der Behandlung und Pflege der Irren, namentlich für die zweckmäßige Anlage von Irrenanstalten, und war es England, welches nach dieser Richtung vorausschritt und nach wenigen Jahrzehnten durch den Arzt Conolly im Jahre 1839 dem ersten großen Fortschritt in der Irrenpflege den

zweiten hinzufügte: Conolly erklärte als Grundsatz der Irrenbehand „No restraint", „kein Zwang".

Auf diesen beiden gewaltigen humanen Ideen Pinels und Cono beruhen die Fortschritte der Irrenpflege und der Irrenanstalten in ganzen Folgezeit. Mochte die wissenschaftliche Erkenntnis der Geis krankheiten noch so große und tiefgreifende Veränderungen in der E urteilung und Behandlung derselben im einzelnen herbeiführen, mochte Wissenschaft der Hygiene noch so großen Einfluß bei der Errichtung v Irrenanstalten gewinnen: die Hauptsache und Hauptsorge blieb und blei doch immer bei allen großen und kleinen Reformen der Gesichtspunkt d „No restraint" im Mittelpunkte aller Bestrebungen stehen. Diesen i vollem Maße, in der humansten Form und in der vollendetsten Wei durchzuführen, das war und ist das wesentlichste Ziel alles Denkens de Irrenärzte und aller Reformen.

Keine Seite der Geschichte der Humanität ist so reich an edlen Tha ten, wie die Geschichte der Irrenpflege seit hundert Jahren: was hier offen und in stillem Wirken geschehen ist auf einem der dunkelsten und schwierigsten Gebiete menschlichen Leidens, das ist wahrhaft groß und hat, wie alles edle Wirken, das seinen Grund in Hingebung und Menschenliebe sucht und findet, herrliche Früchte getragen: Unsere Irrenanstalten sind wahre Prüfsteine staatlicher und bürgerlicher Fürsorge für die ärmsten und be- dauernswertesten Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft geworden und in fortschreitender Entwicklung begriffen.

Mit verständnisvoller Sorgfalt nimmt sich die Humanität der un- glücklichen Kinder an, die, mit einem hochgradigen Schwachsinn geboren, ohne eine liebevolle ärztliche und pädagogische Leitung in einer zweckmäßig eingerichteten Anstalt auf die traurigste Weise verkommen, ja vertieren würden. Die Idiotenhäuser nehmen daher eine hohe Stellung in unseren Humanitätsorganisation ein, weil sie die schwierigste Aufgabe an den Elendesten üben.

Wir haben gesehen, wie die gewaltigen Fortschritte, die die öffentliche Krankenpflege in den letzten 35 Jahren gemacht hat, sich vorzugsweise in dem Hospitalwesen konzentrierten, wie hier Barmherzigkeit und Wissenschaft ihre volle Wirkung auf die leidende Menschheit in der schönsten und vollendetsten Form ausüben konnten.

Dennoch halte ich es für bedenklich, das Krankenhaus als die allge- meine und bevorzugte Gestaltung der Krankenbehandlung, namentlich der unbemittelten Stände, hinzustellen.

Wo die Natur der Krankheit es nicht erfordert, wo keine hygienischen und ärztlichen Bedenken entgegenstehen, wo die häuslichen Verhältnisse eine geordnete Krankenpflege ermöglichen, da ist es geradezu eine Forderung der Humanität, dem Hause und der Familie die Pflicht und den Segen des Krankenlagers im eigenen Heim zu erhalten.

In unserer alles nivellierenden Zeit ist die Familie, der eigne Herd noch die einzige Stätte, an der der Mensch sein inneres Wesen und sein Gemütsleben frei entfalten kann, und wir sollten dieser edlen Gemeinschaft

nicht ohne besondere Gründe irgend eine auf die sittliche Stärkung derselben gerichtete Pflicht vorenthalten.

Nach diesem Maßstab müssen wir diejenigen Humanitätsbestrebungen beurteilen, die der Familie die ihr zukommenden Aufgaben ganz oder teilweise abnehmen und die Gründe ernstlich abwägen, die uns zwingen, anstatt in der Familie zu wirken, alles körperlich und geistig Ungesunde aus derselben zu entfernen und in eine Anstalt zu versetzen.

Wie weit wir noch von einer Wohlthätigkeit entfernt sind, die durch die Familie dem leiblichen und sittlichen Elend entgegenwirkt, weiß ich, ebenso wie ich davon durchdrungen bin, daß die Humanität in der Familie ihren Schwerpunkt zu suchen hat, nicht in der Anstalt.

Wenn ich diese allgemeine Betrachtung auf die Krankenpflege anwende, so muß ich es als die dankbarste Aufgabe der Wohlthätigkeit bezeichnen, auch den Armen und weniger Bemittelten die häusliche Krankenpflege in allen Fällen zu ermöglichen, in denen nicht die oben angeführten zwingenden Gründe die Krankenhausbehandlung notwendig machen. Hier, in der Armenkrankenpflege, liegt der Prüfstein für die Kraft wirklicher Liebe: denn nicht die Organisation, nicht die Mittel sind hier allein entscheidend, sondern das selbstlose Eintreten der Persönlichkeit.

Das haben auch die Tausende von Frauen- und Armenvereinen in unserm Vaterlande erkannt, ebenso wie die sich wieder belebende kirchliche Armenpflege.

Die Schwierigkeiten, die hier vorliegen, haben an vielen Orten zur Anstellung einer besonderen, in der Krankenpflege und im Haushalt erfahrenen Gemeinde- oder Vereinsschwester geführt. Denn das häusliche Krankenlager kann nur dann von Segen sein, wenn in Ordnung und Reinlichkeit, in Ruhe und Frieden, in der Ernährung und gesamten Pflege des Kranken die wesentlichen, wenn auch noch so bescheidenen Lebensbedingungen erfüllt sind.

Dann aber übt das Krankenlager in der eigenen Familie eine überraschende sittliche Wirkung aus: das Familienleben wird durch die gemeinsame Sorge gestärkt und durch den offnen Ausdruck der Gefühle des Wohlwollens und der Liebe gehoben. Das letzte Krankenlager des Vaters, der Mutter ist oft für die ganze Lebenszeit der Kinder eine heilige Erinnerung, und jeder hat es wohl erfahren, wie von dem Bette des kranken Kindes aus in Furcht und Hoffnung, in Freude und Leid auch härtere Gemüter und rohere Naturen ergriffen werden, wie hier oft neue Lebenswege sich öffnen und ein neues, gemeinsames Band für die Eltern gefunden wird. So manches lange Krankenlager eines edlen Menschen wird ein wahrer Hausaltar, an dem alles Schlechte, Gemeine, Selbstsüchtige im Menschen abgelegt wird, zu dem nur edle Gefühle Zugang erhalten.

Diese ruhigen, sittlichen Wirkungen der häuslichen Krankenpflege können durch das stille Walten einer Krankenschwester in hohem Maße erhalten und gefördert, werden und muß ich auch an dieser Stelle wieder darauf hinweisen, wie hoch und edel ein Beruf ist, der Leiden lindert, das Sterben erleichtert und den Angehörigen den vollen Segen und Frieden des Krankenbettes zu teil werden läßt.

Möchte doch in Frauenkreisen die Krankenpflege viel mehr noch, wie

es jetzt der Fall ist, als der vornehmste weibliche Beruf erkannt, **möchten** immer weitere und auch höhere Kreise in denselben hineingezogen **werden**, möchte aber auch die Gemeinschaft bestrebt sein, durch gute Organi**sationen** dafür zu sorgen, daß dem Ideale des Schwesternberufes auch die **Lebens**stellung entspreche.

Wenn ich in den voraufgehenden Abschnitten die Fortschritte der Humanität in und durch die Krankenpflege dargestellt habe, so **muß ich** zum Schlusse doch desjenigen Standes gedenken, der in der ganzen **gewal**tigen Entwicklung der Krankenpflege der eigentliche Träger und **Förderer** der humanen Ideen gewesen ist, der die äußeren Wirkungen weltgeschicht**licher** Ereignisse und socialer Umbildungen auf die Erhaltung von Leben und Gesundheit des ganzen Volkes wie des Einzelnen umzusetzen **und zu** vermitteln hatte, der überall helfend und fühlend die Eindrücke **der** Schlachtfelder unmittelbar in sich aufnahm und, ohne die ruhige **Über**legung zu verlieren, auf den Verbandplätzen und in den Lazaretten **den** furchtbaren Folgen zerstörender Kräfte die Macht der hingebenden **Menschen**liebe entgegensetzte, der das eigne Leben nicht schonte, um anderen **ein** Retter zu sein.

Zu keiner Zeit ist die ärztliche Leistungsfähigkeit und Hülfsbereitschaft so sehr zur Geltung gekommen, wie in der von mir beschriebenen Periode: in den schweren Zeiten, wo die Männer erkannt und die Herzen gewogen wurden, da hat sich auch der ärztliche Stand mächtig emporgeschwungen: auch ihm galt der Dank des Vaterlandes; aber auch in der weiteren ungewöhnlichen Kulturentwicklung unserer Zeit steht der Arzt in erster Linie da, wo die Humanität Anforderungen an die Gemeinschaft stellt: um so schwerer empfindet er es, wenn er in seinem Grundwesen durch die Einwirkung der Gesetzgebung, durch die Freigebung der ärztlichen Hülfeleistung an Unberufene, durch die Ausführung der socialen Gesetze über die Kranken-, Alters- und Invalidenversorgung gehemmt wird, wenn seine Humanität durch die infolge dieser Gesetze völlig veränderten und oft genug rein geschäftsmäßigen Beziehungen zu den unteren Ständen eine Verschiebung erfahren hat, die er kaum überwinden kann.

Daß aber der ärztliche Stand allein der Träger aller uneigennützigen Gesinnung sein soll, ist schlechterdings nicht zu erwarten, und wäre es unnatürlich, wenn der Arzt allein für sich und seine Familie dem allgemeinen Streben nach Erwerb größere Opfer bringen sollte, als es sein Gewissen und seine Humanität verlangt. Überdies schlägt das mit dem Fortschreiten der Wissenschaft unvermeidliche Specialistentum in seiner Ausartung der alten selbstlosen Opferfreudigkeit des Arztes schwere Wunden.

Wenn sich dennoch der ärztliche Stand an der Spitze der Humanität erhalten hat, so ist das eine Ehre für denselben und ein Mahnruf, seiner alten, unendlich wertvollen Tradition treu zu bleiben. Denn in der Humanität vereinigt sich bei dem Arzte alles Hohe und Edle, sie bedeutet ihm das höchste Pflichtgefühl: ihre Verletzung erscheint ihm ein Frevel; in ihr wurzeln seine besten Gedanken und Empfindungen, sein Selbstgefühl, seine Aufopferungsfähigkeit; in ihr gewinnt sein Idealismus eine feste Gestalt, der *sittliche Idealismus*, ohne den die ärztliche Thätigkeit mit ihrer

Verantwortlichkeit, ihren Sorgen und unaufhörlichen Hemmungen unerträglich sein würde, ohne den der ärztliche Stand in seiner bisherigen Form zu Grunde gehen und sich in eine Kaste von Heilkünstlern verwandeln würde.

Wie hoch dieser Idealismus, der sich in der Humanität bethätigt, in dem ärztlichen Stande gehalten wird, dafür möchte ich an dieser Stelle Gedanken wiedergeben, die der um die Entwicklung der Krankenpflege in den letzten vier Jahrzehnten verdienteste Forscher, Lehrer und Arzt, Professor Virchow seinen Schülern immer wieder einprägte, vor 40 Jahren so gut wie heute:

„Unsere letzte Forderung — so spricht er im Jahre 1853 — für die Praxis und Theorie wird immer die Humanität sein. Die medizinische Praxis ist die eigentliche Trägerin der praktischen Humanität; . . . Theorie und Praxis sollen sich bewußt sein, daß sie nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Menschheit willen da sind und sie sollen ihre Leistungen nicht nach Anerkennung und Einnahme, sondern nach ihren wirklichen Leistungen für die Menschheit abmessen." — „Für den Praktiker darf es nur eine Art der Genugthuung geben und das ist die, getröstet, gelindert, geheilt zu haben." Im Jahre 1890 sagt derselbe Arzt: „Unser Volk weiß es, daß die Medizin eine der aufrichtigsten Vertreterinnen der Humanität ist. Es ist daran gewöhnt, daß bei den Ärzten Forschung und Praxis in der innigsten Verbindung wirken, daß in ihrem Denken die höchsten Ideale des Strebens mit der aufopfernden Sorge für das öffentliche Wohl und das Wohl der Einzelnen, auch der Ärmsten und Kleinsten, sich vereinigen."

Ja, der ärztliche Stand gehört zu den wenigen Berufsarten, in denen nicht jede That nach dem materiellen Erfolge, sondern nach dem Grade geschätzt wird, in dem sie die Menschheit im ganzen, den Menschen als solchen fördert.

Man spreche demnach bei Beurteilung dieses Standes nicht immer von Materialismus. Was hat die naturwissenschaftliche Methode, ohne die kein Arzt gebildet wird, was hat eine Weltanschauung, die in Wahrheit den höchsten Idealismus im Forschen und Arbeiten voraussetzt, die nur die Natur und ihre Kräfte zu ergründen sucht, von jedem unmittelbaren Nutzen absieht, mit dem gemeinen Materialismus der Gesinnung zu thun? Daß es auch unter den Ärzten Materialisten giebt, versteht sich von selbst — wo findet man diese in unserm Zeitalter nicht? —; daß aber der Grundton in ärztlichen Kreisen auf nichts weniger gestimmt ist, als auf den Materialismus des Erwerbs und Genusses, das ist ganz sicher.

Wie sollte auch der tägliche Anblick des Leidens, der stete Umgang mit Kranken, die, losgelöst von den irdischen Verhältnissen, ganz anders die Seele ergreifen, wie die Menschen in ihrem gewöhnlichen Geleise, wie sollten die schweren Stunden des Kampfes mit dem Tode ohne Eindruck auf Geist und Gemüt bleiben?!

Kommen auch die höchsten sittlichen Wirkungen, die tiefsten Regungen des Gemüts in dem unaufhörlichen Treiben und den Hemmnissen des Tages beim Arzte nicht immer zur vollen Auswirkung: sie bleiben ihm

doch sicher und gestalten sich früher oder später zu einer harmonischen Einheit. Denn niemand hat mehr wie der Arzt Veranlassung, das Leben im Spiegel der Ewigkeit anzusehen, und die ärztliche Wissenschaft ist sich ihrer Aufgabe bewußt, die ich nicht schöner bezeichnen kann als mit den Worten eines der größten Wohlthäter der Menschheit, des hochsinnigen A. v. Gräfe: „an allen Quellen des Daseins den ewigen Willen des Schöpfers zu erforschen und, befruchtet mit göttlicher Wahrheit, eine Bildnerin und Spenderin echter Menschlichkeit zu sein."

Gewiß sind das Ideale, aber sie stehen fest, wenn sie auch nicht jeder erkennt und verfolgt, wenn auch die meisten mit dem Streben nach denselben sich begnügen müssen; so viel ist gewiß: mit diesen Idealen steht und fällt der ärztliche Stand als kräftigster Vertreter der Humanität; in ihnen liegt seine Bedeutung und sein Schwerpunkt in der Kulturentwicklung unserer Zeit.

Ohne Idealismus kann die Humanität nicht bestehen und haben wir namentlich an dem Beispiele der Krankenpflege erkannt, daß auch die einfache, verstandesmäßige Anerkennung der Thatsachen, wie die besonnene Würdigung der Wirklichkeit, wie die unverrückbaren Gesetze der Wissenschaft in Einklang zu bringen sind mit den lebenswarmen Anforderungen des menschlichen Gemütes und ihren Auswirkungen in der Liebe, in edlem Handeln und in der Hingabe für Menschenwohl.

Ja, Arbeit an den schweren Leiden des Menschenlebens in dem alles beherrschenden Bewußtsein, daß diese Arbeit nie fruchtlos sein kann, das ist die eigentliche Bethätigung der Humanität.

Möchte in diesem Sinne die vorliegende Darstellung beurteilt werden in ihrer Ausdehnung und ihrer Beschränkung.

XII. Die Thätigkeit der christlichen Liebe.

a. Zur Vorgeschichte der inneren Mission.

Von P. **Kruse**, Langenberg.

Aus dem 13. Jahrhundert, von David von Augsburg, stammt das Wort: „Alle Armen, alle Siechen, alle herzlich Beschwerten, alle Jammernden, alle Sünder, all den Jammer, der ist und war und noch künftig wird in der Welt, den sammle alle in deines Herzens Spital und erbarme dich darüber." Wie die Liebe *heute* den Weg geht, den der himmlische Samariter seine Nachfolger gehen heißt, wie sie *heute* wider alles kämpft, was unser christlich-sittliches Leben niederhält, das sollen die nachfolgenden Blätter schildern. Verlockend ist die Aufgabe, denn es gilt, in das Bild der Zeit, deren Kinder wir sind, den schönsten Zug hineinzuzeichnen, einen Zug, der nicht von dieser Erde ist. Nicht leicht ist die Aufgabe, denn es gilt einen fast unübersehbaren Reichtum in kurzen Worten zusammenzufassen. Nur von heute sei die Rede. Der Kenner der Geschichte weiß, daß dieser Kampf der Liebe mit der Not die Jahrhunderte durchzieht seit der Stunde, als die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unseres Heilandes unter uns Wohnung machte. Keine Zeit ist so dunkel, keine Zeit so dürr, in der nicht, den besonderen Nöten entsprechend, das Walten der Liebe wahrzunehmen wäre. Hier ist ein Gebiet, auf dem auch die Konfessionen sich die Hand reichen, wieviel auch sonst sie trennt. Einem Vincenz von Paula versagt auch die Kirche der Reformation nicht ihre Bewunderung. In das lutherische Rauhe Haus entsandte einst der Fürstbischof von Breslau 7 schlesische Lehrer, daß sie dort Waisenpflege lernten, und in unsern Tagen bot der Nachfolger Diepenbrocks dem evangelischen Vincenz von Paula, wie man Pastor von Bodelschwingh nicht mit Unrecht genannt hat, den Bruderkuß. Verblendung ist es, von der Arbeit der Liebe zu verlangen, daß sie die Erde zum Paradiese mache, und, weil sie das nicht geleistet habe, den Massen die Abwendung vom Christentum zu raten. Leid auf Leid gebiert die Sünde aus ihrem Schoße. Aber auch die Liebe ist da, die des Argen Quellen zu verstopfen trachtet und die Wunden lindert. Die Werke der Liebe, die Jesus that, sagten dem zweifelnden Johannes, daß die Zeit des Heils gekommen sei. In dem Walten der Liebe tritt zu Tage, daß der Herr von seinem Volke noch nicht geschieden ist. Die Thätigkeit der christlichen Liebe ist wider die Verächter und Feinde des Christentums die beste Apologie.

Blicken wir auf die zahllosen Brünnlein selbstverleugnender Liebe! Manche Strecke dürren Landes ward schon durch sie zur Weide. Wer darauf sieht, möchte mit Hutten jauchzen: Die Geister sind erwacht; es ist eine Lust zu leben! Der Geist der Liebe ist wach geworden in unseren Tagen. Darum trotz allen Hassens und Tobens, das wie Schlachtlärm klingt, trotz allen dumpfen Grollens, das schweren Gewitters Nahen uns verkündet, trotz allem: es ist eine Lust zu leben!

Ein Tag des Erwachens wie kaum ein zweiter war der 22. September 1848. Aus allen Gauen des Vaterlandes sind 500 deutsche Männer, Angehörige aller Stände, in der Schloßkirche zu Wittenberg zu ernstem Werk versammelt. Die Not der Zeit hat sie zusammengeführt. Einig in der Überzeugung, daß auch für ein krankes Volk Jesus Christus der einzige Heiland sei, wollen sie darüber beraten, was ihrem Volke frommt. An der Grabstätte eines Luther, über der Gruft eines Melanchthon, dessen letztes Anliegen auf Erden war, daß die Kirchen in Jesu Christo einig sein möchten, wollen sie die getrennten Kirchen der Reformation zu einem Kirchenbunde zusammenfassen. Unklar gleicherweise ist Weg und Ziel. Wohin sie wollten, sind sie nicht gekommen, wohl aber dorthin, wohin sie nach Gottes Ratschluß kommen sollten. Denn es tritt in jener Versammlung ein Mann auf, den wenigsten dazumal bekannt, Johann Hinrich Wichern, derselbe, der 15 Jahre zuvor als junger Kandidat mit einer Schar verlassener und verwahrloster Kinder in das baufällige Ruge Haus zu Horn bei Hamburg eingezogen war. Ihm wird es in dieser Stunde gegeben, mit erschütterndem Ernste von den vielgestaltigen Notständen des Volkslebens zu reden und mit hinreißender Gewalt den Ruf nach bewahrender und rettender Liebe laut werden zu lassen, daß seine Worte begeisterten Wiederhall fanden, und wir ein Recht haben, Wichern den Herold der neueren christlichen Liebesarbeit zu nennen und der Stunde seines Auftretens zu Wittenberg eine einzigartige Bedeutung zuzuschreiben. Man höre das Schlußwort Wicherns! „Die evangelische Kirche bezeuge: die Liebe gehört mir wie der Glaube. Christus muß nicht nur im lebendigen Gotteswort, sondern auch in den Gottesthaten gepredigt werden, und die höchste dieser Thaten ist die rettende Liebe. Werde in diesem Sinne sein Ruf zur inneren Mission aufgenommen, so breche ihr der Tag einer neuen Zukunft an. Aber kein Tagesanbruch ohne Buße! Wir alle haben uns zu beugen wegen einer Schuld, die eine ererbte, eine allgemeine und doch zugleich eine persönliche ist. Diese Buße muß der Grenzstein werden zwischen der alten und der neuen Zeit der Kirche. Alsdann wird ihr Schatz, das allgemeine Priestertum, das minder als ein Recht, denn als eine Pflicht zu gelten hat, es wahr machen, daß das Senfkorn der inneren Mission zu einem schattigen Baume heranwächst, welcher dem ganzen Volke die rettende Macht Jesu Christi verkündigt.“ Was Wichern gehofft hat, das geht je länger je mehr der Erfüllung zu. Der Predigt des Wortes geht die Predigt durch Gottesthaten rettender Liebe zur Seite. Immer weiter breiten sich die Zweige des mächtigen Baumes aus, der aus dem Senfkorn herangewachsen ist, und spenden reichlich Schutz und Schatten.

Mancherlei war 1848 schon vorhanden. Hier sei daran erinnert,

daß bald nach den Freiheitskriegen Johannes Falk in Weimar, Graf Adalbert von der Recke in Overdyk und Düsselthal, Zeller in Beuggen ihre Rettungsarbeit an verwahrlosten Kindern begonnen haben, in die 1833 auch Wichern eingetreten ist. Im gleichen Jahre nahm Theodor Fliedner in Kaiserswerth die erste Entlassene in sein Gartenhäuslein auf, das damit zur Wiege der 1836 erneuerten weiblichen Diakonie wurde. Bis 1848 waren dem Kaiserswerther Diakonissen-Mutterhause bereits 8 Häuser gefolgt, darunter drei im damaligen Deutschland (Berlin, Elisabeth-Krankenhaus und Bethanien, und Dresden). Auch die Heranbildung von männlichen Berufsarbeitern für christliche Liebesarbeit war bereits in Duisburg und zu Hamburg im Rauhen Hause, auch in einer Reihe verwandter Anstalten Süddeutschlands in die Hand genommen worden. Schon hatte das Beispiel der Hamburger Tabea, Amalie Sieveking, deren Wahlspruch lautete: „der Mensch ist meine Passion," an vielen Orten in Frauenvereinen zur Armen- und Krankenpflege Nachfolge gefunden. Längst hatte man auch in Deutschland begonnen, so Döring in Elberfeld 1824, Mallet in Bremen 1833 und Professor Raumer in Erlangen 1835, an den jungen Männern zu arbeiten. Schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts war die Gründung der preußischen Hauptbibelgesellschaft und verschiedener Schriftenvereine und Traktatgesellschaften erfolgt; die Baseler Christentumsgesellschaft hatte auf dem Gebiete christlicher Liebesarbeit manche Frucht gebracht. Wie beachtenswert das 1848 bereits Vorhandene auch ist, es sind doch nur wenig Gebiete, auf denen die christliche Liebe, von recht kleinen Kreisen getragen, sich bethätigt. Das ist die Bedeutung des Wittenberger Kirchentages, daß durch ihn die weitesten Kreise in unserem gerade damals schwer erschütterten Vaterlande auf ihre Liebespflicht aufmerksam geworden sind. Zu einem Kirchenbunde ist's nicht gekommen; wohl aber hat man die Hände zu dem gegenseitigen Gelübde ineinander gelegt, nun allerorten die Freunde des Volkes zur Arbeit der Liebe aufzurufen. Die ersten 10—15 Jahre nach dem Kirchentage waren Saatzeit. Wichern selbst, der erste Reiseprediger der inneren Mission, und mit ihm der Kirchentag und der Central-Ausschuß haben unermüdlich gesät. Auch eine Zeit des Kampfes war das erste Jahrzehnt, in dem Wichern, ihm selbst und seiner Sache nicht zum Schaden, viel Widerspruch finden sollte. Erst mit unserer Periode aber, der Zeit von 1860 an, brechen für die christliche Liebesthätigkeit die Tage herein, in denen unaufhaltsam ans Licht treten sollte, was bis dahin verborgen und in der Stille vorbereitet worden war.

---

b. Der gegenwärtige Bestand der inneren Mission.

Von Lic. **Weber**, M.-Gladbach.

Die innere Mission oder diejenige Reformbewegung innerhalb der evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts, welche den inneren Zustand der Kirche dadurch zu bessern unternimmt, daß sie ebenso die Werke der

Barmherzigkeit wie die freie Verkündigung des Evangeliums dem Leben der Kirche einpflanzen und in ihr wirksam machen will, steht neben der offiziellen Arbeit der Kirche und neben staatlicher und kommunaler, sowie rein humaner Fürsorge für Notleidende als eine selbständige Größe da. Ihr Ziel ist, wie der Name Mission andeutet, diejenigen Menschen in der Christenheit innerlich und äußerlich zu erneuern, die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde entspringenden Verderbens anheimgefallen sind, ohne daß sie von den geordneten christlichen Ämtern erreicht werden. Ob dies Ziel, das Vater Wichern der inneren Mission gesteckt hat, auch niemals ganz erreicht wird — aber Ziel bleibt es, denn die Zustände der Verkommenheit und Not sollen und müssen der Rettermacht des Evangeliums weichen.

Über die relative Abgrenzung der inneren Mission gegenüber den socialen Bestrebungen bei aller inneren Zusammengehörigkeit der beiden hat Pastor Rahlenbeck-Berlin folgende Leitsätze für die zehnte Konferenz theologischer Berufsarbeiter der inneren Mission aufgestellt:

1. Die innere Mission ist die erweiterte Seelsorge der evangelisch-gläubigen Gemeinde an den in ihrem Seelenheil besonders bedrohten und der amtlichen Seelsorge einzeln wie in Massen entzogenen oder sich entziehenden Gliedern der Kirche.

2. Zu dieser Entfremdung und Verderbnis tragen außer der Sünde und den von jeher vorhandenen zeitlichen Übeln in der Gegenwart besondere Richtungen und Zustände auf dem Gebiete des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens bei, in welchen eine glaubenswidrige Weltanschauung sich auswirkt. Der aus dem Rationalismus hervorgegangene einseitige ökonomische Individualismus (A. Smith) hat, zum Materialismus vom Standpunkte der Besitzenden ausschlagend, sittlich-sociale Notstände gezeitigt, welche der inneren Mission erhöhte Aufgaben stellen. Andererseits strebt der aus dem Pantheismus hervorgegangene einseitige ökonomische Socialismus (C. Marx), zum Materialismus vom Standpunkte der Besitzlosen ausschlagend, einem kommunistischen Zukunftsbilde zu, welches für die von der inneren Mission zu pflegenden Gottesordnungen der freien, Gott ebenbildlichen Persönlichkeit, der Ehe und Familie, sowie für alle darauf gegründeten Bande der Autorität und Pietät keinen Raum mehr hat.

3. Für die innere Mission ist darum heute unerläßlich: sowohl die Kenntnis dieser seelenverderblichen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Richtungen und Zustände und ihrer gemeinsamen intellektuell-moralischen Wurzel, als auch die Einwirkung auf die Einzel- und Volksseele zu deren Überwindung im Geiste des Evangeliums durch das Zeugnis des Glaubens und den Dienst der Liebe.

4. Unter diesem Gesichtspunkte hat die innere Mission Stellung zu nehmen zu der neu erwachten evangelisch-socialen Bewegung. Letztere, ausgegangen von dem Versuch, die durch den materialistischen Individualismus bedrängten und durch den materialistischen Socialismus verhetzten Massen für die christliche Weltanschauung wiederzugewinnen und die Wiedergewonnenen zur Vertretung der ihr entsprechenden Grundsätze im öffentlichen Leben behufs Abstellung der sittlich-socialen Notstände zu vereinigen (Hofpred. Stöcker), und mehr oder minder bewußt gefördert durch private

und staatliche Veranstaltungen zur Pflege der Wohlfahrt für die wirtschaftlich und gesellschaftlich Benachteiligten (Fürsorge von Arbeitgebern und Vereinen, Versicherungs- und Schutzgesetzgebung), hat sich einerseits spontan in den Evangelischen Arbeitervereinen und andererseits mittelbar in dem evangelisch-socialen Kongreß ein wertvolles selbständiges Organ geschaffen.

5. Der Wert und die Selbständigkeit desselben darf aber von der evangelisch-socialen Bewegung nicht dahin überschätzt und überspannt werden, daß sie (mit P. Naumann „Zukunft" Nr. 74 und 75 und „Karlsruher Monatsblätter für Innere Mission", Februar 1894) beansprucht, die innere Mission zu sein, „wie sie heute nötig ist," und, in Verkennung der längst bewährten Wirksamkeit der inneren Mission im obigen Sinne (Denkschriften von Wichern 1849 und Central-Ausschuß 1884, Verhandlungen der 27 Kongresse für innere Mission), letztere nur auf das Altenteil der Einzelliebesthätigkeit zu setzen und zur interessierten Bundesgenossin des Kapitals herabzusetzen sucht. Und, wenn gar die evangelisch-sociale Bewegung darauf ausgeht, ein eigenes nationalökonomisches System (einen, wie man sagt, vom Materialismus gereinigten Socialismus) aufzustellen und eine politische Arbeiterpartei zu dessen Geltendmachung zu bilden (Anzeichen dafür bei P. Todt, Göhre, Naumann, Schall) — so löst sie das Band mit der inneren Mission und der Evangelischen Kirche überhaupt, da die Lebenswurzel Beider, das Evangelium von dem (nicht nur „antimammonistischen Prediger" und „leiblich speisenden Volksmanne", sondern) gekreuzigten und auferstandenen Gottessohne: die Versöhnung ist zwischen Gott und Mensch, und darum auch zwischen Individuum und Gemeinschaft, Arbeiter und Arbeitgeber, reich und arm, und unparteiisch nach oben und unten das Seelenheil als die höchste Gabe darbietet und das Sorgen darum in Buße und Heiligung wie das Leben danach in Glauben und Liebe und gewissenhaftem Haushalterdienste, auch mit den irdischen Gütern, zur höchsten Aufgabe macht.

6. Darum bescheide sich die evangelisch-sociale Bewegung dabei, der inneren Mission als ihr geschärftes Auge die Kenntnis jener seelenverderblichen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Richtungen und Zustände und deren gemeinsamer intellektuell-moralischer Wurzel zu vermitteln und der inneren Mission als ihr verlängerter Arm die Einwirkung auf die Einzel- und Volksseele zur Überwindung jener im Geiste des Evangeliums auf den erforderlichen neuen Wegen zu ermöglichen — wohingegen die innere Mission sich neidlos jedes thatsächlichen Fortschrittes freue, der, von ihren eigenen Organen nicht erreicht, der evangelisch-socialen Bewegung zu dem Ziele hin gelungen sein wird, daß die Kirche des lauteren Evangeliums wieder werde „das Gewissen der Völker auch für ihr wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben."

Wir können diesen Thesen im ganzen zustimmen, wenngleich die Notwendigkeit einer christlich-socialen Arbeiterpartei, wie sie England einst gesehen hat, oder doch einer alle Stände umfassenden „Christlich-socialen Partei", wie wir sie in Deutschland unter Stöcker's und Wagner's Führung haben, damit nicht bestritten werden kann und auch wohl nicht soll. Aber was politisch auftritt, darf nicht im Namen der Kirche und des

Evangeliums reden und muß jede Vermischung mit beiden sorgfältig vermeiden.

Überschauen wir nach diesen Grenzbestimmungen das Gebiet der inneren Mission, so dehnt es sich unendlich weit und reich vor uns aus: ein Garten Gottes mit allerlei Pflanzen und Bäumen, die unter dem Regen und Sonnenschein der göttlichen Gnade großgewachsen sind. Schäfer unterscheidet in seinem trefflichen Leitfaden der inneren Mission (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses) folgende Einzelgebiete: „Erziehung und Unterricht von Kindern — Erziehung und Bewahrung der Jugend — Rettung der Verlorenen — Bewahrung der Gefährdeten — Pflege der Gebrechlichen und Kranken — Verbreitung christlicher Litteratur — Kampf gegen sociale Notstände." Wurster in seiner „Lehre von der Inneren Mission" (Berlin, Reuther und Reichard) unterscheidet den Kampf gegen vorwiegend physische Notstände (die Pflege der Gebrechlichen und der Kranken), gegen vorwiegend sociale Notstände (die Linderung bestehender socialer Mißverhältnisse durch Einzelfürsorge und die Schaffung und Anbahnung neuer socialer Verhältnisse), den Kampf gegen vorwiegend sittliche und den gegen vorwiegend religiös-kirchliche Notstände. Zu letzteren beiden rechnet er die Bewahrung der sittlich Gefährdeten, die Rettung der Verlorenen, die Bekämpfung von Volkslastern, dann die gleichartige Ausdehnung der kirchlichen Wortverkündigung auf Gebiete, welche von dem geordneten Amte nicht erreicht werden, wie Diaspora, fluktuierende Bevölkerung, Massenbevölkerung, einzelne Berufsarten, welche der Kirche leicht entfremdet werden, und die besondere kirchliche Fürsorge für die Kinderwelt, weiter die Erweiterung des kirchlichen Gottesdienstes und der kirchlichen Seelsorge im Blick auf die Mittel (das gedruckte Wort — Bibelverbreitung, erbauliche Litteratur), endlich die qualitative Ergänzung der kirchlichen Wortverkündigung, also die Erhaltung des christlich-evangelischen Charakters unserer Volksbildung, die christliche Gemeinschaftspflege und die Evangelisation als besondere erweckliche Wortverkündigung.

Einen guten Überblick über das Arbeitsgebiet der inneren Mission bis 1883 giebt übrigens E. G. Lehmann: Die Werke der Liebe (Leipzig). P. Kruse in Langenberg teilt noch wieder anders ein:

1. Bestrebungen zur Pflege christlicher Erkenntnis:
   Bibelgesellschaften, Schriftenvereine, Traktatgesellschaften, Predigtverteilung, Sonntagsblätter, Kolportage, Volksbibliotheken.
2. Besondere Gottesdienste für Sonntagslose oder Kinder:
   (Hollandsgänger / Schiffer } Sonntagsschule, Kindergottesdienste).
3. Schutz der Gefährdeten:
   Jünglingsvereine, Gesellenvereine, Chr. Vereine junger Kaufleute, Chr. Vereine junger Männer, Herbergen zur Heimat, Mägdeherbergen und Schulen, Fabrikarbeiterinnenhospize, Jungfrauenvereine, Verein der Freundinnen.

4. Rettung der Verlorenen:
   Rettungshaus, Waisenhaus, Erziehungsverein, Gefängnisverein, Kampf gegen Unzucht (Asyle, Versorgungshäuser), Kampf gegen Trunksucht (Blaues †, Trinkerasyle, Guttempler, Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.)
5. Sociale Aufgaben:
   Armenpflege, Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen, Arbeitsnachweis, Volksküchen, Krippen, Kleinkinderschulen, Jugendhorte.
6. Krankenpflege:
   Diakonissen-Krankenhäuser, Kreis- und Synodalkrankenhäuser, Fürsorge für Idioten, Epileptiker, Irre, Krüppel, Blinde und Taubstumme.
7. Anstalten zur Ausbildung von Berufsarbeitern:
   Diakonissenhäuser, Diakonenhäuser, Rotes †, Ausbildung von Johanniter-Pflegerinnen, Diakonieverein, Johanneum.

Wir wollen nun, um die äußere Größe unseres Gebietes einigermaßen zu veranschaulichen, einige Zahlen und Daten aus den Einzelgebieten geben. Wir folgen dabei der Einteilung und den Angaben von Wurster. Also zuerst der Kampf gegen physische Notstände. Für Krüppel giebt es in Ludwigsburg 2 Stifte, in Reutlingen das Bruderhaus, in Stuttgart den Samariterverein (1885), in Nowawes bei Potsdam das Krüppelheim (1888), und in der Begründung sind Stationen in der Provinz Sachsen und im Rheinland begriffen. Für Blinde gab es in Deutschland 1891 32 Hauptanstalten und 7 Asyle bezw. Versorgungsanstalten, in denen sich zusammen durchschnittlich 2000 Blinde befanden. Für Taubstumme gab es 1892 93 Anstalten, dazu 3 Vorschulen und 2 Versorgungsanstalten. Für Idioten zählte man in Deutschland 1892 44 Anstalten, von denen nur 7 staatlich waren, (Sengelmann Barthold). In der Gemeindepflege waren 1891 1524 Diakonissen auf 846 Stationen thätig. Für Epileptische sind vor allem die Anstalten in Stetten im Remsthal (Württemberg) und in Bielefeld zu nennen, wobei auf der ersteren 1893 222 und auf der letzteren (Bodelschwingh) 1457 Kranke (verteilt in 39 verschiedene Haushaltungen und 130 kleinere Familiengruppen) waren. Ebenso beherbergt Neinstedt neben den Idioten Epileptische (Kobelt). In der erst seit 1876 bezw. 1878 in Deutschland eingeführten Ferienkolonie waren 1893 schon 28772 arme, schwächliche Kinder versorgt. Für Sieche giebt es besondere Siechenstationen in den Diakonissenhäusern zu Berlin (Bethanien), Dresden, Halle, Hannover, Kaiserswerth und Stuttgart, sowie gesonderte Siechenhäuser in Groß-Arnsdorf (Ostpreußen), Saalfeld, Großlichterfelde, Glatz und Mansfeld. Es kommt der Kampf gegen sociale Notstände. Die kirchliche Armenpflege besteht nun ja wohl in fast allen ev. Gemeinden Deutschlands und hat in Uhlhorn (Die kirchliche Armenpflege) einen trefflichen Darsteller gefunden. An Krippen oder Pflegestätten für Kinder armer Eltern von den ersten Wochen des Lebens bis etwa zum 3. Jahr gab es im Gebiet des deutschen Reiches 1874 42 mit 64 Diakonissen als Pflegekräften. Für die Gemeindustrie oder die Arbeitsbeschaffung für Hülfsbedürftige haben Gustav Werner und Pfarrer Faulhaber erhebliche Verdienste. Die

Wanderarbeitsstätten und Arbeiterkolonien sind Bodelschwingh's ureigenstes Verdienst. An ersteren zählte man Ende März 1894 811, die sich aber nach neuesten Angaben auf 737 vermindert haben sollen. An Arbeiterkolonien zählt man gegenwärtig 25, von denen 3 sich in Städten befinden (Berlin, Magdeburg, Hamburg) und 3 katholisch sind. Außerdem giebt es jetzt 4 Arbeiterinnenkolonien (Frauenheime) mit ähnlichen Zwecken in Himmelsthür bei Hildesheim, Großsalza bei Magdeburg, Borsdorf bei Leipzig und Tobiasmühle bei Dresden. Ev. Arbeitervereine giebt es gegenwärtig etwa 270 mit 70—80 000 Mitgliedern (Fischer). An Wohnungs- Spar-, und Baugenossenschaften von Arbeitern giebt es solche in Rendsburg, Berlin, Hannover, Göttingen, Bielefeld und anderw. Wir kommen zum Kampf gegen sittliche Notstände. Für die Kleinkinderpflege haben Fliedner und Freiherr von Bissing-Beerberg die Hauptverdienste in Deutschland. Besondere Mutterhäuser für Ausbildung von Kinderschwestern sind in Nonnenweier (Mutter Jolberg 1846), Karlsruhe (1852), Großheppach (1855), Breslau (1872), Halberstadt (1872). Eine ganze Reihe von Diakonissen-Mutterhäusern bildet, teilweise in besonderen Kleinkinderpflegerinnen-Seminaren, solche Schwestern aus, so Kaiserswerth (Fliedner), Dresden, Frankenstein, Nowawes, Stettin, Kassel, Bielefeld, Straßburg, Neuendettelsau, Berlin (Lazaruskrankenhaus) und Königsberg. Kinderhorte als Arbeitsschulen sowohl für Knaben wie für Mädchen giebt es in Darmstadt (seit 1828), in Weimar (seit 1853), in Heilbronn (seit 1859 bezw. 1881), in Berlin (Anfang der 80er Jahre); Knabenhorte neueren Stils (wesentlich zur Beaufsichtigung in den Freistunden, sowie angemessenen Beschäftigung und Unterhaltung) giebt es seit den 70er Jahren in Erlangen, Augsburg, München, Berlin, Stuttgart. Einen Lehrlingshort oder Lehrlingsunterhaltungsabend hat man seit 1889 in Stuttgart. Lehrlingsheims oder Jugendvereinshäuser giebt es in Stuttgart (seit 1857), in Leipzig (1883) und Berlin (April 1894).

Die Fürsorge für die konfirmierte weibliche Jugend hat zunächst zu Fabrikarbeiterinnen-Herbergen geführt (Metz, Freiburg, Stuttgart, M.-Gladbach), sodann zur Fürsorge für ihre hauswirtschaftliche Ausbildung (Worms, M.-Gladbach) und zu Feierabenden für Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen. Christliche Mägdehäuser für Mägdeberufsbildung giebt es in Berlin (Marthahof und Amalienhaus), Bautzen, Chemnitz, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Stuttgart, Braunschweig. Für stellenlose und wandernde Mädchen sind die Mägdeherbergen und der Verein der Freundinnen junger Mädchen, dem in Deutschland gegenwärtig etwas über 3000 Mitglieder angehören. Herbergen zur Heimat (Perthes) giebt es in Deutschland 426, in denen 15 462 Betten zur Verfügung stehen. Verhältnismäßig am meisten Herbergen haben das Königreich Sachsen (52), Brandenburg mit Berlin (51), und die Provinz Sachsen mit Anhalt (42). Das Kinderrettungswesen hat sich in Rettungshäuser (Zeller, v. der Recke, Wichern — Düsselthal, Beuggen, Rauhes Haus) und Erziehungsvereine (Bräm, Neukirchen — Elberfeld, Zürich, Basel, Barmen, Wesel, Bremen) gegliedert. Für verwahrloste Kinder höherer Stände giebt es nur eine Anstalt, das Paulinum im Rauhen Hause (Wichern 1852). Die Fürsorge für die verwahrloste konfirmierte Jugend hat J. Wichern durch einen Vertrag

vom 5. Dezember 1893 neu angeregt. Augenblicklich sind neben den G. Werner'schen Anstalten das Rauhe Haus, Züllichow, Gorbitz und noch 8 andere Anstalten in dieser Richtung thätig. Für die Gefangenen- und Entlassenenpflege wirken unzählige Gefängnis-Gesellschaften (Fliedner), Gefängnisvereine und Gefängnishülfsvereine; außerdem giebt es Asyle in Berlin (Stadtmission, Stöcker), Breslau, Dresden, Enger bei Herford, Görlitz, Hamburg, Liegnitz, München, Nürnberg. Den Kampf gegen die Unzucht führen die allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine (angeregt von dem Schreiber dieses und P. Philipps, Berlin), ferner 21 Asyle für Gefallene mit 85 Diakonissen als Pflegerinnen, Anstalten für nicht konfirmierte Gefallene (Siloah bei Pankow, Elim in Neukirchen, Pniel in Loschwitz und Eppendorf), Vorasyle (Elberfeld, Heinersdorff — Bethabara in Weißensee, Behrend), Versorgungshäuser (Bonn, Frl. Lungstras — Luisenhof bei Hamburg — Dresden, Kolmar, Marburg und anderw.), die verschiedenen Sittlichkeitsvereine und der Bund des weißen Kreuzes (Berlin, Generalsuperintendent Dr. Braun, Oberförster von Rotkirch). Für den Kampf gegen die Trunksucht haben in neuerer Zeit Lammers, Dr. Rindfleisch, Dr. Martius und P. Fischer (Barmen), letzterer als Vorkämpfer der Vereine des „blauen Kreuzes", die Hauptverdienste. Christliche oder humane Volkskaffeehäuser giebt es seit 1876 in Deutschland (Memel).

Wir kommen zu dem Kampf gegen vorwiegend religiös-kirchliche Notstände. Da giebt's und gilt's die Eingliederung und Unterordnung der noch nicht selbständig organisierten Diaspora des Auslands unter heimatliche Kirchenbehörden, die Sendung von Reisepredigern, Lehrern, Diakonissen, Kolporteuren, den Bau und die Unterhaltung von Kirchen, Pfarr- und Schul-, sowie Konfirmandenhäusern, wie solches alles der Gustav-Adolf-Verein und der lutherische Gotteskasten, die Chrischona bei Basel und das „Sternenhaus" bei Berlin, die Anstalten in Breklum, Kropp und Großingersheim, der reformierte Bund in Elberfeld und die evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika zu Barmen betreiben. Auch der Verein für Errichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten (1885) gehört hierher. Es gilt weiter Fürsorge zu üben für die fluktuierende Bevölkerung. Da sind die Hollandsgänger und Ziegler, die Schnitter oder Erntegänger, die Eisenbahn- Straßen- und Kanalarbeiter, die Flußschiffer und Seeleute, die Auswanderer u. s. w. In den deutschen Seemannsheims haben 1893 1093 Seeleute gewohnt, und an den von der deutschen Seemannsmission veranstalteten Gottesdiensten haben 6257 Seeleute teilgenommen. Zu empfehlen ist für Auswanderer der „Ratgeber für Auswanderer nach den vereinigten Staaten von Nordamerika" von Pastor Cuntz in Bremen (1894 in 11. Auflage). Für die Stadtmission als kirchliche Fürsorge für die Massenbevölkerung in größeren Städten sind Wichern und Stöcker bahnbrechend gewesen. Im Jahre 1893 wirkten in Berlin 39 Stadtmissionare und 4 Stadtmissionarinnen. Der evangelisch-kirchliche Hülfsverein unter dem Protektorat der Kaiserin (Mai 1888) hilft hier mit. Damit hängt auch die Berliner Predigtverteilung von Stöcker zusammen (1894 sonntäglich 130 000). Bei der Fürsorge für besondere Berufsarten, welche der

Kirche leicht entfremdet werden, ist besonders die für die Kellner zu nennen. Der Kindergottesdienst (Prochnow, Graf Bernstorff, Dalton, Tiesmeyer, Zauleck), hat in Deutschland jetzt etwa 5900 Gestaltungen mit ca. 35 000 Helfern und Helferinnen und ca. 750 000 Kindern. An Bibelgesellschaften bestehen in Deutschland mit der ältesten, Canstein'schen in Halle 33. Von ihnen wurden bis 1890 verbreitet 14 900 000 heilige Schriften. Rund 12 Millionen hat daneben bis 1890 die britische Bibelgesellschaft verbreitet. Für die Verbreitung erbaulicher Litteratur in Gestalt von Bibelerklärungen, kasuellen Schriftanwendungen, kirchengeschichtlichen Darstellungen und Schilderungen christlicher Lebensbilder, sowie von Gebetbüchern sorgen in Deutschland die Gesellschaften in Berlin, Hamburg, Barmen, Gernsbach, Herborn (Rinck, v. Gemmingen). Den Kampf um die evangelisch-konfessionelle Volksschule hat F. Zillessen mit unermüdlichem Eifer und großem Erfolge geführt (Verein zur Erhaltung der ev. Volksschule und Ev. Schulkongreß). Die Durchdringung der weltlichen Litteratur mit christlich-evangelischem Geist und die Verdrängung der schlechten Presse haben ein Mühlhäusser, ein G. Schlosser, ein Hülle, ein Engel, ein Noltenius, der Centralausschuß für innere Mission und der Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen (begründet durch Dr. Rocholl und den Schreiber dieses), sowie in jüngster Zeit der Verein zur Verbreitung guter Kolportagelitteratur (Berlin, U. Meyer, seit 1893) unermüdlich angestrebt.

Wir kommen endlich zur christlichen Gemeinschaftspflege, zunächst im Jünglingsverein. Hier sind Hesekiel, K. Krummacher, Seidel, Tiesmeyer bahnbrechend gewesen. Die sämtlichen deutschen Jünglingsbündnisse bilden seit 1887 eine Vereinigung, innerhalb deren der älteste und größte Jünglingsbund der Westdeutsche ist (1845). Neben den Jünglingsvereinen wirken die christl. Vereine junger Männer. Für die Gemeinschaftspflege unter Erwachsenen sowie für die Evangelisation sind J. v. Oertzen, Schrenk, Christlieb bahnbrechend gewesen.

Nachdem wir so eine Übersicht über das Gesamtgebiet der inneren Mission gegeben haben, kommen wir jetzt zu ihrer Bedeutung. Die innere Mission steht nicht im Dienst einer irdischen Macht, einer kirchlichen Partei; nur ein Banner kennt sie, das ist das Kreuz, nur eine Sendung, das ist die Barmherzigkeit, nur einen Lohn, das ist die Zusage ihres himmlischen Königs: Wahrlich, was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan. Die innere Mission hat sich landschaftlich gegliedert, aber jede ihrer Konferenzen, jeder ihrer Kreis-, Provinzial- und Landesvereine will nur ein kleines Glied im großen Ganzen der suchenden und wiederbringenden Liebe sein. Welches sind die Werke dieser Liebe? Nach Matth. 25 und nach alter kirchlicher Rechnung die Siebenzahl, wie sie Cornelius' Meisterhand in den Kartons zum Campo santo verherrlicht hat: Hungrige speisen, Dürstende tränken, Obdachlose beherbergen, Kranke pflegen, Tote begraben, Gefangene besuchen, Irrende zurechtbringen, Trauernde trösten. Das ganze Werk der christlichen Armenpflege tritt uns bei den beiden ersten Thaten vor Augen. Ein Luther, eine Katharina Zell, ein Joh. Val. Andreä, ein

Aug. Herm. Francke, eine Beata Sturm, ein Joh. Friedr. Oberlin, ein Freiherr von Kottwitz, ein Thomas Chalmers, eine Amalie Sieveking treten uns da vor Augen. Schäfer hat sie in seinem „Leitfaden", in der Einleitung uns klar und scharf vor Augen geführt. Auch in unserer Zeit hat die Armenpflege eine hohe Bedeutung. Jede Hebung, Erleichterung, Tröstung des Elends ist ein Beitrag zum socialen Frieden. Aber nur der wird auf dies Ziel wirksam hinarbeiten können, welcher von dem Grundsatze ausgeht: „Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit"; und welcher des höchsten Zieles auch der Armenpflege stets eingedenk bleibt, wie es Thomas Chalmers aufgestellt hat: „daß die Verwahrlosten und Empfangenden selbstthätige, wiederum Liebe übende Glieder der Kirche, der Gemeinde werden."

Das Herbergen Obdachloser erinnert ebenso an Joh. Falk wie an Clemens Perthes. Auf dem berühmten Kirchhof Weimars, neben den Fürsten der Dichtkunst ruht der schlichte Mann, der rechte Volksfreund, der Jugenderzieher und Vater verlassener Kinder, dessen Grabschrift lautet:

„Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christum frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
Kinder, die aus fremden Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen fleißig für ihn beten:
Weil er Kinder aufgenommen,
Laß ihn, Herr, mit allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen."

Und der andere, Clemens Perthes — welch' ein Herz hatte er nicht bloß für seine Studenten, sondern auch für eine andere Wanderschar! Wo -- so fragte er sich — ein Daheim für die reisenden Handwerksburschen inmitten der Unruhe und Verführung ihrer Wege? Und er schrieb ein Schriftchen über das Herbergswesen, welches bis in diese Stunde über ganz Deutschland hin gewirkt hat. O wie haben doch die Herbergen das vor Zerstörung bewahren helfen, was Elternhaus, Kirche und Schule in die Herzen der jungen Leute gepflanzt! Wie haben sie durch Darbietung eines christlich geordneten Gasthauslebens die zum Wandern gezwungenen jungen Handwerker vor der Sünde und Verführung bewahren helfen!

Pflege der Kranken und Begraben der Toten ist ein weiteres Werk der Barmherzigkeit. Wie haben doch die zahllosen, seit Fliedner's erster Gründung entstandenen Diakonissen-Mutterhäuser es verstanden, zur unbezahlten und unbezahlbaren Krankenpflege zu erwecken und zu erwärmen! Wie sucht dies auch der von Professor Zimmer (Herborn) in jüngster Zeit begründete Diakonie-Verein in freieren Formen zu erreichen! Aber doppelt betrübend ist es, daß so viele Frauenkräfte, die zu Hause frei kommen könnten, doch immer noch ihr Pfund im Schweißtuch begraben und ihre Tage in halbem oder ganzem Müßiggang verzehren, während die Kranken auf sie warten. Ziel der Krankenpflege ist ja Heilung und Genesung oder doch Besserung für den armen Leib. Aber wie hat doch gar mancher in einem christlichen Krankenhause auch schon geistlichen Segen empfangen! Denn die Einrichtungen und der ganze Geist des Hauses

sind danach, um das Wachstum dieser Frucht zu erleichtern. Wie mancher hat in einem ganz weltlichen Leben hier zum ersten Male wieder das Wort Christi gehört, und während das Leiden den Herzensacker auflockerte, hat der Same dieses Wortes eindringen können!

Gefangene besuchen — ein weiteres Ziel! O wie grollen doch hinter den Riegeln und Gittern unzähliger Gefängnisse und Zuchthäuser verlorene Existenzen, Trauer auf den finsteren Stirnen, Fesseln an den Händen, Brandmale im Gewissen! Aber auch hier will der König der Könige verweilen, und durch seinen Geist und sein Wort soll selbst das Gefängnis aus einer Stätte des Jammers zu einem Denkmal fürsorgender Liebe und einer Stätte des Segens werden. Jesu Amtsantritt zu Nazareth war die Anwendung der Weissagung: „Gott hat mich gesandt, zu predigen den Gebundenen eine Öffnung," sein Ausgang auf Golgatha das Wort an den sterbenden Schächer: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." O, die Geschichte der entlassenen Sträflinge ist nur zu oft, wie wir in einem früheren Abschnitt gesehen, eine Geschichte gewaltthätiger oder verzweifelnder Rückfälle. Wie sollten da Vereine dasein, welche ebenso die Entlassenen unterbringen, wie während der Gefängniszeit die Unterstützung der mitgeächteten, zwiefach verlassenen Familienglieder in die Hand nehmen! Und sie sind da. Das Bild und der Geist einer Elisabeth Fry und eines Theodor Fliedner haben nicht umsonst in der evangelischen Kirche geleuchtet. Unzählige mühen sich auf diesem Wege an der Rettung der Einzelnen, an Minderung der Zahl der Verbrecher im großen.

Irrende zurechtbringen — ein weiteres Ziel! Das ist das ganze große Gebiet der Rettung der Verlorenen in Magdalenien, Trinkerasylen, Arbeiterkolonien, Stadtmission, Arbeiter- und Arbeiterinnenvereinen. „Liebe Brüder," sagt Jakobus in seinem Briefe, „so jemand unter euch irren würde von der Wahrheit und jemand bekehrte ihn, der soll wissen, daß, wer einen Sünder bekehrt hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden." Ja, die Liebe bringt auch heute noch wieder, was verirrt, verwirrt und verkommen ist und was doch in all seinem Trotz seufzend und sehnend ist nach einem Quell der Versöhnung und des Friedens. Wie treten uns hier die Bilder eines Chr. Fr. Spittler (1782—1867), Chr. Gottlob Barth (1799—1862), Joh. Hinrich Wichern (1808—1881), Sixt Karl Kapff (1805—1879), Viktor Aimé Huber (1800—1869), Adolf Stöcker, Wilhelm Baur, Fr. v. Bodelschwingh leuchtend hell entgegen! Rettung der Menschen aus ihrem Sündenverderben, wie sie nur durch eine wirkliche Herzensbekehrung zum Herrn als gesichert gelten kann — das war und ist dieser aller Ziel und Arbeit.

Nun aber das letzte Werk der Barmherzigkeit: Trauernde trösten! Die innere Mission will glauben lehren und durch den Glauben ewigen Trost ins Herz bringen. Dahin gehört all die Verbreitung christlicher Litteratur, wie die Seelenpflege in Stadtmission und Gemeindepflege. Die innere Mission will alle Mühseligen zum Herrn zurückrufen und der tausendzüngigen Presse des Unglaubens, die im Dienste finsterer Mächte

ſteht, eine tauſendzüngige Preſſe des Glaubens entgegenſtellen. So hat die innere Miſſion bisher gewirkt, ſo wird ſie auch weiter wirken zum Heil und Segen unſeres Volks.

Und nun zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die verwandten katholiſchen Beſtrebungen.

Die römiſch-katholiſche Kirche hat in unſerem Jahrhundert auch eine reiche Weiterentwicklung ihrer charitativen Beſtrebungen erlebt. Nicht ohne Mithülfe dieſer Thatſache (ich nenne nur Namen wie Ketteler, Kolping, Hitze) iſt das Ideal einer päpſtlich-katholiſchen Nation im katholiſchen Deutſchland faſt erreicht. Deutſchland iſt auf allen Gebieten augenblicklich der Mittelpunkt der römiſch-katholiſchen Welt. Und der deutſche Katholicismus iſt immer noch in ſeinen beſten Vertretern der edelſte und innigſte der Welt. Es geht alſo auch ohne die Jeſuiten und es geht beſſer ohne ſie! Dabei iſt ja der Unterſchied zwiſchen katholiſchen und evangeliſchen Vereinen ſtets feſtzuhalten, daß in erſteren, wie Schäfer ſagt, im ganzen ein mehr weltförmiger Ton herrſcht; „Tanz und theatraliſche Aufführungen kommen nicht ſelten bei den Vereinsfeſten (der Geſellenvereine) vor.“

Wir ſind am Ende. Sagt man uns: ſchon nahe trotz aller dieſer Beſtrebungen die ſociale Revolution, ſchon ſei ſie unter blutrotem Banner die wilde Geſtalt, die alle bisherigen Ordnungen mit einem Schlage vernichten könne, wenn ihre Stunde komme, wir fürchten — trotz allem — dieſen entchriſtlichten Socialismus, der, mit oder ohne Syſtem, immer mit dem Mammonsſinn im Bunde iſt, nicht. Unſer Glaube iſt kein überwundener Standpunkt, ſondern er iſt und bleibt der Sieg, der die Welt überwunden hat. Seien wir nur fleißig, ihn in der Liebe zu erweiſen!

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Weber, Lic., **Ansprachen** für evangelische Arbeiter-, Bürger-, Volks- und Männervereine. 4 M., geb. 4,80 M.

Bedenken, Christliche, über modern-christliches Wesen. Von einem Sorgenvollen. 4. Aufl. 1,80 M., geb. 2,50 M.

Claassen, J., **Die sechs Giftbäume im deutschen Felde und der Lebensbaum.** Neue Ausgabe. 1 M.

Freybe, Dr. Albert, **Das deutsche Haus** und seine Sitte. 2,20 M., geb. 3 M.

Grau, Prof. D. Rud. Fr., **Die Judenfrage** und ihr Geheimnis. Erm. Pr. 50 Pf.

Grimelund, U., **Die Geschichte des Sonntags.** Ein Beitrag zur Lösung der Sabbathsfrage. Aus dem Norweg. Erm. Pr. 40 Pf.

Kruse, Friedrich, **Lade die Krüppel ein!** Ein Wort über die Fürsorge für die Verkrüppelten. 40 Pf.

Martius, Dr. W., **Die innere Mission**, ihre Bedeutung und ihr Wesen, ihr Verhältnis zu Kirche und Staat. Ein Wort zur Orientierung und zur Mahnung. 2 M., geb. 2,60 M.

— — **Die jetzigen deutschen Mäßigkeitsbestrebungen** und ihre Vertretung durch Fachblätter. Eine kritische Übersicht. 60 Pf.

— — **Die christliche Nüchternheit.** Eine Schrift- und Zeitbetrachtung. 60 Pf.

Müller-Eggen, J., **Ein Blick auf unsere Zeit.** Aus dem Norwegischen von P. Hansen. 3 M., geb. 3,60 M.

Rahlenbeck, H., **Fürsorge für die konfirmierte weibliche Jugend.** 60 Pf.

Schäfer, P. Th., **Im Dienst der Liebe.** Skizzen zur Diakonissensache. 1 M., geb. 1,50 M.

— — **Die innere Mission in der Schule.** Ein Handbuch für den Lehrer. 2,40 M., geb. 3 M.

— — **Praktisches Christentum.** Vorträge aus der inneren Mission. 2 Teile à 2,40 M., geb. à 3 M.

Steude, Lic. E. **Christentum und Naturwissenschaft.** Ein Beitrag zur Apologetik. 2,40 M.

Wacker, E., **Samariterliebe.** Skizzen und Betrachtungen zum Evangelium vom barmherzigen Samariter. Mit einem Holzschnitt. Neue Ausg. 1,80 M., geb. 2,75 M.

Monatsschrift für innere Mission mit Einschluß der Diakoninie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohlthätigkeit. Herausgegeben von P. Theodor Schäfer. Jährlich 6 M.

Digitized by Google

b89006643365

b89006643365a

Digitized by Google

Digitized by Google

A000444345